
3 1761 09701895 6

Dr. phil. Friedrich Helmers.

Grüne

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben

von

Dr. Johannes Müller

[3.25.]

Dritter Band





als Manuskript gedruckt

1900



Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal. Sie tragen einen durchaus vertraulichen Charakter. Deshalb werden sie nur als Manuskript gedruckt und erscheinen nicht in der Öffentlichkeit. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem Herausgeber zu beziehen. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts ist untersagt.

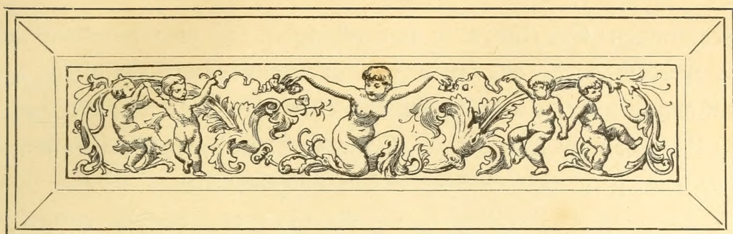
Bestellungen, Zahlungen u. s. w. werden

An den Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Leipzig

erbeten, von wo aus die Hefte direkt versandt werden, alle Äußerungen über den Inhalt u. s. w. aber an den Herausgeber Dr. Johannes Müller in Schliersee.

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (inkl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 2 G., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R. Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte stehen zum Preise von 1 Mk. zur Verfügung. Einbanddecken für einen vollständigen Jahrgang sind für 1 Mk., gebundene Exemplare für 4,30 (Ausland 5) Mk. zu haben. Die bisher erschienenen Bände und Hefte können jederzeit noch bezogen werden.

Inhalt.



Der Beruf und die Stellung der Frau.

Erster Aufsatz.

1.

Zu den Problemen, um deren Lösung sich unsre heutige Zeit mit Eifer müht, gehört auch die Frauenfrage. Die Bewegungen und Wandlungen in den Anschauungen über den Beruf und die Stellung der Frau sind nun keineswegs neu, sondern wohl so alt wie das menschliche Geschlecht. Geschichte und Völkerkunde erzählen uns von merkwürdigen Entwicklungen und seltsamen Erscheinungen auf diesem Gebiete von der Urzeit bis in die Gegenwart. Das Problem der Frau als solches hat niemals völlig geruht, wenn es auch oft durch lange Zeiten hindurch nicht in merkbaren Wandlungen zu Tage trat, sondern in seiner Bewegung unter festen Verhältnissen und allgemein anerkannten Sitten verborgen blieb. Denn im Grunde ist es in jeder Ehe, die jemals geschlossen wurde, lebendig geworden und hat schließlich darin irgendwelche Lösung oder Abfindung für den Einzelfall gefunden. Der Unterschied zwischen heute und früher ist nur der, daß es in unsrer Zeit der Journale und Kongresse zu öffentlicher Verhandlung und agitatorischer Maßreglung gelangt ist, während es sich früher in der Stille und Verborgenheit eines Naturprozesses bewegte, und Sitte und Gesetze nur seinen jeweiligen Stand im Leben der Menschen sanktionierten. Man vergißt unter den heutigen

Verhältnissen natürlich auch nur allzusehr, daß es nie dadurch gelöst werden wird, daß man zeit- und naturgemäß revidierte Anschauungen allgemein ausbreitet und einprägt, sondern nur dadurch, daß Menschen in ihrer ganzen Existenz und in ihrem Gemeinschaftsleben eine persönliche Lösung finden und darstellen.

Aber es handelt sich vor allem in der ganzen modernen Frauenbewegung gar nicht um die Frage der Frau als solcher, wenn sie dadurch auch mit aufgerührt worden ist und vor allem bei denen, die gegen den Strom schwimmen, ernste Beachtung gefunden hat. Die Frauenfrage von heutzutage besteht in der Zusammenfassung ganz verschiedenartiger Zeitbewegungen auf einem Spezialgebiete. Die Frauenbewegung umfaßt die modernen geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Strömungen, soweit sie die Frauenwelt angehn. Der Kampf um ausreichende Daseinsmittel, wobei allerdings der Gesichtspunkt gerechter Verteilung, der ihm sonst sein für unsre Zeit charakteristisches Gepräge giebt, zurücktritt, die Bemühungen um Gleichstellung und Verselbständigung aller Individuen und die Sehnsucht nach einem befriedigenden Lebensinhalt und persönlich freier Lebensführung: alles das drängt sich in der Frauenbewegung zusammen nach der besonderen Richtung zur Besserung und Hebung der Lage der Frau. So verschiedenartig und zum Teil gegensätzlich diese Strömungen sind, und so verschiedene Schichten der Frauenwelt die eine und die andere in Mitleidenschaft ziehen, sie haben sich in dem einen Flußbett der Frauenfrage gesammelt und hierin gegenüber ihrem allgemeinen Quellgebiete einen selbständigen Strom gewonnen.

Innerlich einheitlich ist die Frauenbewegung natürlich dadurch nicht geworden. Das ist unmöglich bei den verschiedensten Ausgangspunkten und Interessen, denen wir darin begegnen. Bald überwiegt das eine bald das andere Element. Aber sie hat eine einheitliche Richtung eingeschlagen, und die heißt Emanzipation. Damit trägt die Frauenbewegung den Stempel des 19. Jahrhunderts. Man meint, die vorliegende Not der Frau dadurch heben zu können, daß man ihr zu einer selbständigen Stellung

verhilft, sie von den Schranken der bisherigen Sitte befreit und ihr das ganze Feld beruflicher Thätigkeit öffnet, das bisher der Mann beherrschte. Das ist das Gemeinsame der heutigen Frauenbewegung. Die verschiedenen Parteien in ihr unterscheiden sich nur dadurch von einander, wie weit sie in dieser Richtung gehen. Aber die Richtung selbst ist die gleiche. Die radikalen wollen die völlige Emanzipation, die konservativen keine, die Mittelpartei eine halbe, beschränkte, verklausulierte. Aber um die Emanzipation dreht es sich bei allen.

Ich halte diese Richtung für eine Verirrung, und da man auf einem falschen Wege wohl zu einem Ende, aber nicht zum beabsichtigten Ziele kommen kann, wird die ganze Bewegung das Problem nicht lösen, sondern nur noch mehr verfitzen. Der Beweis dafür liegt, wie wir sehen werden, jetzt schon deutlich vor Augen. Die gegenwärtige Notlage der Frau ist eine notwendige Folge unsrer Pseudokultur, bei der wir uns für alle unsrer Zeit eigentümlichen Notstände zu bedanken haben. Eines ihrer Elemente ist die äußerlich gefaßte und mechanisch gehandhabte Emanzipation auf allen Gebieten und nach den verschiedensten Richtungen. Dann kann jedoch die Anwendung der konsequenten und prinzipiellen Emanzipation den Notstand nur steigern, aber niemals heben.

Wie alle Probleme, die Mißgeburten dieser Pseudokultur sind, lösen wir auch die Frauenfrage nur dadurch, daß wir der Pseudokultur die wahre Kultur entgegenstellen und durch ihre Verwirklichung die Verwüstungen und Verirrungen, die Mißstände und Nöte, die jene geschaffen hat, überwinden. Mögen also andere sich durch die Losung Emanzipation verleiten oder konsternieren lassen, wir wollen versuchen, der Sache und dem Schaden auf den Grund zu kommen, indem wir sie als Auswirkung der Pseudokultur verstehen, und dann den Weg abstecken, den uns die wahre Kultur zur Lösung der Frauenfrage weist. Man meine aber nicht, daß damit eine prinzipielle Opposition gegen alle Emanzipationsforderungen gegeben wäre und eine Reaktion gegen jeden Fortschritt auf diesem Gebiete. Es werden viele und vielleicht

selbst manche radikale Postulate der modernen Frauenbewegung auch uns sich ergeben, aber in einem ganz andern Sinne. Ihr Rechtsgrund und ihre Bedeutung wird eine andre sein. Das Gemeinsame wird sich auf das Äußerliche beschränken.

Zu dem einen Grundfehler tritt aber noch ein andrer. Die moderne Frauenbewegung steht mit ihren Forderungen auf einem unhaltbaren Rechtsgrund. Wenn man ihn nicht immer wieder als ausgesprochenen oder vorausgesetzten Vordersatz entdeckte, würde uns schon die Richtung, die sie eingeschlagen hat, darauf hinweisen. Denn alle Emanzipationsbewegungen gehen im letzten Grund auf die praktischen Errungenschaften des Vernunftzeitalters zurück, die die französische Revolution formulierte. Auch die Frauenfrage in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist eine Nachgeburt dieser Zeit. Sie hat jene Aufklärung zum Vater und die soziale Not zur Mutter.

Ihr Rechtsgrund ist die proklamierte Gleichheit von Mann und Weib. Damit fußt sie auf einem vorgefaßten Vernunftaxiom, aber nicht auf der Wirklichkeit. Sie ist infolgedessen in ihrem Wesen rationalistisch, nicht empiristisch, und ihre Sätze ergeben sich dogmatisch, nicht analytisch. Das wäre nicht so verhängnisvoll, wenn ihr Grundsatz der Wirklichkeit entspräche, aber das ist nicht der Fall. Denn die Natur zeigt uns eine durchgängige Verschiedenheit zwischen Mann und Weib.

Wollen wir aber Lebensprobleme lösen, so müssen wir uns ängstlich vor allen vorgefaßten Meinungen und dogmatischen Sätzen hüten und uns unvoreingenommen auf den festen Boden der Natur und Wirklichkeit stellen. Denn die Lösung der Probleme erfolgt überall dadurch, daß wir den thatsächlichen Verhältnissen nach allen Seiten hin gerecht werden. Wenn wir aber von einem unhaltbaren Vernunftsatze aus die Wirklichkeit nach Utopien, die sich aus ihm ergeben, reformieren wollen, so geraten wir in die Unnatur. Und wenn man Notstände durch unnatürliche Maßregeln zu heilen sucht, zu welchen Verirrungen muß das führen! Die notwendige Folge ist eine trostlose Verfahrenheit der schwierigen Verhältnisse und die verhängnisvollsten Auswirkungen auf allen in

Mitleidenschaft gezogenen Gebieten. Das sind keine schwarzseherischen Ausblicke in die Zukunft, die ich ausspreche, sondern erschütternde Einblicke in die gegenwärtige Lage, in die wir bereits geraten sind. Es ist gar nicht auszusagen, für welches Unheil wir uns bei der Frauenbewegung auf dem Gebiete der weiblichen Bildung, der Ehe, der Kindererziehung und des geschlechtlichen Lebens zu bedanken haben.

Unser Rechtsgrund kann dem gegenüber nur die Natur sein. Die eigentliche Stellung und der eigentliche Beruf der Frau kann sich nur aus ihrer eigentümlichen Natur ergeben, wobei man dem Gemeinsamen und Verschiedenen zwischen Mann und Frau in gleicher Weise gerecht werden muß. Gründen wir uns aber auf die empirisch vorhandene Wirklichkeit der Frauennatur, so müssen wir jede von vornherein gefaßte und fixierte Anschauung, mag sie von rechts oder links kommen, ablehnen und aus ihrer Untersuchung allein die verbindlichen Postulate zu gewinnen suchen. Darin dürfen uns allerdings ebensowenig die vorhandenen Verhältnisse wie aprioriſche Vernunftsätze stören. Denn die traditionelle Stellung der Frau braucht nicht die naturgemäße zu sein. Ja aller Wahrscheinlichkeit nach muß hier etwas faul sein, sonst gäbe es keine Frauenfrage.

Endlich tritt bei genauerer Betrachtung der heutigen Frauenbewegung noch ein dritter Grundfehler zu Tage, der sich verhängnisvoll ausgewirkt hat. Es ist das die Schwäche alles agitatorischen Vorgehens in der rechten organischen Auffassung und Behandlung eines Problems. Man steht vor bestimmten Notständen, mißlichen Lagen und bedenklichen Erscheinungen, und der Blick wird vollständig davon gebannt. Die Folge ist, daß man sie in der Betrachtung und Behandlung isoliert, über dem Anormalen das Normale vergißt oder vernachlässigt, dessen Mißbildung doch jenes nur ist, das Spezielle verallgemeinert, das Nebensächliche zum Wesentlichen macht, das Außergewöhnliche zum Maßstab des Gewöhnlichen nimmt und für den organischen Zusammenhang Sinn und Augenmaß verliert.

Das ist auch das Schicksal der Frauenfrage gewesen. Der Ausgangspunkt war in der Hauptsache die Abnahme der Eheschließungen und die dadurch entstandene Notlage der unverheirateten alleinstehenden Mädchen. Dieser Notstand wurde so von seinen Voraussetzungen isoliert, daß niemand an die Klärung und Hebung seiner Ursachen dachte. Sonst hätte man gefunden, daß die Frauenfrage eine Ehefrage ist, und die Frauennot Ehenot ist, deren außereheliche Übel nur der Gegenstand der Frauenbewegung sind, während über die innerehelichen ein vielsagendes Schweigen gewahrt wird. Infolge der Isolierung der vorhandenen Notlage vergaß man weiter, daß es sich hierbei um Ausnahmezustände handelt, und machte die Frage des unverheiratet gebliebenen Mädchens zur Frage der Frau schlechthin, was doch dasselbe ist, als ob man die Junggesellenfrage zur Männerfrage machen wollte. Ja man vergaß die Frau über dem ledigen Mädchen, man vergaß das ehefrauliche Element in der Weiblichkeit. Eine weitere Folge der Verallgemeinerung war die, daß die Hilfsaktion, die man betrieb, sich nicht nur auf die Ausnahmeerscheinungen richtete, sondern auf die gesamte weibliche Hemisphäre der Menschheit, daß es sich nicht um eine Nothilfe für die schwierige Lage der Ehelosen handelte, sondern um eine Reformation der Stellung der Frau überhaupt, und daß man in den Maßregeln gegenüber der Notlage nicht bloß einen Notbehelf, sondern die Lösung des Problems selbst sah, dessen üble Auswirkungen man doch höchstens nur damit vertreiben konnte. Von da ist es dann nur eine natürliche Konsequenz, daß das Anormale der Maßstab des Normalen wurde. Die Selbständigkeit der notgedrungen alleinstehenden Frau, die man zu erringen suchte, eignete man auch der verheirateten Frau zu, und im Enthusiasmus über die Existenzmöglichkeit alter Jungfern im Leben und Daseinskampf diskreditierte man das eheliche Dasein als das zweifelhafte Glück schwächlicher und unselbständiger weiblicher Individuen.

Diese kritischen Schlaglichter auf die Frauenbewegung sollen nur den allgemeinen Fehler der oberflächlichen, summarischen und

überspannenden Art agitatorischer Behandlungsweise exemplifizieren und keine Kritik ihres Vorgehens und Programmes darstellen. Um kritisieren zu können, bedarf es eines gemeinsamen Grundes, einer gemeinsamen entscheidenden Instanz. Da wir uns aber auf einen andern Grund stellen und die Frauenbewegung in ihrem Ausgangspunkt, ihrer Methode und ihrem Wege verfehlt finden, müssen wir sie als solche, wie sie ist, von vornherein und vollständig ablehnen und können ihr nur positiv die nach unsrer Meinung richtige Lösung entgegenstellen, wobei sich allerdings im Einzelnen zeigen wird, was von ihren konkreten Forderungen zu halten ist.

2.

Wenn wir überhaupt das Streben nach einer fortschreitenden Entwicklung in der Bildung des Menschen und in der Gestaltung seiner Verhältnisse — und das allein verdient doch den Namen Kultur — an einem Ziele orientieren wollen, so kann es nur in der Bestimmung des Menschen als Individuum und Gemeinschaft bestehen, wie sie sich aus seiner Natur ergiebt. Religiös ausgedrückt: das Ziel der Entwicklung und die Aufgabe der Menschheit ist die Verwirklichung des Schöpferwillens Gottes, wie er anlageartig und potentiell im kreatürlichen Bestande der Menschheit zu Tage tritt. Wenn also die wahre Kultur in der Bildung des menschlichen Wesens zur Höhe seiner Bestimmung und in der völligen Unterwerfung aller Verhältnisse und Daseinsmittel unter diesen einzigen Zweck des Menschengeschlechts besteht, so muß sie der Frau den Beruf und die Stellung geben, die ihrer Natur entspricht, ihre Bestimmung erfüllt und damit ihr ursprüngliches Empfinden befriedigt.

Zu den festesten und unverrückbaren Naturgrundlagen des menschlichen Geschlechts gehört die Verschiedenheit zwischen Mann und Weib. Es ist ein erstaunliches Wunder, diese tiefgehende und durchgängige Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht bei dem einen menschlichen Wesen, das ihnen gemeinsam ist, die Zwiespältigkeit in der

Einheit, die so tiefgehend und feststehend ist, daß sie keinerlei Wandlungsfähigkeit der Individuen zu verwischen imstande ist. Zentral im Geschlechtsleben begründet, prägt sie sich im ganzen geistleiblichen Bestande aus und äußert sich allenthalben in Bewegung und Verhalten. Ihre Einflußsphäre ist grenzenlos, gleich stark im Äußerlichsten und Innerlichsten. Wie sie sich in der Haltung des Körpers und in der Bewegung der Glieder zeigt, so offenbart sie sich auch in einer Verschiedenartigkeit des Denkens. Ja selbst das religiöse Leben und die persönliche Gestaltung ist darnach differenziert.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, die Gegensätze und verschiedene Art im Einzelnen zu schildern, sondern nur diese Naturgrundlage als festen Ausgangspunkt zu konstatieren. Die hauptsächlichsten Momente werden ja gehörigen Orts zur Sprache kommen. Einen vollen anschaulichen Begriff der Verschiedenheit des ganzen Menschen im Mann und Weib zu geben, dürfte überhaupt unmöglich sein. Aber wer nicht blind und unempfindlich gegen die Naturerscheinung des Menschen ist, der hat davon einen starken unmittelbaren Eindruck, dessen markant hervortretende Züge auch einem jeden zur klaren Erkenntnis kommen werden, sobald er seine Aufmerksamkeit darauf richtet.

So erstaunlich verschieden aber die beiden Geschlechter sind, so auffallend entsprechen sie sich. Alle Verschiedenheiten legen lautes Zeugnis davon ab, daß Mann und Weib zu ihrer Existenz auf einander angewiesen sind, und in der gegenseitigen Anziehung, die sie auf einander entfalten, tritt als instinktiver Zug und Trieb zu Tage, was ihre ursprüngliche Bestimmung ist, sich in jeder Beziehung zu ergänzen, zusammenzuschließen und zusammenzuwirken. Nur in der Vereinigung von Mann und Weib zeigt sich die volle Wahrheit des Menschen, und nur das einheitliche, harmonische Gefüge von männlichem und weiblichem Geschlecht bildet die Menschheit.

Die Verschiedenheit des Geschlechts eignet dem Menschen ursprünglich. Vor allen Daseinsgestaltungen, vor aller beruflichen Entfaltung und sozialen Schichtung des Menschenlebens vorhanden

gehört sie zum menschlichen Wesen als solchem und hat auf diesem Gebiete vor allem ihre Bedeutung. Deshalb gehört die Frauenfrage im eigentlichen Sinne ausschließlich in den Bereich der Aufklärung über das menschliche Wesen. Hier allein gewinnen wir den Blick für den wirklichen Beruf und die wahrhaftige Stellung der Frau. Die Behauptung, daß die Züge der weiblichen Natur, wie wir sie heute sehen, eine Folge der einseitigen sozialen Behandlung und Stellung des Frauengeschlechts in der Geschichte der Menschheit seien, ist eine Verkennung dieses Thatbestands und eine Rückwirkung des falschen Angriffspunkts der Frauenbewegung, die auf das Berufsleben und die soziale Stellung der Frauen in erster Linie ihre agitatorischen Bemühungen richtete.

Die geschlechtliche Verschiedenheit dient der Erhaltung und Kultur des menschlichen Wesens. Auf der Ergänzung und dem Zusammenwirken von Mann und Weib ruht nicht nur die Erhaltung der Art, sondern auch die Förderung und Kultur der Art und nicht nur die Entwicklung der Gattung, sondern auch die Bildung und Vollendung des Individuums, ob es Mann sei oder Frau.

Die Grundbestimmung, die aus der ganzen körperlichen Natur und Bildung des Weibes spricht, der ihre seelische Verfassung ganz gemäß ist, ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Deshalb ist ihr allgemeiner Beruf für die Gesamtheit, Mutter zu werden. Und das Recht auf Mutterschaft ist das Grundrecht und Naturrecht der Frau als solcher.

Das ist das beherrschende objektive, im Organismus liegende und sein Wachstum treibende Ziel der ganzen körperlichen und seelischen Entwicklung des Weibes, das sich in allen Erscheinungen und Bewegungen des Lebens offenbart. Alles bis in die letzten Fasern der Nerven und Äderchen des Blutlaufs, bis in die oberflächlichsten Schwingungen der Seele ist hiervon abhängig. Es giebt nichts, was davon losgelöst wäre, und es ist durchaus verkehrt, dies Prinzip der weiblichen Natur als eine Sondererscheinung in ihr anschauen zu wollen. Natürlich bleibt dieser dunkle Drang in seiner Bedeutung unerkannt, bis er sich in seiner Erfüllung offen-

bart. Wenn man auch schon eher davon weiß, erst dann kommt die erfahrungsmäßige Klarheit der erfüllten Bestimmung, die sich in voller Befriedigung, in dem sichern Gefühle der Daseinsberechtigung und in starkem Selbstbewußtsein äußert. So hat die Natur nach keiner Seite hin einen Zweifel darüber gelassen, was der Beruf der Frau ist.

Demgegenüber sind alle, denen das Mutterglück versagt bleibt, Märtyrerinnen der Verhältnisse oder Kranke, in gleicher Weise unsers Mitleids und lindernder Liebe wert. Wenn man es nicht eingesteht, so dürfen wir das nicht übel nehmen. Das Geständnis spricht nicht nur aus den Linien der Entsagung, sondern auch aus dem Ersatz, den man sucht, und wenn es Hunde oder Katzen wären. Ich sage das nicht, um wehe zu thun, sondern um denen entgegenzutreten, die die Allgemeingültigkeit dieses Berufs der Frau einschränken und ihn wohl gar als eine besondere Neigung hinstellen möchten. Es wäre wahrlich schrecklich, wenn die Entartung der Instinkte schon soweit, bis auf den tiefsten Grund des weiblichen Wesens gedrungen wäre! Demgegenüber spricht die Wahrheit der weiblichen Bestimmung naiv und ursprünglich aus dem Geständnis älterer Mädchen, das man hier und da hören kann, daß sie schließlich eines Mannes wohl entraten könnten, wenn sie nur ein Kind ihr eigen nennen dürften.

Weil die Bestimmung des Weibes ist, Mutter zu werden, deshalb ist ihr Wesen Hingabe an den Mann. Aus der unbewußten Liebe zum Kind stammt die Liebe zum Mann. Die Gegensätzlichkeit der Menschenart, wie sie sich in den beiden Geschlechtern ausprägt, erweckt gegenseitiges Interesse, das überall der eigentümliche Reiz einer aus Männern und Frauen gemischten Gesellschaft ist. Die der eigenen Individualität entsprechende Frauenart berührt angenehm und zieht ungeheuer an. Aber erst der Geschlechtstrieb schafft daraus die Liebe. Ohne Bewegung in den dunklen Qualitäten, die sein Element sind, wird das immer Freundschaft bleiben. Ohne sinnliche Regung keine Liebe zwischen Mann und Weib — aller Prüderie zum Trotz. Als Liebe zum Mann,

als Zug der Hingabe an den Mann kommt der Muttertrieb zuerst zum Bewußtsein. Aber das ist nur die unterste, grundlegende Schwingung in ihr, der dunkle Grundton in der klaren Empfindung, für den Mann da zu sein, in ihm die notwendige Ergänzung zu finden. Für die Gattung ist Mann wie Frau nur Mittel zum Zweck, für die Individuen sind beide Selbstzweck. Der Mann allein, der liebt und geliebt wird, löst das Rätsel, das jede Frau darstellt, und die Frau allein, die liebt und geliebt wird, läßt den ganzen Mann gedeihen. Deshalb ist ihr spezieller Beruf, Weib eines Mannes zu sein. So entspricht der Einheit von Gattungswesen und besonderer Persönlichkeit im Individuum die Einheit von Mutterinstinkt und Liebe zum Mann in der einen Bewegung der Hingabe des Weibes an den Mann.

Weil sich aber in der einheitlichen Liebesbewegung der Frau auf den Mann hin nicht nur der Trieb zur Erhaltung der Gattung, sondern auch der Drang nach Selbstvollendung und Selbstbefriedigung des Einzelwesens durch Zusammenschluß eines besonderen weiblichen und männlichen Individuums auswirkt, deshalb geht das Verlangen des Weibes nicht auf den Mann als solchen, sondern auf den besonderen Mann, der ihrer Eigenart zusagt und sie zu erfüllen imstande ist, und deshalb ist die geschlechtliche und persönliche Beziehung zwischen ihnen eine ausschließliche und bleibende. Der Beruf der Frau ist also die dauernde Ehe mit einem bestimmten Manne, die auf gegenseitiger Individualliebe und Treue beruht.

Das ist der natürliche und ursprüngliche Beruf der Frau, der ihr nicht erst im Laufe der Geschichte im Gegensatze zu ihrer eigentlichen Natur aufgezwungen worden ist. Der Hinweis auf die Geschlechtssitten der alten Zeiten und der Naturvölker von heutzutage kann das ebensowenig entkräften als die Beobachtungen, die man aus dem Tierreiche dazu sonderbarer Weise herbeibringt. Denn zunächst sollte man sich gegenwärtig halten, daß wie auf allen Gebieten der menschlichen Natur so auch auf dem sinnlichen eine Entartung eingetreten ist, die die widernatürlichsten Erscheinungen nicht

nur gezeitigt, sondern auch als Sitte und Norm festgelegt hat. Man vergleiche zum Beispiel Trinksitten, Kleidermoden und die Gebräuche auf allen Gebieten des Lebens mit den Geschlechtssitten. Überall die kuriosesten Verirrungen und widernatürliche Erscheinungen. Auf keinem Gebiete aber ist die Verwirrung, Ausschweifung und Entartung der Instinkte und die allgemeine Verbreitung unnatürlicher Gewohnheiten so weit gegangen und so leicht eingetreten, wie auf dem sinnlichen. Man beobachte doch nur, wie leicht und schnell junge Menschen beiderlei Geschlechts in dieser Beziehung verdorben werden können. Die allgemeine Verbreitung aber beweist auf dem sittlichen Gebiete ebensowenig etwas für die ursprüngliche Natürlichkeit einer Sitte wie auf dem Erkenntnisgebiete für die Wahrheit einer Anschauung. Wir können nun aber doch unmöglich entartete Erscheinungen zur Norm für die Bestimmung des Weibes machen!

Dann aber darf man doch nicht außer Betracht lassen, daß die Lösung und Verselbständigung des Individuums von der Gattung erst auf einer bestimmten Höhe der menschlichen Entwicklung und bei den verschiedenen Völkern, wenn überhaupt, zu verschiedenen Zeiten eingetreten und ganz allmählich fortgeschritten ist. Eine Auswirkung dieses Werdens der Vorherrschaft der Individualität gegenüber der Gattungsgemeinschaft auf dem geschlechtlichen Gebiete, für die es Parallelerscheinungen auf allen Gebieten giebt, ist die Entwicklung der Ehe in der Geschichte. Man kann diesen engen Zusammenhang ja heute noch bei der Erstarkung der Individualität in einem heranwachsenden Menschen beobachten. Erst liebt die Jugend generell, dann speziell.

Deshalb kann in unsrer Zeit nur noch von Unverständigen oder in der Entwicklung der Menschheit Zurückgebliebenen an dem streng monogamischen Charakter der Ehe gerüttelt werden, wenn wir uns auch eingestehen müssen, daß es noch große Teile der Bevölkerung giebt, die infolge ihres schwachen Individualgefühls noch polygam veranlagt sind und infolgedessen die Einehe nicht als ein notwendiges Verlangen ihrer Natur, sondern als ein hartes Moral-

gesetz empfinden, das eigentlich eine menschliche Höhenlage voraussetzt, die sie noch nicht erreicht haben.

Je stärker aber die Eigenart eines Menschen ist, und je eigentümlicher er lebt, um so ausschließlicher wird er nicht nur lieben und um so fester mit dem Gatten verwachsen, sondern um so weniger wird es ihm auch gleichgültig sein, wen er heiratet. Je energischer und feiner sein Individualempfinden ist, je klarer und prononcierter seine Persönlichkeit zur Ausprägung und Ausbildung gekommen ist, um so mehr wird in ihm nur von solchen Wesen des andern Geschlechts Liebe geweckt werden, die nach ihrer ganz besonderen eigentümlichen Art unwillkürlich sein persönliches Sein in höhere Schwingung versetzen, um so seltener wird er diesen „einzigen" Menschen finden.

Das gilt namentlich vom Mann. Mädchen sind im allgemeinen viel eher verschiedenen Männern zugänglich — „der und kein anderer" könnte meist auch ein anderer sein —, wenn nur von ihm die Liebe geweckt wird, weil ihre Individualität das entscheidende Gepräge erst durch den Mann erhält. Doch giebt es auch hier Ausnahmen genug. Der Beweis dafür ist die Beobachtung, die viel gemacht wird, daß gerade die hervorragenden und charakteristischen Mädchenerscheinungen sich oft spät erst oder gar nicht verheiraten, obwohl es Gelegenheit dazu gab; daß man welchen begegnet, wo man unwillkürlich seufzt: giebt es denn keine Männer mehr, die eines solchen Wesens wert gewesen wären! Daß sie „wählerisch" waren, war nicht ihr Fehler, sondern ihre Tugend, deren Märtyrerinnen sie geworden sind.

Die Ehe mit dem einzigen Mann ist also der eigentliche Beruf der Frau als selbständiges Individuum, in dem sich gleichzeitig ihre Bestimmung als Gattungswesen erfüllt. Ihre Grundlage ist die hergestellte Einheit zwischen Mann und Weib, und ihre Bedeutung das völlige und stetige gemeinschaftliche Leben zwischen zwei geschlechtlich verschiedenen Wesen, die in jeder Beziehung auf Ergänzung angelegt sind. Die Aufhebung des geschlechtlichen Dualismus zum ehelichen Monismus ergiebt erst das vollwirkliche

Menschsein. In ihm kommt das tiefe Bedürfnis nach der ausschließlichen Liebe eines andern Wesens, nach Einheit in der Zweiheit zur Befriedigung, das selbständig und unabhängig vom sinnlichen Triebe im Menschen vorhanden ist. Jeder Mensch hat, sobald er selbständig geworden ist, das drängende Verlangen nach jemand, der sein Leben und Schicksal mit ihm teilt, der ganz zu ihm gehört als sein anderes Ich, der ihn von seinem Alleinsein und Fremdsein, das er auch unter den nächststehenden Menschen empfindet, erlöst, der ganz für ihn da ist, und für den er schließlich einzig existiert, der ihn in voller Hingabe liebt, und den er allumfassend lieben darf.

Das sind die Thatsachen und Gesetze der Menschennatur, auf die sich der Beruf der Ehe und ihre selbständige Bedeutung für die Individuen, abgesehen von der Gattung und ihren Interessen, gründet. Die Meinung, daß sie nur eine notwendige Begleiterscheinung der Fortpflanzung als die unumgängliche Voraussetzung der Kindererziehung oder nur die notgedrungene sittliche Rechtfertigung gemeinsamen sinnlichen Genusses sei, ist oberflächlich und unhaltbar. Die Ehe ist vielmehr eine Forderung der menschlichen Natur nach der persönlichen Seite. Ja von hier aus kann überhaupt erst die unbedingte Forderung nach der ausschließlichen und dauernden Einehe aufgestellt werden. Man frage doch die Menschen, denen ihr Glück versagt ist, was sie schließlich am schmerzlichsten entbehren, und worunter sie am empfindlichsten leiden. Das ist gewiß nicht der Mangel an sinnlichem Liebesgenuß, sondern die Einsamkeit, die öde, schmachtende, kalte Einsamkeit des ganz auf sich angewiesenen Seins und des weltfernen Alleinseins, die sie mitten im Lebensgewühl und unter den liebsten Freunden immer wieder mit ihren furchtbaren Schrecken überfällt.

Daß diese Einsamkeit und Isolierung des Menschen nur durch ein Wesen des anderen Geschlechts gehoben wird, und die tiefsten menschlichen Lebensbedürfnisse nur durch die Ehe befriedigt werden und nicht durch irgendwelchen sonstigen Zusammenschluß von Menschen, liegt in der Natur der Sache. Die Ehe ist die einzige

völlige und bedingungslose Lebensgemeinschaft, die es giebt. Hier tritt eine sonst unerhörte und unmögliche gegenseitige Zueignung ein. Es ist ein unerschütterlicher Zusammenhalt, eine unlösbar ineinandergreifende Einheit und eine Naturergänzung, die in stetiger Dauer und Wechselwirkung immer tiefere Wurzeln treibt und sich immer mächtiger entfaltet. Es ist ein Leben, das Mann und Frau zusammenführen. Sein Schicksal ist ihr Schicksal, seine Interessen ihre Intertessen, seine Sorgen ihre Sorgen, sein Glück ihr Glück. Was sie erleben, das erleben sie gemeinsam.

In der Empfindung dieses Thatbestandes liegt das Glück wahrhafter Ehen und in seiner unwillkürlichen Auswirkung in allen Lebenslagen das erquickende Behagen, das in ihnen herrscht. Der feste Rückhalt und die zarte Rücksicht, die man bei einander findet, die Vertraulichkeit des Einsseins, die Unbeschränktheit, sich einander geben zu können, und die Freudigkeit, für einander zu sein, schafft die in sich geschlossene befriedigende Lebenssphäre, die wir Heimat nennen. Der Mann ist das Heim der Frau und die Frau das Heim des Mannes.

Das alles ruht aber notwendig auf dem Zusammenwirken der weiblichen und männlichen Menschennatur. In der Liebe des Weibes ist immer ein Element mütterlicher Liebe, der Trieb zur Pflege und Sorgsamkeit, in der Liebe des Mannes immer ein Element väterlicher Liebe, der Trieb zu Schutz und Leitung. Dem entspricht es, daß der erwachsene Mann immer einer Pflege mütterlicher Art bedarf, um sich wohlzufühlen, und die Frau eines Schutzes und einer Führung väterlicher Art. Daß man das nun in der Ehe findet, was man braucht, und sich gegenseitig gewährt, darin ruht das Wohlbefinden, das sie verschafft, und das Gedeihen der Verheirateten, zu dem sie verhilft. Denn bei dem Manne ist die hegende Pflege der Frau und die Erlösung von den Alltagskleinigkeiten die Voraussetzung ungehemmter Aktivität und gesammelter ursprünglicher Produktivität, während bei der Frau die männliche Hut und Leitung die Vorbedingung der Unmittelbarkeit ihres harmlosen Empfindungslebens ist, dieser Quelle täglicher Erfrischung für den Mann.

In der Einheit aller dieser Momente ist die Ehe der Boden, auf dem das Wesen des Mannes und der Frau erst erblüht und zu fruchtbarer Reife kommt. Das ist ja allgemein anerkannt und beobachtet. Namentlich gilt es von der Frau. Die Mädchenknospe wird erst durch Liebe und Ehe zur vollen duftenden Blüte aufgeschlossen. Hier tritt erst das eigentliche Wesen aus der spröden und unzugänglichen Verborgenheit zu allseitiger Entfaltung heraus, so daß man meinen möchte, eine andere Art Mensch zu sehen. Aber auch das männliche Wesen reift erst durch Liebe und Ehe zum völligen Mannsein heran. Der jugendliche Überschwang und Übermut wird durch die Liebe geläutert und beruhigt und das ganze Wesen durch die Ehe konsolidiert, gefestigt und mit einheitlicher Spannkraft erfüllt. Der Mann wird gesetzt, selbstbewußt, umsichtig und sicher. Die Pflichten und Aufgaben, die die Ehe mit sich bringt das Verantwortlichkeitsgefühl und die schützende Fürsorge, die sofort die Hingabe des Weibes erweckt, geben seinem ganzen Sein den ernsten Grund und die entschlossene Haltung, die in heimlichem Glücke strahlt.

Die Förderung in der Entfaltung und reifere Gestaltung aller verborgenen köstlichen Eigenart ist natürlich eine gegenseitige. Die Frau als Gegenstand der Liebe und Fürsorge des Mannes ruft alle zarten Gemütsregungen des Mannes wach und mildert dadurch die Härte seines Wesens. Der alles umfassende Drang, ganz für jemand leben zu wollen, erweckt andrerseits die volle Kraft und Energie der Frau und offenbart die unergründlichen Tiefen ihrer Seele. In der Selbsthingabe reift und erschließt sich der ganze Reichtum ihres Selbst. Die häßlichen Seiten und Unarten verschwinden allmählich in der Scham, die man gegenseitig darüber empfindet, nnd alles gedeiht prächtig, was der Liebe würdig ist. Indem eins dem andern wert zu werden sucht, wächst der Wert der Persönlichkeit auf beiden Seiten. Indem eins das andere zu fesseln und völlig zu befriedigen sucht, bietet es ihm alles, was das andere anzieht und bedarf. In diesem Drange entfaltet es ganz von selbst alles in sich, wodurch es dem andern etwas sein kann und hilft ihm durch sein ganzes Sein allenthalben, wo es auf seine Hilfe angewiesen ist.

Aber die Wirkung der Ehe als Lebensgemeinschaft und Wesensergänzung geht noch weiter. Sie ist nicht nur von größter Bedeutung für die volle Entfaltung der weiblichen und männlichen Natur, sondern auch für die Entwicklung und Bildung der Persönlichkeit des Individuums und seines geistigen Lebens. Der Beruf der Frau als Ehefrau erscheint gradezu als ein hervorragender Kulturberuf auf dem Gebiete des menschlichen Wesens.

Dadurch, daß das männliche und weibliche Element der Menschheit auf einander wirken, wird das innere Leben in ganz besonders belebender und befruchtender Weise angeregt und gefördert. Weil die weibliche Natur der männlichen und umgekehrt in so wunderbarer Weise entgegenkommt und in ihrer ganzen Art so voller Reize ist, der auf der andern Seite die feinste Empfindung und Reflexfähigkeit entspricht, weil die eine die andere in ihrer Gegenteiligkeit so anzieht, ergänzt und erfüllt, deshalb ist das persönliche Leben und seine Entwicklung wesentlich auf den Dualismus der Geschlechter angewiesen. Der Mann ist überwiegend aktiv, die Frau passiv, der Mann produktiv, die Frau rezeptiv, der Mann reflexiv, die Frau intuitiv, der Mann an sich ziehend, die Frau hingebend, der Mann einseitig, die Frau vielgewandt, der Mann weitsichtig, die Frau kurzsichtig, der Mann von spröder Härte, die Frau von elastischer Biegsamkeit, der Mann voll Initiative, die Frau anstoßbedürftig, der Mann bedächtig, die Frau klug, der Mann folgerichtig, logisch, die Frau sprunghaft, unlogisch, viel mehr zugänglich für Eindrücke als für Gründe, der Mann Verstand, die Frau Empfindung, der Mann Wille, die Frau Gemüt — und wieviele Gegensätze ließen sich noch aufzählen, die dadurch, daß sie sich anziehen und auf einander wirken, den befriedigenden Ausgleich und die höhere Einheit suchen! Wo geistig lebendige Frauen und Männer zusammenkommen und sich als Menschen fühlen, beginnt deshalb sofort ein lebhaftes Herüber- und Hinüberströmen des innern Lebens, eine wohlige Berührung der eigenartigen Persönlichkeiten und ein erquickender geistiger Austausch, der etwas ungemein Befriedigendes hat.

Der Mann hat das dringende Bedürfnis sich auszusprechen, sich mitzuteilen. Die Ströme und Sturzbäche seines geistigen Lebens treibt es ihn in die Seele einer Frau auszugießen, darin zu sammeln und zur Ruhe kommen zu lassen wie in einem klaren Bergsee. Nur die weibliche Natur besitzt die Aufnahmefähigkeit und Reinheit des Reflexes, die dazu gehört. Kein Freund ist dazu fähig. Der Freund will immer im Gedankenaustausch nur sich selbst, und nur soweit er sich selbst in den Gedanken des Freundes findet, nimmt er sie an und auf. Alle nicht kongenialen Geistesstrahlen wirft er zurück. Deshalb nimmt er alles nur zum Teil und durch seine Eigenheit getrübt auf und reflektiert es nur teilweise und gebrochen. Man will nur sich im andern finden und wehrt sich, wenn man den andern findet. Der Mann kann sich deshalb nur in der Frau finden. Freunde regen an durch ihren Widerspruch und ihre Zustimmung, Frauen befriedigen durch ihre Aufnahme und fördern dadurch, daß sie den Mann sich in ihrem Geiste zur Selbstdarstellung gelangen lassen. Denn der Mann hat den Drang, sein Bild und die Bilder seines Geistes in die Seele einer Frau zu werfen, um ihrer klar, gewiß und froh zu werden. Will man sich also beurteilen lassen, so spreche man mit Männern, will man sich selbst beurteilen, mit Frauen.

Andrerseits bedarf die Frau für ihr geistiges Leben des Mannes. Es ist eine Eigentümlichkeit des weiblichen Wesens, daß es sich nur dafür interessiert, was ihm persönlich nahe gebracht wird. Objektiv sachliche Interessen sind ihm fremd und seiner Natur schädlich, wenn sie gewaltsam gepflegt werden. Alles aber, was durch ein persönliches Organ, das ihm sympathisch ist, an das Weib herantritt, regt es an, belebt es und läßt es sich der Sache mit wunderbar unmittelbarem Verständnis bemächtigen. Ich will nun nicht sagen, daß das nicht auch durch andre Frauen geschehen könnte, hauptsächlich ist es aber der Vorzug der männlichen Natur die tiefe und hochgespannte geistige Empfänglichkeit des Weibes zu erregen und zu befruchten. Ferner will die Frau sich mitteilen und zwar vor allem und fast ausschließlich ihre äußern

und innern Erlebnisse und die Flut ihrer Empfindungen, die sie heraufführen. Dazu braucht sie wieder den Mann. Denn ihr ganzes unmittelbares Gefühlsleben bedarf der geistigen Befruchtung durch den Mann, um klare, ihr faßbare Gestalt zu gewinnen und für ihre Erkenntnis in Erscheinung zu treten. Sie bedarf der Orientierung, Leitung und umsichtigen Vermittlung in ihrer Empfindungswelt durch männlichen Geist. Sonst bleibt ihr geistiges Leben ein wirres Durcheinander heterogener Vorstellungen, die aus der willkürlichen Mischung ursprünglicher Empfindungen und angeflogener oder aufgelesener Gedanken geboren werden. Selbst die beste logische Schulung, die übrigens nur auf Kosten der weiblichen Ursprünglichkeit möglich ist, wird ohne männliche Mitwirkung nur künstlich geordnete Gedankengänge fertig bringen, aber niemals eine natürliche aus dem eigensten Erleben herausgeborene organische Anschauung erzeugen. Dazu bedarf es des Mannes. Frauen unter einander können sich hier wenig helfen. Wenn das Wesen der Freundschaft unter Männern Anregung ist, so ist es das unter Frauen Teilnahme am Erleben. Beides hat den Wert einer Erholung, aber nicht wirklich befriedigender Hilfe, die zum Ziele führt. Dazu bedarf es des gegenseitigen Aufeinanderwirkens von Mann und Frau. Der Mann kann sich nur ganz in der Frau und die Frau nur ganz im Manne finden.

Das alles gilt zunächst ganz allgemein, für den geistigen Verkehr von Männern und Frauen überhaupt und in steigendem Maße bei einander entsprechenden Individualitäten, wenn die Eigenarten harmonisch und schön zusammenklingen. Vollkommen und dauernd tritt aber diese Wechselwirkung, auf der die Bildung des persönlichen Wesens zum guten Teil ruht, erst in Kraft und Thätigkeit, wenn die ausschließliche und stetige Liebe Mann und Frau völlig zusammenschließt und die beiden Individualitäten sich gänzlich an einander anschmiegen und anpassen läßt.

Der bloße intim persönliche Verkehr, mag er sich noch so freundschaftlich festigen, kann niemals diese erzieherische und bildende Wirkung gewinnen. Das ist nur innerer Austausch, nicht Lebens-

gemeinschaft, er ist nur periodisch möglich, nicht unausgesetzt. Es fehlt der Zusammenhang in dem Herüber- und Hinüberströmen gemeinschaftlichen Lebens, ohne den es kein fortschreitendes Wachstum und keine organische Bildung giebt. Deshalb kann auch die idealste Freundschaft zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechts immer nur die Bedeutung sporadischer starker, lebendiger Impulse für die innere Entwicklung haben, bei der man aber doch schließlich auf sich allein angewiesen bleibt.

Nur der unausgesetzte, freie und schrankenlose Verkehr, wie er bloß zwischen einem Manne und seinem Weibe möglich ist, bringt die volle Befriedigung und entfaltet die bildenden Kräfte gegenseitiger unwillkürlicher und unmittelbarer Erziehung durch gemeinschaftliches Leben. Deshalb ist der Mann zur völligen Ausbildung seiner Persönlichkeit nicht bloß auf den geistigen Verkehr mit Frauen angewiesen, sondern in erster Linie auf die Lebensgemeinschaft mit seinem Weibe und umgekehrt.

Durch die andauernde Wechselwirkung des persönlichen Einflusses zwischen Mann und Frau und die ungehinderte Intimität der Lebensbeziehungen zwischen ihnen wird eine gegenseitige Befruchtung und Förderung in der Entwicklung des innersten Wesens der vereinigten Menschen erreicht, die unvergleichlich ist. Nur so wird die Konsequenz und Stetigkeit in der gegenseitigen Hilfe am Werden ermöglicht, ohne die kein Gebilde entstehen kann. Es ist eine fortdauernde gegenseitige Anregung und Selbstmitteilung, die immer dem andern das giebt, was er notwendig braucht, ein gemeinschaftliches Werden und Wachsen, das die Lebensenergie und schöpferische Selbstgestaltungskraft ungemein steigern muß. Alle Erfahrungen und neu sich durchsetzenden Elemente des Bewußtseins, alle auftauchenden Fragen, Spannungen, niederdrückenden Hemmungen und hervordrängenden Bewegungen können hier unmittelbar in der ganzen Lebendigkeit ihres Ursprungs sogleich mitgeteilt und zu gemeinsamem Erlebnis werden. Es ist gar nicht zu sagen, wie außerordentlich dadurch das persönliche Leben erleichtert und sein Wachstum gefördert wird. Nimmt man nun noch dazu, daß mit der

Zeit die Fähigkeit sich zu verstehen und mitzuteilen immer mehr wächst, daß hier, da keine Verschleierung möglich ist, die Rücksicht auf den schönen Schein und Eindruck beim andern von selbst wegfällt, daß man sich gegenseitig in allen schwierigen inneren Lagen einen starken Rückhalt bietet, und endlich daß es eine Welt ist, in der man zusammensteht, und daß alles, was man erlebt, doch annähernd miteinander erlebt, zusammen verarbeitet und gemeinsam in Früchte persönlichen Lebens umgesetzt wird, so bekommt man eine Ahnung davon, welche unermeßliche Bedeutung die Ehe ihrer Bestimmung nach für die Kultur des menschlichen Wesens hat, ja daß sie eine notwendige Vorbedingung zum Emporkommen völliger Menschen ist.

Das alles läßt sich natürlich nicht machen, sondern es ist ein natürliches Werden. Grade so wie die Liebe. Wo sie da ist, tritt es ein, und wo sie fehlt, läßt es sich nicht züchten. Es ist auch nicht mit einem Schlage da, völlig und entwickelt, dieses gemeinschaftliche Leben zwischen Mann und Weib, sondern je natürlicher um so allmählicher wird sich die Annäherung, Verbindung und Vereinigung im innersten Leben vollziehen. Hier herrscht ein Fortschritt, der nie zum Ende kommt. An dem Fürsichleben der beiden Individuen, das natürlich auch in der Ehe nicht aufhört, gewinnt der Trieb sich gegenseitig ganz zu gewinnen immer neue Nahrung. Und in diesem Zuge und Drange liegt die Quelle der Ursprünglichkeit des ehelichen Lebens, ruht der Reiz, der die beiden Menschen aneinander fesselt und urständet die unversiegliche Kraft tiefinnerster Liebe.

Das ist der Beruf der Frau, den sie mit dem Manne auf dem Gebiete der persönlichen Kultur des menschlichen Wesens teilt. Er verhält sich zur vollen Entfaltung der weiblichen und männlichen Natur, die die Ehe, wenn sie nur einigermaßen gesund ist, unwillkürlich bewirkt, wie Geistesthätigkeit zu instinktiven Naturvorgängen. Ich mußte mich hierüber ausführlicher äußern, da diese Bestimmung von Frau und Mann gegenwärtig noch hoch über dem herrschenden Niveau auch der guten, glücklichen Ehen liegt. Sie ist

kaum erkannt und erstrebt, geschweige verwirklicht. Auch in den besten Fällen handelt es sich fast nur um ein Nebeneinanderleben inniger Fühlung zu gegenseitiger Befriedigung, aber nicht um ein wachsendes gemeinschaftliches Leben regen Austausches zu gegenseitiger Förderung und Vollendung. Denn das setzt waches und organisches persönliches Leben auf beiden Seiten voraus.

Zu diesem Berufe der Frau als Ehefrau auf dem Gebiete des innern Lebens treten nun ihre Aufgaben auf dem Gebiete des äußern Lebens. Auch sie sind ihr nicht willkürlich übertragen worden, sondern ergeben sich notwendig aus ihrer Natur und aus der Lage der Verhältnisse.

Es ist unmöglich, daß sich die Frau auf ein Leben weltabgeschiedener Innerlichkeit mit dem Manne zurückzieht und beschränkt. Das wäre ungesund, selbst wenn es durchzuführen ginge. Ist die Ehe recht, so steht sie mit ihm auch Schulter an Schulter in dem Leben, das sie beide trägt und umgiebt. Das ist das Feld ihres gemeinschaftlichen Wirkens, auf dem sich ihr gemeinschaftliches persönliches Leben zur eigenen Befriedigung und Stärkung bethätigen muß. Sie ist sein guter Kamerad im Kampfe ums Dasein, seine treue Gefährtin in den Wechselfällen des Lebens, die Vertraute seiner Hoffnungen und Sorgen, das mitfühlende Herz in Freud und Leid, die tapfere Weggenossin in Höhen und Tiefen, der erfrischende Gruß am Morgen, die unermüdliche Hilfe am Tag, die Erquickung am Abend, die Ruhe in der Nacht. Wenn jemals, müßte das heute als der hohe Beruf der Frau klar vor Augen stehen, in der Zeit der Überanstrengung und Erschöpfung des Mannes auf allen Gebieten.

Ist das aber ihre Bestimmung, so liegt ihr Beruf im Hause und besteht in Arbeit. All das Herrliche, was eine Frau ihrem Manne sein kann, ist sie ihm nicht allein durch Worte und Liebkosungen, durch Unterhaltung und Gedankenaustausch, sondern vor allem durch die That, dadurch, daß sie leistet, was ihr zukommt. „Der Mann muß hinaus," für die Frau ist das Feld der Thätigkeit daheim. Der Mann baut das Haus, die Frau hält es. Der Mann gründet die Familie und schafft ihr die Daseinsmittel, die Frau bringt sie

hervor und läßt sie gedeihen. Ist sein Beruf zu erwerben, zu versorgen, zu unternehmen, zu kämpfen, so ist ihr Beruf zu erhalten und auszugestalten, zu hüten und zu hegen. Nur so bilden beide zusammen einen in sich fest gegründeten, gesund wachsenden und sich auswirkenden sozialen Organismus, wo das Leben nach innen und nach außen im rechten Gleichgewichte steht.

Es ist natürlich auch möglich und oft notwendig, daß die Frau dem Manne direkt in seinem Berufe hilft. Das ist nicht eine Errungenschaft der Frauenbewegung, sondern immer so gewesen, bei Fürsten und Bauern, bei Handwerkern und Kaufleuten, bei Pfarrern und Arbeitern der Hausindustrie. Aber wenn das nicht ein verhängnisvoller Notstand werden soll, darf es nur unbeschadet ihres häuslichen Berufs geschehen, soweit er ihr Zeit und Kraft dazu läßt.

Der eigentliche Beruf der Frau ist, dem Manne den Rückhalt und den unerschöpflichen Kräftefonds für den Kampf ums Dasein durch das geordnete lebensvolle Heim zu schaffen. Die Gesundheit, der Lebensmut und die Leistungsfähigkeit des Mannes hängt wesentlich davon ab. Haus, Heim und Familie ist der feste Mittelpunkt, von dem aus er die weiten Kreise seiner Thätigkeit zieht. Kann er hierin nicht mehr sicher und völlig beruhen, so kommt Unruhe in seine Energie, Schwanken in seine Haltung und Zittern in seine Bewegung.

Dieser für den Mann so wichtige Beruf der Frau besteht in einer ungeheuer vielseitigen Thätigkeit, in der Äußerlichstes und Innerlichstes verbunden ist. Die weibliche Natur muß in ganz besonderer Weise dafür geschaffen sein, denn auch der tüchtigste Mann ist der Fülle von Aufgaben, die hier zusammen kommen, nicht gewachsen und außer Stande, diesen ganz verschiedenartigen Pflichten in gleicher Weise gerecht zu werden. Um so unbegreiflicher wäre es, daß man heutzutage vielfach in Frauenkreisen so verächtlich davon spricht und so wenig Befriedigung darin findet, wenn es sich nicht vielleicht aus einer peinlich empfundenen und erfahrenen Unfähigkeit dazu erklärte.

Haus und Familie ist die Sorge der Frau. Das ganze einheitliche, organische und doch so komplizierte Leben, das mit diesen zwei Worten ausgedrückt ist, braucht sie als treibendes, wirkendes und beherrschendes Element. Man muß es einheitlich auffassen und begreifen können, wie alles in einander greift und das Niedere das Höhere bedingt: Nahrung und Gesundheit, Ordnung und Charakter, Reinlichkeit und feine Empfindung, Gesindezucht und Kindererziehung, leichte, geräuschlose Funktion des ganzen großen Apparates und allgemeines Behagen in der Familie, um zur vollen Wertschätzung und richtigen Beurteilung auch des Kleinsten und Nebensächlichen zu kommen. Da gewinnt alles Sinn und Zweck. Ich wünschte, auch die Männer gewönnen Blick dafür, um ihre Frau, wenn sie eine wirkliche Hausfrau ist, in ihrem geschäftigen Thun zu verstehen und zu würdigen.

Die Frau kann gewiß nicht alles selbst thun, aber sie muß alles verstehen, überall Meisterin sein und auf allen Gebieten selbstthätig mit eingreifen. Sonst wird aus dem Organismus ein Chaos, oder sie läßt jemand anders an ihre Stelle treten. Dann verliert sie aber die zentrale Stellung im Haus und in der Familie und darf sich dann auch nicht wundern, wenn sie der Mann nicht mehr für voll nehmen kann. Eine Frau, die sich einer Arbeit scheut und nicht gewillt ist, wenn es nötig ist, alles zu thun, was in ihren Berufskreis fällt, ist untauglich zum hohen Berufe der Frau. In diesem Sinne wird es immer dabei bleiben und für alle Stände gelten, daß Reinigung des Hauses und Richten der Zimmer, Einkauf der Nahrungsmittel und Zubereitung des Essens, Besorgung und Bewahrung der Wäsche und Kleider für die ganze Familie ebenso wie körperliche und geistige Pflege der Kinder, Befriedigung der Bedürfnisse des Mannes und Pflege des geselligen Familienlebens zum Berufe der Frau gehört, dem sie sich nicht ohne Schaden für Familie und Haus wie für sich selbst einseitig entziehen darf. Was auch im Hause geschieht, es ist ihre Arbeit, die verrichtet wird, und in allem muß ihr Wirken zu Tage treten, auch wenn sie es nicht mit eigner Hand thut. Überall muß man die All-

gegenwart ihres Einflusses spüren. Dann gedeiht Haus und Familie.

Alles muß von ihrem Geiste durchwaltet sein, dann wird es auf die Höhe ihres geistigen Niveaus gehoben. Deshalb macht nicht der Mann die Atmosphäre, die in einem Hause herrscht, sondern die Frau.

Es ist schwer, keinen Hymnus auf diesen Beruf der Frau zu singen, der nach manchen Seiten so unscheinbar ist. Er ist eine hohe Kunst, eine Vereinigung vieler Künste, wo überall Gabe, Neigung und Übung sich verbinden und Eifer entfaltet werden muß, wenn man es zu etwas bringen will. Sparsame Wirtschaftlichkeit, weise Ökonomie in der ganzen Führung des Hauswesens, Sauberkeit und Geschmack in der Haltung des Hauses und der Familie, Kochen als Bereitung gut verdaulicher und bekömmlicher Speisen und die nach Zeit und Zusammensetzung richtige diätetische Ernährung als rationelle Körperpflege, praktische Hygiene mit Licht, Luft und Wasser, feste und doch gemütvolle Zucht und praktische Anleitung und Anstellung des Gesindes, Kinderpflege und Kindererziehung, anmutig heitere Belebung und unbemerkbar gewandte Beherrschung des geselligen Lebens, dessen Niveau sie allein bestimmt — das sind alles ganz verschiedene hohe Künste, die die Thätigkeit einer Hausfrau und das Wohlbefinden einer Familie ausmachen. Hat man das aber in seiner Bedeutung erst erfaßt, dann weiß man auch, daß sie keine aus der Hand lassen darf, wenn nicht sofort die Kunst zur Stümperei werden, und die Gesundheit des organischen Lebens der Familie Schaden leiden soll.

Die höchste Kunst aber wird wie in vielen Männerberufen auch im Frauenberuf die sein, andere für sich so arbeiten zu lassen, als ob man es selbst thäte, damit man für das Zeit gewinnt, was man allein selbst nur thun kann. Das ist aber die Versorgung des Mannes und das Aufziehen der Kinder. Das ist der eigentlichste Beruf der Frau, als dem Herzen der Familie. Hier ist sie unersetzlich. Wer Mutter werden will, übernimmt damit die heilige Pflicht und den ernsten Beruf, Mutter zu bleiben. Die Mutter-

empfindung und den Mutterinstinkt den eigenen Kindern gegenüber kann nur die Mutter selbst haben. Dafür kann man niemand dingen. Die Mutterliebe ist die Luft, in der allein Kinder wirklich gedeihen können, die Sonne, die sie zu Wachstum und Glück brauchen. Was alles zu dem Mutterberuf gehört, ist nicht auszusagen. Das weiß nur eine Mutter, der er ursprünglich und ungestüm aus dem Herzen quillt, nicht einmal ein Kind, das alles, was es ist, der Mutterliebe verdankt.

Das alles zusammen in eins gefaßt ist der Beruf der Frau: Weib, Mutter und Hausfrau zu sein. Er ist, gründlich erkannt, so umfassend und so bedeutend, daß man oft gesagt hat, eine Frau allein könne das gar nicht alles sein, und daß Nietzsche sich zu dem Ausspruch gedrängt sieht: Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: auch etwas viel Selteneres.

Auf der Erfüllung dieses Berufs der Frau ruht der Bestand, die Kultur und die Zukunft eines Volkes. Denn die Familien sind die eigentlichen Kulturzentren für die Bildung des menschlichen Wesens und die lebendigen Zellen im Organismus eines Volkes, aus denen es lebt und wächst.

3.

Die rechte Stellung der Frau ergiebt sich aus ihrer weiblichen Natur, aus ihrer eigentümlichen Beziehung zum Manne und aus ihrem Berufe.

Sind Mann und Frau verschieden, so ist ihre Gleichstellung vom Übel. Ihre Stellung an sich, zu einander und im Leben muß dann vielmehr auch eine verschiedene sein. Sie muß sich darnach richten und daraus ergeben, was sie sind und sein sollen. Leider ist der Blick dafür dadurch getrübt und die ruhige Erörterung dadurch verwirrt worden, daß man allerseits annahm, es handle sich dabei um eine Frage des Ranges der Frau gegenüber dem Manne. Das ist aber nicht der Fall. Ja eine Rangfrage überhaupt zwischen Mann und Frau aufzuwerfen, ist eine unglaubliche und unbegreifliche Thorheit.

Der Unterschied zwischen Mann und Frau ist durchgängig ein Unterschied der Art und nicht des Grades. Es handelt sich nirgends um ein mehr oder weniger Sein, sondern um ein anderes Sein. Deshalb ist eine Rangstreitigkeit zwischen Mann und Frau gar nicht möglich, weil jedes in seiner Art etwas ganz anderes ist und an dem andern gar nicht gemessen werden kann. Ich mußte das vorausschicken, um nicht mißverstanden zu werden. Ich bitte dringend, fest im Auge zu behalten, daß es sich im Folgenden nicht um Werturteile handelt, auf die Ansprüche gegründet werden, sondern um Erkenntnis der Wirklichkeit, die das ursprünglich Rechte offenbart.

Die Natur der Frau ist angelegt auf Abhängigkeit vom Mann, wie die Natur des Mannes angewiesen ist auf Aneignung der Frau. Der Mann ergreift und giebt, die Frau giebt sich hin und empfängt. Das weibliche Wesen drängt es, sich in männliche Arme zu werfen und darin zu bergen, sich anzulehnen, aufzublicken und zu folgen. Es ist sich selbst ein Rätsel, das vom Manne gelöst und zur Entfaltung geführt sein will. Die Frau bedarf des Schutzes und des Willens, der Weisung und der Aufklärung. Sie fühlt sich schwach und hilflos, zwecklos und ziellos. Sie wartet, daß der Mann sie sich aneignet und aus ihr das macht, was sie sein soll. Sie will verehren und sich begeistern, sie will fest umfaßt und geführt sein, sie will sich unterwerfen und beherrscht sein. Das ist die Natur des Weibes. Nur wenn es gewinnt, was ihre Natur verlangt, ist es glücklich und befriedigt.

Alles das offenbart sich zu allererst in der Liebe. Nur die Kraft und die Übermacht des Mannes läßt das Weib in den ersten dunklen Schwingungen der Liebe erschauern. Mag er imponieren wodurch auch immer, es giebt keine ursprüngliche Liebe der Frau ohne Enthusiasmus und Respekt, ohne die Empfindung seiner Überlegenheit. Ob es Körperkraft, gesellschaftliche Gewandtheit und Stellung, Reichtum, geistvolles Wesen, berufliche Leistungsfähigkeit oder die Wucht seiner ganzen Persönlichkeit ist, was den tiefen Eindruck macht, das hängt wesentlich von den Anlagen und Neigungen des Individuums ab, aber stets ist es der Eindruck

von Kraft und Macht, der Liebe weckt und nährt. „Das Mitleid ist wohl ein fruchtbar Erdreich für das Pflänzlein Liebe", aber ohne die Befruchtung durch Kraft bleibt es nur Mitleid und wird niemals elementar ursprüngliche Liebe. Andrerseits wird die Liebe niemals blühend und stark sich entfalten ohne die gewißlich mitleidige Empfindung der Frau, daß der starke Mann ihrer bedarf, um glücklich zu sein.

Deshalb liegt es tief in der Natur begründet, daß die Frau, wenn sie liebt, beherrscht sein will. Je mehr es der Mann vermag, desto heißer und hingebender ist ihre Liebe. Je mehr sie unter ihm untergeht, desto mehr geht sie in ihm auf. Natürlich muß es die unmittelbare, unwillkürliche und unabsichtliche Auswirkung seiner kraftvollen Persönlichkeit, seiner überragenden Männlichkeit sein, die sie bändigt und die Reaktion sich andrängender, anschmiegender Liebe hervorruft. Will ein Mann, ohne thatsächlich überlegen zu sein und leidenschaftliche Hingabe hervorzurufen, die Unterwerfung der Frau absichtlich und künstlich durch herrisches Verhalten und anmaßendes Auftreten erreichen, so quält er sie nur. Er setzt vielleicht eine schimpfliche Unterwürfigkeit durch und vernichtet damit alles Große in ihr. Er macht eine Sklavin aus ihr und verliert das ebenbürtige Weib. Denn unmittelbare Empfindung und harmloses sich Geben ist bei ihr alles. Wenn sie darum den Helden nicht fühlt, bäumt sie sich auf gegen den Tyrannen oder wird innerlich zerbrochen. Darum wird nur der übermächtige Mann ein Weib beglücken und nur d a s Weib, was grade von seiner Individualität überwältigt wird.

Das ist das Geheimnis der glücklichen Ehen und die Wahrheit des alten Bibelwortes, das in unsrer entarteten Zeit schon fast verpönt ist: Er soll dein Herr sein. Nur wenn eine Frau im Mann den Helden fühlt und von der Wollust bedingungsloser Unterwerfung berauscht wird, kann sie mit der ganzen Tiefe und Glut lieben, deren ein Weib fähig ist. Nur dann fühlt sie sich glücklich. Jede Frau, die ihren Mann beherrscht, liebt ihn nicht und ist unglücklich, sie mag es sich gestehen oder nicht. Ihre Herrschsucht ist

die Rache ihrer unbefriedigten weiblichen Natur und die Verirrung, in der sie Befriedigung sucht. Sie liebt ihren Mann vielleicht als Puppe, als Versorger, als Freund, aber nicht als Mann, worunter im Unbewußten dann immer das Unbehagen und der Widerwille zehrt. Denn das Weib kann alles verzeihen, nur nicht die Schwäche. Ist es mit der Schwäche gepaart, so ist es unglücklich, denn ihre Weiblichkeit als solche verkümmert.

Die Verheerungen, die sich daraus für ihre ganze Natur ergeben, und die Verwirrungen, die daraus entspringen, sind schauerlich. Fehlt es an dieser rechten Stellung, so befriedigt sie ihr ganzer Beruf nicht mehr. Vielleicht noch der der Mutter. Aber meist flackert es in ihr voll Unruhe und Unzufriedenheit. Sie schweift hinaus über die Grenzen ihres Berufs, sucht Zerstreuung, Unterhaltung, Begeisterung, Befriedigung, wo sie sie finden kann. Und so wird aus dem herrlichen Wesen des Weibes ein häßliches, hohles, unfruchtbares Zerrbild: die Salondame, die verweichlichte Luxuspuppe, die Theater- und Musiknärrin, der Blaustrumpf, die Sportsfrau, die Betschwester, die Wohlthätigkeitsfurie und die Frauenrechtlerin, wenn nicht schlimmeres. Das sind alles Leidensgestalten der unbefriedigten Frau, denen die Seligkeit der Selbstunterwerfung unter den Mann versagt ist. Und für all dieses unsägliche Leiden, was sich dahinter birgt, wäre allein die Unfähigkeit der Männer schuld und verantwortlich, trügen die Frauen nicht selbst dadurch die Schuld und Verantwortung, daß sie sich einem Manne ergaben, in dem sie nicht den Herren spürten.

Ich sehe dem stürmischen Widerspruch ruhig und gefaßt entgegen, aber es bleibt dabei: wenn es recht steht, ist die Stellung des Weibes zum Manne Abhängigkeit der Natur und des Willens von ihm, Ergebenheit und Gehorsam. Diese allen vom Mann emanzipierten Frauen so bittere Wahrheit ist das süße Glück des natürlichen und gesunden weiblichen Wesens, das in dem Manne den Helden gefunden hat, dem es hörig und treu ergeben sein darf. Ich wiederhole es, damit wird die Frau nicht erniedrigt und unter den Mann gestellt. Ihr menschlicher Wert wird damit nicht be-

einträchtigt, und die Bedeutung ihres Wesens sinkt nicht unter die des Mannes, sondern indem ihre ursprüngliche Natur durch diese Stellung sich treu bleibt und die Bedingung ihrer vollen Entfaltung gewinnt, erhebt sie sich zur Höhe ihrer menschlichen Bestimmung gleich dem Manne, der im Stande ist, seine Frau innerlich durch die Auswirkung seines Wesens zu beherrschen. Mann und Frau sind gleichberechtigt, weil ihr Wesen ebenso berechtigt ist wie das seine und die gleiche hohe Bedeutung hat, so anders es auch ist. Deshalb ist sie aber auch nur wirklich gleichberechtigt mit dem Manne, wenn sie wahrhaftig bleibt in ihrer Natur, wenn sie sich selbst treu bleibt. Daß es so ist, sieht man am besten daraus, daß alle Männer, die solch ein Weib finden, in ihm etwas so Köstliches und Wunderbares, etwas so Hohes und beinahe Überirdisches erblicken, daß sie ihm nur in tiefer Rührung und Dankbarkeit in die Augen schauen können. Wer aber seine Frau in ihrer ursprünglichen Abhängigkeit nicht verehrt, ist ihrer nicht wert und ebenbürtig. Ein Herrenbewußtsein aber ist sicher dort nicht vorhanden, wo die Abhängigkeit des Weibes bei Mann und Frau ursprünglicher Thatbestand ist.

Mit dieser Abhängigkeit giebt die Frau nicht ihr Selbst auf, sondern findet es erst in vollerblühter Wirklichkeit und kommt sich seiner zu klarem Bewußtsein. Es wächst mächtig am Manne empor. Nichts wird unterdrückt, sondern alles treibt hervor, der ganze Reichtum ihres Wesens entfaltet sich überschwänglich in Hingabe an den geliebten Mann. Indem sie ihm lebt, offenbart sich ihr innerstes Leben. Es ist, als ob der Eindruck seiner Person alles in ihr weckte und in wunderbarer Frische und Fülle sprossen und erblühen ließe. Unter seinem Einfluß gewinnt sie feste Gestalt und ausdrucksvolles Gepräge, wird sie ihrer selbst sicher und mächtig. Tritt zu dieser Erfahrung nun noch die Empfindung, wie sehr sie ihn beglückt, und wie viel sie ihm in ihrer Hingabe sein kann, so gewinnt sie ein gesundes und starkes Selbstgefühl ihres Wertes und ihrer Bedeutung, das ihr eine unwillkürliche Sicherheit in Haltung und Auftreten verleiht. So erhebt sich grade auf dem Grunde tiefer

Abhängigkeit des weiblichen Wesens vom Mann die freie Selbständigkeit der Frau. Die Frau, die auf diesem Wege der Natur zu innerer Festigkeit und Freiheit des Geistes gelangt, gewinnt eine Ruhe, Sicherheit und Kraft persönlichen Wesens, dem gegenüber die Selbständigkeit emanzipierter Damen nur unruhiges Geflacker ist.

Soll ich nun noch das Überflüssige thun und ausdrücklich erklären, daß diese Abhängigkeit die Frau nicht zum willenlosen Werkzeug und zur geistigen Kopie des Mannes macht? Das Gegenteil ist doch wohl aus dem Bisherigen klar geworden. Die Abhängigkeit der Frau ist keine äußerliche, mechanische, erzwungene, sondern ein ihrer Anlage entsprechendes, instinktiv verlangtes Verhältnis der Naturen, das innerlich, organisch und ursprünglich begründet ist und sich äußert. Wir sahen ja, daß es der Boden ist, auf dem allein die Individualität der Frau nach allen Seiten zu voller, freier und fester Gestaltung kommt.

Unter gesunden Verhältnissen ist also die innere Abängigkeit und Unterordnung unter den Mann die rechte Stellung der Frau im tiefsten Grunde. Der Mann ist des Weibes Haupt, wie die Frau des Mannes Herz. Unbeschadet dieses gemeinsamen und bleibenden Grundzugs wird aber die Stellung der Frau zum Mann sehr verschieden und sehr wandelbar sein, je nachdem was sie ihm ist, und wie sie ihren Beruf erfüllt. Insofern liegt die Stellung in der Ehe und im Hause, die die Frau einnimmt, in ihrer eignen Hand. Gleichwohl kann man aber nicht allgemein sagen: jede Frau hat die Stellung, die sie verdient, weil auch in den Ehen oft genug Gewalt vor Recht geht und die Gemeinheit triumphiert.

Die Stellung, die eine Frau von ihrer natürlichen Grundstellung zum Manne aus gewinnt, hängt davon ab, was sie ist und leistet. Das Niveau ihres persönlichen und geistigen Lebens, der Grad ihrer Selbstbeherrschung und Selbstzucht, das Maß ihres unmittelbaren Verständnisses und ihrer Anschmiegsamkeit, kurz die Höhe ihres menschlichen und weiblichen Seins giebt ihr unbeschadet ihrer Abhängigkeit vom Manne die besondere Stellung zu ihm. Sie kann ihn an Geist und Charakter überragen oder ohne innere

Beziehung rein äußerlich mit ihm verbunden sein. Alles wird sich bis in die feinsten Nüancen in ihrer Stellung zu ihm ausdrücken.

Ebenso hängt die Stellung, die die Frau einnimmt, natürlich von ihrer Leistungsfähigkeit ab. Vermag sie dem Manne die teilnehmende, kluge, zähe Gefährtin in allen Lebenslagen und Aufgaben zu sein, so wird sie ihm ein unschätzbarer Rückhalt werden. Beherrscht sie mit umsichtigem Geist, ordnendem Sinn und fester Hand das ganze Hauswesen, daß es wie ein lebender Organismus mit spielender Leichtigkeit funktioniert und Leben und Behagen ausströmt, so wird sie in Kraft und Milde als Herrscherin im Hause walten und der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens sein. Und das gilt nach allen Seiten, nach denen sich überhaupt der Beruf der Frau erstreckt, aber alles unbeschadet, ja auf Grund ihrer natürlichen Abhängigkeit vom Manne, die ihr erst die feste Grundlage ihres Seins und Werdens, ihres Wirkens und Waltens gewährt.

Wenn aber die Stellung der Frau von ihrer Leistungsfähigkeit abhängt, so muß sie werden und sich wandeln, errungen und verdient werden. Kein Mann kann seiner Frau die rechte Stellung geben, weder im Haus noch in der Gesellschaft. Alle Versuche nach dieser Richtung sind sogar sehr verhängnisvoll. Sie sind der Frau nicht nur unwürdig, sondern sie schaden ihr. Die Unwahrheit einer ihr nicht gebührenden Stellung verführt sie zu Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Launenhaftigkeit, und was auf einen Mangel an Leistungsfähigkeit zurückgeht und sich in ihrer Stellung peinlich äußert, sucht sie auf einen Mangel an Liebenswürdigkeit und Willigkeit des Mannes zurückzuführen.

Die Frau gewinnt ihre Stellung, indem sie ihre Bestimmung verwirklicht und sich ihres Berufs bemächtigt. In dem Maße als das geschieht, festigt sich ihr ganzes Wesen und erstarkt ihr Selbstbewußtsein, gewinnt sie den Respekt und die Anerkennung, die ihr gebührt. Was ist das für eine Wandlung in der Stellung von dem in die Ehe tretenden jungen Mädchen bis zur Hausmutter und Matrone! Die mitleidige Rührung über die Hülflosigkeit des weib-

lichen Wesens, und die Dankbarkeit für ihre blinde Hingabe, die zunächst ein starkes Element in der Liebe des Mannes ist, wird allmählich von dem staunenden Respekt durchdrungen, wie schnell und sicher sie sich in die neue Lage findet, auf die alles in ihr angelegt ist, wie sie ihrem Berufe nach allen Seiten hin gerecht wird. Und wird sie dann Mutter, so durchzieht seine Liebe eine tiefe, heilige Verehrung und das Gefühl höchster Beglückung durch sie, die in dem Maße wächst, als sie ihre Mutterpflichten erfüllt. Hand in Hand damit geht ja nun die Entwicklung ihrer ganzen Persönlichkeit, das Wachstum ihres innersten Wesens, das dem Manne um so höhere Achtung einflößt, je mehr er davon hat. So gelangt die Frau allmählich durch die Entfaltung ihres Seins und die Erfüllung ihres Berufs nach allen Seiten zu einem thatsächlichen Matriarchat (Mutterherrschaft) in Haus und Familie, das kein Mann beeinträchtigen möchte, denn es gründet sich ja auf die Abhängigkeit von ihm, es wächst, lebt, gestaltet sich und bethätigt sich aus ihr heraus. Der Stellung zum Manne und in Haus und Familie entspricht aber dann immer die Stellung der Frau im Bekannten- und Verwandtenkreise wie in der Gesellschaft, nur daß mit dem Grade der Entfernung vom Mittelpunkte ihres Frauenberufs die ausschlaggebende Bedeutung ihrer Persönlichkeit als solcher wächst und ihr Ansehen bestimmt, das sie genießt.

Für eine Stellung in der Öffentlichkeit aber finde ich keinerlei Voraussetzung im Wesen und Berufe der Frau. Infolgedessen nehme ich an, daß sie dahin nicht gehört. Ihr Ressort ist das Ministerium des Innern. Das des Äußern gehört immer der beherrschenden Spitze, und das ist der Mann — unter normalen Verhältnissen, und von denen ist hier nur die Rede. Das Hervordrängen der Ehefrauen in die Öffentlichkeit ist ein Zeichen, daß die Männer ihren öffentlichen Beruf unzulänglich erfüllen und von den Frauen unterjocht worden sind, also eine Folge der Unfähigkeit der Männer. Das ist aber ein hoffentlich vorübergehender Ausnahmezustand, der gesetzlich nicht festgelegt werden darf.

So sehr nun aber auch die Stellung der Frau zum Manne

wie zum Leben überhaupt in ihren Grundzügen unter gesunden und normalen Verhältnissen immer dieselbe bleiben wird, weil sie ihr von ihrer Natur angewiesen ist, so sehr wird sie nicht nur nach der Lage des Einzelfalles jeder Ehe eine besondere Gestalt annehmen, sondern vor allem durch das Kulturniveau, auf dem sich die Frau befindet, bestimmt werden. Ich denke dabei nicht so an die Höhe geistigen Verständnisses und an die Lebhaftigkeit allgemeinen Interesses, wovon schon die Rede war, als vielmehr an die Stufe persönlichen Bewußtseins und Lebens, auf der sie steht.

Das klare Bewußtsein des eigenen Selbst und der Drang, es zu behaupten, zu entfalten und zu bilden, macht es unmöglich, daß die Frau im Manne aufgeht und ihn nur als wesenloser Schatten begleitet. Es behütet sie davor, in ihrem Berufe als Weib, Mutter und Hausfrau unterzugehen. Sie wird alles vielmehr vom Grunde ihres Menschenberufs erfassen und erfüllen: Werde, was du bist. Aber dadurch wird sie keinem Elemente ihres Berufs entnommen, und ihre Grundstellung zum Manne wird keine andere, sondern sie erhebt sich und ihren Beruf von hier aus zu einem höheren Niveau und gewinnt dadurch allerdings eine ganz andere Leistungsfähigkeit und Bedeutung.

Nicht die Stellung zum Manne wird eine andere, sondern die Gemeinschaft mit ihm. Hier gewinnt die Ehe die Bedeutung für innere Kultur und höheres Leben, von der ich schon sprach. Voraussetzung ist natürlich persönliches Leben auch auf Seite des Mannes. Fehlt das, so bleibt die Frau in ihrem innersten Sein vom Manne unerfaßt und unbefruchtet und deshalb unbefriedigt. Sie verkümmert dann oder emanzipiert sich von ihm und sucht anderswo Anregung und Förderung. Deshalb wünschen persönlich unfähige Männer keine höher stehenden und beanlagten Frauen oder suchen den Drang nach Höherem in ihnen zu unterdrücken. Durch diesen Zwiespalt und Gegensatz wird natürlich die Ehe unglücklich, weil unbefriedigend, und die Abhängigkeit vom Manne sehr gelockert, wenn nicht aufgehoben. Aber das liegt nur an der Minderwertigkeit des Mannes, nicht an der menschlichen Höhen-

lage, auf der sich hier die Frau befindet. Stehen beide darauf, so ist die gesunde unmittelbare Abhängigkeit der Frau vom Manne in Kraft, die die Frau für ihr Wohlbefinden in jeder Höhenlage menschlichen Seins braucht.

4.

Messen wir nun die gegenwärtige Wirklichkeit an dieser Bestimmung der Frau, so ergiebt sich, daß sie ihr in keiner Weise entspricht. Man sage nicht, der Beruf der Frau, wie er sich uns ergab, sei ein Ideal. Man müsse ihm nachstreben, aber erreicht werde es nie. Ich fange nachgerade an, dieses Wort Ideal zu hassen. Überall wimmelt es von Idealen, auf allen Gebieten redet man von Idealen. Und besieht man die Dinge bei Lichte, so stellt sich heraus, daß unvermerkt das „Ideal" ein angenehmes Beruhigungsmittel der Unfähigkeit geworden ist.

Nein, hier handelt es sich nicht um ein Ideal, sondern um eine praktische Bestimmung, die verwirklicht werden kann, ja um eine persönliche Entfaltung und Bethätigung der Frau, die unter den gegebenen Umständen ganz von selbst eintritt, wenn nur die Vorbedingungen dazu vorhanden sind. Sie *wird* Frau und Mutter, und es liegt nur an ihrer Unfähigkeit und Entartung oder an dem Mangel der Voraussetzungen in den Verhältnissen, wenn sie dann nicht ganz unwillkürlich ihren Beruf findet und erfüllt und die entsprechende Stellung gewinnt.

Daß es kein unerreichbares Ideal ist, was ich vor Augen stellte, folgt schon daraus, daß es der Wirklichkeit entnommen ist. Es ist keine Spekulation, sondern Erinnerung und Beobachtung. Ich kenne denn doch eine ziemliche Zahl Frauen, die ihre Bestimmung verwirklicht haben und nach allen Seiten erfüllen, jede in ihrer Art, jede in der Höhe und Weite, wie es ihrem Wesen und Gaben entspricht. Vielleicht würden sie alle sagen, daß sie sich sehr unvollkommen fühlten, aber, was sie als Frauen sein sollen, *sind* sie doch und, was sie leisten sollen, leisten sie in jeder Beziehung und nach allen Seiten. Ihnen gegenüber steht aber die

Fülle der sogenannten Frauen, die trotz ihrer Verheiratung nicht das geworden sind, was sie sein sollen, und das nicht leisten, was sie leisten sollen.

Ein hervorragender Arzt, der Erfahrung auf diesem Gebiete hatte, meinte, daß 70 Prozent aller Ehen unglücklich seien. Viel mehr aber noch als unglückliche Ehen giebt es unbefriedigte Ehen, wo Mann und Frau einen leidlichen Kompromiß mit einander und mit der Thatsache, zusammenleben zu müssen, gefunden haben, der ihr Dasein schließlich erträglich macht, aber beide unbefriedigt läßt. Diese Thatsache ist auch eine Ursache der Abnahme der Eheschließungen. Denn wenn die jungen Leute sehen, wie Männer und Frauen über ihre Fesseln seufzen, sich ihnen möglichst entziehen und sich irgendwie zu entschädigen suchen, wenn man sie immer und immer wieder vor dem Heiraten warnt und nur von Unannehmlichkeiten zu reden weiß, die es mit sich bringt, so ist es kein Wunder, wenn sie abgeschreckt werden. Immer mehr breitet sich so die Meinung aus, daß die Ehe nur ein notwendiges Übel sei, wobei nur noch darüber gestritten wird, ob es notwendig sei. Immer mehr schwindet der Glaube an die Ehe. Das sind alles Zeichen, daß die Frauen im allgemeinen heutzutage ihren Beruf in der Ehe, der sie befriedigt, nicht finden und erfüllen. Denn die Frau, die ihren Beruf erfüllt, ist glücklich und macht glücklich.

Wir sehen es aber auch direkt und im Einzelnen. Ein wirkliches gemeinschaftliches Leben zwischen Mann und Frau ist in den heutigen Ehen sehr selten. Ich meine gar nicht das höhere geistige Leben und die Entfaltung und Bildung des persönlichen Seins durch unmittelbaren Lebensaustausch und treue Hilfe am Werden zwischen Mann und Weib. Das setzt den klaren Drang nach vollwirklichem Menschsein auf beiden Seiten voraus und ist bis auf Ausnahmen überhaupt noch ein Geheimnis, das uns die Zukunft offenbaren muß. Ich denke jetzt nur an das innige Gemeinschaftsleben festen Zusammenhalts, tief ursprünglicher Liebe, gegenseitigen vollen Vertrauens und ausschließlichen Füreinanderseins, wo eins dem andern Lebensquelle und Jungbrunnen in Freud und Leid, in Sorgen und

Hoffnungen ist. Das ist selten geworden. Meist folgt auf einen kurzen Liebesrausch graue Ernüchterung und die Empfindung, einander fremd zu sein. Das Interesse für einander erschlafft, das Streben, sich gegenseitig anzuziehen und etwas zu sein, erlahmt, die nervöse Reizbarkeit der Abspannung tritt ein. Man gewöhnt sich, nebeneinander herzulaufen. Sobald man sich aber nicht mehr innerlich fesselt, fühlt man sich äußerlich gefesselt. Ist man vernünftig, so macht man gute Miene zur bösen Lage und findet sich damit ab. Der Mann ist für die Frau der Versorger, die Frau für den Mann die Haushälterin. Das sind ihre Beziehungen, die durch periodische Wallungen sinnlicher Liebe nicht berührt werden. So entsteht das Nebeneinanderherleben, das innerlich getrennt Leben. Aus diesem Selbstwiderspruche der Ehe entspringt dann notwendig der Kampf der Geschlechter, der egoistische Kampf ums Dasein der beiden unvereinten und doch aneinander gebundenen Menschen, der zur Unterjochung eines Teiles oder zu ewigem Kriegszustande führt. Daß hier alle Voraussetzungen dafür fehlen, daß die Frau ihren Beruf dem Manne und seinem Gedinge gegenüber innerlich erfaßt und erfüllt, liegt auf der Hand.

Hierzu kommt eine in unserer Zeit immer bedenklicher wachsende Abneigung gegen den Mutterberuf. Man empfindet und fürchtet ihn als notwendiges Übel, vielfach schon ehe man in die Ehe tritt. Reichen Kindersegen achtet man nicht als Glück, sondern als Unglück. Ich denke hier nicht an die sozialen Schichten, wo die bittersten Nahrungssorgen dieses Urteil schließlich noch entschuldigen lassen, sondern wie überhaupt in allen meinen Ausführungen an die Kreise der Leser. Wie oft habe ich schon hören müssen: Ich wünsche mir keine Kinder! Wie selten ist helle Freude über jedes neue Gottesgeschenk. Es ist das eine Folge peinlich empfundener körperlicher Schwäche oder träger Bequemlichkeit oder schimpflicher Feigheit vor Schmerzen und Gefahren, durch die sich die Frauen jede Achtung verwirken würden, wenn die Verirrung nicht schon zu allgemein wäre. Denn in dem freudigen und tapfern Mute der Mutter ruht die Ehre der Frau ebenso wie in ihrer Keuschheit

und Treue. Kann man sich aber dem Mutterberufe nicht entziehen, so nimmt man wenig Rücksicht darauf vor der Geburt des Kindes und entschlägt sich seiner oft genug gleich nach der Geburt, wiederum teils aus Unfähigkeit oder Bequemlichkeit, teils aus Eitelkeit, ohne die schädlichen Folgen für die Gesundheit von Mutter und Kind zu scheuen. Amme, Bonne und Gouvernante werden der Reihe nach für den Mutterberuf gedungen, nicht nur zur Hilfe, sondern förmlich zum Ersatz.

Wenn sich die Frau nun auch noch ihres hauswirtschaftlichen Berufs möglichst entzieht, was heutzutage häufig nur davon abhängt, ob man die Mittel dazu hat, so steht sie in einem völlig zwecklosen und sinnlosen Dasein. Darunter leiden in unserer Zeit ungeheuer viele. Die Sinnlosigkeit ihres Daseins macht sie in tiefster Seele unglücklich und unbefriedigt, mögen die Verhältnisse noch so glänzend sein, in denen sie leben. Gelangweilt und verödet stehen sie in ihrem Heim. Der erwartete Himmel wandelt sich immer mehr in eine Hölle. Hier und da nehmen sie einen Anlauf, um wenigstens dies und das von ihren ehefraulichen Pflichten zu erfüllen. Aber der Beruf der Frau ist ein einheitlicher, so mannigfaltig er ist. Wo die tiefe innere Gemeinschaft mit dem Manne fehlt, verkümmert auch der Muttertrieb, und die mütterliche Pflege gewinnt in ihrer Einseitigkeit gewöhnlich die falsche Art der Verwöhnung, Verweichlichung und Verziehung des Kindes. Die Frau, die nicht in innerer Abhängigkeit vom Manne steht, gerät in Abhängigkeit von den Kindern. Und wo der opferfreudige, tragende Muttersinn und die pflegende, aufziehende Mutterliebe fehlt, da fehlt auch das rechte Schwergewicht in der Liebe zum Manne. Sie wird unruhig und launisch, herrschsüchtig und eifersüchtig, kleinlich und kindisch. Darüber endlich bedarf es doch keines Wortes, daß nur die wahrhaftige Frau und Mutter ihren Hausberuf innerlich erfassen, beherrschen und erfüllen kann.

Die Folgen aber des absoluten Unbefriedigtseins der Frauen in der Ehe, das ihrer Berufsentfremdung entstammt, liegen offen zu Tage. Sie suchen Ersatz für das häusliche Glück, das sie nicht

gefunden haben. Unstät und fahrig verlangt man sich zu befriedigen, zu betäuben, anzuregen, aufzuregen. Aus Mangel an häuslichem Leben stürzt man sich ins gesellschaftliche Leben. Man sucht Geselligkeit, Unterhaltung, Zerstreuung. Der Hunger nach Sein will sich sättigen im Schein. Da man nichts ist, sucht man etwas vorzustellen. Über innerer Leere, Hohlheit und Unfruchtbarkeit bläht sich anspruchsvolle Oberflächlichkeit. Eitelkeit und Putzsucht gehen Hand in Hand mit Gefallsucht und schamlosem Flirt. So lebt man nach außen, weil man nach innen nicht leben kann und im Innern kein Leben hat. Weil die eigentlichen weiblichen Fähigkeiten brach liegen, sucht man nebensächliche heranzubilden. Da man die heiligsten Interessen des Weibes nicht mehr kennt, lebt man für „geistige", für „höhere" Interessen. Kunst, Musik, Theater füllen die Zeit aus, die Toilette, Sport und Gesellschaften übrig lassen. Andere suchen „eine Arbeit für den Herrn", stürzen sich in Vereine und Wohlthätigkeit, schwärmen für Reformen und treiben Frauenbewegung. Die Folge von allem ist die völlige Verwüstung des wundervollen Wesens des Weibes, eine widerliche Veräußerlichung und Verflachung, eine entsetzliche Verwirrung weiblichen Empfindens und eine trostlose Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit nach allen Seiten. So viele sich aber auch in diesem entarteten Getriebe betäuben, glücklich wird keine.

Es bedürfte gar keiner Einzelbeobachtung der Frauen in unserer Zeit nach Seiten ihrer Berufserfüllung, die ungeheure Bedeutung, die die Toilettenfrage im Leben der Frau spielt, die weite Verbreitung, die die Modenarrheit unter ihnen gewonnen, die groteske Putzüberladung, die fast jede Frau für einen natürlich empfindenden Menschen darstellt, die Machtlosigkeit aller sanitären, hygienischen und humanitären Interessen, sich diesem Hange und Verhängnis gegenüber in der Kleidung von Frauen, Mädchen und Kindern Geltung zu verschaffen, ist Beweis genug für die Entfremdung der Frau von ihrem Berufe. Denken wir dann noch an die leidenschaftliche Vergnügungssucht, die heute oft das alleinige Element weiblicher Fähigkeit geworden zu sein scheint, die zu allen Opfern

bereite rastlose Energie, mit der man sich trotz Nerven und Schwäche ohne Rücksicht auf Körper und Gesundheit, Mann und Kinder den Lustbarkeiten hingiebt und sie bis auf die Hefe ausschlürft! Doch genug. Solcher Symptome giebt es unzählige, die mit untrüglicher Sicherheit darauf schließen lassen, daß die Frauen im Großen und Ganzen heutzutage ihren eigentlichen Beruf nicht finden und erfüllen, jedenfalls nicht innerlich und gründlich, sondern oberflächlich, interesselos und notgedrungen. Ich weiß wohl, daß in allen Schichten und Kreisen noch genug einfache, häusliche, treue Frauen existieren, die ganz ihrer Familie leben, aber wie weit ist nicht wenigstens schon die Infektion dieser epidemischen Berufsentfremdung mit allen ihren Folgen durchgedrungen!

Aus der Unfähigkeit für den eigentlichen Beruf des Weibes und aus dem Widerwillen gegen seine schweren, hohen, weiten Pflichten, aus der Langeweile im häuslichen Kreise und dem Verlangen nach Befriedigung stammt nun auch der Drang nach Emanzipation der Frau, nach Freiheit und Verselbständigung vom Manne. Insofern ist die ganze Bewegung auch ein Symptom der Berufsentfremdung der Frau. Das radikale Übel sollte über das schleichende Übel hinweghelfen. Dieses süße Gift führt aber die Zersetzung zum Äußersten. Jetzt hat man eine Rechtfertigung vor dem Gewissen und ein Ideal als Deckmantel seiner Entartung.

Wie die Frau ihren Beruf erfüllt, so ist ihre Stellung. Ihre Person und ihre Leistungen geben sie ihr. Es kann dann vorkommen, daß sie nicht genügend anerkannt wird, aber sie hat sie inne; und sie bleibt eine feste, hohe, befriedigende und menschenwürdige, wie kaum eine andere. Die Stellung der Frau wird deshalb auch durch keine Frauenbewegung gehoben, auch wenn sie nicht gerade nach der verkehrtesten Richtung ginge, die überhaupt möglich ist, sondern nur dadurch, daß sich die Frauen zur Höhe ihres Berufs erheben.

Ich leugne nun gar nicht, daß die Stellung der Frau heutzutage im Allgemeinen eine unwürdige ist. Aber daran ist sie ganz allein selbst schuld. Denn durch ihre Berufsentfremdung wird sie

entwürdigt. Indem ihr Dasein Sinn und Zweck verliert, verliert sie selbst jeden Wert und Bedeutung. Die Frau sinkt nur dadurch, daß sie sich selbst erniedrigt. Kein Mann kann sie herabziehen, wenn sie nicht von ihrer Höhe fällt. Denn trotz der Abhängigkeit vom Manne steht die Frau doch vor ihm wie ein Heiligtum, als die Mutter des kommenden Geschlechts. An dem treuen Weibe hängt jeder Mann mit dankbarer Liebe, und zu der Mutter mit dem Kinde schaut er in staunender Ehrfurcht empor.

Aber durch ihre Berufsentfremdung ist die Frau gesunken und gefallen. Sie ist zu einem Sinnenreiz geworden, indem sie alle Mittel anwandte, um als solcher zu wirken, zu einer schönen Puppe geworden, indem das Interesse schön zu scheinen ihre eigentlichsten Interessen verschlang, zu einem Spielzeug des Mannes geworden, indem sie in der Tändelei die sie beglückende Bestimmung fand. Oder sie ließ sich des Geldes und des Glanzes wegen heimführen und wurde dadurch zu einem Rententitel des Mannes und zu einem dekorativen Element für das gesellschaftliche Leben. So erniedrigte und entwürdigte sich die Frau und will doch als eine Art höheres Wesen gelten! Das wirkt komisch. Sie darf sich doch nicht wundern, wenn sie die Männer nicht mehr ernst und für voll nehmen wollen, sobald sie nicht mehr ernst und für voll genommen werden kann, sobald sie die Grundlagen ihres Wertes verläßt oder verachtet!

Wenn ein Mädchen sich ihres Geldes wegen heiraten läßt, giebt sie ihre Persönlichkeit preis. Für diese Unmenschlichkeit kann sie von ihrem Manne Dank erwarten und von den Mitmenschen schauderndes Mitleiden, aber doch niemals Hochachtung. Wenn eine Frau den Mann durch ihr Äußeres zu fangen und zu fesseln sucht, prostituiert sie sich und ihre Liebe, wenn diese listige und ränkereiche Habsucht überhaupt diesen Namen verdient. Kann man sie dann noch achten und vor ihrem Innern Respekt haben? Wenn sie sich zum Reizmittel und Gegenstand der Unterhaltung erniedrigt, darf sie sich nicht darüber beklagen, wenn der Mann sie satt kriegt, wenn er sie über kurz oder lang innerlich und äußerlich bei Seite schiebt,

wenn er vergißt, daß sie eigentlich ein Mensch mit Seele und Selbst ist. Alle Männer verachten im tiefsten Grunde die Frauen, mit denen sie spielen, denen sie den Hof machen, um die aufgeblasene Einfältigkeit bei Laune zu erhalten. Der Respekt, mit denen man sie behandelt, stammt gewöhnlich nur aus der Rücksicht auf ihre Männer. Fällt der einmal weg, so bricht die Gleichgültigkeit und Verachtung brutal hervor. Gott sei Dank giebt es noch sehr viele Frauen, die ihre hohe Stellung durch das, was sie sind und leisten, behaupten. Aber es ist ein grelles Symptom der tief gesunkenen Stellung der Frau in manchen Schichten, wie verächtlich man heutzutage in vielen Männerkreisen von „den Weibern" spricht. Nicht einmal der Respekt vor der Mutter ist imstande, die allgemeine Mißachtung einzudämmen. Diese unwürdige Stellung der Frau wird aber durch keine Frauenbewegung gehoben, sondern nur dadurch, daß sie sich auf ihr Wesen und ihren Wert, auf ihre Bestimmung und ihre Bedeutung, auf ihren Beruf und ihre Lebensaufgaben zurückbesinnt, dazu zurückkehrt und sie freudig erfüllt.

Es ist verfehlt und thöricht, wenn man diesem selbstverschuldeten Übel durch Gesetzesregeln beikommen will. Nicht durch neue Rechte, sondern durch ihre alten Pflichten erwirbt sich die Frau die Stellung, die sie verdient. Ich verstehe, daß die Frau ihre rechtliche, finanzielle und soziale Abhängigkeit vom Manne peinlich empfindet, wenn die innerliche nicht besteht. Aber das Übel wird nicht durch Verselbständigung gehoben, sondern durch Rückkehr zur Natur ihres Wesens und ihrer Stellung. Gewiß soll die Frau vom Gesetz geschützt werden. Hierin muß weiter gegegangen werden und kann nicht weit genug gegangen werden. Der Staat hat das größte Interesse daran alles, was Mutter ist, in seinen ganz besonderen Schutz zu nehmen. Aber er soll der Frau keine Stellung geben wollen, die sie nicht durch ihre Leistungen verdient. Noch unglaublicher ist die Verirrung, durch Beteiligung am öffentlichen Leben, durch gesellschaftliche Verselbständigung (Frauenklubs u. s. w.) und gewerbliche Berufsthätigkeit, also durch Berufsentfremdung die unwürdige Stellung der Ehefrau heben

zu wollen. Es ist eine unfaßliche Selbsttäuschung, zu meinen, daß die Frauen dadurch den Männern Respekt einflößen. Und doch lebt heute die Frauenbewegung wie hypnotisiert in dieser Vorstellung. Es ist geradezu komisch, wie man sich die stellvertretenden wissenschaftlichen Leistungen einzelner Frauen zur Gerechtigkeit rechnet. Mag dadurch das Selbstbewußtsein der Frauen wachsen, das auf ganz anderen Grundlagen ruhen sollte, die Achtung der Männer steigt dadurch nicht. Das Miteintreten der Ehefrau in den Kampf um die Daseinsmittel ist nicht eine Erhöhung, sondern eine Erniedrigung der Stellung der Frau.

Daß aber die Frauen heutzutage vielfach ihrem Berufe so unzulänglich nachkommen, liegt nicht allein daran, daß sie oft nicht wollen, sondern wohl noch mehr, daß sie nicht können. Es liegt nicht in der Macht eines Teils in der Ehe, ob sie das wird, was sie sein soll, sondern beide müssen dazu zusammenwirken. Darum ist die Voraussetzung, daß die Frau ihrem Berufe nachkommt und ihre Stellung gewinnt, nicht unwesentlich der Mann.

Wenn wir rechte Männer hätten, gäbe es keine Frauenfrage und Ehenot. Die Entartung der Männer hat die Entartung der Frauen nach sich gezogen. Aus der unwürdigen Haltung der Männer ergiebt sich die unwürdige Stellung der Frau. Wo sind die starken Männer, von denen abhängig zu sein tiefes Naturbedürfnis und Glück der Frauen wäre? Wie wenige sind heutzutage noch imstande, die Liebe der Frau zu wecken und zu erhalten, die sie zu allem befähigt, was nur irgendwie ihr Beruf sein kann, und zu dem Ideal gestaltet, das der Mann in ihnen sieht! Soll die schale und abgestandene Hefe der Männlichkeit, die nach jahrelangen Tändeleien und Verhältnissen übrig geblieben, das hingebende weibliche Wesen ursprünglich beglücken und befruchten! Oder kann die milde und wohlwollende Zutraulichkeit eines Mannes, der schon alles hinter sich hat, die keusche Leidenschaftlichkeit einer Mädchenblüte befriedigen! Die tiefen Enttäuschungen, die die Frauen an den Männern erleben, lähmen notwendiger Weise die Neigung zum weiblichen Beruf und machen zur sauren Pflicht, was sonst ursprüngliches Be-

dürfnis wäre. Fehlt nun außerdem noch der Familiensinn beim Manne, und lebt er als verheirateter Junggesell am liebsten fern vom Heim, so ist die Abwendung der Frau von ihrem innern und äußeren Beruf eine natürliche Folge. Die Emanzipation des Mannes von der Frau ist die Voraussetzung der Emanzipation der Frau vom Manne. Wenn ich nun noch darauf hinweise, daß die Ausschweifungen der Männer die Ursache jener ungeheuren Epidemie von Frauenleiden sind, die notwendigerweise die eheliche Pflichterfüllung der Frauen nach allen Seiten lähmen, und daß die Feigheit und Bequemlichkeit der Männer alle freie Ursprünglichkeit in der Gründung und Entfaltung der Familie zerstört hat, so wird jedermann verstehen, wie sehr die Männer für die Frauenfrage verantwortlich sind.

Das soll uns aber den Blick nicht dafür blenden, daß es ebenso am Willen der Frau und nicht nur am Willen, sondern vor allen Dingen an der Fähigkeit der Frau liegt, ob sie ihrer Bestimmung gerecht werden kann. Die Fähigkeit zum Frauen- und Mutterberuf, die in den körperlichen und geistigen Anlagen des weiblichen Wesens überschwenglich begründet ist, muß in der Entfaltung gehütet und zu völliger Reife erzogen werden. Die Mädchenerziehung steht aber heute unter allen möglichen Gesichtspunkten, nur nicht unter diesem einen, auf den alles ankommt, von dem die ganze Zukunft und das ganze Lebensglück des jungen Wesens abhängt.

Die körperliche Pflege ist nicht von dem Bestreben beherrscht, den Mädchenkörper sich zum Mutterleibe kräftig und gesund, ebenmäßig und frei entfalten zu lassen, sondern wirkt durch die Einschnürung und Verkümmerung der natürlichen Formen und normalen Funktionen nach der entgegengesetzten Richtung. Wie können diese zerbrechlichen Zierpuppen Mütter gesunder Kinder werden? Hier müßte doch alles unter dem Gesichtspunkte freier Entfaltung, Ausreifung, Abhärtung, Stählung der Gesundheit und körperlicher Kräftigung stehen. Aber rationell muß es geschehen. Denn es ist doch ein Unterschied, ob Sport oder Mutterberuf für die körperliche Zucht den Ausschlag giebt. Und was geschieht denn seitens der

Mütter, um die heranblühenden Jungfrauen mit heiliger Scheu vor ihrem künftigen Mutterberuf zu erfüllen und ihnen das Verantwortlichkeitsgefühl dafür zu wecken, das erst ihrem leichtbeweglichen Dasein das Schwergewicht stillen Ernstes giebt? Man schweigt sich darüber aus und läßt die Töchter lieber Opfer gefährlicher Neugierde und verführerischer Pikanterien werden. Aber auch wenn diese Gefahr vermieden wird, ist es zu verantworten, daß so viele Mädchen heute noch — besonders in den höheren Ständen — in die Ehe treten, ohne eine Ahnung zu haben, worum es sich damit handelt? Das ist ein Verbrechen der Mütter und meist ein Unglück für die Töchter. Man sage nicht: die Natur offenbart sich selbst. Denn bei den heutigen verfahrenen und widernatürlichen Verhältnissen kommt sie ja gar nicht zu Worte. Statt so in gewissenhafter Weise für den hohen Frauenberuf und heiligen Mutterberuf aufzuklären und vorzubereiten, zieht man aber alle schlechten Instinkte der Eitelkeit und Gefallsucht groß und bildet sie durch Gewährung aller Mittel dazu aus. Nirgends der Stolz auf das Sein, sondern die Sucht nach dem Schein. Damit geht aber die innere Wahrheit und Aufrichtigkeit zu Grunde, und alle entgegengesetzten Neigungen und Künste, die man jetzt schon fast zum Wesen der Weiblichkeit rechnet, werden groß gezogen.

Ebenso fehlt es an der hauswirtschaftlichen Vorbildung. Glücklich sind noch die Mädchen, die infolge der beschränkten Verhältnisse der Mutter in Haus und Küche helfen müssen. Aber man sucht heute fast etwas darin, daß es die heranwachsenden Töchter nicht nötig haben. Das ganze Reich, das sie einmal als Frauen beherrschen sollen, bleibt ihnen fremd. So wird eine Unfähigkeit für den häuslichen Beruf künstlich geschaffen, die nur die besten Elemente mit zäher Energie autodidaktisch überwinden können, wenn sie in die Lage kommen. Die meisten lernen es nie, und dann entsteht jenes häusliche Chaos, das für Mann, Frau und Kinder Qual ist. Wie weit sind wir aber nun erst davon entfernt, daß Mütter und Töchter nicht ein notwendige Übel in der häuslichen Thätigkeit sehen, deren Verständnis man

sich notdürftig aneignet, um sich ihr möglichst zu entziehen, sondern einen hohen Beruf mit weittragendem Einfluß für das Befinden und Leben der Familie, dem man sich unter diesem hohen Gesichtspunkte mit Passion hingiebt! Wo huldigt man diesen eigentlichen weiblichen Liebhaberkünsten mit Energie und Begeisterung? Daß sich die häusliche Thätigkeitssphäre der Frau noch ungemein zum Besten der Familie erweitern und vertiefen ließe, liegt ja auf der Hand. Warum unterrichtet man z. B. die Mädchen nicht in Nahrungsmittellehre und Hygiene, warum lernen nicht alle, die gesund sind, Krankenpflege. Ich hoffe, wir kommen noch zur obligatorischen Einführung dieses Unterrichts. Denn Krankenpflege ist der Militärdienst der Frau.

Und endlich verfolgt und erreicht die geistige Bildung der Mädchen ein ganz anderes Ziel als das, sie zu geistiger Gemeinschaft mit dem Manne zu befähigen und für ihren Kulturberuf auf dem Gebiete des menschlichen Wesens vorzubereiten. Auch der Mädchenunterricht wird von dem Begriff Bildung als gelehrte Schulung beherrscht, wo hier alles einzig doch allein auf Wesensbildung, Naturbildung, Persönlichkeitsbildung ankommt. Alles, was ich in dieser Beziehung über die Vorgeschichte persönlichen Lebens und die Bemühungen darum ausgeführt habe (Bd. II, S. 83 ff.), gilt natürlich ebenso von den Mädchen wie von den Knaben. Was nützt denn um alles der Frau und Mutter der Schatz vergessner Kenntnisse, den man heute Bildung nennt! Dieses Phantom kann keinen Mann befriedigen und keine Kinder erziehen. Die außerordentliche geistige Eigenart der Frau, wodurch sie den Mann in einzigartiger Weise anregen, fördern und helfen und die Entwicklung der Kinder in ihrer naiven Ursprünglichkeit hütend, wärmend und bildend umschließen kann, besteht in der Unmittelbarkeit ihrer Empfindung, in dem genial intuitiven Verständnis und in der tiefen Empfänglichkeit für alles, was an sie persönlich herantritt. Das alles aber zerstört die gelehrte Bildung und macht unmöglich, daß die Männer von ihren Frauen geistig befriedigt werden. Ich kann mir nicht versagen, hierüber einige Worte der

unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich anzuführen: „Je weniger die Frauen lernen, desto wertvoller sind sie, dann wissen sie alles aus sich selbst heraus. Was sie lernen, lenkt sie eigentlich nur ab, auf einen Abweg ihres Innern, sie verlernen dadurch ein Stück ihrer selbst, um anstatt dessen Grammatik oder Logik sich unvollkommen anzueignen. In jenen Ländern, wo die Frauen wenig lernen, sind sie viel tiefere Wesen als unsre Blaustrümpfe. Es ist eine Täuschung, wenn die Freunde der Emancipation zu Gunsten der Bewegung vorbringen, daß „gebildete" Mütter geistig begabtere Söhne der Menschheit schenken würden. Im Gegenteil, sie würden wohlthätiger wirken als Mütter, wenn sie wie die Bäume wären, frei von jeder Fessel und Verkümmerung unter dem offenen Himmel; die Frauen sollen nicht da sein, um den Männern in ihren Geschäften zu helfen, indem sie ihnen Gedanken und Ratschläge soufflieren, sondern sie sollen durch ihre bloße Nähe Gedanken und Entschlüsse in den Männern wachrufen und reifen lassen, die diese dann aus sich selbst zu schöpfen haben."

Neben der rechten Erziehung für die Ehe ist weiter die rechte Schließung der Ehe unumgängliche Vorbedingung, wenn die Frauen ihren Beruf erfüllen und die ihnen zukommende Stellung gewinnen sollen. Damit steht es aber heutzutage noch ärger, als mit der Vorbildung. Denn so unglaublich viel Wesens und Feierlichkeit um die Begründung einer Ehe gemacht wird, der glänzende Schein, die eifrige Geschäftigkeit und die tiefe Empfindsamkeit der Gemüter ist außer Stande, darüber hinauszutäuschen, daß dahinter das, worum es sich eigentlich handelt, im Argen liegt.

Nur die Ehe, die diesen Namen verdient, und nicht die Verkuppellung zweier Personen, die sich als Ehe geriert, bildet den Boden, auf dem allein die Frau ihren vollen Beruf und ihre rechte Stellung finden kann. Eine rechte Ehe nenne ich allein diejenige, die Selbstzweck ist und nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, die sich aus der gegenseitigen Anziehung und ursprünglichen Liebe ergiebt, auf gegenseitiges Vertrauen und den ernsten Willen sich einander zu leben gründet und im vollen Bewußtsein des

hohen und bedeutungsvollen Vorhabens mit allen seinen Aufgaben und Pflichten eingegangen wird. Keine staatliche Anerkennung und keine kirchliche Sanktion macht die Ehe dazu, wenn sie das nicht ist. Die Ehe wird nur durch die Wahrheit geheiligt und nur durch die Unmittelbarkeit der Liebe Natur. Fehlen die inneren Voraussetzungen, deren Ergebnis sie sein soll, und dient sie anderen Zwecken als dem hohen Beruf, der in ihr liegt, so ist sie eine Gemeinheit, mag sie noch so prächtig und salbungsvoll inszeniert werden, und ein Herd der Qual und Verzweiflung, eines unbefriedigten und verfehlten Lebens, mag ihr noch soviel Segen gewünscht und verheißen werden.

Die Ehe ist heutzutage im Allgemeinen entheiligt und entartet, unnatürlich und unfruchtbar geworden, weil man sie von ihrer Höhe herabgezogen und ihrem eigensten Wesen durch den Mißbrauch entfremdet hat, den man mit ihr treibt. Sie wird entweder leichtsinnig oder berechnend geschlossen. Eins ist so schlimm wie das andere. Wenn sich zwei junge Leute auf Grund einer läppischen Liebelei für das Leben verbinden, ohne sich zu prüfen, ob sie für diese dauernde Einheit genügend zusammenpassen und für den hohen Beruf der Ehe reif genug sind, so mag ich keine Garantie für das Gelingen übernehmen. Wenn jemand aber um des Geldes oder der Beziehungen willen zum Besten einer günstigen Weltstellung und Karriere ein Mädchen heimführt, oder für Eltern und Töchter die Rücksicht auf die Versorgung oder glänzende Stellung das Jawort giebt, und alles andere, was einzig den Ausschlag geben sollte, in den Hintergrund tritt, so ist das ein Geschäft, bei dem man nicht das Wort Ehe entweihen sollte. Man mag sich dann noch so viel Liebe einbilden und vorspiegeln, es bleibt eine äußerliche Ehe, eine Zusammenkoppelung, keine innere Verbindung, ohne jede Grundlage ihres Bestands, ohne jede Quelle ihres ursprünglichen Lebens. Dann soll man sich aber auch nicht wundern und beklagen, wenn sie nicht gedeiht und nicht befriedigt, ondern soll sich sagen, daß man es so gewollt hat. Wenn doch den Menschen, jungen und alten, die Augen dafür aufgehen wollten,

wieviel Unheil, Kummer und Verzweiflung sie damit pflanzten! Dann ist es kein Wunder, wenn weder Mann noch Frau ihren ehelichen Beruf im tiefen und weiten Sinne erfüllen können, und die rechte befriedigende Stellung zu einander nicht gefunden wird.

Gewiß richtet sich bei gutem Willen und Pflichtbewußtsein auf beiden Seiten häufig solch eine äußerliche Verbindung allmählich ein. „Die Liebe kommt mit der Zeit". „Man lebt sich in einander ein." Das gemeinsame Leben schließt zusammen, und die Gewohnheit hält zusammen. Achtung und Dankbarkeit verbunden giebt eine Art Liebe. Es zeigt sich hier die wiederherstellende Macht der Natur, die in ihren Vorgängen und Verhältnissen, sobald sie in Aktion und Erscheinung treten, eine gesundende Kraft besitzt und den Drang das Verfahrene einzurichten, das Unzukömmliche auszustoßen und das Verkümmerte sich auswachsen zu lassen. Das ist ein Trost, jedoch niemals ein Milderungsgrund. Aber das ursprüngliche Leben, Wachsen, Walten und Wirken der Liebe wird einer derartigen Erbärmlichkeit, Schmutzigkeit und Unwahrheit niemals entströmen. Die zunehmende Entfremdung von Ehe und Heim seitens der Männer und die fortschreitende Emanzipation der Frau von Mann, Haus und Familie, ihre suchende Unruhe und der wachsende Widerwille gegen ihren Beruf ist eine Folge der entarteten Eheschließungen.

Damit ist nun nicht gesagt, daß bei der Verheiratung nur das Herz reden und der Verstand schweigen soll. Im Gegenteil, ich sehe in dem Unverstand, mit dem heute meist die Ehen eingegangen werden, eine Hauptursache der Ehenot. Nur soll der Verstand die Ehe nicht zu etwas erniedrigen und mißbrauchen, was ihr Wesen und Leben im Keime tötet, sondern sie nehmen als das, was sie ist und sein soll, und prüfen, ob die Vorbedingungen dazu hüben und drüben vorhanden sind, damit sie das werden und sich nach allen Richtungen harmonisch entfalten kann. Dazu gehört in erster Linie die Prüfung der Empfindung nach Echtheit und Tiefe und des Zusammenklangs der Arten nach Einheit und Harmonie, dann aber die Beachtung von allem, was dabei in Betracht zu ziehen

ist und schon zur Sprache kam. Ich will hier nur auf eins hinweisen. Eine Grundbedingung des Gelingens der Ehe ist die Gesundheit. Es ist ein Verbrechen, wenn kranke Menschen heiraten. Wie viele Frauen sind deshalb außer Stande, ihren Frauenberuf zu erfüllen, weil sie einfach körperlich dazu nicht fähig sind! Und wie viele gesunde Frauen werden von ihren Männern infiziert und ruiniert, die im andern Falle fruchtbare, starke, thatkräftige und glückliche Frauen und Mütter geworden wären! Welch eine Flut von Elend und stummer Qual, von Siechtum des Familienlebens und Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse, von Entartung und Verkümmerung des kommenden Geschlechts stammt aus der Vernachlässigung dieser einfachen und elementaren Forderung für die Eheschließung, die bei unserem verseuchten Geschlecht so dringend wie nur möglich ist!

Statt dessen herrscht aber im Allgemeinen bei der Eheschließung ein Leichtsinn, der namentlich seitens der Eltern unbegreiflich ist. Es ist doch eigentlich unfaßlich, wie man die sorgfältig gehütete Tochter ohne Bedenken einem wildfremden Menschen, wenn er nur die nötigen Existenzmittel und einen guten gesellschaftlichen Ruf hat, in die Arme wirft, ja sie noch drängt und ihr alle thörichten Bedenken eines Backfischidealismus, daß dazu Liebe gehöre, auszureden sucht. Was dann mit ihr wird, wenn er sie hat, davor schließt man die Augen und huldigt einem frivolen Optimismus, der bald genug in tausend Splitter bricht. Das besinnungslose Zugreifen versteht man nur dann einigermaßen, wenn man bedenkt, wie unverdrossen Mutter und Tochter schon seit Jahren vielleicht nach einem Manne, sei es auch wer immer, auf Bällen und in Bädern geangelt haben. Erklärt sich dann endlich einer, so ist das selbstverständlich das große Loos. Das ist aber Kinderaussetzung oder Kinderverkauf zur Entledigung und Versorgung trotz aller Gefühle. Solange deshalb die Eltern nicht nüchterner und reifer werden, und bei der Verheiratung von allen Seiten der Ernst, die Vorsicht und Gewissenhaftigkeit herrschend wird, die dieser schwerwiegenden Lebensfrage entspricht, dürfen wir nicht erwarten, daß es für die Frauen in der Ehe einen Aufschwung ihres Berufs und ihrer Stellung giebt.

Soll ein Mädchen die wunderbare Entfaltung zum blühenden Weibe erleben und in sich selbst gesund und mächtig in tiefer Hingabe an den Mann sein Alles werden und in Gemeinschaft mit ihm sich immer höher entwickeln und reicher ausleben, ihm lebenskräftige Kinder schenken und erziehen, im Hause der gute Geist, ordnende Sinn und die schöpferische Kraft sein und so im Weibes- und Mutterglück die tiefe Befriedigung ihres reichen Daseins genießen, so muß die Ehe wahr und lebenskräftig sein. Wahr ist sie nur, wenn die inneren Voraussetzungen in den beiden Menschen vorhanden sind, die sie begründen und tragen: aufrichtige Liebe, ehrliche Hingabe und ursprünglicher Einklang der Eigenart. Lebenskräftig ist sie allein, wenn die Frau — wie auf der andern Seite auch der Mann — nach allen Seiten ihrer Bestimmung fähig, gebildet und ausgerüstet ist. Ist die Ehe wahr, so wird sie halten, sich festigen und vertiefen, ist sie lebenskräftig, so wird sie sich in der ganzen Sphäre ihres Lebens entfalten und auswirken. Ist aber Unwahrheit und Unfähigkeit die Grundlage der Ehe, so kann sie niemals gelingen.

So sehen wir, daß der Beruf und die Stellung der Frau, so klar und bestimmt sich das eine wie das andere als Darstellung ihrer Bestimmung aus ihrer Natur ergiebt, nicht ohne weiteres erfüllt und gewonnen werden kann. Es bedarf dazu bestimmter Voraussetzungen, selbst wenn der gute Wille vorhanden ist. Der Mann, die Erziehung zur Ehe und die Eheschließung muß darnach sein. Sonst ist es unmöglich. M.

Ohne Zwischenwände.

Michael Bunz heißt er. Ich kenne ihn schon seit Jahren. Er ist ein gewöhnlicher Bauer. Ziemlich verschlossen, aber nicht dumm. Unter dem leuchtend kahlen Schädel scharf geschnittene grobe Züge. Viel Bauerntrotz eingeschnitten. Gerade stand er hemdärmelig vor dem Thore seines stattlichen Gehöfts,

dort, wo die Dorfstraße ausmündet in die bebaute Flur. Es war an einem Sonntag Abend im Herbst.

„Guten Abend, Herr Bunz!“ rief ich im Anfahren.

„„Danke! Wohin geht die Reise?““

„Nach Hause. Aber die Pferde sind müde, der Weg noch weit und schwer. Wenn ich bei Euch ein Stündchen abspannen und füttern könnte, wär's mir grad recht.“

„„Warum nicht?““ sagte gleichmütig Michael, öffnete das Thor, und bald saßen wir drin im Stübchen. Zwei ehrsame Nachbarsleute hatten sich auch eingefunden, weil's Sonntag war. Michael nannte sie Gevatterleute. Die Hausfrau ließ ein einfaches Mahl auftragen. Bald war unser üblicher Gesprächsstoff erschöpft, und wir saßen schweigend beisammen. Durchschnittsbildung unterhält sich mit Schwadronieren, Bauern mit Schweigen. Letzteres geht meistens tiefer.

Da trat die erwachsene Tochter ein, ein Wochenkind auf dem Arme. Ich habe sie noch gekannt als dickes, blondes Schulmädchen, die fettigen kurzen Zöpfe kranzartig aufgesteckt.

„Wem gehört das Kind?“ frag ich.

„„Mein ist's,““ antwortet Michael.

„Ah!“ sag ich, indem ich das Kind der Jungfrau abnehme, „da wünsche ich Euch auch viel Glück dazu. S'ist doch ein Segen und ein Glück, daß Ihr so viel Kinder aufziehen konntet. Und dieses wird sorgen, daß Ihr im Alter nicht allein sitzet.“

„„Wie meinen Sie das vom Segen und Glück?““ rief da der Gevattermann. Die alten Gevatterleute waren lebenslang kinderlos gewesen. „„Da ist's wohl ein Unsegen und ein Unglück, wenn man keine Kinder hat?““

„Das hab ich nicht gesagt. Ich sprach nur vom Segen und vom Glück. Wenn's Unglück giebt in der Welt, ist's schon genug, daß es da ist. Da braucht man ja nicht drüber zu reden.“

„„Es ist so,““ sagte der Gevattermann. Aber bei ihm war der Punkt getroffen, wo er anfing, redselig zu werden. Wahrscheinlich waren hier Jahre stillen Kummers und vergeblicher Hoffnung

in seinem Empfinden aufgespeichert. Denn der Gevattermann ist reich und war sein Lebtag fleißig. Aber für wen? —

Mir war's leid, den schweren Punkt getroffen zu haben; aber die Redseligkeit des Gevattermannes steckte an. Vielleicht war's auch das Kind, das mit seinem stillen friedlichen Wesen auf uns Alte belebend wirkte. Kinder strömen Leben und Freundlichkeit aus. Mit Kindern möchte man werden wie die Kinder.

Auch Michael redete, und die Frauen warfen gelegentlich ein Wort dazwischen. Wir redeten über Kinder und ihre Bedeutung, über den Menschen und seinen Beruf, über Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Aber wir wurden wärmer, und es war, als ob unsichtbare Hände in jenem Zimmerchen die Zwischenwände wegzögen, die Mensch und Mensch scheiden. Ich sah den Michael und sein Weib und die alten Gevatterleute auf einmal anders an als je vorher. Mir war's, als fühlte ich in meinem Innern die verborgenen Schwingungen ihrer Seelen weiterschwingen. Es war keine sonderlich belebte Unterhaltung. Den scheinbar größten Teil trug ich, aber nur den äußerlichen Anteil der Worte, im inneren Wesen der Worte waren sie ebenso beteiligt, vielleicht mehr. Der Wiederhall ihres Verständnisses war der Anstoß meiner Worte. So saßen wir wie in innigster Freundschaft und wußten mit einem Male deutlich, was es heißt, Menschen lieb haben, Menschen tief innerlich nahe sein. Liebe ist geheime Beziehung von Mensch zu Mensch ohne Zwischenwände. Gewöhnlich hindert die Zwischenwand den Geistesverkehr.

Die Zwischenwand besteht aus allerlei Dingwesen: Besitz, Stand, Bildung, Familie, Politik, Religion und ähnlichen Menschengewichten. Das sind die Bausteine der Zwischenwand. Und den Kalk und Mörtel, der die Bausteine verbindet, bilden die Unarten der Menschen: Trotz, Habsucht, Eigennutz, List, Verstellung, Modesucht, Lüsternheit, Heuchelei, Lüge. Ein verdammlich fester Mörtel, der Mensch vom Menschen isoliert und die Zwischenwände zu überaus schlechten Leitern des Menschenwesens macht. Im Menschen glüht in unendlicher Beweglichkeit und Freudigkeit der Lebensfunke,

aber die Zwischenwand hemmt ihn wie Kautschuk den elektrischen, daß er nicht überfliegen kann, wie er möchte. Aber an jenem Sonntag Abende waren die Zwischenwände weggerückt, und ich fühlte den warmen Herzschlag ihres Lebens in meinem Leben, und wir schauten einander in das innerste Sein und erkannten unsern unendlichen Wert in unbegrenzter Fähigkeit der Hingabe. Denn Stand und Bildung liegt ja auch in der Zwischenwand, und die war weggerückt irgendwie. Mensch und Mensch war beisammen.

Zwischen Manchen sind die Wände dicker und massiver, zwischen andern mögen sie dünner sein; aber denke sie einmal von allen weg, und der Menschheit Wohl und Wehe wird in dich fluten und als Segensstrom aus dir zurückfließen. Es ist Thorheit, einzelne Freunde anzuerkennen, am übrigen allem als in der Zwischenwand befindlich gleichgültig vorüberzugehen, gar nicht zu wissen, daß jenseit vielleicht wärmere Herzen schlagen als diesseit, gar nicht zu glauben an die Menschheit drüben, nur hier sich im engsten Kreislein einzuspinnen und zu versauern, als Mensch zu verkümmern. Unsere wahren Freunde sind nur die Erstlinge, bei denen die Zwischenwand gefallen ist, der Vorschmack der großen Menschenherrlichkeit. Wenn die Zwischenwand von deinen Feinden fällt, wirst du erstaunen, welche Fülle von Liebenswürdigkeit hinter der widerlichen Zwischenwand verborgen war. Denn das Feindselige liegt nur in der Zwischenwand, die den edlen Kern verbirgt. Die Zwischenwand ist nicht ewig, wohl aber hat der Mensch ewigen Wert.

So kann man gelegentlich Entdeckungen machen unter Menschen. Wer arglos ohne Absicht schlicht sich zum andern setzt als zum Menschen, kann oft ähnliches erleben. Ich wollte Pferde füttern und ausruhen, aber jenes Stündchen bei Michael Bunz schaffte unvergängliche Speise und Erquickung. —

„Ich danke für die freundliche Aufnahme," sagte ich im Hinausfahren.

„„Nichts für ungut,"" rief mir Michael nach. Damit waren die Zwischenwände wieder vorgezogen. Wenn ich dich wieder treffe, Michael, bist du vielleicht der alte, schlaue Bauer, und wenn ich

etwa mit dir in Pferdehandel trete, werde ich wohl auf meiner Hut sein vor dir und auch vor dem Gevattermann. Aber gelt! ich weiß doch, wie du aussiehst ohne Zwischenwand, und ich möchte einmal alle Menschen sehen, so wie ich dich sah. Aber das ist zu wenig. Ich möchte, daß alle Zwischenwände überhaupt dauernd weggerückt wären, und es kann gar nicht anders sein, als daß dieses die Natur ist und das endliche Ziel der Menschheit. Solche Stunden sind nur kleine Lichtblitze, sind Weissagungen einer großen Zukunft. —

Wolltest du aber heute ohne weiteres an den Wänden rücken und schieben, würdest du dir nur die Hände wund reiben, und die Wand bliebe doch stehen. Einstweilen kannst du nur hinüberglauben, hinüberhoffen, hinüberlieben. Laß du einstweilen ruhig die Zwischenwände stehen. Sie fallen allein. Dann aber! Lh.

Hast du es gesehen?

Irgendwo hat es gehangen. War's in einer Kirche oder in einer öffentlichen Gallerie? Du wirst dich ja besinnen, denn du bist oft vorübergegangen. Auf einer Kunstausstellung war's nicht, und im Privatbesitz eingesperrt hast du's auch nicht gesehen. Es war eigenlich ein ganz gewöhnliches Bild und stellte einen Gegenstand dar, wie alle gewöhnlichen Bilder ihn gewöhnlich darstellen. Nichts besonderes.

Aus irgend einem Grund fiel's mir auf. Einigemale besah ich's mir näher und bei dem letzten Male war's, als wenn etwas wie ein kleiner Blitz darüber hinzuckte. Man sagt Heiligenbildern nach, daß sie manchmal mit dem Kopfe nicken. Nun, so ähnlich mag's gewesen sein. Jedenfalls kam mir das Bild auf einmal schön vor. Sehr schön erschien's mir. Eine unaussprechliche Lieblichkeit war drüber hingebreitet, und wenn man näher hinsah,

öffneten sich immer neue Schönheitstiefen. Ungeahnte Herrlichkeit trat zu Tage. Nein, was war das, warum hab' ich's vorher nicht gesehen? Daß Schönheit so schön ist, — wer hätte das geahnt!

Man konnte sich gar nicht satt sehen und fühlte sich doch tief befriedigt. Man hatte das Verlangen, gleichsam immer tiefer hineinzusehen, und wußte sich doch ohne weiteres voll davon. Sah man's lange, war's ein kurzer Moment? Ich weiß es nicht. Mir erschien's als eine Ewigkeit. Es war auch eine selige Ewigkeit.

Und dann hatte es die Eigentümlichkeit, daß es auf dem Beschauer seine Schönheit zurückließ. Es war eine ganz einfache Schönheit. Keine glänzende, privilegierte, blendende Malerschönheit. Viele Leute bemerkten sie überhaupt nicht. Es war so wie die Schönheit eines Mädchens, das gerade zur Jungfrau erblüht. Ich habe das oft beobachtet und mich gefragt, worin ihr Antlitz sich eigentlich verändert habe. Es ist, glaube ich, unmöglich zu sagen, aber es erblüht, wie eine zarte Knospe sich schüchtern erschließt und ihre Farbenherrlichkeit und ganzen Duft mehr ahnen als genießen läßt.

Es sahen's nur die Leute einander an, die am Bilde den kleinen Blitz bemerkt hatten. Aber die sahen's deutlich, und wenn sie sich trafen, sagten sie ein paar ganz gewöhnliche Worte, etwa: Ah, Sie haben es also auch gesehen! Das freut mich. — Niemand fragte etwa „Was"? denn sie wußten's alle. Aber man drückte sich gegenseitig die Hände, wie Leute sie sich drücken, die es wissen, daß sie einander verstehen. Das war wie eine kleine Ceremonie, aber es war keine, denn sie kannten keine. Es ergab sich alles einfach und natürlich. Man dachte auch nicht drüber nach. Man sah überhaupt nichts besonderes an den Leuten.

Sie hatten nicht etwa einen gemeinsamen Wortschatz oder überhaupt eine gemeinsame Sprache. Im Gegenteil. Das Interessante war, daß man sich verstand trotz der Verschiedenheit der Sprachen. Es war ein höheres Verstehen, das jenseit der sprachlichen Grenzpfähle lag. Man dachte gar nicht mehr an Sprachen, denn die Sprachen hörten auf. Nein, nichts Erkennbares

hatten die Leute. Keinen gleichen Schnitt der Kleider, keine gemeinsame Mode, Schleifchen, Kreuzchen, Bändchen, Firlefanz! Auch keinen gemeinsam stereotypen Gesichtsausdruck, süßen oder sauren, bethränten oder verbitterten, oder irgend ein Erkennungszeichen. Auch keine gemeinsame Religion oder Konfession. Sie waren von überallher. Ich glaube solch Wort kam gar nicht über ihre Lippen, und wenn andere davon redeten, so hörten sie schweigend und teilnehmend zu wie in freundlicher Verlegenheit und redeten erst wieder mit, wenn man in's ganz Gewöhnliche kam. Aber dann klang's so wohllautend und erquickend, was sie sagten, ernst aber nicht finster, freundlich aber nicht läppisch, voll Hoheit aber ohne Anmaßung.

Was sie hatten war eine gemeinsame Schönheit, und die nur für einander erkennbar. Der Wiederschein des Bildes. Und sie sahen's einander an überall. Stand und soziale Stellung machten keinen Unterschied. Wo man es sah, freute man sich dran; aber es war, als ziehe der Stand nun erst recht seine zarten aber unübersteiglichen Schranken. Untergebene waren herzlich untergeben, Vorgesetzte in vollem Ernst vorgesetzt. Aber „es" blickte durch und durchleuchtete ihre Beziehungen. Der Chef sah es am Bediensteten, der Herr am Knecht, die Frau an der Magd. Sogar der Offizier vor der Front sah es, aber der Mann sah es auch. Aber niemand redete davon, und wer es am Bilde noch nicht gesehen hatte, merkte von all dem stillen Herüber und Hinüber gar nichts.

Es waren sehr viele Leute, die alle auch das Bild sahen und daran vorübergingen, aber seine Schönheit sahen sie nicht.

Es gab auch Kunsthistoriker. Ästhetiker sagten sie, wären sie. Denen fiel das Bild gewaltig auf. Ich weiß nicht, warum? Ich wundere mich darüber. Aber ich glaube, wenn man zur Wissenschaft gehört, muß einem alles auffallen. Das gehört zur systematischen Durchforschung alles Bestehenden.

Die gelehrten Herren von der Kunstkritik fingen zunächst an das Bild zu messen und konnten Länge, Breite und Diagonale in Centimeterbrüchen angeben. Mit Stellen hinter dem Komma! Dann betrachteten sie den Rahmen und beschrieben ihn auf's Ge-

naueste. Es war ein ganz gewöhnlicher Rahmen, an dem eigentlich gar nichts zu beschreiben war. Und dann das Bild, die Färbung, Farbenschichtung, Perspektive, ob's alt sei oder jung! Dieses machte viel Kopfzerbrechen und verursachte unendlichen Streit. Dicke Bücher, Bibliotheken wurden darüber geschrieben. Es gab eine ganze Litteratur vom Bilde. Noch mehr über den mutmaßlichen Künstler. Unbegreiflicher Weise wußte Niemand, wer's gemalt hatte. Es war auch nirgends geschrieben. Aber hier begann der Hypothesen munteres Jagen und Spielen. Unendlich wertlos, furchtbar unfruchtbar. Auch über den Gegenstand machten sich etliche Gedanken und stellten viele Systeme darüber auf. Viele stritten sich darüber, ob's schön oder häßlich zu nennen sei nach den Gesetzen der Kunst. Einige fanden es sehr häßlich, andere, es entspreche im allgemeinen den Schönheitsgesetzen. Manche hatten sich so in diese Frage verbissen, daß sie einander schon von weitem zuriefen: Nun, schön? oder häßlich? Und sie waren bereit, über einander herzufallen, wenn die Antwort nicht gleichlautend ausfiel.

Aber das Bild war doch nicht ungefährlich. Die es beguckten und betasteten und kritisierten, konnten sich auch gegenseitig erkennen. Vom großen Scharfblick des Beguckens bekamen sie scharfe Blicke, scharfe Züge, scharfe Zungen. Alles geschärft. Sie wurden nämlich häßlich davon. Im Anfange bemerkte man's gar nicht. Aber später wurde es schärfer. Denn sie wurden immer häßlicher. Manche wurden sehr häßlich, und je häßlicher sie wurden, desto streitsüchtiger und rechthaberischer wurden sie. Gewöhnliche Leute, die achtlos und schlicht daran vorübergingen, blieben ganz gewöhnliche Leute und behielten den gewöhnlichen Ausdruck. Aber diese nicht. Diese wurden häßlich und gehässig. Sie konnten auch die gewöhnlichen Leute und die, die „es" gesehen hatten, gut unterscheiden und ärgerten sich über beide, besonders über letztere. Sagten, sie verstünden überhaupt nichts von der Sache, weil sie überhaupt von Kunstkritik nichts verstünden, und das sei ein großer Fehler, denn ein Mensch müsse eben durchaus Begriffe haben und in richtigen Begriffen sich begrifflich Rechenschaft geben. — —

Da hörte ich jemand sagen, es liege eigentlich alles nicht so sehr am Bilde wie an der Art des Hinsehens. Wenn sie alle richtig sähen, so müßten alle die verborgene Schönheit erkennen, aber es sei sehr schwer, wenn man sich einmal ein falsches Sehen angewöhnt habe, den richtigen Blick zu finden. Einfachen und gedankenlosen Leuten sei es noch leichter als Ästhetikern und Denkern.

Nun vielleicht! Das war jedenfalls sehr gelehrt gesagt. Aber du — hast du „es" gesehen? Lh.

Aus Bienenvaters Tagebuch.

9. Juni.

Hoch tönt das Lied vom braven Mann
Wie Orgelton und Glockenklang!

Hier passen die Verse. In dem bekannten Gedicht klingen sie zu absichtlich und philisterhaft. Aber hier passen sie. Denn von allen seinen Mannen hält der Bienenvater den Schwärmenden für den braven, wenigstens wenn's neunter Juni ist.

Und dies Lied klingt auch wie Orgelton. Wie die tiefen Holzpfeifen der Orgel anklingen, und ihre Töne unter den Händen des Meisters innig brausend anschwellen, so tönt der Schwarmgesang des ausziehenden Schwarmes. Der Flügelschlag all der Tausende, die der hervorstürmenden Königin zum neuen Heim Gefolgschaft leisten und im Übereifer immer dichter nachfluten, bringt den dunkeln Brauseton wie Orgelton hervor. Man rechnet 25 000 Bienen zum ordentlichen Schwarm, also 50000 Doppelflügel, die in der Luft vibrierend schlagen. Majestätischer Anblick solcher Auszug! Einigen wird's leid, im Eifer mitgegangen zu sein. Daheim ist's besser, sicherer, und wenn doch auswandern, so kann man ja seine Kraft aufsparen für das nächste Mal, für den Nachschwarm. So kommen sie zurück, erst einzeln, dann in Scharen,

setzen sich demütig fächelnd unter den liebenswürdigsten Flügeltönen auf das Flugbrett und erbetteln die Erlaubnis zurückkehren zu dürfen. Laudabiliter se subjecit lautet der offizielle Ausdruck dafür d. h. Er verlor den Mut, weil's ihm vorher nur halber Ernst war, und kehrte reumütig zurück in den Schooß der alten Gemeinschaft.

Sind die Schwachmütigen erst alle fort, so zieht der Schwarm sich dicht zusammen und sucht sich irgendwo anzulegen. Das ist des Imkers Augenblick. Der Orgelton ist ihm Glockenklang. Glocken sind ein Signal, die Zugehörigen herbeizurufen, und kein Glockenklang wirkt so auf den Imker, wie der Orgelton des Schwarmes.

Leider tönt das Lied oft hoch. Manchmal so hoch, daß der Imker das Nachsehen hat. Es erscheint nämlich Ihrer hohen Majestät zuweilen gerade der höchste Baumwipfel als der geeignetste Ruhe- und Umschaupunkt, ihr Gefolge zu mustern und zu sammeln. Das ist dann schmerzlich; denn von dort die Eigensinnigen herabzuholen, ist schwer. Gewöhnlich aber reicht eine gute Spritze aus, den Davoneilenden die Empfindung des Regens beizubringen und sie zur schleunigen Senkung zu veranlassen. Ein Schwarm mit kaltem Wasser begossen sinkt bald zur Erde. Denn ein Strahl kalten Wassers war von jeher das beste Mittel gegen jede Schwärmerei.

Die Naturforscher sagen, die Biene sei das hochentwickeltste Insekt und nehme unter den Insekten die Stellung ein, die der Menschenleib unter den Wirbeltieren, der Tintenfisch unter den Würmern beansprucht. So ist also die Biene der Mensch unter den Insekten. Wir Imker haben das immer geahnt und die Biene stets als hochwohlgeborenes Insekt behandelt. Jetzt hat uns die Naturwissenschaft die Sache deutlich erklärt, und nun verstehen wir die geheime Freundschaft zwischen Mensch und Biene einerseits und zwischen Tintenfisch und Mensch andrerseits. Denn daß der Tintenfisch ein hochgebildetes Wesen ist, sagt schon sein Name, der für viele ein Ideal ist.

Gelingt es nun, den Schwarm zum Sinken zu bringen, so hält der Imker seinen Schwarmfänger, ein Holzkästchen, bereit. Er hat

es inwendig sorgfältig eingerieben mit Bienenkraut, der duftigen Citronenmelisse, und ein Zweiglein noch im Kästchen liegen lassen. Der Duft lockt die Königin an. Sie läßt sich auf das Zweiglein nieder und brausend folgt ihr der ganze Schwarm und hängt sich fest an, das Kästchen bis zum Rande füllend. Immer leiser wird das Brausen. Nach einer Viertelstunde ist es ganz verstummt. Dicht um die Mutter geschart, im engsten Familienkreise, genießt man schweigend die Wonne der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein, daß man, wie man in der alten Heimat Freud und Leid geteilt, so auch ferner zusammenhalten werde, daß man alle wankelmütigen und halben Herzen los ist. Jetzt kehrt keine mehr um.

Und nun kommt der Imker und trägt den Schwarm an den Ort seiner Bestimmung, seinen künftigen Wirkungskreis, einen neuen, lieblich duftenden, mit Honig innen bestrichenen und mit beweglichen Holzrähmchen möblierten Bienensitz. Oben in den Rähmchen sitzen kleine Wachsstreifen, um den künftigen Bau vorzuzeichnen. Dort richtet sich das Völkchen ein und bedarf dazu mehrerer Stunden der Ruhe und Sammlung.

Diese Zeit benutzt der Imker und setzt sich unweit des neuen Stockes im Schatten nieder. Eine kommt heraus, erhebt sich ein wenig über's Flugbrett und kehrt zurück. Dann kommt noch eine, noch zwei, noch viele. Sie beschreiben kleine Kreise um den neuen Standort und laufen wieder ein, das Gelernte überdenkend. Haben sie's gut eingeprägt, so ziehen sie große Kreise und merken sich genau die ganze Umgebung. Wie viele herauskommen und hin- und herschweben, lernend, studierend! Einige Stunden müssen sie studieren, dann wagen sich schon einzelne auf Arbeit ohne fürchten zu müssen, daß sie sich verlieren. Sie holen Wasser und Blumenstaub für die junge Brut, Nektar der Blumenkelche zur Wachs- und Honigbereitung. Meist beginnt die Arbeit erst am folgenden Tage. Den ersten Tag müssen sie sich das Gelernte einprägen.

Wer so sitzt und zusieht, studiert auch. Es ist eigen. Was du von der Natur absiehst und lernst, das wirkt tief auf's Gemüt, es erfaßt auch deine Natur; und was du bloß lernst als Buchstaben-

werk, verödet das Gemüt wie eine Buchstabensammlung. Es mag solch einer innerlich aussehen wie ein Setzkasten, voll verborgener Gelehrsamkeit, aber zusammenhangslos — Buchstabenwesen. Es kommt alles drauf an, wie jemand lernt, nicht was er lernt. Er muß lernen für die Natur, im Zusammenschluß mit der Natur. Es giebt Ideen, die schwirren umher auf eigene Faust und sind nichts als Ideen, Dunstgebilde. Man kann ihrer auch viele sammeln, wie eine ideelle Volvoxkugel und sie zum System verwachsen lassen und in sich organisieren, aber sie bleiben dann immerhin ein luftiges Gebilde blauen Dunstes, durch die Masse werden sie nicht wahrhaftiger als einzeln. Sie sind wie geistige Bazillen. Wer sie in sich aufnimmt, verfällt einer schauerlichen Krankheit, der blauen Dunstkrankheit, denn sie vermehren sich durch Haarspaltung. Aber die sich nur an Wirkliches anlehnen, die in sich nicht nur Ideen, sondern kleine Erlebnisse darstellen, sich als kleine Realitäten zu einem harmonischen Ganzen zusammenschließen, die gestalten ein Leben, denn sie sind selbst die fruchtbaren Lebenskeime.

Das, was das Bienchen herausstudiert, wirkt gestaltend auf sein und des Volkes Leben, denn es merkt sich Wirkliches und belastet sein Gedächtnis nicht mit nichtigem Ballast. Was du aus Büchern lernst, hat nur sein Recht, wenn es sich als Erlebnis ausweist und Erlebnisse erzeugen kann, gleichviel auf welchem Gebiete sie liegen. Das bildet den Menschen zum Menschen, zur Persönlichkeit. —

Wie sich's doch am Bienchen gut träumen läßt! Das kann nur der Mensch, sich hinsetzen und im Zusehen sich Rechenschaft geben von den Erscheinungen. Dadurch wird die Welt unser Eigentum. Sie wird in uns zurückgegeben und vergeistigt. An sich ist alles rohe Materie. Im Menschen wird sie zu Geist verklärt. Wie die innern Organe des tierischen Körpers und die Zellen der Pflanzen fremde Stoffe zu eigenen Lebensbestandteilen umarbeiten, so verarbeitet das nachdenkende Bewußtsein die Welt zu Geistesbestandteilen und giebt der Materie eine Bedeutung, die sie vorerst nicht hatte. Das ist der Genuß des lebensvollen Feier-

abends. Nicht daß die Muskeln erschlaffend ruhen nach des Tages Arbeit, sondern daß die Aufeinanderfolge der Arbeit wiedergegeben wird und als geistiges Ganzes Lebensbestandteil wird. Daß man froh werden kann am Überdenken der Arbeit und im Überlegen Pläne für Änderungen fassen kann, für erneutes Eingreifen in das Geschaffene. Oder die lebensvolle Sabbathruhe! Der Sabbath ist der zusammengefaßte Feierabend sechsfachen Tagewerks, der Feiertag der schweren Woche. In ihm erhält das Bestehende Zutritt zum Herzen des Schöpfers. Das denkende Bewußtsein des Menschen ist das Mittel des Menschen, die Welt sich herrschend anzueignen. An sich wäre alles willkürliche Aneinanderkettung von Zufallsspielen. In der sabbathlichen Nähe des beherrschenden Geistes gewinnt es innere Einheit und wird über den Zufall erhoben. Wie arm sind die Leute ohne Feierabend und ohne Sabbath, die sich im Hasten den Ruhetag nicht mehr gönnen und immer am sausenden Webstuhl der Zeit sitzen! Schon die Nerven halten's nicht aus, und auch der Stammsitz in der Kneipe kann den Feierabend nicht ersetzen. Die Ereignisse surren fort unverarbeitet, und der Mensch hat unvermerkt seine Herrschaftsstellung über das Ganze verloren, mit der Imkerruhe, mit dem Feierabend, mit dem Sabbath! —

Der Mensch wie die Biene. Denn was ist's wohl, was sie herausstudiert? Weiter nichts als die zukünftigen Wege für ein mühevolles, ruheloses Leben, das eine Folge von kleinen Erlebnissen ist, ohne innern Zusammenhang, ohne stillstehendes Nachdenken, ein kleiner Lebenswert, der sich automatisch auswirkt, bis der Zufall ihn wegrafft. Das wunderbare Wesen, über das man immer auf's Neue staunen kann, die Quelle reiner Freude, der Ausgangspunkt tiefster Studien über das Leben und sein Werden, wie sie gerade heute die Imkerwelt bewegen, das alles wird sie erst im Geiste des Imkers, in der Sabbathstille, die der Bienenvater über die Seinen ausbreitet. Die erhebt sie und von dieser aus verbreitet sich Wohlbehagen und Friede über den ganzen Stand. Wie ist er doch geordnet zum Wohlbehagen aller, daß nichts fehlt und jedes

Hindernis gedeihlicher Entwicklung beseitigt ist! Die Biene lebt erst richtig auf unter der segnenden Nähe des Bienenvaters. Im Menschen liegt offenbar der Schlüssel zur Welt. Er ist das Siegel der Kreatur. Und der Schlüssel zum Menschen? Der liegt in dem großen Geiste Gottes, der alles umspannt, segnet und verklärt, in dem das All einen Ewigkeitsstand bekommt und das Leben Ewigkeitsrechte. In der Sabbathruhe des Schöpfers konnte die Welt aufjauchzen und aus Atomen ein organisches Ganzes werden. —

So sind wir Menschen die über der Welt ausgebreitete Schöpfernähe, das Bild, das „Uns" gleich sei, und sind hingestellt, daß alles im Segen und Heil sich entfalten könne, alles gepflegt und gehegt werde und in uns und durch uns Verklärung finde. Und nun setz' dich hin zu welchem Tierchen und Pflänzchen du willst, nimm's gut in Acht, und je tiefer du's beachtest und je froher du d'ran wirst, um so mehr geht dir auf der Blick für die Herrlichkeit dessen, der sie alle weislich geordnet! Lh.

Alte Geschichten für moderne Menschen.

1.

Es war einmal eine Stadt, die lag mit einer Seite an einem großen Wasser, von der anderen lagerten freundliche Hügelketten um sie. In dieser Stadt hatten zwei ehrenwerte Mitbürger das große Unglück, einer unheilbaren Krankheit zu verfallen. Sie wurden geisteskrank. Wir wollen für diese schwere und unheilbare Krankheit den gemeinverständlichen und üblichen Ausdruck gebrauchen, sie wurden wahnsinnig. Was thun? Ein Irrenhaus hatte man nicht, um sie aufzunehmen, daheim pflegen konnte man die Tobsüchtigen nicht, so that man das Einfachste und Bequemste, nämlich gar nichts und ließ die Leute laufen. Die Unglücklichen trieben in den Bergen ihr Wesen, suchten einsame Örter auf, und

jedermann ging ihnen klüglich aus dem Wege, wenn ihr wüstes Schreien und Toben in der Nähe zu hören war.

In jener Stadt nun lebten außerdem zweitausend Schweine. Diese fraglos nützlichen Tiere stellten einen ansehnlichen Bestandteil des Vermögens der Stadtgemeinde dar. Berechnet man jedes durchschnittlich nur auf 20 Mark, so stellten sie den ansehnlichen Wert von mindestens 40 000 Mark dar. Doch ist bekanntlich diese Summe viel zu niedrig gegriffen.

Nun ereignete es sich, daß von dem großen Wasser her eines Tages ein freundlicher Mann das Gestade der Stadt betrat, just in dem Augenblicke, als einer oder beide Wahnsinnige vom Berge her sich dem Ufer genähert hatten. Dieser freundliche Mann hatte die eigentümliche Fähigkeit, alle möglichen Krankheiten zu heilen, bloß dadurch, daß er einige Worte mit den Kranken redete. Als er die Unglücklichen sah, erfaßte ihn großes Mitleid zu ihnen, und durch sein Wort wurden sie von ihrem unheilbaren Leiden gelöst und ganz vernünftig, wuschen sich, kämmten sich und kleideten sich mit Kleidungsstücken, die ihnen barmherzige Leute gaben, ihre Blöße zu decken.

Gerade um diese Zeit lagerte friedlich oben am Berge die große Schweineherde. Mit Wissen und Willen des wunderbaren Mannes übertrug sich die entsetzliche Krankheit von den beiden Geheilten auf die unvernünftige Schweinekreatur, und die Folge war, daß sich die ganze Herde in wahnsinniger Wildheit und wüstem Geschrei den Berg herab in das große Wasser stürzte, wo alle elend ertranken.

Entsetzt flohen die Hirten in die Stadt und erzählten, was ihnen geschehen war, und natürlich liefen die Stadtbewohner an das Ufer, die Unglücksstätte zu betrachten. Da stießen sie auf den freundlichen Mann und sahen neben ihm ihre beiden Mitbürger sitzen, vernünftig, gewaschen, gekämmt, bekleidet. Die Gruppe verriet den Zusammenhang deutlich, und nun ergriff sie ohnmächtige Wut. Das Opfer für die Heilung erschien ihnen zu teuer. Man hätte lieber gesehen, es möchte vielleicht noch einer oder der andere ehrenwerte Mitbürger von der gleichen Krankheit erfaßt werden,

jedenfalls am liebsten, wenn sich die beiden, jetzt Geheilten, statt der 2000 Schweine in den See gestürzt hätten, wenn nur die Schweine erhalten geblieben wären. Aber die Wut war ohnmächtig, denn sie fürchteten zugleich den wortgewaltigen Mann.

Da baten sie ihn höflich, er möge die Güte haben, ihre Stadt mit seinem Besuche weiter nicht zu beehren und keine weitere kostspielige Heilung vorzunehmen. Und der freundliche Mann wich von ihren Grenzen und kam nie wieder dahin.

Es wäre schade, wenn manchmal einige Tausend Schweine die Ursache wären, daß der Mann, der das große mitleidige Herz und die unbegrenzte Kraft der Hülfe hat, von eurer Stadt weichen müßte!

2.

Sabbathliche Stille lagerte über der religiösen Stadt. Vom nahen Tempel hörte man einförmigen Gesang. Der Lärm der Straßen war verstummt. Gruppen von Händlern saßen beisammen und unterhielten sich halblaut, als fürchteten sie sich, die Stille zu stören oder schlürften langsam durch die Straßen. An der Ecke stand ein Frommer jener Zeit in tiefe Andacht versunken und verrichtete sein langes Gebet nach dem vorgeschriebenen Maße.

Da hörte man elastische, jugendliche Schritte aus einer Seitenstraße nahen, die von den schläfrigen Wänden lebhaft widerhallten. Unwillkürlich wandten sich die Augen der Sitzenden nach dem Ankömmling. Ein jugendlicher Schritt, aber ein Greis! Rüstig zwar und beweglich, aber im Antlitz die Spuren schwerer Leiden. Die Kleidung zerlumpt, aber das Aussehen frisch, das Haar gebleicht, aber der Gang aufrecht, das Auge eingefallen, aber voll freudigen Glanzes. Es war eine Erscheinung, die man unwillkürlich ansehen mußte, um der zur Schau getragenen Gegensätze willen, die die Altersbestimmung ungemein erschwerten. Er trug an einem Strick über die Schulter einen verblichenen Strohsack mit Kissen, wenig einladend anzusehen, aber über der ganzen Erscheinung lag eine Freudigkeit, die die allgemeine Neugierde auf sich zog.

Die Gruppen der Flüsternden verstummten. Der Ankömmling war völlig unbekannt; doch als der jugendliche Greis vorübereilen wollte, rief einer unwillig: „Hollah, was schleppst du da für ein widerliches Bündel, noch dazu am Sabbath?"

„„Macht nichts!"" entgegnete der Angeredete heiter, „„hab manches Sabbathjahr weit schwerere Last getragen, und von euch hat sich niemand um mich gekümmert.""

„Lügner, wir kennen dich gar nicht."

„„Glaub's wohl — wer kennt denn das Elend! Aber ich kenne euch. Seid oft genug mitleidlos an mir vorübergegangen.""

„Was sagt er — mitleidlos? So rede doch, Mensch, was mit dir los ist! Wir kennen dich wirklich nicht."

„Seht den Sabbathschänder," rief da eine heisere Stimme, „sollen wir dich steinigen? In Bann wird man dich thun, du Gottloser. Wer hat dir erlaubt, so häßliche Last am Sabbath durch die Stadt zu tragen zum öffentlichen Anstoß und Ärgernis, du Religionsverderber, Freigeist lästerlicher!" Der Beter von der Ecke war hinzugetreten und rief diese Worte.

„„Wer mir's erlaubt hat,"" entgegnete der Gescholtene, „„weiß ich nicht, aber der Mensch, der mich gesund machte, gebot mir, heute mein Bett heimzutragen. 38 Jahre habe ich auf dem Schmerzenslager gelegen. Niemand hat sich meiner erbarmt; so oft ich in das heilende Wasser von Bethesda steigen wollte, ist mir ein anderer stets zuvorgekommen, aber heute hat mich jemand gesund gemacht durch ein bloßes Wort und mir geboten, mein Bett heimzutragen. Seit heute lebe ich und mein erstes soll sein, daß ich meinem Lebendigmacher gehorche.""

„Was sagt er da? Wer ist jener Gottvergessene, der dich den Sabbath brechen hieß? Ein frommer Mann kann's nicht sein, sonst würde er dich die Gebote Gottes halten lehren."

„„Ein Gottloser auch nicht, sonst hätte er mich nicht gesund machen können. Das kann bekanntlich keiner von euch Frommen.""

„Der Teufel thut auch Wunder. Wärst du ein rechter Mann,

so wärest du lieber im Gehorsam gegen Gott krank geblieben, als im Ungehorsam gesund geworden."

„„Lieber Freund,"" entgegnete da gemütlich der also Gemahnte, „„wenn Ihr wollt, will ich Euch gern mein Lager überlassen, daß Ihr nun weitere 38 Jahre darauf in Gottes Namen krank seid und Euren Gehorsam erprobt. Ich habe genug und gehe jetzt heim mit dem Bette, wie mir geboten. Später trefft mich im Tempel. Da will ich Gott ein Dankopfer bringen und meinen Wohlthäter suchen. Gehabt Euch wohl.""

Sprach's und verschwand um die nächste Ecke. Häßliche Murmelworte aus dem Munde des Beters folgten ihm.

Schimpfe nicht gleich einen Menschen Religionsschänder, Freigeist, gottlos, liberal u. s. w., wenn sein erstes Lebenszeichen ist, daß er von der hergebrachten Religionsschablone abweicht. Du könntest einen treffen, den Jesus gerade lebendig gemacht hat. Das wäre schade. Wenn jemand aus langjährigem Todeselend errettet ist, geschieht's wohl, daß sein neues Leben in unendlich seliger Werdelust aus erstarrten Formen hinausflutet. Dann freu dich lieber mit ihm. Lh.

Weihnachtsahnungen.

Die Tage werden kürzer, die Abende länger. Schließlich wird's wieder kommen, Weihnachten, das Fest des Flitters und der unnötigen Dinge, die Ernte der 50 Pfennigbazare und der periodischen Ausverkäufe, das Auferstehungsfest der gestickten Morgenschuhe und der unbrauchbaren Häkelarbeiten, das Brutlager der Nippes und des Glasschranktandes.

Arme Hausfrau! Ich sehe schon im Geiste, wie du dich mühst und plagst und dir den Schlaf abbrichst; wie du rennst und jagst, um hier noch etwas Notwendiges zu besorgen und da noch

etwas Unmögliches möglich zu machen. Natürlich hast du auch deine Köchin und das Stubenmädchen gemietet mit einem Weihnachtsgeschenk im Werte von nicht unter 20 Mark. Wehe, wenn du ihren Geschmack nicht triffst!

Wenn nun alles zur höchsten Not besorgt, gekauft, gebacken ist, wirst du schließlich bei dem Erklingen der Weihnachtsglocken ganz erschöpft umsinken von aller Hast der Vorbereitungen, vor allem Ärger und Verdruß des Hastens! Und wo du der wonnige Mittelpunkt des gemütlich festlichen Heims sein solltest, wirst du nervös und erschöpft und mißlaunig sein, und die Deinen werden aufatmen, wenn du dich von dem Feste erholt hast und wieder du selbst geworden bist.

Armer Hausherr! kannst du auch all den Weihnachtsflitter bezahlen? Denn du mußt schließlich den Beutel ziehen, um all die unumgänglichen Nichtigkeiten zu berichtigen, alles auszugleichen, was deine Töchter zu deiner Überraschung sticken, stricken, spritzen, schnitzen, malen, tändeln. Bedenke, das neue Jahr kommt gleich danach mit seinen Rechnungen und seiner Trinkgeldepidemie. Du Allerärmster! wenn du noch das Unglück hast, vom Reinigungskobold heimgesucht zu werden, der festlich das Unterste zu oberst kehrt und die notwendigen und handlichen Lagerungen deines Schreibtisches in unentwirrbare Ordnung bringt.

Wozu eigentlich das alles? Woher stammt diese entsetzliche Gewohnheit, einander mit Wertlosigkeiten zu überschütten? Ist es eine freiwillige Steuer, die man sich auferlegt, um armen Geschäftsleuten aufzuhelfen? Um für heruntergekommene Fabrikanten das Mißratene doch verwertbar zu machen und an den Mann zu bringen? Schwerlich. Oder wolltest du die rührende Ärmlichkeit der äußerlichen Weihnachtsgeschichte in Bethlehem in deinen Gaben nachbilden? Ach, ein Stall ist wertvoll, und eine Krippe beherbergt nie Wertloses! ——

„Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab.“ Du magst das Große glauben oder nicht. Die Erinnerung daran giebt dir kein Recht, irgend etwas zu Weih-

nachten zu verschenken, was nicht von deinem tiefsten Wesen ausgeht und eine Selbstmitteilung innerlichster Art ist. Hast du etwas mitzuteilen? — Wenn nicht, so setze dich wenigstens nicht herab zu einem 50 Pfennigbazar.

Mir fällt dabei eine kleine Geschichte ein, die sich an den Namen dessen knüpft, der zu dem weihnachtlichen Scheinwesen mißbraucht wird. Sie begab sich auch aus Anlaß des Schenkens. Von uralters her hatten die Menschen die verständliche und kindlich fromme Gewohnheit, von allem Guten, das ihnen wurde, namentlich von der Ernte, gleichsam auch Gott einen Teil abzugeben. Man nannte das Opfern. Es war ebenso ein demütiges Bekenntnis des Vaters alles Guten, als der begreifliche Ausdruck des Wunsches, in seiner Freude der unmittelbaren Gemeinschaft Gottes bewußt zu werden, die die Freude heiligt und verklärt. Ursprünglich war's einfache, unwillkürliche Äußerung schlichter Natürlichkeit, später bemächtigte sich die Religion der Sache und umgab sie mit besonderem Ceremoniell, das um so ausgebildeter wurde, je mehr die Gemeinschaft mit dem Vater verloren ging. Schließlich verknüpfte sich, wie so oft, das geschäftliche Interesse mit dem religiösen, und es entstanden Opfermärkte. Die Rinder, Lämmer, Tauben, ursprünglich die Gott dargebrachte Freude der Züchtung, konnte schließlich jeder für sein gutes Geld auf dem Opfermarkte kaufen und zur Befriedigung seiner religiösen Obliegenheiten im Tempel darbringen; und die Konkurrenz der Verkaufenden umdrängte immer näher den Tempel und faßte schließlich im Vorhof selbst Fuß. Sogar Geldwechselstellen richtete sie gewinnsüchtig und dienstbeflissen ein und in das priesterliche Ritual klang dann gelegentlich das Klimpern der Münzen und der Ruf orientalischer Zudringlichkeit. Billige Opferstiere, billige Opferlämmer, billige Opfertauben, tadellose Ware, 50 Pfennige das Paar! Du kennst den Ruf. Er klingt heute noch durch das Weihnachtsevangelium hindurch, wenn die schönlackierten Spielwaren, mit denen du deinen Kindern eine echte Weihnachtsfreude bereiten wolltest, schon in den Feiertagen ihre verklebte Haltlosigkeit offenbaren. Nun, damals ergrimmte

Jesus über den religiösen Jahrmarkt, nahm eine Geisel und trieb die billige Ware mitsamt ihren Verkäufern zum Tempel hinaus: Wo der Vater die Welt geliebt hat, da muß man keine Verbrecherhöhle daraus machen.

Und zu Ehren desselben Jesus läufst du mit in die Weihnachtsausverkäufe! Möchte er doch wieder seine Geisel schwingen. Aber nein, du läufst ja gar nicht ihm zu Ehren. Du läufst aus Gedankenlosigkeit und machst mit, wie's alle machen. Darum trifft dich kein Vorwurf. Nur das Mitleiden mit deiner Unselbständigkeit. Ich war einmal an einem einsamen Weihnachtsfeste von einem Kameraden im Regiment zu einem Christbaum im Hause seiner Eltern eingeladen. Seine Eltern waren reiche Juden. Ich fragte, warum sie einen Christbaum haben. Antwort: Um der Kinder willen, und — weil's alle so haben! Die Begegnung ist mir aber doch eine wehmütige Erinnerung. —

Nun, dann wollen wir wenigstens das liebe Weihnachtsfest benutzen, den Armen Gutes zu thun. — Ist wohl geredet. Wenn du nur die rechten Leute triffst! Arme sind Leute, die Lasten tragen. Wirst du viel Lasten abzunehmen willig und fähig sein, wenn du selbst durch den Weihnachtströdelmarkt schier über die Verhältnisse belastet bist? Hast du denn überhaupt Zeit, zu Weihnachten Armen zu helfen? Das ist mit Geld nicht einfach abgethan. Jede Hilfe will sehr wohl erwogen sein, daß der Mensch nicht entehrt, auch nicht verdorben werde durch dein Hineinfahren. Helfen ist eine schwere Kunst. Das kann man nicht nebenher betreiben. Da gehört eine Persönlichkeit dazu!

Wir dachten auch einmal, als Studenten, wir wollten den Armen eine Weihnachtsfreude bereiten. Ich besinne mich noch gut darauf. Man bekommt die Jugend leicht zu allem Guten, und dann thut sie's mit Begeisterung. Wo die Jugend auf Schlechtes aus ist, ist sie's nur, weil ihr das Schlechte in gefälliger Form geboten wird. Wenn das Gute nicht gar zu langweilig auftritt, gewinnt es die Jugend schnell. Und langweilig war's bei uns nicht.

Wir erbaten zunächst von Schwestern und Cousinen allerlei kleine Geschenke, auch Professorenbilder waren dabei. Diese Geschenke wurden eines schönen Abends versteigert. Zu unsinnigen Preisen natürlich. Nicht nach dem Wert der Gabe, sondern des Gebers. Dadurch kam viel Geld zusammen, mehr als wir armen Jungens eigentlich hätten opfern sollen. Aber es war ja für die Mitarmen, und wenn man jung ist, thut man gern ein Übriges. Dann wurde eine Armenkommission von dreien gewählt, alles würdig zu veranstalten. Ich war unter den dreien, und mir ward die Rolle zuerteilt, die betreffende Rede unter dem brennenden Christbaum zu halten. Zuletzt fehlten uns nur noch die Armen. Was thun? Wir lebten in einer Großstadt und hatten oft von dem Elende derselben gehört, aber in direkte Beziehung damit waren wir doch nicht gekommen. Da wandten wir uns an eine christliche Wohlthätigkeitsstelle, und diese lieferte bald Adressen und Namen von etwa 20 armen Familien. Nun galt's, diese zu besuchen und ihre Bedürfnisse festzustellen. Da haben wir freilich ein herzbrechendes Elend zu sehen bekommen. Ich erinnere mich namentlich einer armen Familie, von der wir nur die Frau und zwei Kinder zu sehen bekamen. Sie waren im vierten Stock einer eleganten neuen Mietskaserne untergebracht, die sie „trocken wohnten", wie der Kunstausdruck lautet, und im Zimmer befand sich nichts, gar nichts als ein Haufen Lumpen, das Familienlager. Kein Tisch, kein Stuhl, Bettstelle, nichts, nichts. Wir beschlossen, die Kinder zu kleiden. Da kam von unserer Wohlthätigkeitspolizei die Meldung, diese Familie sei durchaus zu streichen. Die Frau sei schlecht. — Streichen? Nimmermehr! — Ich fragte die Kameraden. — Es sei doch nicht richtig, Schlechtigkeit zu unterstützen, namentlich angesichts solcher Autorität! — Aber ich sage, sie sind nun gerade dabei. Wenn sie schlecht sind, erst recht. — Ich beredete einen Freund. Wir opferten jeder einen alten Anzug, den wir für die Bübchen zurecht machen ließen, kauften ihnen süßes Beiwerk und stellten Mutter und Kinder unter den brennenden Weihnachtsbaum. Das war mir aber die allerschwerste Stunde. Nicht wegen der Jungfernrede,

sondern weil etliche Weiber mit den Augen murrten, daß die Geschenkteile nicht mathematisch genau abgewogen waren. Schließlich hatte die „schlechte" Frau sogar mehr bekommen als die „würdigen". Denn dieser Kinder Kleider stammten, fertig gekauft, von einem Juden und sollen unglaublich schnell zerfasert sein. Billiger Weihnachtsausverkauf!

Gelegentlich sprach ich mit einem nahestehenden jungen Professor über die ganze Sache. „Ach," fuhr er auf, „lassen Sie sich doch auf solches Zeug nicht ein. Die Leipziger Armen wissen sich zwischen Weihnachten und Ostern vor lauter Weihnachtsbescheerungen nicht zu retten und ziehen von einer zur andern." Wirklich sah ich an allen Geschäften das widerwärtige Schild hängen: „Sammelstelle zu einer Weihnachtsbescheerung für würdige Arme." —

Ach, wo ist wohl die Geisel für den Weihnachtströdelmarkt? Wie wenig wird doch der verstanden, der sagte: „Des Menschen Sohn ist gekommen, nicht daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde." — „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten." Oder „Weib, ich verdamme dich auch nicht". Es gilt immer noch heute: „Da „„sie"" das sahen, murreten sie alle, daß er bei einem Sünder einkehrete".

„Würdige" Arme sind meistens Ducker und Heuchler. Du darfst ihnen ja auch helfen. Warum soll man nicht auch unaufrichtiger Schlechtigkeit in der Not beistehen? Und sie heucheln ja nur, weil sie denken, sie bekommen sonst keine christliche Unterstützung. Wir haben sie im Grunde selbst zu dieser „Würdigkeit" erzogen. Wenn du aber hilfst, so hilf so, daß es wirklich eine Hilfe ist, in der man Ernst und Güte gleichmäßig spürt.

Vielleicht nimmst du angesichts des bevorstehenden Festes Anlaß, überhaupt deine ganze weihnachtliche Haltung einer mutigen und aufrichtigen Prüfung zu unterziehen. Ich will dir einen Vorschlag machen. Erstlich deinen Dienstboten, die sich mit Weihnachts-

geschenk vermieten, sagst du: Mein Geschmack reicht nicht aus, eure Herzenswünsche zu treffen. Oder: Ich bin ein guter Mensch mit einem schlechten Geschmack oder dergl. Dann fährst du fort: Nehmet aber 30 Mark Jahreslohn mehr oder baare 25 Mark eine Woche vor Weihnachten, aber von mir kein Geschenk als einen gekauften Kuchen, oder was noch besser wäre, ein Körbchen Äpfel und Nüsse. Sie werden dir noch dankbar sein, wenn sie ihren Flitter nach eigenem veredeltem Geschmack aussuchen dürfen.

Im übrigen würde ich einen Unterschied machen. Hast du eine Familie, so solltest du deine schenkende Thätigkeit auf diese beschränken, hast du keine, so wirst du ja selbst wissen, wo du schenken mußt. Ich meine nur da, wo du gerne schenken willst.

Aber was wirst du schenken? Der Weihnachtsmarkt bringt so vielerlei. Unglaublich, was sich alles als „vortreffliches Festgeschenk eignet". Zu Weihnachten ist bekanntlich nichts verkäuflich, was nicht ein treffliches Festgeschenk abgiebt: Konfekte, Bücher, Cigarren, Karten, Liqueure, Weine, Badewannen, Lampen, Küchengeräte, Pelze, häusliche Maschinen aller Art neben zahllosen Spielereien für Groß und Klein . . . . . —

Warte noch ein wenig, ehe du wählst. Vielleicht kannst du einmal abends schwer einschlafen. Ich glaub's dir, daß du dich vor der Weihnachtsunruhe fürchtest. Oder du findest sonst ein ganz freies Stündchen, in dem du dich ungestört einschließen kannst. Diese Zeit benutze dazu, alle, denen du schenken mußt, also zunächst die in deinem Hause, einzeln zu überdenken, aber nicht auf ihre etwaigen Bedürfnisse hin, sondern auf ihre Persönlichkeiten. Auf dein besonderes Verhältnis zu ihnen hin. Ich weiß, es ist unbequem, kommt auch viel Seufzendes dabei vor, aber benutze einmal die Gelegenheit vor Weihnachten. Du mußt ihnen das schenken, daß eure Beziehungen völliger werden. Schenke ihnen das, was die Weihnachtsjuden nicht verkaufen, was aber dein Ureigenes ist, etwas mehr Geduld, Freundlichkeit, Aufmerksamkeit deinerseits, und das nicht so eine gemachte, schwächliche, thränenfeuchte, schwindsüchtige, sondern eine wirkliche, aufrichtige aber unaufdringliche und

ungespreizte. Du verstehst mich. Das brauchen sie und zwar um so mehr, als sie's in dieser Beziehung an dir oft fehlen lassen. Denke, du wolltest allen Wohlthätigkeitskrämern zum Trotz einmal deinen „unwürdigen" Armen eine Bescheerung veranstalten, aber nicht einen unsoliden Feiertagstand, sondern ein Geschenk, das bleibt und sich bleibend erneut, nicht ein gekauftes, sondern ein aus dir gewordenes, ein Stück deines Seins und Wesens, eine Ausstrahlung deiner geheimnisvollen Kraft, die viel größer ist, als du ahnst. Schenke einmal nicht wertloses Zeug zu Weihnachten, sondern das Beste, was du hast, dich selbst. — Wie schön z. B. wenn deine kleinen Kinder aufjauchzen unterm Christbaum. Sie meinen, sie thun's über den Flitter, den du drangehängt oder druntergelegt hast, und wissen's gar nicht, daß es das unbewußte Empfinden deiner Liebe war, was sie jauchzen machte. Sie werden's dir auch nicht danken, aber einmal, wenn du vielleicht schon lange nicht mehr bist, wird's ihnen klar werden. — Schenke auch den Großen mehr Liebe. Warum gelingt es so leicht, den Kindern ein Fest unvergeßlich zu machen? Weil man sie liebt. Darum finden sich von selbst die rechten Geschenke. Schenke nur da, wo du liebst, und wo du nicht liebst, schenke lieber nicht. Wo du im Hause dich mit ganzer Seele giebst, wird's behaglich werden, und niemand wird ahnen, woher es kommt, daß es so schön ist. Und du hast dann deine geheime Freude dran, die niemand ahnt und weiß, und die unvergänglich ist und schließlich auf alle überfließt.

Was du zu deiner Liebe noch an Dingen nötig zu haben glaubst, wirst du besser treffen, als ich's dir sagen kann. Ich kann dich auch getrost allein auf den Jahrmarkt gehen lassen. Schund kaufst du dann nicht und über deine Verhältnisse wirst du auch nichts ausgeben, sonst geht ja die Hauptfreude verloren.

Was du dann außerdem an Liebe übrig hast, das schenke den Armen, aber auch nicht zu Weihnachten, wenn's mit ihren Bescheerungen auch nicht so schlimm ist, wie der Professor sagte, sondern lieber das runde Jahr hindurch, dann, wenn die Weihnachtsbescheerer nicht viel dran denken. Und dann nicht nach

Würdigkeit, sondern nach Bedürftigkeit. Gott hat ja auch die Welt geliebt, die ihm gewiß recht unwürdig vorkam. Aber gerade weil sie unwürdig war, war sie doppelter Liebe bedürftig.

Nur so kann's überhaupt Weihnachten werden auf Erden, und du kannst viel dazu helfen und kommst so ohne Hetzen und Jagen, ohne Scheuchen und Unruhe, ohne Nervosität und Migräne zu einem vernünftigen, fröhlichen Weihnachtsfeste. Lh.



Zum Nachdenken.

Infolge des vielen Redens von Gott haben die Menschen den Respekt vor Gott verloren.

* * *

Hochmut ist immer ein Zeichen von Beschränktheit, Eitelkeit ein Zeichen von Oberflächlichkeit, Hohlheit und innerer Leere, auch bei Frauen.

* * *

Man soll wohl etwas auf sein Äußeres halten, aber man soll sich nicht selbst für etwas Äußeres halten.

* * *

Im Christentum von heutzutage — und wie lange nicht schon! — herrscht in fataler Weise Reliquienverehrung; oft ist es überhaupt nur ein Kultus, den man mit Überresten treibt.

* * *

Erkläre nicht gleich alles für Phrase, was du nicht verstehst. Vielleicht ist es für dich nur nichtssagend, und für dich nur ein bloßes Wortgefüge ohne Gehalt.

* * *

Zeit ist Leben. Wer die Zeit totschlägt, tötet sich selbst.
M.

* * *

Wo Gott geschieden hat, da soll der Mensch nicht wieder anbandeln.

* * *

Welches ist der Unterschied zwischen einem Propheten und einem Theologen? Der Prophet ist das Organ Gottes, der Theolog das Organ der Kirche.

* * *

Religion ist ein totes System, der Glaube eine lebendige Kraft.

* * *

Religion verdunkelt den Geist, Wissenschaft verblendet ihn, Glaube erleuchtet ihn.

* * *

Es giebt ein Zwillingspaar, das sich nur verschieden zu kleiden liebt: Ernst und Humor.

* * *

Schöne Reden sind solche, die ihren Zweck verfehlt haben, wenn sie überhaupt einen hatten.

* * *

Wem Gott gnädig ist, dem erweckt er tüchtige Feinde, daß er an ihnen wachsen und reifen kann.

* * *

Es soll niemand, der etwa über dem Studium der Natur seine Religion verloren hat, glauben, daß er damit auch Gott verloren hätte.

* * *

Wer ist der stärkste Mensch? Der nie die Geduld verliert.

* * *

Alle Anarchie ist ihrer Natur nach nicht nur zerstörend, sondern selbstzerstörend.

* * *

Biblische Erinnerung.

Der erste Mörder war der erste Städteerbauer. Das Kainszeichen des Unstät und Flüchtig steht noch heute über jeder städtischen Mietskaserne.

* * *

Unser Planet ist nicht der Mittelpunkt der Welt, nicht einmal unsere Sonne ist's. Es dreht sich nicht alles um uns; wir sind ein kleines Stäubchen in der Welt und unsere Welt vielleicht ein Stäubchen im All. Aber wäre es nicht denkbar, daß unsere Erde augenblicklich der Schauplatz einer Scene ist, die bedeutungsvoll ist für das All, daß in und um unsere Menschengeschichte sich eine Entscheidungsstunde des Alls abspielt und die Blicke aus dem All gegenwärtig auf uns voll Sehnsucht und Erwartung gerichtet sind? Die Geschichte der Menschheit ist ein Moment der Weltallgeschichte.

Lh.



Mitteilungen.

Nach dem Abschluß des zweiten Bandes sind wieder wie im vorigen Jahre mehrere — ich schätze vier — Hundert Abbestellungen eingegangen. Das war erwartet und erwünscht. Es liegt im Interesse der Blätter, daß alle Elemente der Leserschaft, die nichts von ihnen haben, ausscheiden. Wir wollen auch in dieser Beziehung auf dem Boden der Wahrheit stehen und begrüßen jede sichtende Krisis, die den Schein zerstört. Die einzige Unruhe, die ich dabei empfinde, ist die, ob sie tief genug gegangen ist. Nieder=

schlagend war für mich nur, wie man den Verzicht begründete. Ungefähr die Hälfte drückte ihren Wunsch ohne nähere Angabe des Grundes aus. Die andere aber, mit ganz verschwindender Ausnahme einiger wenigen, die Inhalt und Zweck der Blätter scharf ablehnten, bedauerte, die Blätter nicht mehr halten zu können, weil sie keine Zeit hätten, sie zu lesen. Mag das nun auch bei manchen ein Vorwand, bei anderen nur eine Folge ihrer Interesselosigkeit gewesen sein, so bleibt doch die betrübende Thatsache bestehen, daß heutzutage viele Menschen infolge ihrer Berufsüberlastung und der sonstigen hohen Ansprüche, die das Leben durch Geselligkeit und andere Interessen und Pflichten an sie stellt, nicht die Zeit finden, sich mit einer Zeitschrift von so beschränktem Umfange, wie die Blätter es sind, eingehend und gründlich zu beschäftigen, ja nicht einmal sie durchzulesen. Daß das in noch viel größerem Umfange der Fall ist, als es die Abbestellungen zeigen, davon habe ich mich in den letzten zwei Monaten noch gründlich überzeugen können. Wieviele habe ich getroffen, die auch jetzt, ein Vierteljahr nach dem Erscheinen, das letzte Heft noch nicht kannten! Zur Beschäftigung mit den Blättern bedürfe man der Muße. Das ist zweifellos richtig. Man kann sie nicht „zwischen den Schlachten" lesen. Muße aber haben nach diesen Erfahrungen heute offenbar die wenigsten Menschen, oder sie verstehen es nicht, sie sich zu verschaffen, selbst unter denen nicht, die tiefes Interesse für sich selbst und ihr persönliches Leben haben.

Ich verhehle nicht, daß diese Erfahrung lähmend auf mich gewirkt hat. Je mehr ich mir darüber klar bin, daß persönliches Leben nicht einfach durch Worte übertragen und durch bloße Kenntnisnahme aufgenommen werden kann, sondern nur durch organische Verarbeitungen der Lebensanregungen zu eigentümlichen Lebenserscheinungen und Lebensvorgängen, also nur durch die innerlichste Thätigkeit der persönlichsten Aneignung und Auswirkung im Menschen sich entfalten kann, um so weniger kann ich mich der Erkenntnis verschließen, daß wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf mehr als eine ganz beschränkte Ausbreitung persönlichen

Lebens nicht rechnen dürfen. Wir müssen uns bescheiden. Aber um so mehr gilt es nun dafür zu sorgen, daß die Blätter immer mehr ein Organ der Anregung und Stärkung für alle die werden, die heute in höherem Sinne lebenslustig und lebensfähig sind. Das muß aber unsere wie der Leser Sorge sein, denn sie sind die Vermittler.

Grade diese lebendigen Elemente würden wir aber benachteiligen, wenn wir dem Rate meines Mitarbeiters folgten und aus Rücksicht auf die säumigen und mußelosen Leser den Umfang der Blätter beschränkten. Dann litte der Eifer unter der Trägheit. Außerdem wüßte ich dann aber überhaupt nicht, wie alles zur Aussprache kommen sollte, was auszusprechen ist. Mir sprengt so wie so schon die Überfülle des Stoffs fast den Rahmen. Ich weiß nicht, was ich zuerst bringen soll, so viel Dringliches liegt vor. Eine kleine Hilfe kam mir in dieser Not daher, daß mir nahe gelegt wurde, in der pädagogischen Erörterung des persönlichen Lebens doch nicht zu schnell vorwärts zu gehen, sondern den Lesern, ehe ihr Blick auf Neues gelenkt werde, Zeit dazu zu lassen, daß das Dargelegte wenigstens in etwas erst persönliches Erlebnis werde. Ich verstehe die Besorgnis durchaus und habe deshalb vorläufig darauf verzichtet, die Aufsatzreihe „Persönliches Leben" weiter zu führen, um zunächst den Lesern anheimzustellen, die Grundforderungen der Selbsterhaltung und Selbstgestaltung in ihr eigenes Leben umzusetzen.

Zum Schluß noch die Mitteilung, daß nach wie vor erste und zweite Bände, die manche vielleicht als Weihnachtsgeschenke für nachdenkliche Menschen benutzen möchten, gebunden und in Heften zur Verfügung stehen.

Schliersee, den 9. Dezember 1899.

Johannes Müller.



Was ist Wahrheit?

Was ist Wahrheit? — Das ist die große, schwere, schwermütige Frage, die durch die Menschheit geht, seit ihr die Naivität verflog und der Zweifel erwachte. Sie ist in allen Stimmungen durch die Herzen erklungen, deren das menschliche Gemüt überhaupt fähig ist, wie Siegesfanfaren und wie Grabesgeläute, wie sehnendes Seufzen und wie verzweifelndes Schluchzen, wie beschwingender Zuruf und lebensmüder Kummer, wie grausame Selbstverspottung und frivoles Hohngelächter der Hölle. Sie war die stärkste Triebkraft und die alles hemmende Lähmung im geistigen Leben der Menschen. Je länger und je eifriger die Menschen sie wälzen, mit um so größerer Wucht scheint sie auf sie zurück zu fallen und ihnen den Atem zu versetzen. Je leidenschaftlicher wir sie hinausrufen, um so mehr überkommt uns Resignation, Zweifel, Verzweiflung.

Worin besteht die Wahrheit? Was wissen wir von der Wahrheit? Können wir zu ihr gelangen? Wie wird sie unser Besitz? Wo ist der denkende Mensch, der nicht immer und immer wieder von diesen Fragen gequält würde?! Freilich giebt es genug, die die Frage nach der Wahrheit nicht empfinden, weil ihnen die Wahrheit keine Frage ist. Sie kennen sie und haben sie. Ihre Unerschütterlichkeit ersetzen sie durch die steife Hartnäckigkeit, mit der sie daran festhalten. Sie glauben daran und unterdrücken jeden

Zweifel. Es giebt ja Antworten genug, die man als Schutzmittel dagegen bekommt und braucht. Und wie viele verkaufen Gewissen und Seele an Menschen und Meinungen, die ihnen alle diese schauerlichen Fragen vom Leibe halten wollen!

Wir leben alle zunächst in einem Hause von Vorstellungen, Ansichten und Urteilen, das wir angewiesen erhielten und geerbt haben. Mag es an sich betrachtet noch so primitiv und wüst sein, für uns ist es wohnlich und heimelich. Es ist unsre Welt, in der wir geistig leben und uns wohl fühlen. Da giebt es auf alles Antwort, und jedes Bedürfnis wird befriedigt. Wir sind überzeugt, unser Haus, das ist das einzig Wahre. Wer sich aber nicht darin einspinnt, sondern harmlos und naiv mit der Natur draußen lebt und herzhaft mit dem Leben ringt, der wird sich bald daheim nicht mehr zurecht finden und behaglich fühlen können. Nichts will mehr passen und befriedigen. Es ist keine Welt, sondern ein Gehäuse, in dem wir befangen sind. Wir entwachsen ihm und werden ihm fremd. Je mehr wir uns bemühen, uns damit abzufinden, um so mehr werden uns die Augen über seine Unzulänglichkeit aufgehn:

„Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!"

Dann wird es abgebrochen, umgebaut oder neugebaut und gewissenhaft bis ins kleinste schön und solid ausgebaut. Der Mensch hat sich seine geistige Welt neu geschaffen. Er hat seine Wahrheit. Aber da kommt dann der Sturm des Lebens und rüttelt an dem Haus, und der bange Zweifel blitzt auf: ist der Grund auch fest? Heulend und pfeifend reißt er an den Mauern, und wie Risse in den Wänden klafft die Frage: Was ist Wahrheit? Dann wird ausgebessert, geschützt und verschlagen bis zum nächsten Sturm. Oder ein Blitzschlag läßt es in Flammen aufgehen, eine Flut unterwühlt seinen Grund und läßt es zusammenstürzen, und der Mensch sitzt verzweifelt auf den Trümmern seiner Lebensweisheit: was ist Wahrheit?! Wieder sucht man festen Grund und wetterfeste Häuser, und das Spiel beginnt von neuem.

Schließlich verzichten manche überhaupt auf eine feste Wohnstätte sauber gezimmerter und fest gefügter Begriffe. Sie verlassen

Haus und Hausrat, nehmen den Wanderstab in die Hand, um auszuziehen und die Wahrheit zu suchen durch Sturm und Wetter, ohne Ruh und Rast, unter freiem Himmel, ungeschieden von der Mutter Erde. Immer wie ein Spiel der Elemente, schutzlos von allem Unwetter gepeitscht wandert man durch die Gelände des menschlichens Lebens und klimmt zu seinen Höhen unverdrossen empor. Je weiter man kommt, um so mehr gerät man in die große Einsamkeit, wo man keinen Nachbar mehr hat. Aber die Kraft ist gewachsen, die Lebensthätigkeit gesteigert, und aus der hochgespannten Energie strömt jugendfrischer Lebensmut. Wo ist die Verzweiflung über das Nichtswissen und Nichtshaben hingeraten? Sie ist von der Freude am Können und Sein verschlungen. Und die Wahrheit! Was ist Wahrheit? Die in allen Gliedern pochende und strömende Gesundheit. Wahrheit ist Leben.

So könnte man über unsere Frage und ihre Lösung im Bilde reden, aber ich will nicht im Bilde bleiben, sondern versuchen, den ganzen Weg entlang zu führen, bis zu einem Ziele, wo Sehnsucht und Hoffnung befriedigt wird.

* * *

Die Menschheit hat durch die Jahrtausende die Wahrheit gesucht, indem sie die Welt nachbildete in Begriffen. Die Übereinstimmung von Urbild und Nachbild war ihr die Grundlage und der Prüfstein der Wahrheit. Aber diese formale Fassung der Wahrheit befriedigte ebensowenig wie die immer wiederholte und vollkommner erstrebte Nachbildung. Sie war ja nur ein Aufbau von Eindrücken, die man empfing, verglich und zusammenstellte. So trieb es die Menschen vom Schein zum Sein, von der Oberfläche zum Wesen der Dinge. Das zu erfassen erschien allein Besitz der Wahrheit zu sein. In seinen Grundtiefen die Wirklichkeit zu begreifen und daraus alles und sich selbst zu verstehen, das allein galt als volle Wahrheit.

Wie aber dazu gelangen? Mit Untersuchungen und Experimenten war hier nichts gethan. Denn wie man auch nachgrub

und alles bis in die einfachsten Elemente auflöste, man blieb mit allen seinen Forschungen doch immer an der Oberfläche der Erscheinungen und drang nicht in das Innere der Natur. So war man gezwungen, sich von der konkreten Welt und der Erfahrung abzuwenden und die Wahrheit in der Welt der Vorstellungen und Begriffe zu suchen. Das Begriffsmodell, das die Wissenschaft von der Welt mit zunehmender Schärfe nachbildete, hatte man ja in der Hand, und es galt nur den innern Zusammenhang herzustellen, der es in seinem ganzen Gefüge und in allen seinen Teilen verband, bewegte und begreiflich machte, so hatte man des Rätsels Lösung auch für die große Welt der Wirklichkeit. Wenn es gelang, die Welt in der Sphäre der Theorie als begreifliches organisches Ganze so von Grund aus zu schaffen, daß sie durchaus der Welt der Erscheinungen entsprach, soweit man es überhaupt verfolgen konnte, so war die Wahrheit alles Seins entdeckt. Die schöpferische Erkenntnis mußte die Wahrheit schließlich enthüllen. Ob man dabei nun von der Oberfläche der Erfahrung durch logische Begriffsoperationen den Weg von außen nach innen ging oder durch reine Anschauung erleuchtet die Wahrheit im Kerne zu erfassen suchte und von hier aus die Beziehungen zu der Fülle der Erscheinungen gewann, gemeinsam blieb das Gebiet der Theorie, auf dem man die Wahrheit suchte.

So strebte denn die Menschheit nach Wahrheit, in Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion. Aus dem Vorstellungsmaterial, das Natur und Geschichte bot, schuf der menschliche Geist in unendlicher Folge immer neue Theorien, einheitliche Weltanschauungen, ästhetische Rechtfertigungen des Daseins, philosophische und religiöse Systeme, die alle die Wahrheit in Begriffen und Bildern darstellen wollten.

Aber es gelang nicht. Alle Versuche blieben trostlos unvollkommen und unzulänglich. Die Wahrheit, die man schuf, erklärte nichts und befriedigte nicht. Ihr fehlte die Einheit wie die Sicherheit. Jeder Forscher fand seine Wahrheit. Er trug sie, und sie verschwand mit ihm. Schließlich wurde alles Streben durch die

Einsicht gelähmt, daß alle Weltanschauungen immer subjektiv bleiben müßten und in ewiger Folge durch immer neue Wellen der geistigen Entwicklung überholt werden würden. Alles nur durch die Eigenheit gebrochene und getrübte Vorstellungen, alles Durchgangsirrtümer ohne Ende! Es giebt keine absolute Wahrheit. „Wenn eine Wahrheit alt wird, wird sie zwanzig Jahre alt", so einleuchtend sie auch sei. Ja uns modernen Menschen braucht das nicht einmal mehr in seiner Notwendigkeit nachgewiesen zu werden, wir erleben es in unserm eigenen Leben: die Wahrheit in unruhig schillerndem, fortdauerndem Flusse.

Aber gehen wir damit nicht zu weit, sehen wir nicht zu schwarz? Sind nicht die Durchgangsirrtümer Durchgangswahrheiten, die bleiben, wenn sie sich auch wandeln, und ist nicht das Subjektive nur der eigentümliche Schein, mit dem wir die allgemeine Wahrheit umkleiden, und die persönliche Form, in die wir sie fassen? Giebt es nicht einen festen und gemeinsamen Ertrag des einheitlichen Forschens der Menschheit nach Wahrheit?

Das wird niemand bestreiten wollen. Die Thatsachen der Naturgesetze, der Entwicklung, die Verhältnisse der Größen und die Beziehungen der Stoffe sind objektive und absolute Wahrheiten, in den Grenzen unsrer Endlichkeit jedenfalls. Wahrheiten hat man also zweifellos gefunden, aber nicht die Wahrheit. Wenn wir nach der Wahrheit fragen, so meinen wir nicht die sichern und klaren Thatsachen der Natur und Geschichte, sondern die grundlegende Wahrheit, die das Sein entschleiert, die aus der Tiefe des Wesens der Dinge Sinn erschöpft, die Licht und Gewißheit nach allen Seiten grenzenlos verbreitet. Sobald sich aber die Wahrheiten zu der Wahrheit erheben wollen, verflüchtigen sie sich zu wesenlosen, schwankenden Ideen, zu einem Gaukelspiel unseres Verstandes. Wir mögen noch so sorgfältig von dem Boden der Natur und Geschichte ausgehen, sobald wir höher streben, verlieren wir ihn unter den Füßen. Wir geraten in die Theorie, und so gewissenhaft wir auch nur verwerten, was wir erfahren und beobachtet haben, es wird alles relativ und subjektiv, unsicher und unzulänglich.

Was hilft uns aber ein allen gemeinsamer und bleibender theoretischer Ertrag unsers Sinnens und Suchens, wenn es überhaupt einen giebt. Was unsre Erkenntnis erzeugt, muß sich erst als zutreffendes Bild eines wirklichen Bestandes erweisen, sonst bleibt es ein Kunstwerk, dem außer uns nichts entspricht; das aber kann es nicht. Die Allgemeinheit einer Vorstellung verbürgt nicht die Wirklichkeit ihres Inhalts, und ihre Dauer ist kein untrügliches Zeichen für ihre Wahrheit. Solch eine Wahrheit ist wie eine Kugel, die auf den Wasserstrahlen eines Springbrunnens schwebt. Trägt sie der Wasserstrahl nicht, so stürzt sie herab.

Deshalb giebt es auf die Grundfragen des Menschen wohl Antworten, aber keine Lösung, wohl Bescheide, aber keine Gewißheit. Alle theoretischen Erklärungen und Anschauungen liegen in einer andern Welt als die Wahrheit, die von den Lebensproblemen erlöst, deren Qual in der Frage: was ist Wahrheit? stöhnt und klagt. Sie vermögen sie ebensowenig zu lösen, wie die künstlerischen Harmonien die Disharmonien unsers Daseins. Sie täuschen nur darüber hinweg und spiegeln uns in einer anderen Welt vor, was wir hier vergeblich suchen.

Was ist Wahrheit? Wir wissen es nicht. All unser Forschen und Sinnen bringt uns nicht zur Wahrheit. Die Wissenschaft führt uns in der Welt umher wie durch herrliche Gärten, zeigt uns wie alles wunderschön und trefflich gestaltet, geordnet und eingerichtet ist. Aber wenn wir fragen: was ist das alles?, wenn wir in die Tiefe und Höhe wollen, dann schweigt die Wissenschaft. Wenn wir drängen: was ist der Sinn alles Seins, unsers Seins?, dann schlägt sie die Augen nieder. Ich weiß wohl, es giebt auch eine redselige Wissenschaft, die nie um eine Antwort verlegen ist, aber frage sie nach Gewißheit, so wird ihr das Wort auf der Zunge vor Scham ersterben. Es bleibt dabei:

„. . Und sehe, daß wir nichts wissen können,
Das will mir schier das Herz verbrennen."

* * *

Mit Wissen und Wissenschaft erreichen wir nicht die Wahrheit, und mit all ihren Beweismitteln schaffen wir keine Gewißheit. Alles Wesentliche bleibt uns verborgen und alles, was zu Grunde liegt, ein Geheimnis. Wir mögen das tief beklagen und verwünschen, aber wir müssen uns darein finden. Auch wenn wir weiter rastlos mit heißen Augen und forschendem Blick die Welt der Erscheinung zu durchdringen und sie so völlig wie möglich zu erfassen suchen, was hinter ihr liegt, sehen wir nicht und fassen wir nicht. Die Wissenschaft orientiert uns über das Leben um uns und in uns, aber sie enthüllt nicht sein Geheimnis.

Aber wenn wir nicht zur Wahrheit kommen können, vielleicht kommt die Wahrheit zu uns. Sie ist ja kein theoretischer Grundbegriff, sondern die Grundwirklichkeit des Daseins. Sie ist eine objektive Macht ewigen wandellosen Bestands in souveräner Unabhängigkeit von allem, was Menschen meinen und sich einbilden. Deshalb kann sie nicht erdacht, sondern nur empfunden werden. Durch das Leben sind wir mit ihr verbunden. Darum wird sie unmittelbar durch das Leben zu uns sprechen und sich offenbaren, und wer aufmerkt, wird sie vernehmen.

Das ist eine Erfahrung, die die Menschheit seit Anbeginn gemacht hat. Die Selbstoffenbarung der Wahrheit ist älter als die Wissenschaft und hat nie aufgehört. Sie stellt eine zusammenhängende Geschichte dar, die noch niemand geschrieben hat. In wunderlichen Verkleidungen und vielfältigen Erscheinungen trat sie zu Tage: als Religion sowohl wie als Aberglaube, als Tiefblick des Genies und als Volksstimmungen, als tastende Ahnung und unwiderstehlich sich aufdrängende Gewißheit, als mystisches Schauen und schöpferischer Wurf des Dichters und Künstlers, überall sehen wir ihr geheimnisvolles Leuchten. Bald bricht sie durch und taucht die nächtliche Menschheit in Tageshelle, bald flackert ihr verlorner Schein in gespensterhaften Lichtern oder liegt wie ein blasser rätselhafter Glanz auf nächtlichen Fluten. Zu Zeiten beten die Menschen sie an und breiten sie aus, und dann wieder schleicht sie scheu und verachtet, verkannt und verleugnet auf Gassen und Gängen, wo

keiner sie ahnt. Die offiziellen Wahrheitsucher haben für ihre geschichtlichen Zeugnisse oft bloß pathologisches Interesse und mißtrauen ihren Regungen in der eigenen Zeit, und doch ist sie es allein, die sie erleuchtet, wenn es ihnen gelingt einen Schritt nach der Wahrheit zu thun. Ganze Zeitalter sperren sich von ihr eifrig und überzeugt in Hallen und Domen versteinerter Theorien ab, und doch glüht ihr Licht auch durch die buntesten Scheiben und spielt seltsam um Säulen und Bogen.

Wie sollen wir uns diese merkwürdigen Erscheinungen vorstellen und verständlich machen? Sind es willkürliche Phantasien oder epidemische Illusionen, zündende Geistesblitze oder dumpfe Zwangsvorstellungen? Ich glaube, wir können sie uns schwerlich als bloße subjektive Gebilde und Äußerungen begreiflich machen. Sie treten so gar nicht sprunghaft auf und sind so einfach in ihrem Ursprung. Sie dämmern über weite Flächen gleichzeitig empor, und in dem Gange ihres Fortschritts liegt die hehre Majestät der Gottheit. Diese Wahrheiten werden nicht erdacht, sondern erschaut. Sie sind objektiv in ihren Grundlagen und Voraussetzungen, wobei wir uns nur bewußt bleiben müssen, daß das Objektive nicht bloß außer dem Menschen liegt, sondern er gehört selbst zu seinem Gebiete. Erst die Empfindung und Vorstellung führt zum subjektiven Spiegelbild. Ich meine also: wenn solche Klarheiten und Gewißheiten auftauchen, so hat sie keine Erkenntnis und Spekulation ergrübelt und ersonnen, sondern die Wahrheit selbst tritt den Menschen näher und lüftet hier und da den Saum ihres Gewandes. Nicht auf magisch-mystische Weise, sondern indem sie sich aus der Wirklichkeit heraus, aus der Natur und geschichtlichen Gegenwart, aus der Lage und den Vorgängen in der Menschheit, aus der objektiven innern Verfassung des Volkstums und des Einzelnen ahnen und unmittelbar empfinden läßt. Wir können diese Selbstoffenbarung der Wahrheit, deren Ergebnisse uns die Überlieferungen mitteilen, in der Kulturgeschichte feststellen und ihren eigentümlichen Wogengang verfolgen, aber den Vorgang, wie sie auftaucht und sich ausbreitet, können wir nur in der lebendigen Gegenwart beobachten.

Wir bemerken hier, wie gewisse Wahrheiten aus der Tiefe dunkler Gefühle emporsteigen und zu unmittelbarer Empfindung kommen. Allenthalben regen sich in den geistig lebendigen Seelen, die für die Wahrheit empfänglich und empfindlich sind, die gleichen Schwingungen. Wo man aufmerkt und nach Höherem verlangt, machen sich die gleichen Spannungen fühlbar, und gemeinsame Ahnungen ringen sich los. Hier stärker dort schwächer. Wie ein blasser Schein schwimmt es vor den Augen. Neue Empfindungen wachen auf, ein unwillkürliches bestimmtes Sehnen greift in den Menschen um sich. Die Wahrheit liegt in der Luft. Wer feine Sinnesorgane hat, wittert sie und wird unruhig. Man kann sich noch keine Rechenschaft davon geben, aber erschließt sich zaghaft und lüstern zugleich ihrem zitternden Wehen. Bald regt sich die Empfindung als dumpfer Druck, bald wie ein Seufzer, der sich emporringt, bald wie ein unwiderstehlicher Drang. Überall unklar, unfaßbar, unsagbar.

Da auf einmal durchbricht die wartende Stille und Morgenahnung ein Ruf, sofort fallen andere ein, und bald rauscht es von allen Seiten Wiederhall. Das lösende Wort ist gefallen, meist gleichzeitig von vielen, und aus allen von der Wahrheit bewegten Seelen klingt das gleiche Echo. Die Wahrheit hat ihre Organe gefunden. Sie bringen zum allgemein verständlichen Ausdruck, was von allen schon empfunden wurde, sie sprechen nur aus, was allen Empfänglichen gemeinsam ist. Die Menschenseelen sind wie Saiten, in denen die Wahrheit leise traumverloren schwingt, empfunden, aber unvernehmlich. Da löst sich von den Saiten stärkster Spannung der klare Laut, und sofort klingt er in allen anderen mit und wieder.

Deshalb sollte man nicht so viel Wesens von den Menschen machen, denen der Ausdruck für die Wahrheit, die viele empfinden, gegeben wird. Wer das thut, hat keine Ahnung, was sich eigentlich vollzieht. Sie haben nicht die Wahrheit, sondern nur den Ausdruck dafür gefunden, und auch den haben sie nicht erklügelt, sondern er ist aus dem tiefen Eindruck, den sie von ihr

empfingen, entsprungen. Sie haben nicht die Wahrheit erreicht, sondern die Wahrheit hat sie erreicht. Sie sind nicht Väter, sondern Kinder der Wahrheit. Sie sind ihre Organe, ihre Stimmen. Die Wahrheiten, die sie aussprechen, sind nicht ihr ursprüngliches Eigentum und Erzeugnis. Sie sind nur die Brenngläser, die ihre Strahlen sammelten. Darum mutet einen auch der Streit darüber, wer eine Wahrheit zuerst erfaßt und ausgesprochen hat, so eigentümlich an. Es ist ja so gleichgültig, wer sie sagt, es kommt nur darauf an, daß sie gesagt wird. Ist sie überhaupt eine Wahrheit, so ist sie immer ein Wiederschein des Objektiven. Was unsere Erkenntnis erzeugt, wenn sie diese Fähigkeit überhaupt besitzt, ist niemals eine Wahrheit, sondern nur ein Gedanke.

Wie die Wahrheiten auftauchen und hervortreten, so werden sie auch kund. Sobald sie zum Ausdruck kommen, werden sie von allen, in denen sie vibrierten, vernommen und mit jauchzender Freude als lösende Worte der innern Spannung begrüßt. Alle andern hören sie wohl, aber verstehen sie nicht. Es ist ihnen ein Geräusch von Worten und Meinungen, aber die lebendige Wahrheit bleibt ihnen verborgen. Alle Mühe ist dann vergeblich, es fehlt die Resonanz in der innern Stimmung und Verfassung, ohne die kein Laut des Lebens Wiederhall findet.

Die Wahrheiten zu verbreiten hat deshalb nur soweit Sinn und Erfolg, als ihre Stimmen und Klänge die Wartenden, Ahnenden, Sehnenden suchen. Über diese Grenze hinaus ist es fruchtlos und wertlos. Sie kann nur von der Wahrheit selbst überschritten werden, indem sie noch mächtiger und greifbarer in Menschen, Verhältnissen und Ereignissen zu Tage tritt, und dadurch auch den stumpfen, zerstreuten und befangenen Seelen zur Empfindung kommt.

Was dergestalt von der Wahrheit offenbar wird, kann also nicht gelehrt, sondern nur verkündigt werden. Ich bestreite nicht, daß es sich begrifflich fassen läßt, ja daß die meisten, denen es klar wird, das dringende Bedürfnis haben, es sich und ihrer Anschauungswelt erkenntnismäßig zu vermitteln: aber ich leugne, daß man es jemand durch Belehrung mitteilen kann. Im besten Falle erfaßt

er theoretisch eine Meinung, aber er erlebt niemals eine Wahrheit. Andrerseits braucht sie der von ihr berührte und durchzitterte Mensch nur zu hören, um sie zu erfassen und ihrer gewiß zu werden. Es bedarf keiner Erläuterung und keines Beweises, sie bezeugt sich selbst in ihm als eine positive und objektive Wahrheit, die außerhalb der subjektiven Sphäre der Zweifel und Irrtümer steht. Wo sie auftritt und zu klarem Bewußtsein kommt, waltet eine elementare unmittelbare Gewißheit.

Das sind Erscheinungen, die man in der Gegenwart überall beobachten kann. Für viele sind beispielsweise die „Blätter" eine solche Stimme. Sie wecken in den Lesern schlummernde Wahrheiten, deren Wiederhall ich dann aus der Fülle brieflicher und mündlicher Äußerungen überwältigend einstimmig und einmütig vernehme. So ist aber die Wahrheit durch alle Zeiten geschritten und unter allen Völkern gewandelt, wenn auch der Grad der Klarheit, in der sie sich entschleierte, und der Unmittelbarkeit, mit der man sie erfaßte, ein ganz verschiedener war.

Schon über den Urzeiten der Menschheit liegt ihr heller Glanz wie ein Wiederschein verborgener Lichtquellen im schweigenden Dunkel der Nacht. Wohin keine Geschichtsforschung jemals dringen wird, aus allen verschwundenen Fernen flammt ihr Leuchten in Mythen und Sängen von Geschlecht zu Geschlecht. Und so ging die Selbstoffenbarung der Wahrheit weiter wie ein unsichtbares Wehen durch die Menschen. Wo Propheten, Dichter und Weise den ursprünglichen Empfindungen der menschlichen Seele Worte verleihen, sehen wir die Fußspuren der Wahrheit in ihrem Gange durch die Zeit. Freilich sind es oft nur inartikulierte Laute, die wir vernehmen, und die Stimme klingt uns fremd und rauh. Wir hören wundersame Klänge, aber verstehen nicht, was sie sagen wollen, wir treffen auf seltsame Vorstellungen und achten sie gering. Aber wer es verstünde, mit instinktivem Spürsinn und ursprünglichem Geschmack für die Wahrheit den goldenen Kern aus der Schale zu lösen, der könnte ungeahnte Schätze aus grauer Vorzeit heben.

Aber das andauernde Aufleuchten von Wahrheiten führte weder in steigendem Maße zur vollen entschleierten Wahrheit noch zur allgemeinen Empfänglichkeit der Menschen dafür. Es herrscht kein gleichmäßiger Fortschritt in der Selbstoffenbarung der Wahrheit. Sie ist wie ein Strom, der streckenweis verschwindet und sich oft nur mühsam Bahn bricht. Andrerseits ist es das gewöhnliche Schicksal auftauchender Wahrheiten gewesen, vom Irrtum verschlungen zu werden. Die Strahlen, in denen sich die Wahrheit selbst offenbart, werden nur von den wenigsten in voller Leuchtkraft und in ungebrochener Reinheit aufgenommen, in die meisten dringt nur ein blasser Schein, trüb und gebrochen. „Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen." Man nahm die Lebensmacht der Wahrheit, die sich offenbarte, nicht ins Leben auf und beugte sich ihr, um ihr gemäß zu werden und sich von ihr gestalten zu lassen, sondern „that mit ihr, was man wollte". Man ergötzte sich an ihr als an einem leckern Genuß und machte sie zu einem Spiel der Gedanken. In früheren Zeiten verlor man sie in Phantastereien, später bis zum heutigen Tage in Theorien. Die sie wirklich aufnahmen, blieben immer nur kleine Kreise, die schweigend von ihr lebten und lebendig von ihr zeugten. Die große Masse, die sie hörte, aber nicht vernahm, „wollte nur eine Zeit lang an ihrem Lichte fröhlich sein", wie einmal von einem Zeugen der Wahrheit gesagt wird. So offenbarte sich also die Wahrheit zu allen Zeiten nach den verschiedensten Seiten für alle Menschen, die ihr zugewandt waren. Aber wie die Wahrheiten auftauchten, so tauchten sie wieder unter und verschwanden aus der Erfahrung der Menschen. Man kannte sie wohl noch und redete von ihnen, aber man hatte sie nicht mehr. Damit verloren sie die Gewißheit, die man vergeblich durch Beweise zu ersetzen suchte.

Das Schicksal, das die Wahrheit unter den Menschen hatte, stimmt also durchaus mit dem überein, was wir heute auch überall beobachten können, wenn Wahrheiten kund werden. Sollen Menschen ihrer inne werden, so müssen sie dafür empfänglich sein.

Man muß der Wahrheit entsprechen in seinem ganzen Sein. Wer das nicht thut, vernimmt nichts. „Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht, denn sie verstehen es nicht." Es ist für sie keine Wahrheit, ebensowenig wie für den Blinden der Lichtstrahl Licht ist, und birgt für sie keine Gewißheit, ebensowenig wie ein Felsen dem Halt bietet, der ihn nicht fassen und ergreifen kann.

Zur Frage: Was ist Wahrheit? ist deshalb gewiß die Erfahrung der Menschheit, daß sich das Sein in seinen Tiefen nach seiner Bedeutung für die Menschen enthüllt, von größtem Werte, denn sie bezeugt: es giebt eine Wahrheit, und sie offenbart sich. Wir sind nicht verdammt, in der Nacht des Irrtums zu Grunde zu gehen. Aber um ihrer teilhaftig zu werden, ist es zwecklos, den Ertrag der Geschichte dieser Selbstoffenbarung der Wahrheit zu sammeln und mitzuteilen.

Es ist zunächst ganz unmöglich, die Ergebnisse des Auftauchens und Hervortretens der Wahrheit wissenschaftlich in der Geistesgeschichte der Menschheit festzustellen. Denn die Wissenschaft hat kein Organ und keinen Maßstab für diese Vorgänge. Sie kennt und findet nur Anschauungen, die sie theoretisch faßt und mißt, die sich logisch oder empirisch auszuweisen haben, d. h. ihr Daseinsrecht in der Sphäre der jeweilig herrschenden Theorie oder auf dem Gebiete der experimentellen Untersuchung, d. h. auf der Oberfläche des Seins, zu behaupten haben. Die Selbstoffenbarung der Wahrheit aber ist ein Lebensvorgang in den Menschen und entschleiert den Sinn des Seins. Infolgedessen könnte die wissenschaftliche Forschung nicht einmal zwischen den Reflexen kundwerdender Wahrheit in den Anschauungen der Menschen und den Ergebnissen des Nachdenkens einer Zeit scheiden, geschweige daß sie den ewigen Kern aus der zeitgeschichtlichen Form der Vorstellung lösen und die getrübten und gebrochenen Lichtstrahlen in ihrer ursprünglichen Leuchtkraft und Reinheit erfassen könnte.

Aber selbst wenn es gelänge, hätten wir damit nicht die Wahrheit gewonnen. Wir hätten nur Anschauungen. Für das

Sein, das sie aussagen wollen, fehlte uns das lebendige Verständnis und die ursprüngliche Gewißheit. Denn wir gewönnen damit ja nur den theoretischen Niederschlag von Lebensoffenbarungen, sie selbst aber nicht. Und dasselbe würde von denen gelten, denen wir von unseren Forschungen in der Vergangenheit Mitteilung machten. Nun gebe ich ja gern zu, daß auch eine Theorie, eine Weltanschauung, die kein Reflex des Lebens im Menschen ist, doch nicht wertlos für ihn bleibt, wenn sie ihm gelehrt, eingeprägt und von ihm angenommen wird, zumal wenn sie auf Wahrheit beruht. Sie ist sein Heim und Zufluchtsort in den Unbilden der Witterung und bestimmt sein Leben, aber sie ist außer Stande Sturm und Meer zu bezwingen und Leben zu erzeugen, d. h. ihn zur ursprünglichen Kraft und Wahrheit seines Seins zu führen, und sie kann ihm keine Gewißheit geben, sondern muß Annahme ohne Bürgschaft verlangen, weil es Gewißheit nur auf dem Boden des Lebens giebt.

Soll uns also der Ertrag der Wahrheitsoffenbarung zu Gute kommen, so müssen wir erst für sie aufgeschlossen und empfänglich werden. Sind wir dann auf die Wahrheit gestimmt und trifft uns ihre Stimme, so klingt es in uns wie ein Himmelsklang, von dem wir träumten, und unser ganzes Sein zittert in Schwingungen höheren Lebens. Ist uns aber so der Sinn für Wahrheit erschlossen worden, so ruht das entzückte Auge auf allen leuchtenden Spuren der Wahrheit in früheren Zeiten. Wir werden ihrer im tiefsten Grunde unsrer Seele inne, wir hören sie aus den fremdartigen Äußerungen vergangener Geschlechter heraus, und wie ein Lebensstrom aus höherer Welt rauscht die vielstimmige Harmonie ihrer Laute durch unser Innerstes, Genuß und Befruchtung zugleich. Unmittelbar ursprünglich wie das Verständnis ist die Aufnahme, und innerlich notwendig wie die Aufnahme ist die Gewißheit.

Vielleicht können wir das, worum es sich handelt, auch so ausdrücken: Die Wahrheit, der Sinn und das Wesen alles Seins, steht wie alle Wirklichkeit, die sie ja ist in ihrer Tiefe, allenthalben und zu allen Zeiten vor den Menschen, unter den Menschen, in

den Menschen. Wandellos, unvergänglich, unerschöpflich wie Gott, in dem sie ruht, sendet sie nach allen Seiten unausgesetzt die Fülle ihrer belebenden Strahlen und hält nichts zurück. Es giebt also in gewissem Sinne keinen Fortschritt und keine Geschichte in der Selbstoffenbarung der Wahrheit. „Das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, war in der Welt, aber die Welt kannte es nicht.“ Und es ist noch in der Welt, wie es von Anfang an war, aber es hat das gleiche Schicksal. Den Menschen fehlt im allgemeinen der Sinn, der das innere Leben dem Lichte der Wahrheit erschließt und ihre allenthalben leuchtenden Strahlen aufzunehmen imstande ist. Die Lebensschwingungen der Wahrheit, die uns umspielen und durchfluten, finden in uns kein elastisches Mittel, durch das sie zur Empfindung kämen und Lebensbewegungen unseres persönlichen Seins würden.

Die Erschlossenheit und Verschlossenheit der Menschen also, sie ist es vielmehr, die eine Geschichte hat. Sie ist veränderlich und wandelbar: bald breitet sie sich aus, bald erlischt sie bis auf wenige, bald schreitet sie fort, bald verschwindet sie und geht zurück, bald taucht sie hier auf, bald dort, bald ist sie dahin, bald dorthin gewandt, bald wächst ihre Empfindlichkeit, daß sie das leiseste Wehen tiefster Wahrheiten spürt, bald wird sie stumpf und starr, daß nichts mehr Eindruck zu machen vermag. Wie Ebbe und Flut, wie steigende und fallende Wogen läuft die Bewegung des Verständnisses für die Wahrheit durch die Menschen. Wer sich ihr aber erschließt, dem leuchtet die gleiche Wahrheit heute wie vor tausend Jahren ins Herz und Gemüt, und er vernimmt von ihr, soviel er vermag.

Dann hätte es zunächst gar keinen Sinn zu sammeln, was von der Wahrheit zu allen Zeiten kund geworden ist, wenigstens keinen Wert und Nutzen für uns, damit wir zur Wahrheit gelangen. Die Wahrheit als objektives Sein ist ja Leben, und wir werden ihrer nur teilhaftig, wenn wir von ihr belebt werden. Dazu gelangt man aber nicht durch Kenntnisse und Vorstellungen auf dem Wege von Verstandesbildung, selbst nicht durch eine voll-

kommene Wahrheitstheorie, die aus allen ihren jemals in Menschenherzen gefallenen Strahlen gewoben würde, wenn dies Gewebe möglich wäre, sondern durch Bildung unseres Seins, dadurch daß uns der Sinn für Wahrheit aufgeht und sich allseitig ihren Strahlen erschließt. Dann werden wir unmittelbar derselben Wahrheit teilhaftig, die wo und wann auch immer Menschen erleuchtete. Natürlich nicht mit einem Schlage und nach allen Seiten, sondern der Richtung unsres Lebens und Suchens entsprechend, wohin unser Auge sich richtet und unser Herz sich drängt. Und in dem Maße als unsre Fähigkeit aufzunehmen in die Tiefe und nach allen Seiten wächst, um so näher kommen wir der Wahrheit. Mag ihr Sonnenschein uns dann auch noch blaß und bleich, von dem Dunst der Niederungen gehemmt durchzittern, wir stehen in einem Lebensverhältnis zur Wahrheit und wandeln in ihrem Lichte.

Dann, aber auch nur dann gewinnt die auserwählte Schar ihrer Zeugen aus allen Zeiten für uns die größte Bedeutung. Wir wandern durch die Jahrhunderte und hören ihre Stimmen; und alle klaren Klänge und reinen Laute, die wir vernehmen, wecken in den matten Schwingungen unsrer Seele vollen, lauten Wiederhall.

*
* *

Die Selbstoffenbarung der Wahrheit aber allein und die bloße Aufnahme unsrerseits thut es nicht, wollen wir die Wahrheit gewinnen. Ja handelte es sich bei alledem, was ich darlegte, um eine Theorie, so ginge es ausgezeichnet und ließe sich prachtvoll ausmalen. Aber thatsächlich geht es nicht. Das lehrt uns die Geschichte und die Beobachtung der Menschen. Ebenso wie wir die Wahrheit erleben und aufnehmen, müssen wir sie leben und schaffen, wollen wir sie erlangen. Wir müssen sie erringen für uns persönlich, wie für die Menschheit überhaupt. Sie kost mit ihrem Wehen wie ein lockender Morgenwind um unsre Schläfen, um uns aufzuwecken, daß wir mit Leib und Leben, Seele und Sinnen um sie werben, ob wir sie gewinnen möchten.

Wie notwendig das ist, ergiebt sich schon aus dem Vorgange als solchem, den ich die Selbstoffenbarung der Wahrheit nannte. Sie ist nicht etwa ein magisch-mystisches Aufleuchten von Dingen aus einer anderen Welt vor unserm innern Auge, das sich im Jenseitigen verliert, kein himmlisches Licht, das die von sich selbst leere Seele erfüllt, wenn sie in reiner Anschauung versunken ist. Die Wahrheit liegt nicht außerhalb alles Seins, sondern nur jenseits des Gebiets unsrer Erkenntnis. Die Welt der Erscheinungen ist ihre Hülle, ihr Gewand, das sie lüften muß, wenn wir sie schauen wollen. Sie ist im Sein. Die Wahrheit ist inwendig in euch. Sie ist das Wesen und der Sinn alles Seins: der Welt, des Menschen, des Lebens. Wenn sie sich offenbart, taucht sie aus der Tiefe empor, in der sie verborgen ruht, und kommt den Menschen zum Bewußtsein. Aber nicht unser Verstand ist es, der sie zu Tage fördert, sondern unser Leben. Denn unsre Erkenntnisthätigkeit ist an die Oberfläche gebannt und bleibt im Scheine befangen. Zu unserem Erleben aber spricht sie unmittelbar aus allem, was in uns vor sich geht, und was an uns herantritt. So wird sie unmittelbar von uns empfunden, wenn sie in unserem Leben lebendig wird, d. h. wenn unser inneres Leben Sinn für die ewig lebendige Wahrheit gewinnt, die es berührt. Dann leuchtet sie uns aus allem entgegen, was existiert, was vom Horizonte unseres persönlichen Lebens umschlossen wird: aus der Welt und Natur, aus unserem Sein und Empfinden, aus unsern und andern menschlichen Beziehungen, aus Geschichte, Schicksal und Weltordnung.

Ist aber die Wahrheit das Wesen und der Sinn des Seins, der in ihm verborgen liegt und in seinem Werden und Leben zur Offenbarung kommen will, dann wird der Grad der Klarheit, in der sie zu Tage tritt, nicht bloß von der Schärfe unsers Sinns für sie abhängig sein, sondern auch von dem Maße, in dem sie sich entwickelt hat, im eigentlichen Sinne des Wortes, in dem sie zur vollen Entfaltung in reiner Ursprünglichkeit gekommen ist.

Wir empfinden die Wahrheit nur insoweit, als sie im Sein

und Leben zu Tage tritt, als das Wesen und der Sinn des Seins im Werden offenbar wird. Je feinfühliger unsre Empfindung dafür ist, um so eher und deutlicher werden wir die Wahrheit merken, die offenbar werden will, aber ohne daß sie wird, sich entwickelt und enthüllt, läßt sie sich nicht herauswittern, geschweige erfassen. Wir können die Wahrheit nicht durch Anschauen und Nachdenken ausbrüten. Wenn die Wahrheit Leben ist, dann offenbart sie sich nur durch Lebensentfaltung und wird nur empfunden durch Lebenserfahrung.

So giebt es also doch eine Selbstoffenbarung der Wahrheit im eigentlichen Sinne und eine Geschichte ihres Vollzugs. Es ist das aber nichts andres als die Geschichte des Werdens und der Entwicklung alles Seins. Wer von ihr eine Ahnung hat, kann bezeugen, daß sie von Anfang an im Strahlenkleide der verborgenen Wahrheit emporgestiegen ist. Wir wissen davon mehr zu sagen als frühere Zeiten, weil uns die Wissenschaft als das Instrument der Anschauung des Größten und Kleinsten, des Entferntesten und Verborgensten den Blick in alle Fernen erschlossen hat. Aber erlangen können wir die Wahrheit nur auf dem Boden des menschlichen Seins, denn alles andere erfassen wir nur in seiner Erscheinung, uns empfinden wir aber in unserem Wesen und innersten Bestand.

Hier nun, auf dem Boden, auf den wir gestellt sind, ist die Selbstoffenbarung der Wahrheit sowohl eine unwillkürliche wie eine gewollte, erstrebte. Sie wird zunächst in der Menschheit, wie sie die Erde bedeckt und die Jahrtausende erfüllt, ganz von selbst durch das allgemeine Leben und Werden, Leiden und Verlangen offenbart und dann von einzelnen durch absichtliche Lebensthätigkeit errungen. Einerseits entspringt die Wahrheit aus den Verhältnissen der Menschheit, wie sie im Laufe der Zeiten werden und sich wandeln, und aus ihren Erlebnissen, der allgemeinen Geschichte ihrer Erfahrungen, andererseits wird sie von einzelnen Persönlichkeiten durch das, was sie lebten und wurden, zu Tage gebracht.

Das erstere ist überall dort der Fall, wo Stimmen der Wahr-

heit laut werden und das zum Ausdruck bringen, was von allen Empfänglichen empfunden wurde. Das geht immer auf eine allgemeine Erfahrung einer Zeit zurück. Wann und wo auch immer die Ahnung einer Unsterblichkeit der Seele aufblitzte, lag die Lösung und Verselbständigung des Individuums von der Gesamtheit zu Grunde. Es war das Selbstgefühl des Einzelnen, das sein ewiges Wesen und seinen ewigen Wert witterte. Oder wenn sich heute der Sinn für die Wahrheit des Menschen mehr erschließt als in früheren Zeiten, so ist das eine Reaktion der Seele gegen ihre Verschüttung in der Materie und ihre Vernachlässigung in oberflächlichem, unpersönlichem Welttreiben.

So offenbart sich die Wahrheit überall unwillkürlich im wunderlichen Geschiebe und Gedränge der menschlichen Verhältnisse, in den wechselnden Spannungen und Lösungen auftauchender Probleme, wo der Druck wie die Befreiung davon zu Kundgebungen der Wahrheit werden. Oft geht sie wieder in Unnatur und Verkümmerung unter, aber auf die Dauer kann keine Unwahrheit den Schein der Wahrheit behaupten. Sie lebt sich aus und offenbart sich in ihrer Unhaltbarkeit, Unsinnigkeit und Verderblichkeit. So ist die ganze Geschichte der Menschheit durch die Jahrtausende ein rastloser Kampf zwischen Wahrheit und Unwahrheit. Doch meine ich damit nicht den Kampf der Geister um die Wahrheit ihrer Anschauungen, sondern den Kampf des Lebens um die Wahrheit des Daseins. Wie auch in ihm die Würfel zeitweilig fallen, es ist eine ununterbrochene Selbstoffenbarung der Wahrheit, da selbst alle Siege der Unwahrheit in den Lebensverhältnissen der Menschen nur die Wahrheit, wie es sein sollte, offenbaren.

Wenn sich aber so die Wahrheit unwillkürlich kund giebt, so stellt sie dem Menschen nur klare Aufgaben, die er selbst lösen muß. Sie zeigt die Wahrheit nur als Ziel, das wir erreichen sollen. Wir ahnen sie, wir sehen sie von ferne, aber erlangen müssen sie wir selbst. Niemals haben die Daseinsbedingungen als solche, worunter ich alle wirtschaftlichen, politischen, sozialen, sittlichen und geistigen Verhältnisse der Menschen zusammenfasse,

irgendwelche Wahrheit zur vollen Entfaltung und Enthüllung, zu Leben und Wirklichkeit gebracht, so sehr sie den Blick dafür öffneten. Sie lassen nur ein Ideal vor uns aufleuchten, aber es niemals zum Ereignis werden. Sie lassen in uns eine Ahnung aufdämmern, aber bringen sie nicht zum Erlebnis. So lange aber die Wahrheit das nicht wird, vermuten wir sie nur, besitzen sie aber nicht und kennen sie nicht. Wir glauben daran, da uns das Wissen und die Gewißheit darüber fehlt. Wir müssen also erst hervorbringen, was noch verborgen ist, und uns aneignen, was wir noch nicht kennen.

Ich erinnere an die Wahrheit der Menschengemeinschaft, für die uns aus der innern und äußern sozialen Not heutzutage ein Lichtstrahl des Verständnisses aufgegangen ist: sie ist uns ein Geheimnis. Soviel wir darüber denken und reden mögen, wie es sein müßte, kein Mensch weiß, wie es allein sein kann. Kein Mensch kennt die Wahrheit menschlicher Gemeinschaft als Lebenswirklichkeit. Erst dadurch, daß sie von uns geschaffen wird, wird sie uns bekannt. Dasselbe ist es mit der Wahrheit des Menschen als Persönlichkeit. Wenn wir davon etwas wissen und nicht bloß ahnen, so kommt das nur daher, daß diese Wahrheit gelebt hat.

Die Selbstoffenbarung der Wahrheit ist also auf den Menschen angewiesen. Denn sie kommt erst zu Tage durch das persönliche Leben und Wirken der Menschen, das auf Wahrheit gerichtet ist. Wir erreichen die Wahrheit nur dadurch, daß wir Wahrheit werden, daß wir Wahrheit schaffen. So paradox es klingt, unwissend, was sie ist, erfahren wir nur, was sie ist, indem wir selbst Wahrheit werden, Wahrheit schaffen.

Sie ist das Wesen und der Sinn unsers Seins und aller unsrer Lebensbeziehungen, mögen sie Gott oder die Natur, die Menschen oder unser Eigentum betreffen. Indem wir daher Sinn und Wesen allenthalben in reiner Ursprünglichkeit voll entfalten und lebendig verwirklichen, tritt sie in greifbarer Deutlichkeit zu Tage. Sie wird von dem Fluche, bloß eine zweifelhafte Idee zu sein, erlöst, indem wir sie in unserm Leben und durch unser Leben verkörpern. Die Wahrheit wird also nur offenbar, wenn wir sie

in unserm wahrhaften Sein offenbaren. Werden wir nach allen Seiten, was wir sein sollen, so entfalten wir die Thätigkeit, die der Empfänglichkeit für kund werdende Wahrheit entsprechen und mit ihr verbunden sein muß, wenn die Wahrheit sich enthüllen soll.

Wenn das nun auch eine allgemein menschliche Aufgabe ist, so vermochten doch im Laufe der Zeiten nur ganz wenige durch die That ihres eigenen Werdens und Lebens wirklich Schritte nach der Wahrheit vorwärts zu thun, sie darzustellen und so zu offenbaren. Die meisten, die überhaupt dafür Verständnis hatten, mußten sich begnügen, Wahrheit nachzubilden und nachzuleben. Schon die Empfänglichkeit für auftauchende Wahrheiten ist ja etwas Außergewöhnliches und bleibt auch dort, wo sie sich findet, im allgemeinen zu schwach, um sie unmittelbar zu erfassen, sodaß sie erst laut werden müssen, um vernommen zu werden. Viel seltener aber noch ist zunächst unter den Menschen der Sinn, der Drang und die Vollmacht, die Wahrheit durch eignes Leben ans Licht zu bringen. Dieser höchste Beruf, den es überhaupt giebt, die lautere Herrlichkeit Gottes aus den verborgenen Gründen des Seins im Leben zu klarer Erscheinung zu führen und damit alle Welt zu erleuchten, liegt himmelhoch über dem stumpfen Sinn und kraftlosen Sein der Menschheit, die sich vom Nichtigen, Eitlen, Wesenlosen befangen im Unwahren verzehrt. Aber die Wahrheit hat auch hier ihre Organe gefunden, die mit leidenschaftlicher Gewalt ihr Reich an sich zu reißen suchten, oder in kindlicher Unmittelbarkeit Wahrheit schufen, indem sie lebten.

Das sind die Vorkämpfer der Wahrheit, die ihr Reich bauen durch die That, Erscheinungen der Wahrheit, in denen sie unter den Menschen weilt. Was sie von ihr empfunden und empfangen haben, bringen sie in ihrer Persönlichkeit hervor und lassen es leuchten in ihrem Verhalten. Sind „die Stimmen“ Zeugen der Wahrheit, die von ihr das verkünden, was allgemein kund wird, so sind diese hier Vorbilder der Wahrheit, die sie in ihrem ganzen Sein und Leben vor Augen stellen, die durch sich selbst den Menschen neue Ideale geben oder verschwundene und angezweifelte wieder aufrichten. Sie sind die Fürsten unter allen schöpferischen Geistern, denn sie schaffen Wahr-

heit im menschlichen Leben und ringen um die Vollkommenheit im Sein, alle anderen dagegen nur im schönen Schein der Kunst.

In dem Maße, als das rein und vollkommen geschieht, tritt die Wahrheit sichtbar zu Tage. Bald ahnen wir nur die Linien ihrer ursprünglichen Schönheit hinter einer häßlichen Hülle unwahren Wesens, die sie noch bedeckt. Bald strahlt ihre Herrlichkeit fast unverschleiert uns entgegen. Die allermeisten offenbaren die Wahrheit nur nach ganz bestimmten Seiten. Sie bricht in ihrem persönlichen Leben nur an einzelnen Stellen zu Tage. Aber dort, wo es der Fall ist, geschieht es dadurch, daß Wahrheit in ihnen Gestalt gewonnen hat. Was ich damit sage, mag manchem fremdartig klingen, aber es wird in der Menschheit allgemein empfunden, denn es ist schließlich die unbewußte Grundlage aller Heroenverehrung in der Welt, wovon ich natürlich die schwächliche Schwärmerei für alles Außergewöhnliche streng geschieden haben möchte.

Indem sie Wahrheit lebten, kamen sie zur Erkenntnis der Wahrheit. Sie wurden ihrer inne an sich selbst. Der Sinn und das Wesen des Seins kam ihnen zum Bewußtsein, soweit es sich in ihrer persönlichen Verfassung und in ihrem Verhalten offenbarte und verwirklichte, soweit es Leben und Erscheinung in ihnen gewann. Die Menschen aber, die sie sehen und hören, bekommen zunächst vielleicht nur den Eindruck von unmittelbarer Selbstgewißheit und Lebensfreudigkeit, ursprünglicher Kraft und Gesundheit. Diese Bilder und Bildner der Wahrheit führen uns vor Augen, wie wir nach bestimmten Seiten oder überhaupt sein sollten. Sie offenbaren uns verborgene Tiefen des Lebens, die uns noch unzugänglich sind, zeigen uns Höhen, nach denen uns längst eine zitternde Sehnsucht treibt. Wir hören Quellen der Kraft strömen, die uns verschlossen sind, und bemerken einen felsenhaften Halt, den wir gewinnen möchten, so unbegreiflich er uns zunächst erscheint. Oder sie zeigen uns ein großes, volles, kräftiges Leben in Ruhe und Klarheit, das wie eine Offenbarung auf uns wirkt.

Wenn die Stimmen nur aussprechen, was in allen Empfänglichen schwingt, so wandern die Gestalten der Wahrheit ihnen weit

voraus und offenbaren Dinge, die noch niemand ahnt. Sie bahnen den Weg zur Wahrheit mit ihrem eignen Leben und erringen sie sich als ihr Eigentum. Die Wahrheit aber, die sie gewonnen haben, tritt nun in ihnen unter die Menschen und läßt ihre Strahlen in die Seelen fallen, daß sie sie schauen und fassen können. Wahrheit geworden gießen sie ihr Licht aus über alle, die dem Lichte zugewandt sind, damit sie Wahrheit werden.

So klären sie uns durch ihre Erscheinung über das Wesen und den Sinn unseres Seins auf und wecken unser Selbst zum Bewußtsein seiner Bestimmung durch ihre persönliche Berührung, daß wir von der Sinnlosigkeit unsers Daseins und der Nichtigkeit unserer selbst erlöst werden. An ihnen geht uns eine Ahnung davon auf, was wir sind. Der Blick wird uns für unsre wirkliche Welt geöffnet, die uns der alltägliche Augenschein verhüllte. Sie befreien uns von Scheinwerten und Scheingütern, indem sie uns das Wahrhafte und Bleibende zeigen. Haben wir aber dafür Sinn und Blick gewonnen, so überkommt uns ein mächtiges Verlangen, selbst wahr, fest und frei, rein und gesund zu werden. So stellen sie uns Aufgaben, die uns von dem unsteten, ziellosen Schweifen im Verkehrten und Nichtigen zur Wahrheit wenden. Und dann erzählen sie uns, was sie auf ihren Abenteuern wahrhaftigen Lebens gesehen und gefunden haben, was ihnen in ihrem Wahrheitwerden bewußt und klar geworden ist, und wir glauben ihnen auf das Zeugnis der Wahrheit hin, das sie selbst sind.

In dieser Weise verbreiten sie Gewißheit über die Wahrheit, die sie in ihrem Leben gewonnen und erreicht haben. Aber sie offenbaren uns auch, daß hinter der Gewißheit noch etwas Höheres steht, das ist der Besitz, den sie uns nicht geben, zu dem sie uns den Weg nur zeigen können. Der Weg aber heißt eigene That und eigene Erfahrung. Denn damit, daß wir uns von einer Wahrheit überzeugen, haben wir sie noch nicht. Wir haben nur einen Eindruck von ihr bekommen. So gewiß sie uns damit geworden ist, bleibt sie uns doch fern und fremd, so lange wir nicht uns selbst erwerben, was wir sehen und als Wahrheit empfinden durften.

Leuchtet sie uns aus der persönlichen Erscheinung eines Menschen entgegen, so tritt sie allerdings mit starken Wirkungen in unser Dasein herein, aber die erste, die sie hervorbringt, ist doch die, daß sie uns anregt, Wahrheit zu werden, und sie erfüllt uns gewiß mit tiefer Freude und Befriedigung, aber um so empfindlicher werden wir des Abstands inne, der uns noch von ihr trennt und uns drängt, nach ihr zu trachten. Es hilft also nichts, sich über das, was die Vorkämpfer der Wahrheit errungen haben, belehren zu lassen, um seiner teilhaftig zu werden. Das vermögen wir nur durch unser Verhalten, unser Leben. Nicht durch Erkenntnis, sondern durch Nachfolge wird uns die Wahrheit zu eigen, die ihre Zeugen uns vor Augen stellen.

* * *

Wenn wir zusammennehmen, wie die Wahrheit kund wird und Gestalt gewinnt, so erhalten wir eine zutreffende Vorstellung davon, wie sie offenbar zu werden sucht. Ihre Selbstoffenbarung bleibt unfruchtbar, wenn ihr die Menschen, die sie empfangen haben, nicht das Leben geben. Dann verklingen die Laute, und die Schwingung der Seelen erschlafft. Die Wahrheit, die nicht Leben weckt, geht verloren. Als bloße Kunde, die man weiter sagt, ist sie nur Meinung, Idee, Ideal. Wenn es so wäre, wie es sein sollte, so fiele das Wort der Wahrheit, das die Stimmen verkündigen, wie ein lebendiger Same in die suchenden Seelen und ginge hier auf, gewönne in stillem, stetigem Wachstum Leben und Gestalt voll herrlicher Blüte und reicher Frucht, und die Wahrheit, die in Menschen reif geworden, ließe wieder von ihnen aus ihre Samenkörner in Menschenseelen fallen und verwehen. Denn jeder, in dem Wahrheit Gestalt gewinnt, wird ganz von selbst eine Kraftquelle der Wahrheit, von der ihre Schwingungen nach allen Seiten ausgehen und die dafür Empfindlichen durchzittern, um in ihnen Leben zu wecken, das sich zu entfalten und zu gestalten sucht. Das ist das Naturgesetz in der Offenbarung der Wahrheit, das wir überall beobachten, wo Wahrheit tagt und zu Tage tritt.

Diese Art und Weise der Offenbarung der Wahrheit macht ihre Geschichte verständlich. Ihr Fortschritt mußte davon abhängen, wie das, was von ihr kund ward, Ereignis im persönlichen Leben einzelner wurde, wie ihre Strahlen Leuchtkörper und Lichtquellen gewannen, wie Menschen Wahrheit schufen, indem sie lebten, und Wahrheit verbreiteten, indem sie ihr Gestalt gaben. Das geschah nun immer nur sehr unzulänglich. Die Wahrheitschwingungen, die aus den Lebensverhältnissen einer Zeit oder aus einzelnen Persönlichkeiten entsprangen, pflanzten sich in weiten Kreisen mächtig und schön meist nur in dem Gebiete der Theorie fort, im Leben der Menschen aber flachten sie sehr bald ab.

Allerdings läßt sich das nur als Vermutung aussprechen. Denn wir haben für diese Geschichte keine zureichenden Urkunden. Was wir haben, sind litterarische Denkmäler einzelner Wahrheitzeugen, ihres Lebens und der Worte, in die sie faßten, was sie erlebt und gewonnen hatten. So mangelhaft sie sind, geben sie uns doch von manchem Heroen der Wahrheit ein deutliches Bild. Aber die weiteren Schriften berichten uns dann nie über das Werden der Wahrheit in den Menschen, sondern nur über das Werden der Weltanschauung in den Geistern. Das ist aber sicher, daß das Vorwärtsschreiten der Wahrheit durch die Zeiten nicht in einer gleichmäßig aufsteigenden Linie verlief, sondern in einer immer und immer wieder steil hinaufspringenden Kurve, die sich bald wieder herabsenkte. Die Wahrheit blieb nie lange der Menschen persönlicher Besitz, so unvergänglich das Licht ihres Lebens als Idee ihnen durch die Jahrtausende leuchtete.

Vergleichen wir aber die Höhepunkte der Linie unter einander, so ist eine steigende Vorwärtsbewegung unverkennbar. Nur machen wir dabei eine eigentümliche Beobachtung. Das auffällig seltene Auftreten und die ungemein hervorragende Bedeutung von Menschen, in denen sich Wahrheit verkörperte, und durch die ihre Offenbarung einen Schritt vorwärts that, hört auf mit Jesus Christus, in dem diese Bewegung zur Wahrheit ihren endgültigen Abschluß und ihre absolute Höhe erreichte. Seitdem ist das

Charisma, Wahrheit darzustellen, verhältnismäßig ein allgemeines geworden, und die Bedeutung der einzelnen Vorbilder für die Gesamtheit schon infolgedessen gesunken. Niemand hat in der folgenden Zeit durch seine Person wieder annähernd die Bedeutung eines Abraham, Moses, Buddha, Confucius, Sokrates, geschweige Christus, für die Gesamtheit gewonnen, und niemand hat die absolute Höhe der Wahrheitoffenbarung in Christus jemals überschritten. Sie ist nicht wieder erreicht worden. Die höchste Leistung im Dienste der Wahrheit blieb seitdem immer, daß Christus in Menschen Gestalt gewinne, und so die Wahrheit, die er war und brachte, der Welt vor Augen gestellt werde.

Diese Lage der Dinge findet ihre Erklärung darin, daß in Christus die Wahrheit schlechthin in schleierloser Herrlichkeit erschien. Alle, die vor ihm gekommen waren, hatten verschiedene Wahrheiten mannigfach getrübt und verzerrt, in Wunderlichkeiten verborgen und mit Irrtum vermischt gebracht. Christus aber stellte die Wahrheit in sonnenklarer Reinheit und vollkommener Einfachheit dar: die Wahrheit des Menschen, sein Wesen bis in die innersten Tiefen und den Sinn und Zweck seines Daseins, seine wahrhaftige Welt und die rechte Stellung in ihr, die letzten Gründe und letzten Ziele seiner Existenz. Er stellte sie dar in seiner Person: „Ich bin die Wahrheit", die Wahrheit des menschlichen Wesens nach allen Seiten und in allen seinen Beziehungen. Die Wahrheit war Person geworden und der Menschheit erschienen. Sie hat sie sich nun bloß anzueignen als eignen Besitz, zu werden, was Christus an sich selbst ihr offenbart hatte. Sie sollte an ihm „das Leben haben", das die Wahrheit ist.

Die Wahrheit, die in Christus lebte, ist infolgedessen nach ihm als sein Geist das Leben und Allgemeingut der Menschen geworden, die durch ihn Wahrheit wurden, in denen er wirklich Gestalt gewann. Damit bewegt sich die Menschheit, soweit sie für die Offenbarung der Wahrheit überhaupt in Betracht kommt, fortan auf der Höhe Christi. Sie lebt auf dieser Höhe, so unvollkommen auch noch die Gestalt sein mag, die er in den Einzelnen gewinnt, denn die

Wahrheit Christi lebt in ihnen, und sie leben in ihr. Sie „haben das Leben", sie bergen die Wahrheit in sich.

Damit schreitet aber die Selbstoffenbarung der Wahrheit unwillkürlich nach dem zweiten und letzten Höhepunkte weiter, der noch zu erreichen ist. Die Wahrheit des Menschen ist erschienen, die Wahrheit der Menschheit steht noch aus. Wir kennen das menschliche Wesen vollkommen, wie es ist und sein soll, als Lebenserscheinung, die menschliche Gemeinschaft aber noch nicht. Was die Welt bisher von ihr gesehen, waren nur keimhafte Anfänge, die sich zu ihrer wahrhaften Erscheinung verhalten wie Abraham, Moses u. s. f. zu Christus. Deshalb besteht der Fortschritt in der Selbstoffenbarung der Wahrheit nach Christus in dem Forschritt von den Kindern Gottes zum Reiche Gottes. Das kann aber niemals das Werk eines Einzelnen sein, sondern vieler: aller derer, in denen die Wahrheit Christi Gestalt gewinnt. Darum ist in der zweiten Epoche die Selbstoffenbarung der Wahrheit, soweit sie fortschreitet, nicht mehr das Werk einzelner, sondern ein gemeinschaftliches Unternehmen. An Stelle Christi ist die Gemeinde Christi getreten, die Gesamtheit derer, in denen] die Wahrheit lebt. Ich brauche hier nicht auszuführen, daß Jesus selbst als Stimme und Vorkämpfer dieses Ziel offenbart und seine Verwirklichung begründet hat. Das ist bekannt genug.

Aber auf eins muß noch hingewiesen werden, wenn wir die einzigartige Stellung Christi in der Offenbarungsgeschichte der Wahrheit recht verstehen wollen.

Die Wahrheit des Menschen, sein Wesen und der Sinn seines Daseins, wird unmöglich offenbar werden können, so lange er eine isolierte Existenz bleibt. Das ist er nicht, sondern ein Teil des Ganzen, ein Glied im Ganzen. Losgelöst von ihm ist er eine Selbsttäuschung und Verirrung. Die Wahrheit des Menschen kann also niemand kennen lernen und erreichen, ohne nicht nur seine wirkliche Welt und seine rechte Stellung in ihr, sondern auch den wirklichen Grund alles Seins und seine rechte Beziehung zu ihm zu gewinnen. Es giebt daher keine Offenbarung der Wahrheit des

Menschen ohne eine Offenbarung der Wahrheit des Alls, denn in ihr ruht sie, und aus ihr stammt sie. Andrerseits kann die Wahrheit des Menschen nicht zu Tage kommen, ohne daß auch die Wahrheit des Alls offenbar würde, soweit es für den Menschen in Betracht kommt, soweit es Lebensbeziehung zu ihm hat.

So deutlich sich nun auch das verborgene Wesen alles Seins dem Menschen aus der Natur kund giebt, es enthüllt damit seine Beziehung zu ihm nur, soweit er zur Natur gehört. Aber soweit sein Wesen darüber herausragt, gewinnt er von hier aus keine Lebensbeziehung zum Grunde alles Seins, die ihm die Wahrheit nach dieser Richtung offenbaren könnte. Aus der Empfindung seines höheren Seins dämmert ihm die Ahnung einer besonderen Beziehung zum Urgrund der Welt, aber weder Natur noch Schicksal kann sie ihm offenbaren. Und so lange sie ihm nicht offenbar wird, bleibt ihm die Wahrheit seiner selbst verhüllt, weil er sich nicht begreifen kann aus dem All, im All.

Ist Gott die Wahrheit des All, so setzt also die absolute Offenbarung des Menschen die absolute Offenbarung Gottes voraus. Die volle, wahrhafte Beziehung zwischen Gott und Mensch muß Leben und Wirklichkeit geworden sein, sonst kann die Wahrheit des Menschen nicht Ereignis werden. Das ist aber nur möglich, wenn Gott selbst, insofern er der Urgrund auch des höheren, über der Natur stehenden Wesens des Menschen ist, ihm persönlich Erfahrung wird, d. h. wenn er sich ihm offenbart. Ohne daß Gott in das Erleben der Menschen hereintritt, kommen wir nicht über eine allgemeine Ahnung Gottes, wie sie dem Eindrucke der Natur entspringt, hinaus. Solange bleibt er für uns der schweigende Urgrund alles Seins, zu dem wir keine persönliche, sondern nur eine naturhafte Lebensbeziehung haben. Ohne Selbstoffenbarung hat Gott kein Selbst für uns.

Nun wird es wohl verständlich sein, warum Christus zuerst und allein d i e Wahrheit war: weil er die volle Selbstoffenbarung Gottes war. Nun begreifen wir auch, warum alle über der Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins verzweifeln müssen, die nichts von

Gott wissen, und die Wahrheit, die Christus war, verlieren, wenn sie Gott verlieren. Vor Christus sehen wir zwei Bewegungen: das fortschreitende sich selbst Offenbaren Gottes und das fortschreitende sich selbst Offenbaren des Menschen. Gott und Mensch suchen sich. Das ist die wunderbare Entwicklung des Wahrheit Werdens und zu Tage Tretens in der Menschengeschichte. In Christus treffen beide Bewegungen zusammen. Da erfaßte der Mensch sich selbst in Gott. Als der lautere Mensch war er das Gefäß der Offenbarung Gottes, und in der ewigen Herrlichkeit Gottes erstrahlte die volle Wahrheit des Menschen.

Damals wandelte die Wahrheit unverhüllt unter den Menschen, und ihr Bild mit den wunderbaren Zügen ursprünglicher Reinheit und Schönheit, Klarheit und Kraft ist uns in den Urkunden seiner Geschichte erhalten als die lauterste Quelle der Offenbarung Gottes und des Menschen. Erschlossen für alle sollen sich nun die Ströme der Wahrheit ergießen, daß die Menschheit Wahrheit werde, und darin die Herrlichkeit Gottes zu Tage trete unverhüllt.

Aber die Offenbarung der Wahrheit in Christus hat das gleiche Schicksal gehabt wie die Offenbarung der Wahrheit überhaupt. Sie verflüchtigte sich sehr bald aus dem Reiche des Lebens in das Gebiet der Theorie. Die Wahrheit, die Leben ist und war, die nur als Leben Wahrheit ist, wurde Glaube, Weltanschauung, Lehre und Dogma. So hörte sie auf, objektiv zu sein, und wurde subjektiv, sie verschwand als Wirklichkeit und wurde Vorspieglung des Geistes. Sobald aber die Wahrheit nicht mehr Leben ist, wird sie Irrtum. Aus dem Sein wird ein Schein und zwar ein gefärbter, gebrochener, getrübter, ein Schein, der sich loslöst von der Wirklichkeit und vorgiebt, für sich etwas zu sein. So ging die Wahrheit verloren, so sehr man sie auch anbetete und sanktionierte. Was man Dogmengeschichte oder Geschichte der christlichen Weltanschauung nennt, ist die Geschichte der Verirrung der Wahrheit in das Gebiet der Theorie, wo sie die Beute der Spekulation und Spitzfindigkeit wurde. Dasselbe gilt übrigens auch von der Philosophie, die frei von kirchlichen Banden den Wahrheitertrag zu gestalten suchte. Man strebte darnach,

Wahrheit zu denken, statt zu leben. Aus der Lebensweisheit wurde Begriffskunst. Und unter der moralischen Schablone, die von der Wahrheitstheorie gestaltet wurde, verkümmerte das Leben.

Wenn Christus als Person die Wahrheit war, so konnte sie nicht dadurch verbreitet und fortgepflanzt werden, daß man eine Lehre von ihm ausbreitete, sondern daß er in Menschen Gestalt gewann. Das in ihm offenbarte Leben durchdringt nur die Welt auf dem Wege des Lebens. Wenn wir also trotz der Verirrungen in den grauen Geländen der Theorie doch noch etwas von der Wahrheit in Christus wissen, so kommt das daher, daß die Lebensschwingungen, die von ihm ausgehen, mächtiger sind als die zähe Masse lehrhaften Materials und als der Wust klügelnden Geschwätzes, der sie hemmt, und zu allen Zeiten in Menschen Lebensvorgänge und Lebensentfaltung erzeugten, aus der seine Wahrheit strahlte.

* * *

Die Wahrheit ist Leben und nicht Anschauung. Sie ist der Sinn und das Wesen des Seins, das im Leben erfaßt und offenbart wird, und nicht eine zutreffende Vorstellung der Wirklichkeit in ihrem Bestand und ihrer Bestimmung, die wir durch wissenschaftliche Forschung ergründen und durch Nachdenken ergrübeln.

Gewiß wird es immer das Ziel und der Maßstab aller wissenschaftlichen Erkenntnis bleiben, uns über alles Bestehende nach Sein und Werden, Beziehung und Ordnung aufzuklären, so unerreichbar es ist. Aber selbst wenn sie zu absolutem Wissen gelangte und alles in ihren unermeßlichen Gebieten durchschaute, böte sie uns nur eine vollständige Kenntnis der Erscheinungen und ein volles Verständnis der Vorgänge, aber nicht das, woran uns liegt, wenn wir nach Wahrheit fragen. Wir wollen Klarheit und Gewißheit über das, was hinter alledem liegt, das sie uns zeigt. Unser Fragen beginnt erst dort, wo die Aufklärung der Wissenschaft aufhört. Die Not der Gewißheit hebt dort an, wo das Wissen zu Ende ist. Die Grenzen aber des Wissens bleiben unverrückbar auf ewig.

Wo die Wissenschaft nicht weiter kann, fängt die Philosophie an und geht darüber hinaus. Sie hat sich niemals darauf beschränkt zu verarbeiten, was ihr die wissenschaftliche Forschung bot, sondern strebte immer nach dem, was dahinter liegt (nach dem Transscendentalen). Dazu hat sie sich bewußt oder unbewußt immer auch auf die Elemente der Selbstoffenbarung der Wahrheit gegründet, soweit sie Verständnis dafür hatte. Aber selbst wenn wir alle Strahlen der Wahrheit, die jemals ihrer Offenbarung entsprangen und der Menschen Augen erleuchteten, zusammenfassen würden, so gewönnen wir keine zutreffende Vorstellung vom Wesen und Sinn des Seins, sondern nur eine Komposition von Wahrheitäußerungen, die von ihrem Lebensboden gelöst zu blassen Anschauungen verflüchtigt wären. Alle philosophischen Systeme sind deshalb niemals Spiegelungen dessen, was ist, dann müßten sie ja alle wesentlich übereinstimmen, sondern nur Begriffsdichtungen, Kunstwerke der Theorie, die als solche genossen werden wollen und in ihrer künstlerischen Vollkommenheit ihre bleibende Bedeutung haben, aber nicht in der Wiedergabe der Wahrheit. Noch weniger leistet das die disziplinierte Kontemplation der Theosophie oder die Verzückung der Mystik, in der man außer sich gerät: sie giebt uns im besten Falle seltsame Reflexe von Offenbarungsstrahlen, die sich unbemerkt in das Bewußtsein hineingestohlen hatten, im andern aber nur Phantasmen geistig Berauschter.

Die Geistesthätigkeit der Menschen ist aber nicht nur unfähig die Wahrheit zu fassen. Das Ziel, das sie hat, liegt überhaupt außerhalb der Grenzen des menschlichen Wesens. Denn zutreffende Vorstellung ist für Menschen eine Unmöglichkeit an sich, weil es zum Wesen unserer Vorstellungen gehört, subjektiv und relativ, d. h. unzutreffend zu sein. Sie nähern sich nur dem, was sie vorstellen wollen, erreichen es aber nie. Und sie charakterisieren es nur, aber erschöpfen es nie. Sie geben uns nur eine unvollkommene, einseitige, individuell verschiedene Auffassung, aber nie den objektiven Bestand.

Die Wahrheit existiert also nicht als irgendwelche absolute

Vorstellung oder Anschauung. Nur Gott kann sie sich vorstellen. Die Wahrheit ist Sein und liegt außerhalb der Theorie. Der Schein, den sie in unser Denken wirft, ist nicht Wahrheit, sondern ihr Abglanz in unserm Bewußtsein. So lange er einfach und direkt die Wahrheit wiedergiebt, die wir selbst erleben, läßt er uns mehr oder weniger klar erfassen, was wir unmittelbar empfinden und erfahren. Sobald er aber nicht natürlich aus uns aufleuchtet, sondern künstlich, d. h. theoretisch, durch Belehrung und Schilderung in uns übertragen wird, ist er nur eine Anschauung, die uns ungenau etwas sagt, wofür uns die Erfahrung fehlt. Er kann uns keine Wahrheit sein, so grimmig wir ihn auch als solche behaupten, weil er uns keine Wirklichkeit, kein Leben ist. Der vom Lichte des Lebens losgelöste Schein ist nichts als ein Wahn, so wenig er ein Irrtum zu sein braucht. Das Reich des Scheins aber, die Welt der Ideen und Ideale ist nicht das Reich der Wahrheit, ob es nun von der Logik wie im Westen oder von der Phantasie wie im Osten aufgebaut und ausgestaltet worden ist. Das Reich der Wahrheit ist das Leben. Es herrscht überall dort, wo sie lebt und sich offenbart.

Die Wahrheit als Sein und Leben giebt uns die unmittelbare Gewißheit, die der Besitz verleiht. So lange wir aber den Weg der Erkenntnis gehen, und uns an Vorstellungen hängen und halten, brauchen wir Beweise und Bürgschaft. Es ist dabei gleich, ob wir die Anschauungen aus dem Nachsinnen der Menschheit schöpfen oder den Lebensoffenbarungen der Wahrheit danken, ob es philosophische sind oder religiöse, allgemeinmenschliche oder christliche, ob es eigene Erkenntnisse sind, oder ob wir sie jemandem nachdenken.

Beweise und Bürgschaften aber dafür, daß unsere Vorstellungen über das, was dahinter liegt, haltbar und zutreffend sind, giebt es nicht. Fausts Verzweiflung am Wissen, sobald es sich um die letzten Gründe und um die tiefsten Lebensinteressen handelt, ist heute die einzige Gewißheit aller Wissenden. Freilich täuschen sich die meisten Menschen in den verschiedenen Häusern über die graue eisige Unsicherheit hinweg, unter der alle Lebensfreude erfriert. Die einen

glauben dies, die andern jenes. Die einen sind von Gottes Dasein überzeugt, die andern vom Gegenteil, die einen halten es mit der Unsterblichkeit der Seele, die andern mit der Vergänglichkeit des Geistes, die einen glauben an eine sittliche Weltordnung und Verantwortlichkeit, die andern erklären alles für Zufall und leugnen die Willensfreiheit. Aber Gewißheit giebt es nirgends. Sobald das Begriffsgehäuse zusammenstürzt, und der Sturm des Lebens uns aus seinen Trümmern herausschleudert, tappen wir haltlos in Unsicherheit und treiben in formlosem, unfaßbarem Nebel ins Ungewisse.

Dann schreien die Menschen auf, gepeinigt von Entsetzen und Verzweiflung: giebt es einen Gott, giebt es ein Leben nach dem Tode, haben wir eine Seele, hat das Leben Sinn? Und aus allen Häusern schallen vielstimmige Antworten. Ja, Antworten in Hülle und Fülle, aber keine Beweise. Sieht man diese Qualen der Seelen, dieses Hungern und Dursten nach etwas, wovon sie leben können, dies verzweifelte Suchen nach etwas Festem, woran sie sich halten, worauf sie sich gründen können: wer spränge nicht hinzu und suchte zu helfen! Und viele vermeinen es zu können. Aber es geht nicht. Ich weiß das aus eigner Erfahrung. Es giebt keinen absolut sichern Beweis für die Wahrheit dessen, was du ihnen zurufst, auf keinem Gebiete. Es giebt im besten Falle einen Wahrscheinlichkeitsbeweis. Die Gründe z. B., die mir für das Dasein Gottes sprechen, mögen für mich zwingend sein, und es mag mir auch gelingen, sie in überzeugender Weise vorzutragen: aber unerschütterliche Sicherheit geben sie weder mir noch sonst jemand. Man glaubt mir vielleicht, aber man weiß nichts Gewisses.

Das hat die Menschheit längst empfunden, ehe sie es einsah. Deshalb hat sie immer nach Garantien gesucht, nach einer Bürgschaft, die außer unsern Gedanken liegt, nach einer Instanz, auf die wir uns verlassen könnten, nach einer Autorität, die für unsere grundlosen Überzeugungen eintreten könnte; und diese Sicherheiten wurden dann mit zähem Eifer verkündigt und mit Feuer und Schwert befestigt. Zuerst waren es wunderbare Ereignisse, denen

man die Bürgschaft zuschob, dann hervorragende Männer, die göttliche Offenbarung für sich in Anspruch nahmen, oder die Religion als solche, die durch ihr Bestehen ihre Wahrheit verbürgte. Aber nichts widerstand dem Zweifel. Die Illusion einer festen Grundlage verschwand, sobald er ausgesprochen wurde. Bis in unsere Zeit wurde dann die Wissenschaft als Garantie bestimmter Wahrheiten aufgeboten. Und heute noch kann man Weltanschauungen preisen hören, die auf wissenschaftlichem Boden ruhen sollen. Lachen die Auguren, wenn sie unter sich sind, oder sind sie blinde Blindenleiter, die nicht sehen, daß jede Weltanschauung geglaubt werden muß? Da ist doch ein sichrerer Boden die Offenbarungsgeschichte, denn sie ist Geschichte. Aber wer übernimmt die Bürgschaft, daß es Offenbarung ist? Wenn sie uns auch nur so verständlich sein sollte, wer garantiert dafür, daß nicht vielmehr ihr wahres Wesen ein anderes ist, das nur über unser Verständnis hinausgeht? Die Religion anwortet: die Bibel. Aber wer verbürgt mir, daß die Bibel Recht hat, daß sie das Wort der Wahrheit ist, das Wort Gottes? Die Kirche. Aber wer steht mir dafür ein, daß sie die Wahrheit hat? Sie selbst etwa, indem sie sich für unfehlbar erklärt? Das war die äußerste Not der Unsicherheit, die dazu trieb, das offene Bekenntnis, daß sie keine absoluten Garantien hat.

Wenn die Menschen aber nicht wo aus noch ein wissen, dann ertöten sie den Nerv, der in ihnen nach Wahrheit zuckt oder betäuben ihn. Der narkotischen Mittel giebt es genug: von den Genüssen des Lebens und dem Wühlen in der Wissenschaft an bis zum Todessprung in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Man hält es nicht mehr aus in der Eiseskälte der Ungewißheit. Lieber opfert man Verstand und Gewissen und sucht in feiger Flucht, wo man unterstehen und sich über die grimmige Seelennot hinwegtäuschen, betäuben und berauschen kann.

Darum fort von dieser Richtung und von diesem Wege, der uns in die grundlosen Tiefen der Unsicherheit führt. Lassen wir alle Theorien und Meinungen, und suchen wir Wahrheit und Ge-

wißheit auf dem Wege des Lebens, der zum Ziele führt. Hier giebt uns die Gewißheit der Besitz und die Garantie wir selbst, unser Sein, wenn es Wahrheit wird.

Allerdings kommen wir auf diesem Wege nicht zur Wahrheit an sich, sondern nur zur Wahrheit für den Menschen. Der Sinn und das Wesen des Seins geht uns nur soweit auf, als es zu uns Lebensbeziehung und für uns Bedeutung hat. Darüber hinaus haben wir aber auch gar kein Interesse, wenigstens kein Lebensinteresse. Was Gott an sich ist, ist für mich gleichgültig; was er für mich ist, darauf kommt es an. Um die Wahrheit an sich zu schauen, dazu gehört ein übernatürlicher Standort. So lange wir uns noch mitten drin befinden in dem Gefüge des Naturlebens, des endlichem Seins, ist uns nur allein die Wahrheit für uns erfaßbar, und sie giebt uns das volle Genügen, das nichts weiter bedarf.

* * *

Wo ist der Ort, da wir stehen können, um die Wahrheit des Seins zu fassen? Wo liegt die feste, unerschütterliche Grundlage, auf der sich eine zweifellose Gewißheit erheben kann? In der Theorie giebt es die nicht. Nur die Wirklichkeit bietet sie uns, die unabhängig ist vom Denken. Da wir aber ihr Gebiet fest, sicher und greifbar nur in uns selbst finden, so ist der einzige feste Grund, den jeder Mensch hat, und auf dem er bleiben kann, wenn er die Wahrheit sucht, er selbst. In uns selbst fassen wir etwas Wirkliches und haben es, „von allem andern außer uns trennt uns auf immer unsere Hirnschale". Also mag, was wir sind, noch so wenig wert erscheinen, es ist etwas, und das ist besser als nichts. Für uns selbst, für unsere Existenz brauchen wir keinen Beweis und keine Garantie.

Auf diesem festen Grunde aber bleiben wir im Ringen nach Wahrheit nur so lange, als wir den Weg des Lebens innehalten und uns vor der Theorie hüten. Der Rückgang auf unsere Existenz als den einzig sichern Ausgangspunkt, um zur Wahrheit zu gelangen, ist ja nichts Neues. Aber man nahm sie bloß als Angel

der Erkenntnis, und mit ihr drehen wir uns nur im Kreise in der Luft um uns selbst und kommen nicht vorwärts: das sehen wir an den Mißerfolgen und aussichtslosen Mühen der Jahrhunderte, die uns schließlich zur Einsicht geführt haben, wie unmöglich es ist. Sobald wir auf dem Wege des Denkens die Wahrheit suchen, verlieren wir den festen Boden des Seins und treiben Luftschifffahrt in den grauen Nebeln der Theorie.

Daß wir, um die Wahrheit zu gewinnen, auf das Sein und Leben des Menschen zurückgehen, wird man natürlich als den Gipfelpunkt des Subjektivismus verschreien, aber es ist im Gegenteil die Rettung vom Subjektivismus, der Sphäre des Haltlosen, Ungewissen, Zweifelhaften, auf objektiven Boden, und zwar auf den objektiven Boden, der uns allein zugänglich ist. Subjektiv ist nämlich keineswegs alles, was wir sind und uns angeht, sondern nur alles, was oder soweit es von unserer Vorstellung abhängig ist, objektiv aber alles, was oder soweit es davon unabhängig ist. Objektiv sind z. B. unsere Instinkte, unser Bewußtsein als solches, aber was wir denken und fühlen ist subjektiv. Die ganze Welt unserer Vorstellungen, Anschauungen und Gefühle, alle Spiegelungen der Wirklichkeit in unserm Bewußtsein bilden den Bereich des Subjektiven. Dagegen unser Sein in seinem Bestande und in seiner persönlichen Verfassung gehört zum Gebiete des Objektiven. Ist der Bereich des Subjektiven aber ein geordnetes Reich, so nennen wir es Theorie und schreiben über sein Eingangsthor die warnende Inschrift: Die ihr eintretet, laßt alle Hoffnung auf die Wahrheit fahren.

Unser Rückgang auf unser Sein hilft uns also nur dann etwas, wenn wir durch das Leben als solches die Wahrheit zu gewinnen suchen. Erreichen wir sie im Leben und durch das Leben, das dem Bewußtsein zu Grunde liegt und sich in seinen Vorstellungen spiegelt, so wird sie unser Besitz, und unsere Anschauungen geben nur wieder, was wir haben, und was deshalb eines Beweises seiner Wirklichkeit nicht mehr bedarf. Mögen wir es dann, ungeübt und ungebildet, wie wir vielleicht darin noch sein

mögen, noch viel unzulänglicher auffassen, als unser Auge die Formen und Farben der Welt um uns, auch die naivste Vorstellung und der kindlichste Blick schaut doch so die Wahrheit, wie sie ist.

Leben ist das Sein in Bewegung, als Werden und Wirken. Was wir sind, soll in die Bewegung kommen, die ihm eigen ist und zukommt. Es soll aufleben und sich ausleben, aber nicht in willkürlichen Wucherungen als blindes Zufallsspiel aller wogenden Einflüsse, sondern in der Zucht des Ziels, das uns vor Augen steht. Dadurch, daß wir leben, werden und wachsen, wie wir es sollen, und wie wir sein sollen, kommen wir zur Wahrheit. Dadurch, daß Wahrheit in uns wird und wirkt, dadurch allein gelangen wir zur Wahrheit.

Aber wie kann uns das leiten und unsern Lebensdrang organisieren, was wir noch nicht kennen? Das wäre ein unüberwindlicher Notstand, wenn die Wahrheit außer uns läge. Aber sie liegt in uns, wenn auch noch so keimhaft, verborgen, verschüttet, sie liegt in uns. Gewiß zunächst tot. Aber wenn das Frühlingswehen der Wahrheit uns durchzittert, und der Lebenszug nach Wahrheit in uns erwacht, dann regt sie sich in uns, treibt und drängt, macht sich fühlbar und wird bestimmt empfunden. Wir haben eine ursprüngliche, eingeborene Empfindung für Wahrheit, sobald wir erwachen. Der Werdedrang, der alles Lebende, sobald es zu wachsen beginnt, mit untrüglicher Sicherheit treibt, sich seiner Wahrheit entsprechend zu gestalten, die Lebensmacht, die jede Pflanze sich nach ihrer Bestimmung entfalten läßt, wird vom Menschen, sobald er zum Bewußtsein seiner selbst kommt, als Trieb nach Wahrheit und Gefühl für Wahrheit empfunden. Die Empfindung der in uns liegenden und treibenden Bestimmung ist es, die sich regt und ausspricht.

Diese Empfindung sagt uns aber zu allererst, daß das, was wir sind, nicht Wahrheit ist. Tief im Innern hören wir ihre Stimme: so solltest du nicht sein! Unsere Wirklichkeit, die wir sind und darstellen, ist nicht die ursprüngliche, wahrhaftige, sondern eine verkümmerte, verzerrte, verunstaltete. Das zeigt uns

aber deutlich den Weg, den wir zu gehen haben. Wollen wir zur Wahrheit, so giebt es keine andere Möglichkeit, als daß wir die Wahrheit in uns herzustellen suchen. So lange das nicht geschieht, können wir sie weder vernehmen noch werden, weder erleben noch schaffen. Wir müssen erst die Wirklichkeit gewinnen, die unsere Wahrheit ist. Wir müssen erst zurück zur Wahrheit, ehe wir vorwärts zur Wahrheit können. Und das geschieht nicht auf dem Wege des Denkens, sondern des Handelns, des Lebens und des Werdens. Wir müssen unser Selbst unter all dem Schutte angehäufter Kenntnisse, in dem Wirrsale angeflogener Meinungen suchen, es von allen Wucherungen willkürlichen Werdens befreien und von allen eingedrungenen Fremdstoffen reinigen, daß wir auf den Kern der Wahrheit kommen, ob er keimen und sich entfalten möchte.

Nun wird man vielleicht sagen: auf diese Weise bewegt man sich allerdings auf dem objektiven Boden des Lebens, aber man bleibt im Persönlichen hangen. Wir gelangen so vielleicht zur Wahrheit in uns, aber nicht zur Wahrheit, die jenseits unseres persönlichen Seins liegt, und sie gerade ist es, für die die Menschheit Gewißheit verlangt. Giebt es einen Gott? Bleiben wir, oder vergehen wir? Was ist es mit Schuld und Schicksal?

Aber das ist doch nicht so. Gewinnen wir die Wahrheit in uns, so gewinnen wir sie überhaupt. Wir sind nur der Ausgangspunkt, um in alle Wahrheit zu gelangen, um Lebensbeziehungen zu ihr nach allen Seiten anzuknüpfen und so auf dem Wege der Erfahrung ihrer teilhaftig und gewiß zu werden. Alles Sein hängt zusammen, und das Wesen und der Sinn alles Bestehenden ist einheitlich. In der Wahrheit aller Dinge herrscht kein Gegensatz und Widerspruch. Erreichen wir sie also irgendwo, so kommen wir ihr überhaupt näher. Wir können darum unmöglich Wahrheit werden, ohne daß alle unwahren Beziehungen erschüttert und alle unwahren Stellungen unhaltbar werden. Suchen wir die Wahrheit als den Kern unsers Seins, so vertieft sich unser Leben, und der Grund unseres Wesens kommt uns zum Bewußtsein. Unser Daseinssinn und ursprüngliches Sein wird uns aber nicht offen-

bar, ohne daß das Sein überhaupt in seiner verborgenen Wahrheit für uns zu Tage tritt, denn wir sind nur eine Blüte am Baume seines Lebens.

Wie es geschieht, das ist natürlich verschieden. Am einfachsten begreifen wir es, wo es sich um das Jenseits unsers Selbst handelt. Sind wir wirklich unsterblich, so muß doch zweifellos unsre ewige Art in unserm Sein begründet sein. Sie muß zu unserm Wesen gehören. Wollen wir also zur Wahrheit und Gewißheit darüber gelangen, so kann es nur dadurch geschehen, daß wir die Wirklichkeit unsers Seins bis auf seine innerste Tiefe und seinen letzten Grund zur vollen Entfaltung bringen. Wir werden unsrer Ewigkeit nur gewiß, wenn wir den persönlichen Zustand, die Höhe der Entwickelung erreichen, wo sich unsre ewige Art zeigen und offenbaren kann. Hier gewinnen wir dann das feine Gefühl für unser innerstes Sein und den Tiefblick für das ewige Element in uns. Nur soweit wir also durch ständige Selbstvertiefung und Selbstentfaltung dem Kern unsers Wesens auf den Grund kommen, nur soweit erreichen wie die Wahrheit unsers Seins und den Blick für unsre Art in seiner Tiefe, so daß der letzte Gewißheitsgrund und Bürgschaftsbestand für unsre Unsterblichkeit die Ewigkeit unsers Selbst als solche ist, die unser Erlebnis wird.

Fragen wir aber nach Gott — ich weiß nicht, wie man sich ihn vorstellt. Darauf kommt es ja aber auch gar nicht an, und damit ist es überhaupt schwach genug bestellt. Aber das ist gewiß, daß er als Gott alles Leben umschließt und der Grund alles Lebens ist, daß das ganze Sein und Werden von ihm durchdrungen wird und überall seine Kraft waltet, daß alle Welt voll ist von Lebensschwingungen, die von ihm ausgehen. Er ist ein höheres Sein als unser Sein, ein Wesen alles umfassender, durchdringender und bestimmender Art. Dann liegt es aber auf der Hand, daß wir, je völliger sich unser Wesen entwickelt, um so mehr für die göttlichen Lebensschwingungen empfindlich werden. In dem Grade, als wir uns entfalten und voll Leben sind, werden sie Eindruck auf uns

machen und in uns schwingen, so daß unser Leben in steigendem Maße vom Göttlichen getragen, durchdrungen und gestaltet wird.

Anderseits: Gott ist als Gott die Wahrheit, das Wesen und der Sinn alles Seins. Dann ergiebt sich von selbst, daß, je mehr wir Wahrheit werden, um so mehr Gott in uns offenbar wird. Je mehr sich die Wahrheit des Selbst entfaltet und in allen Beziehungen zur Herrschaft gelangt, je mehr alle trüben Elemente geklärt und alle unreinen Gestaltungen ausgeglichen werden, um so mehr kann sich die göttliche Wahrheit in uns spiegeln, und wir werden fähig, ihrer unmittelbar als der treibenden und tragenden Lebensmacht teilhaftig zu werden. Existiert sie aber in uns und wir in ihr, dann sind wir ihrer so gewiß wie unsrer Existenz.

Alles das beruht aber nicht auf Erkenntnis und wird nicht durch Untersuchungen und logische Schlüsse erlangt, sondern es ist überall die Wirklichkeit, die sich erleben läßt, das Objektive, das zur Empfindung und zum Bewußtsein kommt, weil es Erlebnis wird. Das ist nichts mit Willen Aufgedrungenes und durch Sehnsucht Angeeignetes, keine mühsam errungene und unter viel Not festgehaltene Vorstellung, sondern das göttliche Sein selbst, in dem wir Wurzel geschlagen haben. Wenn wir das nicht als vorhanden empfinden, wie wir uns selbst als vorhanden empfinden, so bringt uns keine Phantasie dazu, und keine Theorie zaubert in uns die unmittelbare Vorstellung unwillkürlichen Erlebens.

In gleicher Weise wie zur Wahrheit des Seins kommen wir dann auch zur Wahrheit des Lebens, in dem wir stehen. Durch Lebensthätigkeit und Lebenserfahrung, durch Aufnehmen und Auswirken gelangen wir, wenn es der Wahrheit gemäß ist und auf Wahrheit zielt, aus den Nebengebilden klug ersonnener Anschauungen und aus den Traumbildern dichtender Phantasie auf den Boden der Wirklichkeit und werden der Beziehungen und Ordnungen, die in ihr thatsächlich bestehen und walten, inne und gewiß, so daß wir wissen, was es um sie ist. Wir entdecken auch hier, was zu Grunde liegt und sich auswirkt, mögen wir es dann Schuld, Schicksal, Sünde, Gerechtigkeit, Zufall, freier Wille, Not-

wendigkeit oder wie auch immer nennen. Name ist Rauch und Schall. Was besteht, kommt zu Tage. Wir erleben, was ist.

* * *

Wenn das aber der Weg ist, der zum Ziele führt, so erhebt sich um so dringender die Frage: Wie kommen wir zur Wahrheit unsers Seins, die wir zunächst so bitter vermissen? Was ist denn überhaupt die Wahrheit unsrer selbst, die wir in uns nicht finden? — Ist sie Leben, und gewinnen wir sie nur durch Leben, so können wir sie nur erlangen, wenn wir Menschen suchen, die Wahrheit darstellen und uns dazu führen können.

Aber wie finden wir sie? Auch hier will es scheinen, als ob wir schließlich ein außer uns gelegenes Instrument brauchten, das wir als Prüfstein und Maßstab anwenden könnten, um Menschen der Wahrheit als solche zu erkennen und zu beurteilen. Und da es das nicht giebt, wären wir wieder auf vorgefaßte Meinungen über die Wahrheit angewiesen, die subjektiv bleiben, so sehr sie auch von uralters her sanktioniert sein mögen. Aber es scheint nur so. Dasselbe ursprüngliche Empfinden für Wahrheit, das uns unsrer Unwahrheit überführt, läßt uns auch Menschen aus der widerwärtigen Masse herausspüren, die uns anziehen, weil sie Wahrheit darstellen und ausstrahlen. Ich setze natürlich voraus, daß es lebendig ist, daß in ihm die Sehnsucht lebt, und der Werdedrang sich spannt.

Dann finden wir Menschen, unter derem Eindrucke die innere Spannung sich auslöst. Wie Sonnenblicke fallen ihre Bilder uns ins Gemüt. Das tief verborgene Schluchzen unsrer Seele verstummt vor ihnen, in banger Verwunderung hängen unsre Augen an ihren leuchtenden Zügen, und im Herzen wird es helle. Wer hätte das nicht schon erfahren! Wem sind nicht solche anziehende Persönlichkeiten begegnet! Wir fühlen uns so wohl in ihrer Nähe, so gehoben in ihrer Gemeinschaft. Wir erscheinen uns selbst besser in ihrem Lichte. Es ist, als ob unsre verlorene und verwunschene Seele aus dunklen Gründen emportaucht, und wir sie in freudigem

Erkennen grüßen. Wir bekommen ordentlich Respekt vor uns, d. h. vor unsrer Unbekannten, die uns noch verschleiert anschaut. Eine heilige Scheu breitet sich aus vor der Wahrheit, die in uns aufsteigt. Und denken wir weiter daran, was alles in solchen Augenblicken und Zeiten versinkt! Nicht nur, daß die Schatten der Vergangenheit verschwinden, und die Träume der Zukunft zerfließen. Nein, ich denke vor allem an alles Häßliche, Unreine, Schlechte. Es tritt aus unserm Bewußtsein und verliert seine Macht über uns. Es wird offenbar als faul und verlogen, wenn unser Blick darauf fällt. Begegnen wir solchen Menschen, so tritt die Wahrheit auf uns zu. Sie küßt uns, wenn sie uns in ihnen entgegentritt, auf Stirn und Augen und weiht uns zu ihrem Dienste. Wir fühlen ihren Himmelsodem uns umspielen, und unser innerstes Empfinden jauchzt ihren Zeugen entgegen. Gewiß, wir meinen die Menschen, aber die Wahrheit ist es, die wir im tiefsten Grunde wollen.

Wenn wir uns mit Menschen berühren, in denen Wahrheit lebt, beginnt es sich also sofort in uns zu regen, und Wahrheit sich zu entfalten. Wir merken es und wissen vielleicht gar nicht, was da wird. Aber was sie wirken, bleibt doch sehr beschränkt, was an ihnen sowohl wie an uns liegt.

Wenden wir uns ernst und entschlossen zu ihnen, daß sie uns helfen und führen möchten, so empfinden wir bald bei allen ihre Unvollkommenheit mit. Es ist, wie wenn ein trüber Nebelschleier das Licht dämpfte und bleichte. Welche Rolle spielt diese Enttäuschung in den Erfahrungen derer, die Menschen folgten, weil sie Wahrheit suchten! Und so unzulänglich die Elemente der Wahrheit zu Tage treten, so widerspruchsvoll sind sie mit faulen, nichtigen, widrigen Unreinigkeiten vermischt, die den Eindruck der Wahrheit stören. Das hat zur Folge, daß wir eine peinliche Unklarheit und lähmende Unsicherheit darüber nicht los werden, die ihre Wirkung auf uns hemmt. Denn wir werden der Wahrheit in dem Grade unmittelbar gewiß, als sie in Menschen vollkommen zu Tage tritt, und wie die Gewißheit so ist die Wirkung, die über uns kommt.

Dann finden wir aber auch überall in solchen Menschen nur Wahrheit nach bestimmten Seiten verkörpert und nirgends die Wahrheit. Deshalb regen sie wohl an, nach Wahrheit zu streben und versetzen uns in Schwingungen wahrhaftigen Lebens, aber sie sind außer Stande uns dazu zu führen und sie organisch in uns werden und wachsen zu lassen. Ja es wäre verhängnisvoll, sie nachzuahmen und sich nach ihnen zu bilden, denn was wir uns so aneigneten, wäre fremde Wahrheit, die uns nicht gehörte. Wir würden Kopien wahrheitgemäßer Eigenheiten anderer, aber keine originalen Gebilde des Wahrheitkerns, der in unsrer Eigenart liegt und sie ausmacht.

Wollen wir zur Wahrheit unsers Seins, die in uns verborgen liegt, und die wir doch nicht in uns finden, so ist der einzige, der uns wirklich dazu helfen und führen kann, Jesus Christus, denn er ist die Wahrheit des Menschen schlechthin. Er war das wahrhaftige Sein des Menschen in absoluter Ursprünglichkeit und Vollkommenheit. Von ihm können wir das Leben haben, das Wahrheit ist.

Man meine nun nicht, daß wir so auf einem Umwege doch wieder in die gleiche Lage gerieten, aus der wir uns zu retten suchten, in die Sphäre der Theorie, in der wir nach Bürgschaft und Beweisen fragen und uns vergeblich darum bemühen, in das Gebiet der Anschauungen, wo alles subjektiv und relativ wird. Gewiß ist es ein Urteil, das ich ausspreche, wenn ich sage: Christus ist die Wahrheit des Menschen, aber nicht dieses Urteil ist die Vorbedingung des Werdens und die Grundlage, auf die sich unsre Gewißheit gründet, sondern die Erfahrungen, die wir an ihm machen, das Leben, das wir von ihm gewinnen, das Sein, das durch ihn in uns wird. Nicht das Urteil ist die Voraussetzung, sondern das geschichtliche Ereignis dieses Menschen, nicht unsre Meinung bewirkt irgend etwas, sondern er selbst. Wir bleiben in der objektiven Sphäre, und Gott behüte uns, daß wir sie verlassen.

Wenn wir die Wahrheit auf dem Wege des Lebens suchen und in unserm eigenen Sein den festen Grund und Ausgangspunkt

dafür fassen, so kommt Christus zunächst gar nicht als Inhalt oder Wissender der Wahrheit in Betracht, sondern als Mittel zu dem Zwecke, daß Wahrheit in uns werde. Nun ist aber doch die Voraussetzung, wenn wir ihn als Weg und Führer wählen, die Überzeugung, daß er Wahrheit ist und nicht Verirrung und Täuschung. Das ist aber keine Meinung, die wir anzunehmen hätten und für die wir Beweise brauchten, sondern ein Erlebnis, das wir machen.

Es ist also ganz gleichgültig, was wir über ihn denken. Die Theorien über Christus, die in mannigfacher Weise sein Wesen und seine Bedeutung in Begriffe zu fassen suchen, kommen gar nicht in Betracht. Mag er sein, was und wer er will, er ist, der er ist, und wirkt dem entsprechend auf uns, ganz gleichgültig, welche Vorstellung wir von ihm haben. Was er war, das wirkt er an uns, ob wir davon eine zutreffende Anschauung haben oder nicht wie alle Kräfte unabhängig von unsrer Einsicht darein wirken und schaffen, was ihnen gemäß ist, sobald sie uns erreichen.

Wenn wir nun zu dieser objektiven Erscheinung der Geschichte kommen, die sich unserm Urteile noch völlig entzieht, sei es weil er von sich gesagt hat, er sei die Wahrheit, sei es, weil wir es von andern hörten, daß er uns helfen könne, sei es weil wir bei dem Suchen nach dem wahrhaftigen Menschen von Enttäuschung zu Enttäuschung schließlich zu ihm gelangen, so gewinnen wir unter dem Eindrucke seiner Persönlichkeit, wie sie uns aus den treusten Quellen, die wir von ihm haben, entgegentritt, die Überzeugung: das ist die Wahrheit menschlichen Seins. Das ist nicht ein Ergebnis unsers Nachdenkens, sondern die unmittelbare Empfindung der Wirklichkeit, die uns berührt. Derselbe ursprüngliche Wahrheitsinn, der uns qualvoll seufzen läßt: so solltest du nicht sein, jauchzt ihm entgegen: er ist es. Die in uns liegende verborgene Wahrheit, deren Bewegungen unser Gewissen reflektiert, gerät in Schwingung, sobald wir unter den Eindruck Jesu treten, und unser Sein erlebt es in seinen zitternden Gründen: hier ist die Wahrheit.

Und die Wahrheit ist Leben. Wenn wir uns ihr nahen, wird

es in uns lebendig. Es sind zunächst dieselben Empfindungen und inneren Bewegungen, wie wir sie allen Menschen gegenüber spüren, aus denen das Licht der Wahrheit leuchtet, die auch hier den starken Eindruck auslösen und nach allen Seiten ausschwingen lassen. Nur sind sie tiefer, heiliger, ernster. Die schleierlose Wahrheit in Christus hat etwas Überwältigendes, das uns in die Knie sinken läßt, etwas Heiligendes, das uns aus all dem eitlen Gedinge und Getriebe heraushebt, etwas Göttliches, das uns schöpferisch zu gestalten sucht. Wir werden nicht nur angeregt, nach Wahrheit zu streben, wir wissen auch, daß wir sie in ihm haben und halten und von ihm aus ihrer teilhaftig werden.

Und so ist es auch. Wenn wir zu ihm kommen und bei ihm bleiben, so regt sich unser innerstes wahrhaftiges Wesen und der verborgene Sinn unsers Seins offenbart sich in dem, was wir werden. Wenn vorher unsre einzige sichere Empfindung war: du solltest nicht sein, wie du bist, so dämmert uns jetzt eine Ahnung auf aus dem, was in uns keimt und drängt: so solltest du sein. So vollzieht sich in uns die Selbstoffenbarung der Wahrheit, indem sie unter der Lebenswirkung Christi in unserm ganzen Sein hervordrängt, erscheint und zu Tage tritt. Sie wird und wächst langsam und allmählich wie eine Pflanze, die sproßt und treibt, wie eine Knospe, die sich erschließt, indem sie erblüht.

Alles Haltlose und Unhaltbare in uns sinkt zusammen, alles Wertlose und Eitle verkümmert. Unwesen und Unsinn verschwindet. Wir werden so einfach und natürlich in unsrer Verfassung und in unserm ganzen Bestande. Das Übertriebene und Unnatürliche mögen wir nicht mehr. Wir überlegen dabei gar nicht: das ist unwahr, sondern es ist nicht mehr unser Geschmack. So macht uns die Wahrheit, in derem Lichtscheine wir leben, und die Wahrheit, die in uns auflebt, frei von allem, was kein ursprüngliches Recht zu bestehen in uns hat, und frei für alles, was echt und eingeboren in uns ist, für die emporkommende Wahrheit unsrer Persönlichkeit. Wir schrumpfen zusammen zu einer ganz unscheinbaren Existenz, die nur den einen Anspruch erheben kann, daß das, was noch an

ihr ist, Wahrheit ist. Und sind wir dabei auch auf ein Nichts gekommen, unsre Seele bleibt übrig und die ihr inne wohnende Bestimmung, und die erwacht jetzt im Lichte der Wahrheit und lebt in diesem Lebenselemente auf.

Wie mit unserm Sein, so ist es auch mit unserm Bewußtsein. Das Licht der Wahrheit fällt hinein, und die spukhafte Welt unsrer Gedanken und Träume zerstiebt in das Nichts, das sie ist. Wie Nebel vor der Sonne zerfließen alle Theorien, und unser Auge lechzt nach Wirklichkeit. Das glänzende Gebäude unsrer Weltanschauung, das wir mit dem Reichtume unsers Geistes prächtig ausgestattet hatten, erweist sich im Lichte des Tages als ein phantastisches Theaterschloß voll wertlosen Plunders. Arm im Geiste finden wir uns auf einmal auf dem harten Boden dessen sitzen, was wir thatsächlich wissen. Aber wir stehen im vollen Sonnenlichte der Wahrheit, und vor unsern Augen erhebt sich die Welt, wie sie wirklich ist.

So geht ein Gericht über alles in uns, was nicht wirklich ist im Sinne der Wahrheit. Aber es ist nur wie der Frühlingssturm der dem Lenzeserwachen vorausgeht. Alles Faule wird im Lichte Christi hinfällig und offenbar, damit die Wahrheit, die gleicher Art mit ihm ist, hervorkommen kann. Dann bricht in uns das Leben an, das Wahrheit ist. Es keimt in uns empor und entfaltet sich unter den Lebensschwingungen Jesu. Wie die Wahrheit eine ist so ist auch das Leben eines, in dem sie besteht. Dasselbe Leben, das uns umströmt von Jesus aus, ist es, was in uns zu quellen beginnt. Es ist das Leben, das er hatte und war und allen geben will, die sich verlangend und empfänglich zu ihm wenden. Wie sich das vollzieht, brauche ich hier nicht weiter auseinanderzusetzen, zumal ich es schon eingehend gethan habe.[1]) Das wird ja jeder selbst erleben.

Was so wächst und wird, ist Wahrheit und offenbart Wahrheit. Ob es sich dabei nun um unser eignes Wesen oder unsere Natur- und Lebensbeziehungen handelt, was wir sind und leben,

---

[1]) vgl. Der Weg zu neuem Leben Bd. 2 S. 1—39.

erreichen und erleben, ist ursprüngliche Wirklichkeit, die uns von allen Verirrungen und Einbildungen erlöst. Was wir leben und erleben, ist werdende Wahrheit, die wir erfahren. Was verborgener Sinn und Bestimmung ist, wird konkrete Lebenswirklichkeit. Alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten werden thatsächliche Ereignisse und Erlebnisse oder lösen sich in das Nichts auf, das sie von Rechts wegen sind. So kommen wir zur Wahrheit von uns aus nach allen Seiten. Und leben wir erst einmal aus ihr, so ringen wir auch nach ihr, indem wir immer mehr nach dem Leben ringen, das sie ist.

In dem Maße, als Wahrheit in uns wird, ergreifen wir dann die Wahrheit, die sich in Jesus uns offenbart. Wie weit wir ihrer inne werden und imstande sind, sie uns anzueignen, entspricht unsrer Wahrheitserfahrung, die wir seinem Wirken danken. Dann ist es nicht mehr möglich, daß wir ihn anders erfaßten, als wie er war, daß sich die Lichtstrahlen seiner Persönlichkeit in allerlei religiösen Theorien brächen, verlören und verkümmerten. Denn unser Bewußtsein von ihm ruht auf dem objektiven Boden des Lebens und ist nur sein unmittelbarer Wiederschein.

Wir gewinnen aber von der Wahrheit aus, die in uns wird, auch Verständnis für alle ihre Offenbarungen zu allen Zeiten. Denn die Wahrheit ist eine, und das Leben ist eines, das sie ist. Wir gewinnen wirkliches Verständnis, das in innerer Aufnahme besteht. Man nennt das allgemein lebendiges Verständnis und mit Recht, denn das Leben ist es hier, das etwas empfängt, und nicht die Erkenntnis, die eine Anschauung dem Gedächtnis einprägt. Lebt also die Wahrheit in uns, und durchdringt sie schöpferisch gestaltend unser ganzes Sein, so werden wir in steigendem Maße ein elastisches Mittel für alle Lebensschwingungen der Wahrheit, die durch die Menschheit ziehen. Wir nehmen an ihnen teil und teilen mit, was in uns lebt. Ist das aber Ereignis geworden, so leben wir also im Reiche der Wahrheit und schaffen mit an seiner Offenbarung.

Wer aber im Reiche der Wahrheit lebt, der kennt die Not der Ungewißheit ebensowenig wie die Fragen nach Bürgschaft und Be-

weisen. Was andere meinen und glauben, das hat er erlebt. Was man allgemein annimmt und wahrscheinlich zu machen sucht, das hat er in Besitz genommen oder als nichtige Einbildungen erkannt. Sein Glaube ist die Empfindung des Göttlichen, die sein Bewußtsein durchdringt. Seine Hoffnung ist die Erwartung dessen, was sich keimend regt. Seine Ideale sind nur der Lichtschein, den die Wirklichkeit, die in ihm wird, auf seinen Lebensweg wirft. Seine sittlichen Grundsätze sind nur die Gesetze des Lebens, das in ihm quillt. Überall ist er aus dem Traumlande der Überzeugung in das Reich der Erfahrung hindurchgedrungen und aus dem Meere der Zweifel an das Felsengestade der Gewißheit gestiegen.

Das ist keine Schwärmerei und kein Bann der Selbsttäuschung, sondern nüchterne Klarheit, wenn wir das sagen, vorausgesetzt, daß die Wahrheit, die Leben ist und allem Gedankenspinnen unzugänglich bleibt, in uns Ereignis geworden ist. Wir erkennen, was wir sind und haben. Dabei bleiben wir uns auch der engen Schranken unsrer Erkenntnis wohl bewußt. Es sind die Schranken unsers Lebens. Aber was wir zum Leben brauchen, darüber giebt es keine Unsicherheit mehr, denn wir haben es alles durch Leben gewonnen. Ob es Gott und Unsterblichkeit, den Zweck unsers Daseins und das Schicksal der Menschen oder den Wert der Dinge und Handlungen betrifft, das ist ganz gleich: wir sind darüber ins Reine gekommen. Ob dann unsre Vorstellungen davon noch so unvollkommen sind, was liegt an ihnen! Sie sind wandelbar und vergänglich. Was sich aber in unserm Bewußtsein spiegelt, ist Wirklichkeit. Was sie sagen, ist Wahrheit, wie sie es sagen, ist und bleibt immer die unzulängliche Wiedergabe unsrer Erkenntnis. Dieser Naturnotwendigkeit bleiben wir uns wohl bewußt. Dessen eingedenk dürfen wir aber allem losen Geschwätz über Wahrheit und allen Theoriegespinnsten und windigen Lehren aufgeblasener Wahrheitspächter das stolze Wort entgegenhalten: „Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben.“

* * *

Vielleicht wird manchem dieser Weg zur Wahrheit abenteuerlich erscheinen. Aber es ist der einzige, den es giebt. Entweder wir gewinnen die Wahrheit durch Leben, oder sie wird uns ewig verschlossen bleiben. Darüber wenigstens braucht niemand im Zweifel zu sein. Das läßt sich mit großer Sicherheit nachweisen. Ich glaube auch, daß darüber eine allgemeine Übereinstimmung zu erzielen ist, sobald man die Erfahrungen, die die Menschheit nach dieser Richtung gemacht hat, in Betracht zieht. Betreten wir aber dieses Gebiet, in dem wir allein die Wahrheit finden, so können wir sie gewiß auf allen möglichen Wegen suchen, aber Christus ist der einzige Führer, der uns zum Ziele bringt. Er, der die Wahrheit ist, kann allein den einzigen gangbaren und zielsicheren Weg weisen und führen.

Dafür spricht nicht nur seine einzigartige Stellung in der Offenbarungsgeschichte der Wahrheit, von der schon die Rede war. Noch mehr zu denken giebt es doch jedem Vorurteilsfreien, daß wir bei ihm allein die volle Klarheit über das Wesen der Wahrheit und über die einzige Möglichkeit sie zu gewinnen finden, und daß sie hier allein ursprünglich aus der Fülle schrankenlosen Besitzes hervorleuchtet und nicht aus Ahnungen und Folgerungen geschöpft ist. Die Selbstbezeugung und Selbstoffenbarung der Wahrheit in ihm ist in jeder Beziehung so unerhört und so absolut, daß man kopfschüttelnd vor diesem Wunder steht und es zu begreifen aufgiebt, um es mit ganzer Seele zu erfassen und zu erleben.

Freilich ist unser Blick für das Wesen und Werden der Wahrheit, wie es Jesus offenbarte, durch die theoretische Verflüchtigung dessen, was er wollte, verloren gegangen. Aber man braucht nur die Augen ungeblendet und ohne Brille auf ihn zu richten, wie er uns aus den Evangelien entgegentritt, um es deutlich gewahr zu werden.

Jesus Christus hat keinerlei Lehre oder Anschauung als Wahrheit verkündigt noch den Menschen zugemutet, an sie zu glauben, oder versucht, sie davon zu überzeugen; er hat nirgends das Heil

und das Gericht abhängig gemacht von einem Bekenntnis zu gewissen Glaubenssätzen oder von einer inneren Zustimmung zu irgend welchen Theorien, sondern er hat gesagt: „Ich bin die Wahrheit", er hat das Schicksal der Menschen abhängig gemacht von der Lebensstellung zu seiner Person und ihnen das Leben gebracht, das Wahrheit und Glück zugleich ist. Vielleicht werden ihn manche deshalb heute für den größten Subjektivisten halten, während er der objektivste Geist war, der jemals lebte.

Ob sich Jesus bewußt war, daß die Wahrheit nie im Vorstellen, sondern nur im Sein ruhen kann? Jedenfalls offenbart sich die Thatsache, daß es so ist, in seiner ganzen Stellung und Haltung, die er zur Religion und Moral seiner Zeit einnahm, und in seinem Reden und Wirken, mit dem er das Gottesreich zu verwirklichen suchte. Mit seinem Worte: „Ich bin die Wahrheit", in dem alles beschlossen liegt, zertrümmerte er wie mit einem Schlage den scholastischen Tempel der religiösen Theorien seines Volkes und zeigte von ferne als das Ziel seines Willens einen Aufbau der Menschheit durch neues, durch wahrhaftiges persönliches Sein. Das ist das Reich, das er bauen wollte, statt einer Religion festgelegter Glaubensanschauungen, gesetzlicher Moral, disziplinierter Frömmigkeit, heiliger Kultuseinrichtungen und priesterlicher Organisation.

Diese Wahrheit des Seins, die er in der Welt der Verkehrtheit zu behaupten und auszubreiten suchte, enthüllte er als Leben, und die Art, wie sie vorwärts schreitet, als Werden und Wachsen. Er selbst, als der er war. Als die menschgewordene Offenbarung des Wesens und Sinns alles Seins für das menschliche Geschlecht trat des Menschen Sohn in die Welt und entschleierte das Geheimnis der Wahrheit bis in seine letzten unfaßbaren Tiefen in seinem persönlichen Leben. Er lebte es, und an ihm erlebte es die Menschheit. So stand er als der Zeuge der Wahrheit schlechthin in ihrer Mitte, die nicht das Leben, sondern das Sterben hatte, und aus allen Äußerungen seines Wesens fluten Lichtquellen des Lebens, das er in sich schloß, und strömen wie Wahrheitsoffen-

barungen Geist und Leben mitteilend in alle empfänglichen Seelen. So war er die Wahrheit und das Leben, weil er Wahrheit war als Leben.

Wie er immer und immer wieder verkündigte, daß er gekommen sei, daß die Menschen das Leben haben sollen, brauche ich nicht zur Bestätigung anzuführen. Wer nicht ganz am grauen Star der Theoriensucht leidet, sieht es aus jeder Äußerung, ob es ausgesprochen ist oder unausgesprochen zur Geltung kommt, daß die Wahrheit, die er brachte, Leben ist. Ob er dem Wissen des Pharisäismus gegenüber die Notwendigkeit der Geburt neuen Lebens betont und zum Verständnis, wie es zugehen soll, auf die Lebensschwingungen des Geistes hinweist, oder ob er gegenüber den Weisen und Klugen, den Herrschern im Reiche der Gedanken, die Naiven preist als die unmittelbar Lebenden, denen „solches offenbart wird", oder ob er in den Seligpreisungen die Lebensbedürftigen und Lebenshungrigen beglückwünscht, oder ob er in allem seinen Reden und Thun nicht die Gedanken anzuregen und zu bereichern, sondern Menschen zu erwecken und zu bilden sucht: in allem bezeugt er, daß die Wahrheit Leben ist. Es besteht seine Offenbarung der Wahrheit in nichts anderm, als daß er das Leben bejaht, befreit und zur Herrlichkeit führt, aber das Leben in seiner Ursprünglichkeit und Tiefe, in seiner Vollkraft und Bestimmung.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn seine Worte der Wahrheit, die Ausdrücke des Lebens, gänzlich über unser Fassungsvermögen gehen. Das kann nicht anders sein, weil die Wahrheit, die er brachte, Leben ist. Er sagt uns von Gott, von dem Vater im Himmel, ohne dessen Willen z. B. kein Haar von unserm Haupte fällt. Er redet vom Leben, das er auch ewiges Leben nennt. Wir hören vom Reiche Gottes und von der Seele des Menschen. Er spricht vom Glauben, Beten, Warten. Er wünscht, daß wir dem Übel nicht Widerstand leisten sollen, daß wir die Feinde lieben sollen. Er verheißt den Geist der Wahrheit, der uns den Weg in alle Wahrheit führen soll. Das sind uns alles ganz unverständliche, unsinnige Dinge, so lange wir es nicht erleben.

Wer sie theoretisch und begrifflich ausdeuten und zu einer Weltanschauung der christlichen Wahrheit verweben will, muß sie vergewaltigen und wird elend zu Schanden. Man schaue nur auf die kuriose Fülle der verschiedenartigsten Erklärungen zu jedem Worte Christi, die die theologischen Exegeten aufgehäuft haben, und denke daran, was sich alles als die seinen Worten entnommene Lehre Christi ausgiebt! Das ist auch ein Gericht der Wahrheit. Nein, nur wenn wir des Lebens teilhaftig werden, verstehen wir die Wahrheit. Da hilft alles Wühlen in den Worten nicht, wenn es nicht dazu drängt. Allen Schriftforschern gilt heute noch wie damals der erstaunte Ausruf: „und ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet!" (Joh. 5, 40.)

„Wir müssen von neuem geboren werden, sonst können wir das Reich Gottes nicht sehen." Aber wie kommen wir dazu? Durch Leben, dadurch daß Wahrheit in uns wird. Es hilft uns nichts, wenn wir uns die Anschauungen Jesu aneignen, seine innere Stimmung nachempfinden und seinen Versicherungen glauben. Auf das Sein kommt es an, auf das Werden und Wirken. Man lese die Seligpreisungen! „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Wer da hat, dem wird gegeben. Die den Willen des Vaters im Himmel thun, kommen in das Reich. Selig seid ihr, wenn ihr darnach thut." Man lese den Schluß der Bergpredigt! „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So jemand will deß' Willen thun, der wird inne werden . . . . Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben. Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!" In diesem Sinne meint er dann: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen." Das ist ein Lebensvorgang. Die Wahrheit wird im Menschen persönliches Ereignis. Er wird „geheiligt in der Wahrheit". Nur zögernd setze ich dazu noch ein Wort, das uns in die wunderbaren Tiefen der Offenbarung der Wahrheit

blicken läßt. Es ist aus dem letzten Gebete Jesu unter seinen Jüngern: „Heilige sie in der Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit. Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sandte ich sie auch in die Welt. Ich heilige mich selbst für sie, daß auch sie geheiligt seien in Wahrheit."

Wir müssen „aus der Wahrheit sein", wollen wir das Leben haben, das sie ist. Wie das gemeint ist, sagt das Wort: „wer die Wahrheit thut, kommt an das Licht". Christus setzt also voraus, daß das ursprüngliche Empfinden für Wahrheit in dem Menschen lebt und sich bethätigt. Wo das nicht der Fall ist, hört man seine Stimme nicht, man vernimmt nichts und merkt nichts, man bleibt für die Lebensschwingungen seiner Persönlichkeit unempfindlich. Man kann dann wohl seine Lehre begrifflich darstellen, aber wird nie die Wahrheit, die er war, erreichen.

Also ist auch nach der Ansicht Jesu die notwendige Voraussetzung die Wahrhaftigkeit unsrer Gesinnung und Lebensstellung. Wollen wir die Wahrheit gewinnen, so müssen wir zunächst unser Bewußtsein, unsere Haltung und Lebensführung mit dem in Einklang bringen, was wir wirklich sind, damit, was wir meinen und bethätigen, nur das ganz unmittelbar wiedergiebt und darstellt, was an uns und in uns ist, und dann, wenn unser persönliches Leben solchermaßen auf den Boden der Wahrheit gestellt ist, darnach trachten, daß unser ursprüngliches Wesen und der tiefe Sinn unsers Seins zum Leben erwache und die verzerrte Gestalt, die wir zunächst sind, umschaffe nach unsrer wahrhaftigen Bestimmung.

Deshalb sagte er: „Selig sind, die reines Herzens sind", d. i. die Aufrichtigen, die unvermischt, ohne Falsch sind wie die Tauben. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder", d. h. unmittelbar, einfach, gerade, impulsiv im Bewußtsein und in allen Äußerungen des Wesens. Deshalb bekämpfte er mit so leidenschaftlicher Energie die Heuchelei und Halbheit, den Schein und das äußerliche Wesen, die Zwiespältigkeit und Zerstreutheit. Das sind alles nur Formen innerer Unwahrheit. Ebenso natürlich auch die andern Arten

des Scheinwesens. Wie eiferte er gegen die Pose und die Aufgeblasenheit, den Hochmut und den Ehrgeiz! Ein Wort über die Ehrsucht ist es, das blendend hell den innern Zusammenhang beleuchtet, der es unmöglich macht, daß alle in der Unwahrheit des Scheins Befangenen der Wahrheit teilhaftig werden. „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre (Herrlichkeit) von einander nehmt? Und die Ehre (Herrlichkeit), die von Gott allein ist, sucht ihr nicht!“ Unsere Herrlichkeit, die ganz Gottes ist, das ist unsere Wahrheit. Wer nun nach dem Scheine trachtet statt nach dem wahrhaftigen und vollen Sein, der wird unmöglich die Schwingungen des Lebens, das es ist, empfinden d. h. glauben können.

Andrerseits suchte er die Menschen für die Ursprünglichkeit ihres Wesens und ihrer Bestimmung, zu der er sie aus ihrer Unnatur und ihrem Unwesen führen wollte, dadurch fähig zu machen, daß er das Verlangen darnach erweckte und sie lehrte, Wahrheit zu thun, d. h. alle Äußerungen ihres Lebens auf ihre tiefe Wahrheit zu stimmen und zu bringen. Die ganze Bergpredigt ist das herrlichste Beispiel dafür. Durch alle ihre Ausführungen geht der Grundton hindurch: Es werde Wahrheit! Die Sittlichkeit und Frömmigkeit, die Beziehungen zu Gott und den Menschen, das innere Leben und das Verhalten in den äußeren Lebenslagen, die Stellung zu den Gütern der Welt wie zu ihm selbst und dem Reiche, das er bringt, stellt er vor Augen, um überall das Wesentliche zu Gemüte zu führen und den tiefen Sinn zu offenbaren. Das Verständnis wird den Hörern für die Wahrheit des Lebens nach allen Dimensionen geöffnet, damit sie sie thun.

Denen aber, die sich im tiefen Wahrheitsdrange und aufrichtigem Sinne zu ihm wandten und bei ihm blieben, gab er Macht und Möglichkeit, in herrlicher Entfaltung Wahrheit zu werden. Sie wurden des Lebens teilhaftig, in dem die Wahrheit besteht, und vom Geiste der Wahrheit erfüllt, der in alle Wahrheit leitet. Darum müssen auch wir uns zu ihm wenden, daß wir von ihm das Leben haben, das die Wahrheit ist.

* * *

Ringen wir nach der Wahrheit auf dem Wege des Lebens, so erlangen wir nicht nur die Gewißheit über das, was wirklich dahinter liegt, und die Aufklärung über alle Einbildungen und unhaltbaren Annahmen, die wir so emsig suchen und so dringend bedürfen, um unser Leben nach seinem tiefen Sinne führen zu können, sondern wir gewinnen gleichzeitig die persönliche Wirklichkeit selbst, die unsere Wahrheit ist, das wahrhaft menschliche Sein, das Leben, das uns zukommt. Die Wahrheit wird uns als das ursprüngliche Leben unsrer Bestimmung zu Teil, das über alle unsre Beziehungen in die Tiefe und Weite Licht verbreitet.

Die Wahrheit ist dann also nicht eine aufgehende Sonne, die uns ein fernes Ideal erhellt, nach dem wir rastlos und vergebens streben müßten, sondern das leuchtende Leben, das uns erfüllt und mit einem Lichtkreis umgiebt. Wir haben ja nur die Wahrheit, weil wir das Leben haben. Das Leben ist nicht angewandte Erkenntnis, sondern die Erkenntnis der Wiederschein des Lebens. Die Kluft und der Zwiespalt zwischen Anschauung und Leben, Theorie und Praxis ist aufgehoben. Beides fällt zusammen wie Schlag und Schall, wie Licht und Schein.

Diese Erlösung tritt schon ein, wenn wir nur anfangen zu „leben" und das Leben zu suchen. Für den, der dieses Ziel verfolgt und auf diesem Wege fortschreitet, treten alle die großen Fragen, die wir in der einen: Was ist Wahrheit? zusammenfassen, zunächst ganz zurück, und spürt er das Leben in sich keimen und wachsen, läßt er so gerne alle die Antworten hinter sich, die er bisher wie leicht verletzliche und verlierbare Kleinode hegte und pflegte. Das Leben, das in ihm pulst, gewinnt allen Wert und alleiniges Interesse. Die Entfaltung seines Wesens nach dem tiefen Sinn, der in ihm liegt, giebt ihm solch eine überströmende Befriedigung und füllt sein Bewußtsein so aus, daß er an jene Fragen kaum noch denkt und überrascht wird, wenn die Morgenröte seines neuen Lebens aufblitzt und ihm alles das im Morgenglanze zeigt, wonach er auf nächtlichem Lager vergebens sein Hirn zergrübelte. Darum auf zum Leben, daß Wahrheit werde! Denn Wahrheit ist Leben. M.

Alte Geschichten für moderne Menschen.

3.

Es war einmal ein vornehmer Herr, Excellenz, wirklicher Geheimrat, Ritter hoher, höchster Orden ꝛc., zugleich aber sehr religiös gesinnt, was in diesen Kreisen häufiger ist, als man denkt. Aber merkwürdig. Nicht alle religiös gesinnten Leute gewinnen auch eine feste, klare Lebensanschauung, ich möchte sagen, einen Überblick über das Geistesgebiet, dem sie anzugehören streben. Kein Wunder. Das Sehen nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare ist nicht jedermann gegeben und vom Sehen zum Erkennen ist auch noch ein Weg.

Unsere Excellenz gehörte keiner christlichen Religion an, wohl aber stand er im engeren oder loseren Zusammenhang mit einer anderen, die zu seiner Zeit Anspruch auf die Eigenschaft „Alleinseligmachend" erhob, dem Judentum. Er war aber auch viel zu klug und zu ehrlich, um nicht das dringende Bedürfnis nach einer völlig klaren und fest abgerundeten Lebensanschauung zu empfinden. Es scheint kaum etwas Wünschenswerteres zu geben als solche krystallhelle Klarheit, die sich mit allen Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens mit nicht versagender Genauigkeit abzufinden weiß, während so viele Leute lebenslang in unklaren Gefühlen herumtappen.

Aber wie solche Klarheit erlangen? Nach langem Sinnen und Überlegen, bei dem er sich niemand anzuvertrauen wagte, beschloß er, geradeswegs den religiösen Mittelpunkt seines Bekenntnisses aufzusuchen, den Tempel in Jerusalem. Denn wo anders könnte wohl Klarheit und Wahrheit herrschen als im Schoße dieses altehrwürdigen Heiligtums, inmitten einer schriftgelehrten Priesterschaft, der geweihten Hüterin heiligster Überlieferungen!

Also begab er sich endlich auf die Reise, ganz allein, um nicht gestört zu sein, und betrat ehrfurchtsvoll den Tempel. Er wohnte dem Opfer bei und ließ für sich selbst große Opfer be-

reiten, er lauschte den Predigten und Lehren der Priester, die aus dem Heiligen traten und vernahm die Darlegungen einer fein verästelten Theologie, die bald belehrend, bald strafend, bald bittend Eingang bei den Zuhörern suchte. Die schnelle Aufeinanderfolge des Feierlichen, Eindruck Machenden ließ keine klare Überlegung aufkommen. Er fühlte wohl eine gewisse Gehobenheit am Ziele langjähriger Wünsche, aber die Gefühle, die ihn beherrschten, waren wie in einer von Weihrauch getrübten Luft erzeugt. Er kam sich vor wie in der Gewalt einer Suggestion, und die religiöse Luft wirkte schließlich betäubend aber nicht belebend, überwältigend aber nicht erhebend, verdüsternd aber nicht beglückend.

Er war ein unverbesserlicher Kritiker. Da kam ihm einmal, als er einem schriftgelehrten Manne lange zugehört hatte, und die glühend vorgetragenen Wahrheiten in seinem nüchternen Denken abzukühlen und zu zergliedern suchte, ein fataler Gedanke, den er erst abzuschütteln suchte, der ihn aber, wie ein böser Dämon nicht mehr los ließ. Es tauchte ihm die Frage auf: Haben diese Leute denn überhaupt selbst, was ich brauche und suche? Ja, giebt es denn das, was ich suche, überhaupt? Ist am Ende das alles eine fein gesponnene Komödie, bestimmt, das klare Denken in unklaren Gefühlen zu ersticken? Am Ende giebt es gar nicht . . . . . ? Schrecklicher Gedanke! Und alle diese Priester wären die Diener und Schergen des grausamen, erbarmungslosen Nichts! —

Mitten im Heiligtume, in heiligster Umgebung drohte sein Heiligstes zu entschwinden. Dabei berührte ihn fatal, daß seine Titel und Orden und Lebensstellung Eindruck machten. Sie hatten's unglaublich schnell unter sich herumgesprochen, interessierten sich also selbst sehr lebhaft für solche ungeistliche Fragen, und er wollte so gern einmal nicht Excellenz sein, sondern Mensch wie alle andern. Er hatte große Opfer dargebracht. Gewiß. Was ging das sie an? Aber sie fühlten sich wie verpflichtet ihn mit respektvoller Beachtung auszuzeichnen und sein Opfer mit vorzüglicher Hochachtung zu quittieren. Er schalt und schämte sich seines unverbesserlichen Mißtrauens, aber schließlich stand ja sein Lebensglück auf dem Spiele.

Endlich beschloß er abzureisen und zwar in aller Stille, wie er gekommen. Er hatte mehr Eindrücke zu verarbeiten als er geahnt, als ihm nur lieb sein konnte, und sehnte sich nach Alleinsein. Zum letzten Male wohnte er den betäubenden Feierlichkeiten bei. Da trat ein alter Mann auf ihn zu. Ein eisgrauer Bart gab ihm etwas Ehrfurchtgebietendes und im Antlitz glänzten forschend zwei durchdringende Augen. Einige Sekunden ruhten seine Augen auf ihm, dann sagte er langsam und nachdrücklich: „Du zweifelst! Gewiß, du zweifelst. Ich sehe es dir an, und ich weiß auch, warum? Du kannst das alles hier nicht verstehen, weil du die Bibel nicht liesest. Nicht wahr, du liesest nicht? Man muß täglich darin forschen, dann wird alles klar."

„„Ich besitze keine,"" stotterte verlegen die Excellenz.

„Ich sehe es dir an. Komm mit," befahl der Alte und führte ihn bei Seite. Dann wandte er sich und flüsterte eifrig: „Ich gebe dir ein Exemplar, wie man's selten bekommt, ein ganz seltener Gelegenheitskauf. Ungern trenne ich mich von dem ehrwürdigen Stück. Aber dir zu Liebe thue ich's. Du bedarfst dessen. Möge es dir Segen bringen!" Damit übergab er ihm drei schwere Rollen sauber beschriebenen Pergaments. Excellenz zahlte ohne nach dem Preise zu fragen reichlich, überreich, und der Alte schien sehr befriedigt.

Das sollte aber der letzte Tempeleindruck sein. Unwiderstehlich zog's ihn fort. Am nächsten Tage sollte es auf die Reise gehen. Er hatte eine schlaflose Nacht, und wenn er doch einschlummerte, weckten ihn wilde Träume. Er sah Opferstiere stehen und Ströme von Blut fließen, wenn sie geschlachtet wurden, und wenn sie tot da lagen, lächelten sie verschmitzt ihre Schlächter an. Diese drohten ihnen hart, aber plötzlich kam ein alter Mann und zog eine große Pergamentrolle über Opfer, Schlächter und ihn selbst, daß er jäh auffuhr.

Auch der Alte wurde ihm schließlich fatal. Seelsorge und Geschäft! Welches von beiden erfüllte ihn wohl mehr? Aber ob er nicht doch recht hatte? Wenn irgendwo Aufklärung zu finden, so muß es in der Bibel sein. Alles Religionswesen ist ja schließ-

lich von der Bibel abgeleitet und zweite Quelle. Sie ist jedenfalls die unbestechliche erste Quelle. Aber wo lesen? Nun irgendwo Mitten drin!

So schlug er die zweite Rolle auf und las irgendwo in den Propheten. Hast du's einmal probiert, freundlicher Leser, so wirst du ja selbst wissen, wie unverständlich und fremdartig das einen anmutet. Ja warum denn eigentlich in der Bibel lesen? — Selbst ihre eifrigsten Verteidiger geben zu, daß sie unverständlich ist, denn alle bestreben sich, sie zu erklären; nur freilich, je mehr sie erklären, um so widerspruchsvoller werden ihre Ergebnisse.

Bald sagte sich auch Excellenz: das verstehst du nicht und wollte gerade die Schrift traurig zusammenrollen, da hörte er plötzlich die Worte wiederholen: „Das verstehst du nicht," und als er aufsah, stand ein einfacher Mann auf seinem Wagentritt, der ihn freundlich lächelnd ansah. „„Wirklich, du hast Recht. Ich versteh's nicht. Aber verstehst du's?""

„Gewiß", entgegnete der Gefragte freudig, indem er sich behaglich neben ihn setzte. „Es giebt kein Buch, das so leicht verständlich wäre als die Bibel. Aber freilich! Die verstehen sie nicht, die sie erklären, und die erst recht nicht, die auf ihre Erklärungen angewiesen sind. Die heilige Schrift hat ein eigenartiges Geheimnis. Sieh, jedes Buch, das du liesest, ist ein Kind seiner Zeit oder irgend einer Zeit und ist nur dann verständlich, wenn du jene Zeit verstehst. Stammen sie nun von sehr bedeutenden Geistern ab, so überdauern sie mehrere Zeiten, man sagt, sie haben bleibenden Wert. Aber sie veralten auch, und nur Gelehrte vermögen sich schließlich noch in ihren Geist zu versetzen und sie einigermaßen für ihr modernes Geschlecht genießbar herzurichten. Durch die Bibel aber weht ein Geist, der urmenschlich und dem Menschenherzen aller Zeiten verständlich ist. Veraltend ist an den biblischen Schriften nur die Form. Die laß dich vorläufig nicht kümmern, aber von Anfang bis Ende weht Ein Geist darin, der Geist des Menschen, wie er vor Gott steht. Verstehst du die Bibel nicht, so ist nicht sie schuld, sondern dein Geist steht heute nicht vor Gott, ist leer vom Vater im Himmel. Du bist vielleicht sehr religiös,

aber gottlos. Du suchst Gott im Tempelfest und in der Schrift, aber du hast ihn nicht."

„„Ja, wie finde ich ihn denn?""

„Sehr einfach. Gott will nicht begriffen, sondern erlebt sein. Siehst du! Giebt es überhaupt einen lebendigen Gott, so muß sein Leben zu allen Zeiten ein Stück Zeitgeschichte sein. Wie die Natur lebt im allgemeinen göttlichen Schöpfungsleben, so muß es auch immer Menschen geben, in denen die Art, das Gemüt, der Geist Gottes sich kund giebt und Geschichte wird. Die Bibel ist die Geschichte solcher Menschen, die mehr oder weniger Gottesträger waren, und nach denen muß man sich jeder Zeit umsehen, dann versteht man die Bibel."

„„Ja, wie erkenne ich sie denn?""

„An dir selbst. Alles väterlich Göttliche kommt in dir zum Wiederhall als freudiges Innewerden der Wahrheit, die dich selbst hebt und dir Ewigkeitsglanz giebt, daß du selbst in Gott leben kannst. Sieh, heute umgiebt dich das Gotteswesen, denn ich bin voll davon und stelle es in mir dar. Aber ich selbst bin nichts, nicht mehr als ein gewöhnlicher Mensch. Ich habe es vor kurzem aus Jesus gewonnen, dem Lebendigen, der die Quelle alles neuen Erlebens für die Menschen darstellt. Alle Gottesmänner früherer Zeit, David, Moses und die Erzväter waren neben dem Göttlichen auch Träger des Fleischlichen, Weltlichen. Erst Jesus stellte es ganz rein und heilig dar. Darum ist er der allzeit Lebendige. Heute lebt er in mir und in vielen und wird an unserem Sein und Wesen erkannt, aber auf die Dauer wird ihm niemand widerstehen können, weil in jedem das urmenschlich göttliche Wesen sich nach der Art Jesu sehnt und nur durch ihn erlöst wird und erst in ihm zur Geltung kommt."

„„Merkwürdig. Von Jesus habe ich auf dem Feste nichts gehört. Erzähle mir von Jesus.""

„Gerne red' ich von ihm." Und bald floß des Erzählers Mund über von dem, was ihn erfüllte, und der Hörer fühlte, daß er Wahrheit sprach. Zugleich wußte er auch, daß er bisher Falsches gesucht hatte. Nicht Lebensanschauungen, sondern Gottes-

geschichte bedurfte er. Was hilft die beste und schönste und klarste Ansicht, wenn sie vielleicht nicht wahr ist? Wir brauchen realere Güter als Ansichten. So wie wir äußerlich bedürfen, mitten in einem steten Erleben einer gewissen Geschichte zu stehen, so muß uns auch im Geiste ein wirkliches Erleben umgeben. Und dieses als einzig Wahres wird das Äußerliche in seine Zucht nehmen und gestalten. Nützliches und notwendiges Glied eines großen geistigen Geschehens zu sein, das erst schafft Befriedigung und zielbewußte Freudigkeit; aber das Aufsammeln und Kolportieren irgendwoher aufgefischter Ansichten, die schon bei andern abgestanden sind, verödet.

In dem Wagen auf der Gazastraße griff frohes Erleben Platz. Excellenz verlor alle Ansichten, die er sich gemacht und je gehabt, der Tempel und all sein Religionsrumor versank ihm, die Auslegungskünste der Schriftgelehrten zergingen, wie Nebel vor der Sonne zergeht, vor dem Blick in ein neues, zwar unbekanntes, aber überaus heimeliches Lebensgebiet des Geistes, dessen Kraft und Freundlichkeit ihn umflutete, um ihn nie mehr loszulassen: Das ist das Wahre, das ist mein Eignes und soll mir nie mehr entschwinden, wurde der Reisende jauchzend inne, und alles andere ist Form, ist Nebel, ist Thorheit, das soll von mir herunterfallen, soll von mir wie Staub der Straße verschwinden. Davon muß ich mich reinigen, waschen lassen.

Abwaschen, richtig! Das ist's, was ich brauche. „„Sieh,““ sprach er plötzlich zu seinem Begleiter, „„da ist Wasser,““ auf eine spärliche Wasseransammlung am Wege zeigend. „„Was hinderts, daß du mich taufst?““

„Gar nichts, wenn du mit deinem ganzem Sein das neue, das dir heute aufgegangen ist, erfassest.“

„„Abgewaschen will ich werden, rein will ich werden, und frei für das große Neue, das mir heut angebrochen ist. Und sieh, es umgiebt mich ja die Herrlichkeit Gottes im lebendigen Jesus im Geist und wird mich nie mehr loslassen. Heute habe ich mein Leben gefunden und weiß auch, daß ich's behalten werde, denn es ist ewig.““

Und so geschah's. Der Wagen hielt. Der Täufer und sein

Täufling stiegen herunter an's Wasser, und ohne Zeremonie, ohne Formeln, ohne Protokoll und Unterschriften erfolgte die schlichte Handlung, die sichtbare Spitze unsichtbaren Erlebens. Was hülfe wohl die Nachahmung der Form ohne den Kern des Erlebens? Es wär nur eine neue Religion mit ihrer Leere und Vergewaltigung.

Der Getaufte hätte mögen aufjauchzen in der beseligenden Wirklichkeit, die die schlichte Handlung bezeugte und besiegelte. Gehobenen Mutes und frohen Sinnes bestieg er seinen Wagen. Großes hatte er erlebt. —

Sein Begleiter war verschwunden. Wie wunderlich ist doch das Neue, sagte er, als er es inne wurde. Da hat man sich nicht einmal nach dem Namen gefragt und sich nicht vorgestellt und doch sich das Leben umgestaltet. Aber nein! Wir beide waren nur die Zeugen eines unendlich großen Werdens. An uns drängte sich Ewiges in die Zeit und wurde in uns Geschichte, und daß sich heute so Großes begiebt, das macht unsere Zeit beglückend und beseligend. Was uns geschah, das muß zu allem dringen, was Mensch ist. Wir sind nur Erstlinge.

So zog er fröhlich heim, den Abglanz erlebter Herrlichkeit auf dem Antlitz. Excellenz ist kein Missionar geworden. Wozu denn Menschen belehren über Dinge, die man nur erleben kann, wozu lehren, wenn man Schätze auszuteilen hat? — Aber an ihm erlebten viele, erlebte ein Volk den Abglanz jener Herrlichkeit. Es behielt ihn auch, bis auch ihnen der große Strom nachließ, das Erleben der Väter heilige Erinnerung wurde, die Väter selbst als Heilige angestaunt wurden und religiöse Systeme, Formen und Geberdenspiele die geistliche Frische frohen Lebens ersetzten.

Wer's gerne wissen will, wie tief ein Volk in den Tod sinken kann von den Lebenshöhen herunter, der nehme Gelegenheit, sich mit König Menelik, wenn er nun Europa bereist, und seinem abessynischen Christentum bekannt zu machen. Er werde aber kein Pharisäer an ihm, sondern wisse, daß er selbst auch in Formen steckt, nur anders gearteten. Aber die Frage darf er wohl bewegen: Was so merkwürdig, so unwiderstehlich groß begonnen hat,

sollte das für ewig in der Kleinlichkeit erstarren? Sollte das frische Leben, das die Zeitgeschichte so lebhaft suchte, wirklich in der Zeit stecken bleiben und Schlacken bilden? Hat das Leben kein Auferstehen, und ist wirklich der Tod das Letzte? Oder soll die Zeit der Erstarrung nur den Lebenshunger wecken, bis es jauchzend hervorbreche, und alle Welt voll werde seiner Herrlichkeit? —

Lh.

Mitteilungen.

Für die Fülle von entrüsteten und begeisterten Zuschriften, die mir der erste Aufsatz über den Beruf und die Stellung der Frau eingetragen hat, sage ich herzlichen Dank. Die meisten Einwände gehen aus von dem Notstand der unverheirateten Frauen, was der Gegenstand des zweiten Aufsatzes sein wird, und erledigen sich vorläufig damit. Andere verteidigen die Frauenbewegung, indem sie die Berechtigung dieser und jener ihrer Forderungen begründen. Dabei ist übersehen worden, daß ich eine reinliche Scheidung unsrer Bestrebungen von ihr nur wegen ihres Ausgangspunkts, ihres Mittels und ihres Wegs vollzogen habe, worin sie mit den notwendigen Grundsätzen einer Pflege persönlichen Lebens, um nicht zu sagen mit den Thatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur in verhängnisvollen Widerspruch gerät, während ich ausdrücklich gesagt habe, daß sich erst im Verlaufe der Erörterungen zeigen wird, was von ihren konkreten Forderungen im einzelnen zu halten sein wird (vgl. S. 4 oben u. 7). Das wird der dritte Aufsatz klarstellen. Doch auch schon in den bisherigen Ausführungen finden sich Hinweise darauf, die aufmerksamen Lesern unmöglich entgehen konnten (z. B. S. 42). Leider war es mir nicht möglich, in diesem Hefte bereits den zweiten Aufsatz zu bringen, da ich zunächst ein Versprechen einlösen mußte, das ich in Berlin meinen Hörern gegeben habe, den Vortrag: „Was ist Wahrheit?“, in eingehender Ausführung zu bringen. Aber das dritte Heft wird bald folgen.

Infolge von Krankheit war es mir leider nicht möglich, meinen Vortragsplan für diesen Winter zu verwirklichen. Hoffentlich kann ich das Versäumte wenigstens zum Teil im nächsten nachholen.

Meine Betrachtung in den letzten Mitteilungen ist vielfach falsch verstanden worden. Nicht die Abbestellungen haben mich bekümmert, sondern ihre fast durchgehende Begründung mit dem Mangel an Zeit als Symptom. Ich fürchte also keineswegs für die Existenz der Blätter — die Lücken sind längst wieder ausgefüllt —, sondern für die Zukunft persönlicher Kultur, die gewiß nicht Verbreitung der Blätter, aber Muße für sich selbst bei den Menschen voraussetzt.

Endlich teile ich mit, da ich versprochen habe, auf sonstige Veröffentlichungen von mir aufmerksam zu machen, daß im Jahrbuch für das deutsche Haus 1900 „Aus Höhen und Tiefen" (Verlag von Martin Warneck Berlin) — nur durch Buchhandlungen zu beziehen, Preis geb. 4 M. — ein längerer Aufsatz von mir: „Gott oder Götzen" erschienen ist. Niedergeschrieben wurde er bereits 1893, als ich anfing, Vorträge zu halten, und damals nur deshalb nicht gedruckt, weil ich keinen Verleger dafür fand. Er ist sozusagen eine Ouvertüre und enthält die Leitmotive meiner späteren Vorträge, wenn auch zum Teil nur im Keime. Inhaltlich ist er also für mich nicht veraltet. Nur die Ausdrucksweise ist mir fremd geworden, weshalb ich mich auch nicht entschließen konnte, ihn in den Blättern zu bringen.

Zum Schlusse kann ich mir nicht versagen, der großen Freude Ausdruck zu geben, daß ich aus vielen brieflichen und persönlichen Begegnungen im vergangenen Winter den Eindruck gewonnen habe, daß es bei vielen Menschen vorwärts geht. Das Keimen und Wachsen des Lebens, daß ich so oft beobachten konnte, hat mich sehr erfrischt und in der Hoffnung bestärkt: Es muß doch Frühling werden!

Weißer Hirsch, den 9. April 1900.

Johannes Müller.



Zur Naturgeschichte der Persönlichkeit.

1.

Wer gern etwas Neues liest und erfährt, möge das folgende überschlagen. Es soll nur Allbekanntes wiederholt werden, um die Freunde, denen die Pflege der Persönlichkeit am Herzen liegt, zu bestärken, daß sie keinem Wahne anheimfallen, sondern Wirkliches und Wertvolles suchen.

Man redet nicht umsonst vom Gewichte mancher Persönlichkeit. Wir bemerken es an dem Drucke, beziehentlich der Erleichterung, die die Gegenwart mancher Leute auf uns hervorbringt, während viele, wohl die meisten, federleicht sind und gar nicht gespürt werden. Man kann beobachten, daß sich überall im Leben diejenigen durchsetzen, die den meisten inneren Gehalt haben, ungefragt welchem Stande und welcher Bildungsstufe sie angehören. Sie haben doch gewiß schon Häuser getroffen, die von Köchinnen regiert wurden? Das ist dem Psychologen hochinteressant, wenn auch nicht gerade erquicklich, und ereignet sich in den feinsten Kreisen.

Ich war einmal in einem Hause, das wurde ausschließlich von einem angenommenen Mädchen gelenkt. Man hatte die Geschichte ausgezeichnet eingefädelt. Man bedurfte nämlich eines billigen und zuverlässigen Dienstboten. Um sich diesen zu verschaffen, griff man zur Wohlthätigkeit und nahm auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege ein armes junges Mädchen als Tochter ins Haus.

Diese mußte natürlich ewig dankbar dafür sein und aus Dankbarkeit auch die allerschwersten Lasten tragen, die man ihr aufbürdete. Sie trug's auch, und darin bekundete sie ihre nicht gewöhnliche Geistesstärke. Sie trug es ganz still, ohne Worte und ohne Murren und Rechnen, als könnte es gar nicht anders sein. Aber unvermerkt wurde sie wie in stiller Selbstverständlichkeit die Leiterin des Ganzen. Auch das konnte nicht anders sein. Der Hausherr war ein Windbeutel, die Hausfrau, an sich herrlich beanlagt, konnte an ihm nichts werden und verlor in der Unsicherheit, sich nirgends stützen und anlehnen zu können, allmählich allen Halt des Lebens: so blieb keine Stütze als dieses starke Mädchen, das alles tragen konnte. Man hatte in der That eine Wohlthat erwiesen, aber mehr sich als dem Mädchen. Als nach Jahren das Mädchen durch Lebensumstände entführt wurde, zerfiel das ganze Haus.

Gewiß fällt dem freundlichen Leser manches ein, was er selbst schon gesehen hat, vielleicht sogar manches aus seinem eigenen Erleben. Ja, am Ende ist er selbst irgendwie fatal abhängig. Ein Wunder wär's gar nicht. Wir sind nicht zur Selbständigkeit erzogen. Ich z. B. hatte wie wahrscheinlich viele in der Jugend den Eindruck, die Hauptsache im Leben sei, möglichst viel zu wissen und wirklich solid geistig durchgebildet zu sein. Wir haben auch wirklich viel gelernt, und unsere Ausbildung stand im Höhepunkte des wissenschaftlichen Klassizismus. Aber wir schwebten in beständiger Gefahr, daß die einseitige Verstandesbildung die Stärkung des Willens und die Ausbildung der Persönlichkeit vernachlässige. So wie körperlich unter den Alters- und Studiengenossen übelfarbige Brillenträger mit kümmerlicher Figur und Haltung den zahlreichen Typus des Stubenhockertums in der Stadt ausstellten, gerade so mag's auf dem unsichtbaren Gebiete des Willens ausgesehen haben, während die wissenschaftlichen Leistungen, Examina, Zeugnisse und ähnliche Minderwertigkeiten geradezu glänzende waren. Da kann es gar nicht anders gehen, als daß fremde stärkere Willenskräfte, die beständig die Welt durchströmen, das Schwächere an sich ziehen und führend leiten.

Nun, das schadet nicht für immer. Der Mensch und die Menschheit ist ein wundervolles Rätsel, dessen Lösung Wahrheit ist. Hat ein Geschlecht einmal einen nicht ganz richtigen Weg betreten, so kann man darauf wetten, daß das Kommende den Fehler zu verbessern sucht, und daß ein Rückschlag eintritt. Im Rückschlage bezeugt sich mit unwiderstehlicher Kraft die Wahrheit, die unversiegliche Quelle des Geisteslebens der Menschheit. Noch ist jede Unwahrheit als solche erkannt worden. Darum braucht man nie und nirgends zu erschrecken, wenn sich einmal die Lüge breit macht. Sie lebt sich bald aus.

Heute stehen wir unter dem Zeichen des Hungers nach persönlichem Leben. Tausende empfinden, daß ein gutes Stück, ja gerade das Beste an ihnen nicht zur Geltung kommt. Es ist unzweifelhaft, daß dieser Hunger Befriedigung finden wird. Es sind ja Menschen, die hungern, Persönlichkeiten, und solche, die es werden wollen. Darin liegt gerade ihre Wahrheit. Es sind Erben, die ihr Eigenes suchen. Gewiß sie werden es finden. Es wäre thöricht daran zu zweifeln. Nur erschrecke man nicht, wenn das Streben nach persönlichem Werden zuweilen sehr plump und ungeschickt herauskommt. Wenn in einem Kinde die Lebenskraft zur Geltung kommt, äußert sich's in allerlei Mutwillen. Man sagt, es kommt in die Flegeljahre. Halbwegs verständige Eltern und Erzieher jauchzen dann auf und suchen nur das überschäumende Leben in der richtigen Weise zu leiten, nicht aber durch Gewaltmaßregeln zu unterdrücken. Zu artige Kinder sind Schwächlinge, die meistens frühem Siechtume verfallen, und stammen oft von zu unartigen Eltern.

Auch in unserem Geschlechte zeigen sich die Kapriolen. Das, was wir modern nennen, mit all seinen liebenswürdigen und unliebenswürdigen Seiten, ist der Rückschlag einer Zeit, die den Menschen als Ganzes zu wenig pflegte. Aber diese Seitensprünge bekunden gerade neu aufquellendes Leben, und wir gehen gewiß einer Zeit entgegen und sind schon darin, in der sich der Mensch als Persönlichkeit wird trachten durchzusetzen.

Für die Zeit, der wir eben entwachsen, war hervorragend

bezeichnend das Vereinswesen. Der Verein ist eine Massenperson, weil der Einzelne sich nicht getraut, eine zu sein. An sich ist der Gedanke nicht übel zu einem gemeinsamen Zwecke vieler Kräfte zu verbinden. Damit kann man Großes ausrichten und richtet auch Großes aus. Aber schade dabei ist, daß der einzelne starke Wille nicht mehr zur Geltung kommt, sondern höchstens als Vertreter der Vielheit, und auch da beständig gehindert durch ein schwerfälliges Komitee mit seinen zeit- und kraftraubenden Sitzungen und Förmlichkeiten, und der Vereinsmensch ist in beständiger Gefahr, den Typus menschlicher Mittelmäßigkeit und Einerleiheit darzustellen. Es ist aber unzweifelhaft, daß wahrhafte Fortschritte immer nur von einzelnen starken und lebensvollen Persönlichkeiten gemacht worden sind, nicht von Vereinen. Der Verein ist wertvoll durch Mithülfe vieler mehr oder weniger interessierter Menschen, aber ist in sich viel zu schwerfällig, um sich dauernd halten zu können. Der Verein der Zukunft muß ruhen nicht auf gemeinsamen Satzungen, sondern auf gemeinsamen Willensregungen. Er muß seinen Schwerpunkt haben im Wesen, nicht in der Form, man kann ihn nicht gründen und die polizeiliche Erlaubnis dazu einholen, er muß werden in selbstverständlichem Lebensbedürfnis und findet seine Berechtigung und Auswirkung in einer unwillkürlich hervorbrechenden Wahrheit.

2.

Worin äußert sich wohl eine Persönlichkeit? Wir antworten: Im klaren Willen, der sich in ganz eigentümlicher, von andern deutlich unterschiedener Weise äußert. Jeder Mensch bethätigt seinen Willen auf allen Gebieten des Lebens in besonderer Weise und je mehr die Persönlichkeit ausgebildet ist, um so charakteristischer ist jede, auch die kleinste Lebensäußerung. Je gesunder die Persönlichkeit ist, und je mehr sie ihre Natur gefunden hat, desto harmonischer fügt sich ihr Sein an das anderer an, so daß bei völliger Natürlichkeit die Vielheit ein wundervolles organisches Ganzes werden kann, geleitet von einem gemeinsamen Willen, der sich in jedem Einzelnen in harmonischer, aber entzückend variierter Weise zur Gel-

tung bringt. Das sind Äußerungen der Gesundheit. Ist die Persönlichkeit erkrankt, und befindet sie sich im Zustande der Unnatur, so äußert sie sich statt im klaren im unklaren Willen. Man nennt ihn Eigensinn.

Eigensinn ist immer ein Zustand der Erkrankung des Willens und mangelnder geistiger Beweglichkeit. Der klare Wille ist geistiges Anpassungsvermögen an die Verhältnisse und naturgemäße Benützung derselben. Ohne ihn ist der Mensch krank. Ebenso ist ein Körper krank, wenn ihm sein Anpassungsvermögen an die Natur abhanden gekommen ist. Er wird wegen mangelnder Elastizität über kurz oder lang eine Beute aller möglichen Krankheiten, die ihn immer mehr schwächen, bis sie ihn hinraffen. Auch der starre Eigensinn ist mangelnde geistige Elastizität. Ich habe mehrere Male beobachtet, daß ausbrechender Wahnsinn sich in immer unverständlicherem Eigensinn zur Geltung brachte, bis der Geist ganz umnachtet war, und halte Eigensinnige für geistig außerordentlich gefährdet, weil sie willensschwach sind, und die scheinbare, künstliche Stärke plötzlich zusammenbrechen kann.

Daher äußert sich auch die eigensinnige Persönlichkeit immer in einem fatalen Druck, den sie auf ihre Umgebung ausübt, die wahrhaft gesunde Persönlichkeit wirkt erleichternd und belebend und doch führend. Ich habe durch Beobachtung gefunden, und jedermann kann es in seiner nächsten Umgebung nachprüfen, daß jedem Menschen ein gewisser, geistiger Wirkungsbereich eignet, je nach dem Maße seines persönlichen Lebens, und es ist schlechthin unmöglich, sich diesen ausströmenden Kräften der Persönlichkeit zu entziehen. Hier wirken, wie überhaupt im Gebiete des Geistes, unerbittlich strenge Naturgesetze, die zu übertreten unmöglich ist.

Je gesunder und erschlossener eine Persönlichkeit ist, um so mehr wird sie sich durch klaren, bewußten Willen befreiend und führend zur Geltung bringen, zur Gesundung ermunternd und belebend. Auf materiellem Gebiete ist's ja ebenso. Man denke sich eine Gesellschaft von Finanzleuten. In dieser wird das Wort dessen am meisten gelten, der die größten Kapitalien vertritt. Sie werden

sich in ihrer gegenseitigen Rücksichtnahme genau abstufen nach dem Maße des von ihnen vertretenen Vermögens, der Entwicklung ihrer finanziellen Persönlichkeit, und ein scharfer Beobachter könnte unschwer aus ihrem Benehmen die Abstufung ihres Besitzes erschließen. Genau so ist's im Gebiete des Geistes. Zwei Persönlichkeiten, die sich begegnen, fühlen einander ihren Wert ab, das Maß ihrer Willenskraft, und in dem Augenblicke hat auch schon die eine die geistige Führung übernommen.

Worte haben dabei wenig zu sagen. Der Geist bedarf der Worte nicht, nur das Bewußtsein. Worte vermitteln häufig peinliche Irrungen, weil es gewandten Persönlichkeiten gelingt, sich durch Worte zu verbergen. Ebenso dient auch das Äußere, der sinnliche Eindruck, zur Vermittelung von gelegentlichen Irrtümern. Aber denken wir uns einmal alles Sinnliche weg, Person der Person gegenübergestellt, so sind Irrtümer absolut ausgeschlossen. Aber auch mit allen Irrtümern des Bewußtseins wird immerhin, ob das Bewußtsein zur Geltung kommt oder nicht, der führende Teil die willenskräftigere Persönlichkeit sein, die sich bewußt oder unbewußt auswirkt.

Dabei sind dem Auswirkungsbereich der Persönlichkeit räumliche Schranken nicht gesetzt. Je nach der Geisteskraft überwindet die Persönlichkeit räumliche Schranken und bringt sich in Fernwirkungen zur Geltung. Es ist gar nicht so schwer, räumlich fernliegende Verhältnisse stark zu beeinflussen. Dagegen sind schwache Geister an den sinnlichen Bereich ihres physischen Seins gebunden.

Dafür einige bekannte Beispiele. Auffallend ist, wie sich vor beinah 400 Jahren unglaublich schnell, ohne Zeitung und Telegraph, Luthers Persönlichkeit in ganz Deutschland bemerklich machte, so daß die Kunde von seinem Auftreten mit Windeseile alle Gebiete durchflog, mit einer Schnelligkeit, die zu der sonstigen Schwerfälligkeit jener Zeit in keinem Verhältnisse stand. Das ist nur zu erklären durch die Macht, die die gewaltige Persönlichkeit ausübte. Ebenso kam vor wenig Jahren Bismarcks Persönlichkeit in allen diplomatischen Kabinetten zu stark empfundener Geltung, der sich nie-

mand entziehen konnte. Welche Rolle Goethe im Geistesleben der Menschen gespielt hat, ist uns noch heute fühlbar. Von Leuten wie Tolstoi will ich ganz schweigen.

Jeder Geist, der, wie man sagt, Schule bildet, klingt aus seinen Schülern durch die Macht der Persönlichkeit heraus und zwar auf allen Gebieten, bei Künstlern ebenso wie bei Gelehrten, Philosophen und Religionsmännern. Ja, ich bin fest überzeugt, wenn es auch nicht ziffermäßig nachweisbar ist, daß persönliche Bekanntschaft gar nicht nötig ist, um einander zu beeinflussen. Hat wohl der freundliche Leser einmal nachgedacht über das rätselhafte Wesen, was wir „Zeitgeist" nennen? Es hat doch jede Zeit ihren eigentümlichen Charakter, den die folgende genau zu zergliedern und nachzuweisen imstande ist. Nun setz dich in einen einsamen Winkel, bestelle alle Zeitungen ab, verrechne deine Buchhändler, meide allen unnötigen Verkehr, werde meinetwegen nach berühmten Mustern Bauer, aber dem Zeitgeiste entziehst du dich nicht. Du brauchst nur zu denken, und deine Gedanken werden sich mit denen der Zeitungsschreiber und Litteraten begegnen. Was ist der Zeitgeist? Die gleichgeartete Willensäußerung der stärksten Persönlichkeiten einer Zeit — oder etwas anderes? —

Die Äußerung des Wesens bringt sich in doppelter Weise zur Geltung, anziehend und abstoßend. Gleichgeartetes zieht sich im allgemeinen an, so wie Gesunde am liebsten mit Gesunden verkehren, und auch Kranke lieber ihres Gleichen vertragen, weil sie an Gesunden ihre Krankheit mehr fühlen. Freilich sind sie unter einander auch unliebenswürdig genug. Das Gesunde ist unverkennbar dadurch, daß sich die Persönlichkeiten harmonisch an einander schließen. Jeder ist ja etwas ganz Besonderes, und je mehr er die in ihm liegende Wahrheit zum Ausdruck bringen kann, um so mehr wird seine Besonderheit erkannt. An diese aber gliedert sich die des andern wohlthuend und ergänzend an, so daß bei einem Zusammentreffen einer das Bedürfnis nach dem andern empfindet, und bei aller Verschiedenheit der Persönlichkeiten eine Einheit der innersten Gesinnung zum Ausdruck kommt, von der

man deutlich empfindet, daß sie etwas Bleibendes, vielleicht Unlösliches ist.

Unzweifelhaft ist, daß wir auf Vielheit und Gemeinschaft in der Vielheit angelegt sind. Erst dann können wir uns naturgemäß in unserem vollen Werte entfalten. Das Schwächere hat dann das dringende Bedürfnis, in der Angliederung zu erstarken, und das Stärkere, sich aus dem Schwächeren zur Vielseitigkeit und volleren Entfaltung seiner selbst zu ergänzen. Geistig Unnormales schließt sich auch zusammen und beweist auch dadurch die Einheitlichkeit der Menschheit und kommt irgendwie mit einander durch, wenn auch häufig genug nach dem Grundsatz: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Eigentlich lebhaft wird die Sache, wenn Gesundes und Krankes zusammenstößt. Da wird erst die Geschichte der Persönlichkeit interessant. Auf beiden Seiten tritt eine Krisis ein. Die Persönlichkeit ist unwillkürlich genötigt, ihre geheimsten Kräfte zur vollen Anwendung zu bringen, die Unpersönlichkeit — so sollte man das kranke Ich nennen — sieht sich zur Unterwerfung veranlaßt oder der anscheinenden Vernichtung anheimgegeben und entfaltet ebenfalls alle Gewalt des Widerstandes, um so heftiger, als ein geheimes Gefühl ihr sagt: dort ist das eigentlich Rechte und Wahre, dort liegt auch deine Natur. Die Wahrheit wirkt überall anziehend, und die Erregung der Unpersönlichkeit ist im Grunde eine Heilkrise, über die man sich eigentlich freuen sollte. Wenn der Leib sich angesammelter Fremdstoffe entledigen will, so sucht er sie in heftigster Fieberglut zu verbrennen und die verbrannten Reste auszustoßen. Was im Leibe das Fieber ist, ist im Ich der Haß. Wer das Fieber mit Chemikalien unterdrückt, wird nur halb gesund, und wer den Haß künstlich immer wieder hintanhält oder vielleicht gar mit Gewalt und Polizeimaßregeln zu dämpfen thöricht genug ist, hilft nicht zur Gesundung des andern. Haß und Zorn sind nur kurzlebig und wohlthätige Krisen des gesamten Geisteslebens. Laß sie austoben und bewache sie höchstens, daß sie nicht gar zu weit überschäumen: du findest keine wahreren Freunde als die, die vom

Haß genesen sind. Je größer der Haß, desto treuer die darauf folgende Liebe.

Das sind die eigentlich interessanten Erlebnisse der Persönlichkeit, in denen sie wächst und erstarkt. Durch ihr bloßes Sein und Erscheinen erregt sie den Haß der Unpersönlichkeit, und dann erwächst ihr ohne weiteres die liebliche Aufgabe, den Erregten zu stillen, indem sie seine volle Gewalt an sich austoben läßt und dabei die Geduld nicht verliert, sondern im Mute wächst.

Wie jammerschade ist's, wenn jemand dem Haß gegenüber die Geduld verliert. Er opfert ja damit die ganze souveräne Überlegenheit seiner Persönlichkeit und bringt sich um die Frucht und Hauptfreude seines Lebens. Du kannst von nirgendher interessantere Erlebnisse bekommen, als vom Haß. Willst du jemandem die Lebensfreude vorenthalten, so verbirg ihm das süße Geheimnis: Liebet eure Feinde! Du hast ja gar keine Ahnung, was für Riesenkräfte dir zu Gebote stehen, die in dir schlummern, und die du nur kurzsichtig immer wieder hintanhältst, wenn du mithassest.

Es war einmal jemand, der nahm sich kühnlich vor, er wolle ganz allein die ganze Welt zwingen. Aber wie? Mit Gewalt? Das wäre thöricht und feige. Mit Geld? Das wäre niedrig und erbärmlich. Er mußte etwas finden, was durchaus bleibt. Gewalt und Geld zerrinnt beständig und ist flüssig und flüchtig wie fliehender Nebel. Ich hab's, sprach er. Ich wende unerschöpfliche Güte an; und kurzweg setzte er allen Regungen der Welt unwandelbare Güte entgegen, wie einen ehernen Pfeiler im tobenden, flutenden Meere. Dadurch entfesselte er naturgemäß den wildesten Haß. Am Pfeiler spritzt die Brandung am höchsten. Dort sollen ja die Wellen sich brechen. Da sagte er lächelnd: Nun wohl, jetzt fangen sie schon an, meine Kräfte zu spüren. Ich werde noch weiter warten und durch Güte den Haß in Liebe umschmelzen. Weil ich für alle Welt Geduld und Güte habe, muß ich alle Welt gewinnen. Dann sagte er zu einigen Freunden — es waren ihrer nicht viele —: Macht's gerade so wie ich, und ihr werdet die ganze Welt erobern. Denen kam's aber zu schwer vor. Manche gingen gar nicht, manche

matt und unsicher. Natürlich! sagte er da. Ich habe nicht die rechten Boten geschickt. Das sind ja Freunde und Anhänger. Die sind immer ein bischen matt. Da ging er hin und nahm nur Einen, aber seinen größten Feind und sagte: Dich schicke ich, du sollst für mich die Welt erobern. Gewonnen hab ich sie im Grunde schon, du sollst sie mir in Besitz nehmen, aber nur durch Güte. Und der ging und hat die Welt umgestaltet. Daß die Welt in begeisterter Liebe erglüht, ist nicht mehr eine Frage der Möglichkeit, sondern nur der Zeit. Deine Teilnahme daran ist eine Frage nach der Kraft deines Ich!

Es kann ja auch kein anderes Mittel geben. Muskeln etwa? — Aber das Ich steht weit darüber. Geld? — Das Ich belächelt die gelben Erdklümpchen. — Aber die Willenskraft ist die längste Geduld des Ich, ist die Gesinnung des Ich. Die ist unwiderstehlich.

3.

Aber giebt's denn überhaupt ein Ich? Das ist die große Frage, für die erst der Beweis zu erbringen wäre. Das was in uns „ich" sagt, ist am Ende nichts anderes, als eine Summe von lebendigen Zellen für eine kurze Zeit zu einem lebensvollen Organismus verbunden, die später in ihre Atome zerfallen und neue Verbindungen eingehen. So philosophiert der Materialismus.

Im Grunde kann man deutlicher von der Natur der Persönlichkeit nicht durchdrungen sein. Woher kommen denn die lebendigen Zellen, die sich zum Organismus zusammengefügt haben? Es gäbe keinen Organismus, wenn er nicht das Spiegelbild von etwas Höherem wäre. Wie der einzelne Mensch sich zusammensetzt aus lebendigen Zellen zur gliedlichen Einheit, so ist er selbst für die Menschheit die lebendige Zelle, die für das Ganze notwendig ist. Was der Materialismus vom Einzelnen aussagt, leugnet er für das Ganze. Materialismus ist die Kurzsichtigkeit, die für das Große keinen Blick hat, das Spezialistentum, das an den Organen herumschneidet und nicht weiß, daß es einen Organismus giebt.

Aber der Materialismus erklärt, bei seiner Leugnung des Ich

bleiben zu wollen, bis der Gegenbeweis erbracht sei. Ich glaube, er wird's nicht thun. Wenn der Materialismus sich das Recht herausnimmt, an das Ich nicht zu glauben, so nehmen wir uns auch das Recht, an den Materialismus nicht zu glauben. Gewiß ist auf unserer Seite die größere Berechtigung. Ich bin schon längst überzeugt, daß es einen eigentlichen Materialismus überhaupt nicht giebt, und halte ihn für ein bloßes Gerede, das sich seine Anhänger so lange eingeredet haben, bis sie meinten es zu glauben, gegen das sich aber immer mehr oder weniger bewußt ein gesundes Gefühl in ihnen auflehnt.

Der Materialismus ist eine Krankheit gewisser Zeiten und tritt jedesmal auf im Gefolge großer Kulturepochen. So folgte auf die Glanzperiode des Griechentums eine materialistische Philosophie; die römische Kaiserzeit, d. h. die Folgezeit der höchsten Blüte des Römertums war materialistisch gesonnen, und daß auf die Neuzeit mit ihrer hohen Kulturentwicklung materialistische Anwandlungen folgten, ist ganz natürlich. Materialismus ist die Folge geistiger Übersättigung, die Unfähigkeit, weitere Geistesnahrung aufzunehmen, mit allen übeln Folgen der Überreizung, Materialismus ist die Religion der Entartung und ist nicht als Religion, sondern als Symptom wichtig zu nehmen. Dem Materialismus begegnen zu wollen mit Beweisen ist ebenso verfehlt, als dem Übersättigten noch neue besondere Tränke einzuflößen: Laß ihn fasten, bis er gesund ist. Oder willst du den Hysterischen mit Vernunftgründen begegnen? Laß sie ausreden und sinne still auf Pflege für die Erschöpften. Alles was man gegen solche Krankheiten unternimmt, führt ihnen Nahrung zu, aber freundliches Gewährenlassen weckt die noch vorhandenen Kräfte des Ich und befördert die Heilung.

Das Ich ist so wenig beweisbar wie irgend eine Realität. Beweise, daß die Sonne da ist. Das kann man nur bezeugen, nicht beweisen. Beweise, daß es eine Persönlichkeit giebt! — Ich bin, folglich bin ich, und daß ich bin, merkst du, sobald du in meinen Wirkungskreis trittst, und je lebensvoller die Persönlichkeit, um so

mehr wacht in dir die Sehnsucht nach persönlichem Leben auf, denn du bist selbst ein zum Leben bestimmtes Ich.

Wenn man einen Menschen ansieht, so bemerkt man das Ich am deutlichsten im Auge. Der lebensvolle Blick ist doch keine Eigentümlichkeit der Augenzellen, sondern der Ausdruck des Ich. Sonst müßten ja Leichen ebenso einen Ausdruck haben. Sie sind aber ausdruckslos. Der verschwommene Blick des Trinkers bezeugt, daß sein Ich ertrunken ist, der unsichere Blick des Lügners, daß sein Ich einem geschlagenen Hunde gleicht u. s. f. Aber nicht nur im Auge, sondern überall sieht man das Wesen der Persönlichkeit. Sie prägt sich aus im körperlichen Befinden. Letzteres ist Ausdruck der Lebensführung des Ich und bezeugt sich als Wohlbehagen, wenn der Wandel des Ich vernunftgemäß ist, als Leiden, wenn die Persönlichkeit die Herrschaft aufgegeben oder verloren hat. Die Modekrankheiten bezeugen sich als Ausdruck verloren gegangener Selbständigkeit weiter Kreise.

Der ganze Körperbau ist die versichtbarte Darstellung des Ich, seine mannigfachen Veränderungen von Geburt aus halten genau Schritt mit dem Wesen des Ich. Darum haben alle, die aus einzelnen Körperteilen z. B. der Hand, dem Gesicht u. s. f. auf den ganzen Menschen schließen, so unrecht nicht. Gewiß, darin bezeugt sich das Ich ebenso scharf ausgeprägt wie in der Handschrift, aber diese Sachen sind doch ziemlich läppisch und verdanken ihre Entstehung meistens einer unziemlichen Neugier, die sich mit der hohen Würde einer Persönlichkeit schwer verträgt.

Wenn sich dagegen die Persönlichkeit nicht scharf ausprägt im Körper, so ist das immerhin bedenklich. Wer heute in einer Großstadt geht, wird erstaunen über die Einerleiheit des Aussehens vieler Menschen. Es sind dieselben, von denen her man keine oder jedenfalls übereinstimmende Eindrücke erhält. Die Mode hat sie abgeschliffen wie die Bachkiesel, aber nicht nur äußerlich. Innerlich nicht minder. Die Persönlichkeit ist verschwommen und verwaschen und bedarf oft eines langen Heilprozesses, um zu gesunden.

Je ausgeprägter und durchgearbeiteter eine Persönlichkeit ist, desto schneller wird man ihrer Gewalt inne. Die Franzosen sagen von einer Persönlichkeit: c'est quelqu'un, was für die übrigen wenig schmeichelhaft ist, und diese nennen sie mit einem fatalen Mißbrauch des Wortes: »Personnes«. Aber nicht nur der Körper, nein die ganze Umgebung, der Wirkungsbereich einer Persönlichkeit wird sich erfüllen mit dem charakteristischen Ausdruck ihres Wesens. Betrachte die Kleidung, den Schreibtisch, die Zimmereinrichtung, die Wohnung der Menschen, und wenn du Blick hast, wirst du die Persönlichkeit erschauen. Und hast du selbst Leben, so muß um dich her etwas geschehen, und was und wie es geschieht, das ist Ausdruck deines Ich.

Denke dir einen Bau. Wer baut? Der Arbeiter nicht, der verdient nur sein Brot. Der Baumeister zuweilen. Der eigentliche Erbauer ist der Bauherr, mag er architektonisch gebildet sein oder nicht. Der entstehende Bau ist Ausdruck seines Wesens, das sich durch den Architekten hindurch bezeugt. Bauten sind Wesensspuren, nicht minder wie Handschriften. Sie sind die monumentalen Handschriften, mit denen die Menschheit ihre Namenszüge auf die Erde niederschreibt, und die Geschichte der Bauten ist ebenso die Geschichte der menschlichen Entwicklung wie jede andere.

Für die Neuzeit bezeichnend ist der charakterlose Steinwürfel oder der Phantasiebau. Ersterer bezeugt die Einerleiheit, letzterer die ungestillte Sehnsucht des Ich, sich auf irgend eine Weise zur Geltung zu bringen. Das eine ist chronische, das andere akut gewordene Krankheit der Persönlichkeit. Die Gesundheit prägt sich aus in Ebenmaß und Zweckmäßigkeit und wird stets kleine Besonderheiten zeigen, die unnachahmlich sind. Handschriften sammeln ist Kinderei, aber präge deinem Geiste die Äußerungen der Persönlichkeit ein, die deine Augen beobachten, schaffe dir geistige „Protokolle der Menschheit". Das gewährt Genuß und fördert dich.

Es hatten einmal auf einer fruchtbaren Steppe drei Bauern gleichzeitig ein ansehnliches Vermögen erworben. Sie hatten gleich

breite Höfe nebeneinander, gleiche Wirtschaftsgebäude im Stile jener Gegend und faßten gleichzeitig den Plan, nun auch ihren Mitteln entsprechende Wohnhäuser vornehm und reich zu bauen. Als sie fertig waren, lernte ich sie kennen. Nebeneinander an der Straße standen drei gleiche, kongruente Steinwürfel mit Veranda, bunter Glasthüre und gleichem Eisenwerk verziert. Alles dreifach. Die Veranda ließ ein großes Zimmer betreten, rechts und links grenzten je zwei größere an. Im ersten war je ein Harmonium angebracht von der gleichen Fabrik in der gleichen Ecke aufgestellt, obgleich man erst wünschte, die Kinder möchten einst spielen lernen. Im Paradezimmer rechts standen zwei hohe Wandspiegel und ein rechtwinklig gelegter Läufer zog sich über den glänzend gelackten Fußboden. Der Hausherr durchwandelte das Zimmer nur im rechten Winkel. Links war je ein Paradeschlafzimmer mit je zwei prächtigen Betten, aber ohne Waschtisch. Durch unvorsichtiges Waschen könnte der Gast den lackierten Fußboden bespritzen. Dafür bekam er eine meterhohe Salonlampe zum Schlafengehen, die er nach dem Abkleiden nur schwer ausblasen konnte. Alles war in allen drei Häusern gleich. Die gleiche Bildungsstufe, der gleiche Reichtum hatte die Leute nivelliert. Im Laufe mehrerer Jahre ging ich bei allen Dreien aus und ein. Da hatte sich schon die Zimmereinrichtung in bezeichnender Weise verändert; aber nach wenig Jahren verkaufte einer von den drei Helden plötzlich seine Habe und erwarb eine höchst eigenartig gebaute Ökonomie der Umgegend. Dieser war der geistig fortgeschrittenste und Entwickeltste. Was trieb ihn fort? Er glaubte die Erwerbssucht, die Verhältnisse. Er wußte nicht, daß es die erwachende Persönlichkeit war, die sich zur Geltung brachte und ihn gerade jene Erwerbung machen ließ. Er lernte „ich" sagen, sich von andern unterscheiden, und das lebensbedürftige Ich wurde wahrgenommen an durchgreifenden Veränderungen der Bewegung.

Jedes starke Ich prägt sich auch in der umgebenden Materie aus. So wie der Windhauch die Nebel formt und jagt, wie er will, so fährt der Geisteshauch in die Materie, die vor ihm bieg-

sam ist und seinen Äußerungen widerstandslos gehorchen muß. Nur die Unpersönlichkeit wird von der Materie und ihren Gesetzen beherrscht, wie der Nebel mit souveräner Gewalt die Windstille drückt. Die Persönlichkeit prägt der Materie ihr eigenes Gesetz auf und bethätigt sich je nach dem Maße der ihr innewohnenden Kraft. Das Ich baut den Leib auf, aber nicht die Speise. Diese ist nur Rohmaterial, und der Leib, diese charakteristische Materialisation des Ich, schafft seine Umgebung um nach seinem Maß und Willen.

Wenn es nun erfahrungsmäßig gradweise Unterschiede der Persönlichkeiten giebt nach dem Maße von Leben und Kraft, das ihnen eignet, und das reichere Ich auch das höherstehende ist, so deutet diese Abstufung im Werte auf ein höchstes, letztes Ich, das jedes andere umspannt und für jedes einzelne Ich ebenso Ursprung als Ziel ist. Wie nun dem einzelnen Ich unbedingte Macht über die Materie eigen ist, genau entsprechend der Fülle seines Seins, so eignet dem höchsten Ich die absolute Schöpferkraft, und diese ganze wundervolle Welt im Größten und Kleinsten ist der materielle Ausdruck des höchsten Ich, Gottes, wie einmal jemand treffend gesagt hat: Der Himmel ist sein Stuhl und die Erde seiner Füße Schemel. Er ist nicht die Schöpfung, aber die Schöpfung ist durch ihn und besteht in ihm. Sie veraltet wie ein Gewand und ist wandelbar nach seinem Willen, aber das Ich bleibt wie es ist.

Das Schöpferische ist der ureigenste Zug des Ich. Ein Ich, das sich nicht schöpferisch bethätigt, ist noch nicht erwacht, und die Schöpferkraft liegt einzig im Willen, nicht in den Muskeln. Darum muß ein einigermaßen entwickeltes Ich Berge versetzen können durch seinen Willen. Wie ist doch die Welt voll Unpersönlichkeiten, ebenso gelehrt und gebildet, wie der Materie sklavisch untergeordnet! —

4.

Die Persönlichkeit prägt sich aus in Besonderheit und Harmonie. Darin bekundet sie, daß sie Natur ist, und daß Natur eine Einheit ist. Stelle dich vor die Eiche. Jedes Blatt ist eine Be-

sonderheit, keines ist dem andern kongruent wie die Steinwürfel der drei Steppenbauern, und doch ist die Summe der Blätter eine wundervolle Harmonie. Und nun gehe weiter zum Walde, zur Wiese, zum Gebirge, zum Meere, wohin du willst. Jeder Baum des Waldes ist vom andern verschieden nach Art und Wuchs und Stellung, je verschiedener, desto wohlthuender, und die Summe aller Bäume ist der hehre, stille, tiefe Wald, der auf jedermann so ernsten und doch so erhebenden Eindruck macht. Nirgends in der Natur ist Einerleiheit und gerade in der Vielheit die Harmonie. Erst wenn der Mensch sich am Walde vergreift und die parallelen Reihen der Föhren charakterlos hinpflanzt, erst da wird Einerleiheit, und auch da bricht überall die Natur wieder durch, wenn sie der Mensch nicht mit äußerster Gewalt unterdrückt. Ist es darum zu viel gesagt, daß der Mensch, je mehr er seine Natur erreicht, mit so mehr seine Besonderheit ausprägt, und je mehr das natürlich geschicht, um so harmonischer wird sein Zusammenschluß mit anderen Besonderheiten?

Unverträgliche Leute sind zugleich unnatürliche. Ihnen fehlt gerade das, was die Persönlichkeit bestimmt, die Harmonie nach außen. Diese fehlt, weil das innere Gleichgewicht fehlt. Unverträglichkeit ist ein sehr wichtiges Erkennungszeichen des erkrankten Ich. Ihr gegenüber hat der Menschenfreund nur auf Heilung zu sinnen. Wer sich darüber ärgert, ist selbst nicht in der rechten Verfassung. Würde wohl ein leiblich gesunder Mensch über den Unliebenswürdigkeiten irgend eines schwer Kranken die Fassung verlieren, oder gar einen Beleidigungsprozeß anstrengen? Er wird ihn bemitleiden und thun, was er zur Linderung seines Zustandes thun kann; von Gereiztheit über seine Ausfälle wird nicht die Rede sein. Sobald das kranke Ich gesundet, wird es sich dankbar für jede erwiesene Geduld freudig anschließen. Den Glauben aber an die Gesundung der Menschheit wird man doch nicht aufgeben?

In dem Maße nun als gesunde Persönlichkeiten werden, bilden sich Gruppen, die Ein Geist durchwaltet, in denen die Kleinlichkeit und Gereiztheit fehlt, und Geduld und Freundlichkeit regiert, ohne

Worte, ohne süßliche Mache, in schlichter kaum bewußter Selbstverständlichkeit. Worten, die dabei verloren werden, muß man mißtrauisch gegenüber stehen. Sie sind in der Regel bestimmt, vorhandene innere Unwahrheiten zu verdecken. Aber die Gruppen sind nur Sammelpunkte, nicht Parteien, und streben in freudiger Werdelust nach anderem Anschluß, und sobald der Eine Geist sich anderwärts wiederfindet, wird die Gruppe zum großen Bunde, dem schließlich keine Ende und Ziel gesteckt ist.

Einheit des Geistes und Ausprägung der Besonderheit, das sind die Gesundungsspuren der Menschheit. Durch die Vielheit wird die Einheit gestärkt, nicht geschwächt. Je größer die Ausbreitung, desto mehr verstärkt sich die Kraft und Freudigkeit des Einzelnen. Diese Menge, die aus Einem Geiste geboren ist, hat mit der öden Masse von früher nichts zu schaffen. Sie ist ein lebensvoller Organismus, jene ein schwerfälliger Haufen von Rohmaterial. Man mißverstehe mich aber nicht. Die Einheit ist etwas rein Geistiges, ein Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit, ein neues geistiges Wesen. In das kann man auf keine Weise durch irgend welche Aufnahmebeschlüsse gelangen, sondern man ist entweder darin kraft seines Wesens oder durch unübersteigliche Schranken ausgeschlossen. Nirgends regieren unerbittlichere Gesetze als im Gebiete des Geistes, weil Geist aller Kraft Quelle ist, und weil Geist Wahrheit ist. Hat erst eine menschliche Vereinigung Satzungen, Mitgliederverzeichnisse, Erkennungszeichen, kurz Organisation irgend welcher Art, so ist dieses das deutlichste Zeichen, daß die Gesetze des Geistes sie nicht mehr regieren, wenigstens nicht mehr rein. Mit Satzungen nehmen Äußerlichkeiten überhand, und dringen Elemente ein, die wie Fremdstoffe den Organismus belasten und häßliche Krankheiten erzeugen, bis das Ganze in Zerfall und Verwesung übergeht. Es ist, als wenn der Lebensgeist sich irgendwie in's Unsichtbare und Unerkennbare flüchtete, je mehr die ursprünglich geistige Gemeinschaft sich zu veräußerlichen trachtet. Das sind überaus schmerzliche Stillstände menschlichen Fortschrittes, die schon manche herrliche Knospe zur tauben Blüte

und wesenlosem Verwelken erschlossen und gerade die edelsten Erscheinungen unseres Geschlechts entwertet haben.

In diesem großen Geistesringen befinden wir uns heute noch mitten drin. In Wellenbergen und Wellenthälern braust der Ocean der Menschheit und bekundet darin sein Leben, aber auch seine Ruhelosigkeit und sein Unbefriedigtsein. Wird's jemals anders werden?

Eigentümlich ist, daß jede Äußerung von Geist und jedes Einvernehmen im Geiste den gleichen Zug nach Vergrößerung und auch das Bewußtsein des Allgemeinen in sich trägt. In jedem Menschen, der halbwegs den belebenden Hauch der Persönlichkeit erfahren, kommt das Bewußtsein auf: So müssen's alle haben. Hier giebt's keine Schranken der Nation, der Sprache, der Religion, und die Verallgemeinerung erscheint spielend leicht, nur eine Frage der Zeit. Später freilich fällt der Blick auf die großen Schwierigkeiten, die sich auftürmen, und der Mut will verzagen. In welchen Augenblicken ist nun der Mensch in der Wahrheit, in den hoffnungsfreudigen oder herabgestimmten? Offenbar in den ersteren. Wenn das aber so ist, so deutet das menschliche Bewußtsein auf eine höchste Wirklichkeit des persönlichen Lebens, und diese liegt in Gott. Gott ist Ziel der persönlichen Entwicklung und Ursprung und Summe persönlichen Lebens.

Gott ist nicht beweisbar, aber jeder Mensch ist in seinen edelsten Regungen Zeuge Gottes. Was würden wohl Eltern sagen, wenn sie einst ihre Kinder anträfen, sich mit dem Beweise abmühend, daß die Eltern existieren, einige vielleicht leugnend, andere heftig streitend und beweisführend? Beide Gruppen wären auf schweren Irrwegen. Sie hätten beide den Versuch gemacht, aus dem Kreise ihres Seins hinauszutreten, und wenn es gelänge, so wären sie ja ver—rückt. Wer des Ichs inne wird, der wird damit Gottes inne, und um am Ich zu zweifeln, bedarfs einer langen künstlichen Entwicklung in Finsternis. Überhaupt ist ein Reflektieren über das Wesen des Ichs und das Wesen Gottes schon ein Zeichen der Unnatur. Das Natürlichste ist doch gewiß,

daß man sich als Ich bethätigt, aber nicht sich hinsetzt und fragt: Bin ich? Und ehe das nicht bewiesen ist, werde ich nicht den Mut und das Recht haben zu sein! — Auf anderem Gebiete würde man sagen: Der Mensch ist schwermütig. Du kannst in einem Irrenhause erleben, daß ein Mensch auf einem Stuhle sitzt und nicht wagt zu gehen: Beweise, daß ich gehen kann, ich muß augenblicklich umfallen, wenn ich die schwere Last des Körpers auf die schmalen Füße stelle. — Ein solcher ist sehr schwer krank. Jede Mutter ruft instinktiv ihrem Liebling zu: Komm, Kind, probier's! Und über dem Probieren lernen die kleinen Glieder wandeln und erstarken, und jener schwer Kranke geht zu Grunde an seiner fixen Idee.

5.

Viele Persönlichkeiten befinden sich deshalb im Zustande des Todes, weil sie sich in Gedankengebilden verwirrt haben, die ihnen selbst den Mut rauben, sich einfach auszuwirken und sie selbst zu sein. Die Persönlichkeit ist der Sitz des Willens, der Kraft, des Lebens. Darüber darf aber nicht reflektiert werden, was Wille, Kraft und Leben sei, sondern das ist nur da zum Probieren und Ausarbeiten. Ein Wille, der nicht geübt wird, eine Kraft, die nicht erprobt wird, ein Leben, das nicht gelebt wird, das verfällt in Schwäche und erstarrt im Tode. Hier sind im Grunde die größten Geister der Menschen gescheitert. Sie philosophierten über das Wesen und die Kraft der Persönlichkeit, aber sie bildeten sie nicht aus. Ich glaube, sie konnten nicht, aber bewußt oder unbewußt ersetzten sie das mangelnde Können durch tiefsinnige Gelehrsamkeit und über dem Wust von Theorien und Gedanken täuschte man sich hinweg über den Mangel an Kraft.

Man denke an das Griechentum. Es hat Großes hervorgebracht, auch große, edle Kräfte in Bewegung gesetzt. Aber als es einen gewissen Höhepunkt erreicht hatte, wurden seine edelsten Geister nicht kraftvolle Persönlichkeiten, sondern Philosophen, und von Philosophen geht niemals eine Erhebung des Volkes im Leben aus, sondern höchstens eine gelehrte Vielwisserei, die den

Keim des Verderbens in sich trägt. Je mehr das ursprünglich so kraftvolle Griechentum seine Kräfte in Ideen verflüchtigte, um so mehr kam es herunter. Die Enkel der Helden von Marathon und Thermopylä, eines Phidias und Perikles wurden in Rom gelehrte Hauslehrer, von denen der protzenhafte Römerstolz verächtlich sagte: Ein hungriges Griechlein klettert, wenn man's verlangt, bis in den Himmel hinein. Philosophen treten gern auf, wenn ein Volk im Begriffe ist, den Höhepunkt seiner Entwicklung zu überschreiten, oder kurz nachher und verdecken den langsamen Verfall. Auch im Leben der Völker bezeichnen Genies oft die Entartung, nicht die Gesundheit.

Man hat Sokrates, den man im gewissen Sinne Ausgangspunkt der griechischen Philosophie nennen kann, gern mit Jesus verglichen. Gewiß, sie haben manche Ähnlichkeit. Sie haben beide keine Bücher geschrieben, beide Schule gemacht, und beide hat der Unverstand getötet. Aber nimmt man das Wesen der Sache, so war Sokrates der Ausgangspunkt von Systemen und Gedanken, Jesus von Kraft und Leben. Einen schneidenderen Unterschied kann es nicht geben. Sokrates leitete die Degeneration seines Volkes ein, Jesus die Regeneration der Welt. Sokrates lebte auf dem Höhepunkte des Volkslebens, aber er konnte den Verfall nicht hindern, Jesus in denkbar verkommensten Zeiten, auch sein Volk war gehörig herunter gekommen, aber von ihm gingen Ströme des Lebens aus, an denen noch heute die Menschheit erstarken kann. Es giebt gar keine Degeneration, die nicht durch solche Kräfte wieder erneuert werden könnte.

Thatsächlich hat niemals ein Mensch größeren Einfluß ausgeübt und größere Anstöße gegeben als Jesus, und auch die, die ihn nicht anerkennen, müssen zugeben, daß man mit Recht von ihm aus eine neue Zeit rechnet. Seine Zeit ist heute im Begriff, alle anderen Zeitrechnungen aufzusaugen und verschwinden zu machen. Und sein Geheimnis liegt darin, daß er eine wahre, echte Persönlichkeit war, der seinen Willen aufs Äußerste brauchte, seine Kräfte erprobte und überall Leben durchsetzte.

Dabei beachte man, daß der stärkste Wille niemals Eigensinn zeigte. Seine Kraftwirkungen lagen auf einem andern Gebiete, etwa Berge versetzen, Kranke heilen, Naturgewalten bändigen und mit elementarer Gewalt den letzten Anschluß der Persönlichkeit an Gott suchen und darin die Einheit und Gemeinschaft und Erlösung aller Persönlichkeiten finden. Alle sonst willensstarken Leute haben die Kraft ihres Willens nach rückwärts gekehrt und gegen die Menschheit oder einen Teil der Menschheit getobt zu Gunsten eines andern, also etwa Kriege geführt, Weltreiche gegründet und ähnliche Heldenthaten verrichtet. Jesus kehrte die Kraft nach außen, vorwärts und stellte sich in den Dienst der gesamten Menschheit und verwendete seine Kräfte gegen die Allgewalt der Natur, die Krankheit, den Tod, nach innen alles tragend und aufrichtend und zur Nachfolge reizend. Den Weg zu Gott fand er auf und wandte sich freundlich nach rückwärts: Ihr könnt auch vollkommen sein, wie euer Vater vollkommen ist. Er bescheerte uns keine neue Definition von Gott, keinen nagelneuen Gottesbeweis, aber er zeigte den Weg zu Gott. Er gab keine Untersuchungen über das Wesen der Krankheit, die Bazillen, die Ernährung, den Tod, aber er heilte sie durch Entfaltung seines Willens und lehrte sie heilen, auch nicht durch Mittel, durch Magnetismus u. s. f., sondern durch Erstarken der Persönlichkeit in Gott. Er studierte nicht die Naturkräfte und stellte Theorien auf über die Äußerungen der allgewaltigen Muttergöttin Natur, aber er führte den praktischen Nachweis, daß der Menschengeist stärker ist als die Natur und alle ihre Kräfte, sobald er Gottes ist und als Persönlichkeit in Gott gesundet.

Jesus war der Übermensch und schafft Übermenschen, nur nennt man ihn wahrheitsgemäß den Gottesmenschen. Heute versucht man den Übermenschen zu lehren. Aber die ihn suchen, gleichen den Juden, die auf den Messias warten, der längst erschienen ist.

Dieser Unterschied der ganzen Art Jesu von allen andern muß auffallen. Ich will es nur an einem Beispiel deutlich machen.

Seit Jahren interessiere ich mich für die zahlreichen, modernen Bestrebungen, die Menschen an naturgemäße Lebensweise zu gewöhnen und ihre zahlreichen Kulturkrankheiten zu heben. Bekanntlich haben diese Bemühungen merkwürdige Erfolge, wenn's auch an herben Mißerfolgen nicht fehlt; sieht man aber näher zu, so beruhen sie alle darauf, daß einzelne genial veranlagte Leute die Natur beobachtet haben und ihre Ergebnisse kühn auf den Menschen anwandten, der selbst der Natur entstamme, wenigstens, wie auch die Bibel zugiebt, nach seiner leiblichen Seite. Darum zog man den praktischen Schluß, daß das, was dem Tierleib gebühre, auch auf den Menschenleib anwendbar sein müsse, und da das normale Tier, wenn's nicht schon durch menschliche Zucht verweichlicht ist, weder Mode- noch Kulturkrankheiten hat, so hofft man, daß durch Nachahmen tierischer Vorbilder der tierische Leib des Menschen gesunden werde.

Der Erfolg spricht beredt für die anscheinende Richtigkeit des Schlusses. Messen wir ihn an Jesus, so ist er bitter falsch. Aus seinem Thun redet eine andere Vorüberlegung. Es soll zwar nicht gesagt werden, daß er durch diese Schlußfolgerung auf seinen Weg gelangte — ich glaube das selbst nicht —, aber seinem Thun geht folgende Betrachtung voraus: Die ganze Welt verdankt ihr Entstehen im letzten Grunde einer schöpferischen Willensentfaltung Gottes. Folglich ist das letzte Gesetz aller Dinge kein bloßes Naturgesetz, sondern ein so gestalteter Gotteswille. Der Mensch steht also trotz aller Ähnlichkeit und irdischer Verwandtschaft himmelhoch über dem Tiere, denn er ist ein Ich, das als solches nicht durch natürliche Entwicklung aus Erde, sondern aus einem besonderen göttlichen Willensanstoß hervorgegangen ist. Damit ist er seinem wesentlichen Sein nach über die Natur erhaben, ja eigentlich befähigt, ihr sein Gesetz aufzunötigen, auch durch bloßen Willensakt, statt umgekehrt sich bedingungslos unter die Natur zu stellen und gar die Materie und ihre Gesetze willenlos nach Belieben über sich schalten und walten zu lassen.

Gesundung z. B. kann nicht davon herkommen, daß wir die

Instinkte des Tieres nachahmen, sondern umgekehrt, daß wir willensstarke Persönlichkeiten sind, die ihr eigenes Gesetz in sich tragen, dem die ganze Natur unterworfen sein muß. Diese Herrschaftsstellung haben wir aber nur im Zusammenhange mit Gott. Da liegt unsere eigentliche Natur. Darum sagte Jesus nicht: Kehrt zur Natur zurück, sondern: Kehrt zu Gott zurück. Wenn wir aber über der Natur stehen, so stehen wir auch über dem Naturgesetz, über Werden und Vergehen alles Bestehenden, so eignet dem Menschen ewiges Leben. Alle unsere Heilkünstler versprechen uns höchstens recht langes, gesundes Leben, aber dann doch den Tod. Sie stellen uns unter die Natur. Jesus allein stellt uns über die Natur und verspricht uns ewiges Leben.

Doch das ist bis dahin alles Theorie. So ungefähr sagt ja unser Pfarrer auch. An diesem Punkte aber schied sich Jesus von allen vorher und leider auch den meisten nachher. Er machte aus dieser Erkenntnis keine Glaubenssätze, sondern folgerte weiter: Wenn das wirklich wahr ist, so muß sich das im Leben bethätigen können. Ich muß durch Willensentfaltung auf Gott hin alle Kräfte der Natur beherrschen, daß sie mir gehorchen, ja ich muß auch überhaupt die Menschen aus den Ketten der Natur freimachen können, sobald es nur gelingt, sie zu willensstarken Persönlichkeiten zu machen, und der Wille und die freudige Kraft wird das Beispiel beleben. Und ohne viel Worte zu verlieren, machte er sich kühn ans Werk.

Eine Theorie ist erst richtig, wenn sie als Wirklichkeit erlebt wird. Allein für sich ist sie etwas sehr Überflüssiges. Aber Jesus gab nicht neue Erkenntnisse, sondern neue Wirklichkeiten. Die Erkenntnisse sprach er nicht aus, sondern stellte die Menschen mitten hinein in frohes Erleben, gewiß, daß ihnen von ihren Erfahrungen aus auch je und je die nötigen Erkenntnisse aufgehen würden. So suchte er nicht die Verstandeskräfte, sondern die Willenskräfte zu beleben und schuf neue Menschen, indem er in den alten die Persönlichkeit weckte. Die Persönlichkeit ist wahr und stark und heilig, nach Gott gerichtet und für göttliche Kräfte freudig empfänglich.

Die Persönlichkeit lebt durch Gemeinschaft, und die Gemeinschaft mit sich selbst schuf Jesus und stellte dadurch die Lebens- und Kraftzuflüsse her, schaffte ewiges Leben mitten hinein in die menschliche Natur und hob ihn dadurch hoch über die Natur, daß der Mensch wieder wurde eine lebendige Seele, eine lebensvolle Persönlichkeit.

6.

Ob wir uns wohl ganz richtig zu diesem uns allerdings ungewohnten, aber doch im Grunde herrlichen Wege gestellt haben? Mir scheint eigentlich nicht. Mir kommt es so vor, als wären wir Jesu gegenüber in einer ähnlichen Lage, wie er selbst Gott gegenüber. Er hatte ja ohne Zweifel gelesen, was die Bibel etwa über Gott sagt und folgerte: Wenn das wahr ist, so muß ich's heute erleben können.

Sollten wir nicht auch Jesus gegenüber so fragen dürfen: Wenn überhaupt die ganze Geschichte wahr ist, so muß sich das heute bei uns bestätigen? Erst dann ist's für uns wahr. So lange du weiter nichts thust, als deinen werten Namen unter das neue Testament zu setzen und meinetwegen auch mit Feuer und Flamme seine Wahrheit verteidigst, so lange ist's für dich nicht wahr. Wahr wird's erst, wenn dich die dort besprochenen Kräfte des ewigen Lebens durchfluten, und du ein neuer Mensch, eine lebensvolle Persönlichkeit wirst, eine Persönlichkeit, die auch ihre ganze Kraft nicht gegen die Menschheit kehrt, um Parteien zu gründen oder ihren Eigensinn auszutoben, sondern nach außen, um für sich und die im Geiste eng verbundene Menschheit gerade die Kräfte zu gewinnen, die einen Lebensfortschritt bedeuten. So lange diese Haltung und wenigstens die bescheidenen Anfänge ihres Erfolges nicht da sind, fehlt überhaupt jede Möglichkeit, die Wahrheit Jesu zu erkennen und zu prüfen. Was die Menschheit nicht erlebt, das hat sie nicht. Vielleicht giebt's einzelne hervorragende Geister, die dies und das verstehen und begreifen können, auch als bloße Theorie, aber die Menschheit wird und kann sich nie zufrieden geben mit Theorien, sondern bedarf massiver Erlebnisse.

Was für Wege aber schlagen wir ein? Wirklich — es ist kein schlechter Witz! — es hat Menschen gegeben und giebt welche, die, um Jesus zu prüfen, die Richtigkeit der neutestamentlichen Schriften philologisch untersuchen, wobei sich wie bei jedem altertümlichen Papier, das erst durch vielfaches Abschreiben mehr oder weniger eigenmächtiger und verständnisloser Abschreiber auf uns gekommen ist, herausgestellt hat, daß mancherlei Abweichungen vorliegen, und geistreiche Leute haben obenein geistreiche Hypothesen über Ächtheit oder Unächtheit ganzer Bücher, vieler Stellen, oft gerade der wichtigsten, aufgestellt, andere haben im Laufe vieler Jahrhunderte Lehrextrakte daraus gezogen und in Kompendien wie eine Apothekermixtur, etwa eine tinctura vitae aeternae — mit nichts kann man die Hohlheit besser verdecken, als mit einer lateinischen Phrase! — dargestellt.

Nun gut. Angenommen, die Schriften der Bibel seien so, wie sie uns vorliegen, alle echt, angenommen ferner, dein Lehrsystem sei völlig richtig und diesen echten Schriften entsprechend — was ist damit gewonnen? Rein nichts. Mit diesem Zeug kannst du weder einen Kranken gesund, noch einen Toten lebendig machen, noch auch nur einen einzigen Hügel, geschweige einen Berg versetzen. Und gerade die Entfaltung von Kräften machte Jesum für die Zeitgenossen zunächst wichtig. Kraftentfaltung in rein äußerlichen Dingen bereitete den Boden vor zur Weckung der Persönlichkeit und zur selbständigen Bethätigung des Menschen als Gottesmenschen.

Aber nun auch den umgekehrten Fall angenommen. Jemand wirft alles weg, alle Propheten, Evangelien und Episteln. Statt sie zu unterschreiben, anzuerkennen und zu verteidigen, verwirft er sie — steht ein solcher nicht genau auf derselben Geisteshöhe wie der erste? Er ist der Willensauswirkung nach ebenso unfähig und ebenso weit von der Wahrheit Jesu entfernt, und man kann ihm nicht einmal nachsagen, er hätte Jesum verworfen. Wie kann er verwerfen, was er nie gekannt und erfahren hat? Was er verworfen hat, sind einige alte Papiere — Worte. Das kann doch

unmöglich für die Persönlichkeit entscheidend sein. Diese ist ihrem eigentlichen, wenn auch verborgenen Wesen nach göttlich. Was haben Papiere und Pergamente mit einer Persönlichkeit zu thun? Das kann man bei einigermaßen ruhiger Überlegung kühnlich sagen: So lange dich Papiere beherrschen, mag drauf stehen, was da will, so lange bist du keine Persönlichkeit, sondern ein Buchstabenknecht, wie ein gewisser Paulus einmal mit feinem Humor ausgeführt hat. Die Persönlichkeit ist frei, ist Kind und Herr im Hause Gottes, in der Welt, kein Erdenknecht. Ich wollte mit Freuden alles, alles wegwerfen, was irgend die Welt beherbergt, wenn es eine Macht bekommen sollte über die Freiheit meiner Persönlichkeit.

Darum bin ich der festen Überzeugung, daß Jesus überhaupt noch von sehr wenigen verstanden wird, von der großen Masse seiner Christen jedenfalls nicht. Aber Gott behüte mich davor, nun die richtigen „Begriffe“ des wahren Verständnisses mitzuteilen. Das wäre ja die alte Wertlosigkeit in neuer Färbung.

Wie wollte wohl Jesus verstanden sein? Ganz einfach. Ohne viel zu reden oder zu lehren — er hat das wirklich nicht gethan! — stellte er sich vor die Zeitgenossen, als wollte er sagen: Seht, das bin ich! Ich habe die Wahrheit Gottes, die in alten Papieren überliefert ist, ausprobiert, und darum hab ich sie. Macht's auch so, und ihr werdet leben. Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Klassischen Ausdruck lieh er dem: So jemand wird den Willen dessen t h u n, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob ich von mir selbst oder von Gott bin, ob ich Zufallsmensch oder Persönlichkeit bin, ob ich eine neue Theorie oder eine alte Kraft entdeckt habe. Aber nun lerne gewiß den betreffenden Spruch nicht auswendig; dazu ist er nicht da; studiere auch keinen gelehrten Kommentar darüber, sondern probier's, ob's wirklich wahr ist. Auf jedem andern Wege wirst du der großen Sache nicht gerecht und findest keine Wahrheit.

Also ein Beispiel. Ich wähle einen bekannten christlichen Glaubenssatz, gleichviel welchen. Es mag der sein, der sich anhängt an das Wort „Auferstehung“. Er knüpft an die bekannte Ge-

schichte vom Ostermorgen an. Diese ist zunächst für uns Papierüberlieferung, mag sie wahr sein oder nicht. Im ersten Falle mußt du heute die Wahrheit der Sache prüfen können ohne Papier. Auferstehung bedeutet Herrschaft über den Tod, eigentlich etwas unvorstellbar Großes, das jeden bisherigen Fortschritt der Menschen weit in Schatten stellt, aber auch jeder bisherigen Erfahrung der Menschen ins Gesicht schlägt. Wenn es nun wahr ist, daß Jesus die Auferstehung erfunden hätte, hätte er die größte Entdeckung gemacht, die überhaupt zu machen ist.

Nun, er hat sie so gefunden. Er untersuchte die Ursachen des Todes und Sterbens und fand sie begründet in einer Differenz zwischen der einzelnen Persönlichkeit und Gott. Tod konnte nur äußerliche Darstellung des innern Risses sein. Nun ruhte er nicht, bis zwischen ihm dieser Zusammenhang des Willens und Seins in absoluter Unlöslichkeit hergestellt war, und hatte folglich damit so viel vom Sein Gottes in sich aufgenommen, daß er über den Wechsel des Todes erhaben war. Mach's doch auch so. Statt alte Papiere auf ihre Echtheit oder Unechtheit zu prüfen, probier doch lieber deine Lebenskräfte, und suche die Lebenswege zu Gott.

Heute streiten die Theologen den müßigen Streit um die Ostergeschichte. Laß sie streiten. Ich sage, die Auferstehung Jesu muß längst fertig gewesen sein, ehe die hochwürdige Geistlichkeit von Jerusalem auf die kluge Idee kam, ein gewisses Grab bewachen und versiegeln zu lassen. Lange vorher sagte er schon zu seinen Jüngern: Von mir kann überhaupt niemand das Leben nehmen, wenn ich's nicht gutwillig lasse. Durch sein von nichts aufgehaltenes unabhängiges Suchen nach Leben war er längst im Besitz aller Lebensquellen.

Mach's auch so! Geh doch diesen Weg und wirf alles andre weg. Diesen Weg müssen wir heute finden, andre Entdeckungen sind dagegen wertlos, gegen die Herrschaft des Ich, des Willens über die Materie.

Wir kennen einstweilen nur die Gesetze der Mechanik der Materie, und indem wir sie studieren und uns darunter stellen,

vermögen wir durch diese oder jene Aneinanderreihung von Materie, diese oder jene vorbedachte Veränderungen hervorzurufen. Ist aber eines oder das andere dabei nicht richtig berechnet oder bedacht, so wendet sich die Materie gegen uns und erschlägt uns nach denselben Gesetzen der Mechanik, die wir ihr abgelernt. Wir bedürften ihre höheren Gesetze zu kennen, von denen die mechanischen nur gleichsam der materielle Niederschlag sind, und dann wären wir die Herren, daß uns auch keine Materie nach dem Leben stehen könnte. Das hat Goethe vorgeschwebt, als er sich als Faust wünschte, „daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau alle Wirkenskraft und Samen und thu nicht mehr in Worten kramen". Aber freilich, man darf's kaum aussprechen, so kommen die Wagner schon in hellen Haufen und sprechen: „Ich hatte selbst oft wunderliche Stunden, doch solchen Drang verspürt ich nie."

Darum ist der Weg menschlicher Entdeckungen und Fortschritte ein Weg des Todes, bezeichnet durch ungeheure Verluste an Menschenleben, und die Natur, die wir überlisten wollten, spottet unserer auf Schritt und Tritt. Sie will beherrscht, nicht überlistet sein. Denn wir haben wohl ihre Gesetze ein wenig erforscht, aber unser eigenes Lebensgesetz überhaupt noch nicht. Ja, das Erforschen würde uns wenig nützen — wir gebrauchen nicht, was unser höchstes Eigentum ist, und verstehen noch gar nicht, es zu gebrauchen.

Das muß erlangt werden, daß ein Mensch im Sinne und Kraft Jesu sagen lernt: Von mir nimmt niemand das Leben, es müßte denn sein, daß ich für nötig befinde, es zu lassen. Ich habe Macht es zu nehmen und zu lassen. So weit war Jesus längst gekommen, und was dann allenfalls am Ostermorgen geschah, war nur die Probe auf's Exempel. Die Sache war längst gewonnen in der Persönlichkeit.

Wie er nun die Persönlichkeit Gottes benutzte, um diesen Weg zu finden, so darfst du seine Persönlichkeit benutzen, und wer sucht, wird finden. Die Schwierigkeiten waren damals größer als sie heute sind. Heute sind sie geringer. Mit Theorien und Lehren wollen wir uns aber nicht plagen, das that auch Jesus nicht, sondern

nur mit Erproben und Auslösen von Kräften, die der Persönlichkeit ureigen sind, die aber heute leider außer Gebrauch oder noch nicht im Gebrauch sind. Dann wird's auch wieder Leben geben, wo heute alles im Tode schmachtet, und Leben ist Wille und innerstes Sein der Persönlichkeit. Lh.



Der Verein wahrer Menschen.

Eine Ordnung*) aus einer unsichtbaren Welt.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.
(Goethe.)

I. Zweck des Vereins.

§. 1.

Zweck des Vereins ist Beihülfe, Mensch zu werden.

§. 2.

Der Verein wirkt sich aus a) durch klare Persönlichkeiten, b) durch solche, die es werden wollen.

II. Mitgliedschaft.

§ 3.

Mitglied kann jeder Mensch werden.

§ 4.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Entfaltung edler Willenskräfte.

§ 5.

Die Mitgliedschaft beruht auf innerer Übereinstimmung und lebensvoller Willigkeit aller Mitglieder, jedem Menschen hülfreich zu sein.

---

*) Die Ordnung erscheint hier der Verständlichkeit wegen im Druck, der Übersichtlichkeit wegen in Paragraphen. In Wirklichkeit fehlt natürlich beides.

Der Übermittler.

§ 6.

Um die Mitgliedschaft sich zu bewerben, ist niemand verwehrt. Sie vollzieht sich in dem Augenblicke, als man das Bewußtsein innerer Zugehörigkeit empfängt.

§ 7.

Das Abzeichen der Mitgliedschaft ist Beweisung von aufrichtiger Güte gegen jeden andern Menschen.

III. Vorstand.

§ 8.

Die Organisation des Vereins besteht lediglich in der natürlichen Abstufung der Bethätigung von Geisteskräften und ist darum weder an Satzungen noch Formen gebunden, weil sie in ihren Wirkungen deutlich wahrnehmbar ist.

§ 9.

Der eigentliche Vorstand des Vereins, weder durch Abzeichen noch durch Namennennung irgendwie kenntlich, nicht gewählt, sondern naturgemäß geworden, besteht aus willensstarken, opferfreudigen Persönlichkeiten, die durch ihre Gesinnung und Fähigkeit entsagungsvoller Hingabe für das Wohl anderer Menschen und im geduldigen Tragen von allerlei Lasten ihre hervorragenden Kräfte bekunden und an ihrem ganzen Sein als maßgebende und führende Geister allgemein empfunden werden.

IV. Vermögen.

§ 10.

Der Verein erhebt keine Mitgliederbeiträge und raubt seinen Gliedern keine Zeit durch Sitzungen und Vereinsgeselligkeit.

§ 11.

Der Verein hat grundsätzlich kein Vermögen oder sichtbares Eigentum, doch ist es seinen Mitgliedern unverwehrt, für sich Vermögen zu erwerben oder zu besitzen, falls sie es für nötig halten sollten.

§ 12.

Der eigentliche Besitz des Vereins ist eine unerschöpfliche Quelle von Kraft und Erquickung, von dem jedes Mitglied jedem, der es

bedarf und begehrt, ohne Maß auszuteilen das Recht und die Pflicht hat.

V. Rechte und Pflichten.

§ 13.

Der Verein gewährt seinen Gliedern das Recht freier Persönlichkeit und selbständiger Bewegung und giebt ihnen ein Anrecht auf Wiedergewinnung verloren gegangener Kräfte des Geistes.

§ 14.

Jedem Mitgied des Vereins ist in seiner Umgebung oder weiterhin eine seiner Fähigkeit und Willigkeit entsprechende Aufgabe, Güte auszubreiten, gegeben.

§ 15.

Der Verein macht ja seinen Gliedern zur Pflicht, aufrichtige Güte gegen jedermann zu beweisen, doch gelten als vereinsgemäß nur solche Bethätigungen der Freundlichkeit, die sich nicht in irgend welchen materiellen Leistungen äußern, sondern in Entfaltung belebender Geisteskräfte und nicht berechnet sind, die materielle Lage, sondern das innere Sein anderer Menschen zu heben.

§ 16.

Jeder dem Verein ferner Stehende hat das Recht, seine Glieder so lange zu schmähen und zu hassen, bis er durch seinen eigenen Beitritt sich beschämt eines Besseren besinnt. Die Mitglieder sind solchen gegenüber zu doppelter Festigkeit in Wohlwollen und Güte verbunden.

VI. Propaganda.

§ 17.

Versuche zur Ansammlung großer Menschenmassen, Organisierung äußerlicher Unternehmungen sozialer, politischer, religiöser Art gelten nicht als vereinsgemäß. Solche Dinge können selbstverständliche Wirkung, dürfen aber nicht beabsichtigtes Ziel der Vereinsbethätigung sein.

§ 18.

Der Verein giebt keine Jahresberichte oder Zeitschrift irgend welcher Art heraus, doch ist es seinen Mitgliedern unverwehrt,

politische, religiöse oder Fachzeitschriften zu halten oder zu schreiben. Es ist aber streng untersagt, irgendwelche Nachrichten über die Ausbreitung und Wirkungen des Vereins zu veröffentlichen, und sind alle mit der Publizistik in Verbindung stehenden Mitglieder gehalten, die Veröffentlichung von Vereinsnachrichten durch fernstehende Zeitungsschreiber thunlichst zu verhindern.

§ 19.

Der Verein breitet sich aus nur durch die unwiderstehliche Gewalt natürlichen Werdens und die selbstverständliche Anziehungskraft, die wahre Menschen unbewußt ausüben. Jede absichtliche Propaganda oder Schaustellung irgend welcher Art, die nicht durch die Entfaltung von Kräften unvermeidlich gegeben ist, gilt als lähmend und störend für die Auswirkung des Vereins. Daher ist jedes Mitglied verpflichtet zur Wahrung möglichster Stille und Verborgenheit und gilt als ausgeschlossen, sobald es solchergestalt dem natürlichen Werden des Vereins zuwider handelt.

VII. Auflösung.

§ 20.

Als ausgeschlossen betrachtet wird jeder, der seine Mitgliedschaft anmeldet, äußerliche Vereinszeichen einführt, Mitgliederverzeichnisse anlegt, Mitglieder anwirbt oder irgend welche Formen zu organisieren trachtet.

§ 21.

Die Mitgliedschaft wird ferner verloren, wenn die innere Übereinstimmung mit dem Wesen des Vereins verloren geht, oder jemand sich seiner Aufgabe absichtlich entzieht. Die Ausschließung ist für jedes Mitglied in stillschweigender Übereinkunft deutlich kenntlich.

§ 22.

Die Mitgliedschaft erlischt nicht mit dem Tode, sondern gelangt unbeschadet durch äußere Lebensumstände zu immer vollerer Geltung.

§ 23.

Der Verein gilt als aufgelöst, wenn es nirgends in der Welt mehr gütige Menschen giebt.

Lh.

Der Beruf und die Stellung der Frau.

Zweiter Aufsatz.

1.

Der eigentliche Beruf und die natürliche Stellung der Frau ist Weib, Mutter und Hausfrau zu sein. Diese Bestimmung, die sich aus der Natur des weiblichen Wesens ergiebt und unabhängig von allem Herkommen und von allen Theorien in ihr ruht, wird durch keine Entwicklung gewandelt werden, solange die Grundfesten des menschlichen Wesens bestehen bleiben, und wird sich durch alle Irrungen siegreich durchsetzen wie die Natur, die sich nirgends auf die Dauer vergewaltigen läßt. Es wäre deshalb überflüssig gewesen, so eingehend und gründlich darüber zu handeln, wenn nicht die einfache Naturordnung, die die Ehe darstellt, die höchste Aufgabe enthielte, die es für das emporsteigende Menschengeschlecht giebt, und ihre Erfüllung eine notwendige Vorbedingung wahrhafter Kultur und ihrer Ausbreitung wäre. Daß sich in der Ehe der Beruf der Frau erfüllt, und sie darin ihre befriedigende Weltstellung gewinnt, das wird auch heute noch selten jemand bestreiten. Aber was die Ehe sein soll, und in welcher Weise sie allein die Bestimmung der Frau erfüllt, das liegt der Erfahrung und dem Verständnis unserer Zeit im allgemeinen ebenso fern wie die Erscheinung wahrhafter Menschen. Sonst hätte man nicht für unmöglich erklärt, was ich als allgemeine Aufgabe vor Augen stellte. Denn es handelt sich hier nicht um überirdische Ideale, sondern um erreichbare Ziele. Freilich gehört dazu, daß man sie erreichen will und sich demgemäß verhält.

Wenn aber unverheiratete Frauen die Bestimmung der Frau, wie ich sie dargestellt habe, als eine persönliche Beleidigung aufgefaßt haben, so kann ich sie nur bedauern, daß sie sich nicht aus dem engen Astloch ihres eignen Geschicks auf die freie Höhe eines allgemeinen Standorts aufschwingen konnten, sondern der Versuchung erlagen, aus der Not eine Tugend zu machen. Und wenn

Menschen, die in einer unmöglichen oder verpfuschten Ehe leben, die niemals auf ein höhres Niveau erhoben werden kann, die wirkliche Ehe, die allein diesen Namen verdient, für eine idealistische Phantasie erklären, so ist das nur allzu menschlich, denn sie suchen damit zu beschwichtigen, was in ihnen sehnend schmerzt. Hier wie dort fehlt aber die Wahrhaftigkeit gegen sich und andere, die die Voraussetzung persönlichen Lebens ist, oder wir haben es mit einer starren Beschränktheit in der eigenen Existenz zu thun, die ein untrügliches Zeichen von mangelndem Lebensaustausch und zunehmender Verkümmerung ist.

Ist aber der Beruf und die Stellung der Frau Weib, Mutter und Hausfrau zu sein, worin besteht dann die Bestimmung der weiblichen Wesen, denen diese Lebensentfaltung und Lebensbethätigung unmöglich ist und unerreichbar bleibt? Die unverheiratete Frau ist eine nur zu zahlreich vorhandene Erscheinung in der gegenwärtigen Zeit und stellt ein schwieriges Problem dar, das gelöst werden muß.

Allerdings ein Zeitproblem und nicht ein Naturproblem. Ledig bleiben ist für die Frau das Anormale, das nicht von Natur besteht, sondern durch Verhältnisse, und zwar durch unnatürliche und ungesunde Verhältnisse, geschaffen wird. Wenn man dem gegenüber aus dem zahlenmäßigen Überschuß der Frauen über die Männer, der sich aus der Statistik ergiebt, die Folgerung gezogen hat, daß schon von der Natur einem Teile der Frauen ein anderer Beruf zugewiesen sei, so übersieht man, daß der Überschuß, wenn überhaupt vorhanden, geringer ist, als man gewöhnlich meint. In der Gesamtbevölkerung Europas kommen 1024 Weiber auf 1000 Männer. Das gilt aber nicht für alle Länder der Erde, denn in einigen findet sich das gerade Gegenteil. Länder mit andauernd starker Auswanderung, wie Großbritannien und Deutschland, haben natürlich Männermangel. Doch auch in Großbritannien ist das Verhältnis nur 1060 : 1000 und in Deutschland nach der letzten Volkszählung 1039 : 1000, während in Rußland nur 1009, in Frankreich und Belgien 1007, in Italien 995,

Bosnien 895, Serbien 947, Rumänien 944 und Griechenland 929 Frauen auf 1000 Männer kommen. In Ländern dagegen mit starker Einwanderung überwiegen die Männer an Zahl bedeutend. In Amerika kommen nur 973, in Asien 958, in Australien 852 und in Afrika 978 Weiber auf 1000 Männer. Es bedürfte also nur eines Austauschs, wie er sonst auf allen Gebieten menschlichen Lebens und menschlicher Arbeit vorhanden ist, um das Gleichgewicht zwischen dem männlichen und weiblichen Elemente herzustellen.

Der Ursprung der Frauenfrage und Frauennot liegt also eigentlich nicht im Männermangel, sondern in der Ehelosigkeit begründet. Das ist der Notstand. Die Überfülle unverheirateter Frauen ist nicht ein Erzeugnis der Natur, sondern der Verhältnisse. Es gäbe kein Problem der ledigen Frau, wenn alle Männer heirateten. Aber in unserm Jahrhundert ist einerseits die Auswanderung ganz enorm angeschwollen, andrerseits die Selbstverständlichkeit der Ehe für die Männer im Bewußtsein und Gebrauch stark erschüttert worden.

Allerdings kann man nach unsrer statistischen Kenntnis der Verhältnisse nicht von einer stetigen Abnahme der Eheschließungen reden, die sich in erschreckender Weise vollziehe, wenigstens nicht, wenn man ein genügend großes Beobachtungsfeld ins Auge faßt. Freilich sinkt z. B. von 1872 bis 1880 die Zahl der Eheschließungen, die auf 1000 Einwohner kommen, von 10,3 auf 7,5. Aber sie war 1861 bis 70 durchschnittlich nur 8,5 gewesen, der dann 1871 bis 80 die Ziffer 8,6 gegenübersteht, so daß sich die in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts unerhörte Zahl von 10,3 Eheschließungen als eine Folge des glücklich beendeten Kriegs mit seinem wirtschaftlichen Aufschwung erweist. Und in den letzten Jahren ist die Zahl langsam aber merklich gestiegen (1889 bis 91: 8,0; 92 bis 94: 7,9; 95: 8,0; 96: 8,2; 97: 8,4).

Die allgemeine Statistik sagt uns aber nicht alles. Würde man die verschiedenen sozialen Schichten ins Auge fassen, so würde sich herausstellen, daß in den sogenannten niedern Ständen die Eheschließungen ungemein zugenommen, in den höhern dagegen

in demselben Maße abgenommen haben. Unser Jahrhundert hat einerseits durch die Lohnarbeit in der Industrie und die Gewerbefreiheit im Handwerk die Unabhängigkeit der Individuen gebracht, die die Eheschließung in den Willen des Einzelnen stellt, und andrerseits durch die Freizügigkeit das Land, wo die meisten Abhängigen zur Ehelosigkeit verurteilt sind, zu Gunsten der Städte entvölkert, wo alles dazu angethan ist, die Eheschließung zu erleichtern. Der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung gewährte gleichzeitig einem jeden, der es wollte, die unumgänglich nötigen Daseinsmittel dafür in genügender Weise.

Dagegen haben infolge der ungeheuren Zunahme der Ansprüche und Bedürfnisse, der Bequemlichkeit und Verweichlichung, infolge der Abnahme der Lebensenergie und des Lebensmutes unter den Männern und infolge der drückenden Überfüllung aller hierher gehörigen Berufe in den höhern Ständen die Eheschließungen in erschreckender Weise abgenommen. Die Ehenot hat sich aus den niedern Ständen, wo sie früher unter der Abhängigkeit von Gutsherrn und Meistern herrschte, nach oben verschoben. Und erst dadurch entstand die wirtschaftliche Frauenfrage. Denn gewann dort der Überfluß der unverheirateten Frauen sofort in allen möglichen dienenden Stellungen ein genügendes Auskommen und eine befriedigende Existenz, so geschah das hier infolge der höhern Ansprüche, die man machte, nicht mehr, sondern man geriet in materielle Not und in ein zweckloses Dasein, während auf der andern Seite die Zunahme der Heiraten in den niedern Ständen und ihr Abströmen in die Fabriken eine allgemeine Dienstbotennot hervorrief.

So ist also die Frauenfrage als Problem der unverheirateten Frauen nur ein Notstand der ledigen Mädchen beſſrer Kreise. Denn hier allein herrscht der Überfluß — man schätzt, daß in den gebildeten Ständen reichlich zwei Fünftel unverheiratet bleiben —, und hier allein macht ihre Versorgung Schwierigkeiten. Deshalb ist es auch begreiflich, daß sie sich von der allgemeinen sozialen Frage lösen und gesondert auftreten mußte.

Mag die Zahl der notgedrungen ledig Bleibenden aber noch so sehr zunehmen, die Ehelosigkeit wird immer das Anormale bleiben, für die Frauen mehr noch wie für die Männer. Aber die Not wird nicht allein dadurch gehoben, daß man das Normale als Ziel stellt und Maßregeln ergreift, um es zu erreichen. Das ist gewiß eine unbedingt notwendige Arbeit für die Zukunft und geeignet, den Notstand wirklich zu heben. Aber selbst wenn es gelingt, hilft das nichts dem gegenwärtigen Geschlecht.

2.

Dem muß aber geholfen werden. Die Mädchen, die infolge der gegenwärtigen verfahrnen Verhältnisse und minderwertigen Männer unverheiratet bleiben, können nicht als verfehlte Existenzen aus dem Organismus der Menschheit ausgesondert werden und dürfen nicht darauf angewiesen sein, in ihm ein sinnloses und zielloses Dasein zu fristen, das sie unfruchtbar und unbefriedigt verkümmern läßt. Die unverheirateten Frauen haben dieselben Menschenrechte und Menschenpflichten und denselben Menschenwert wie alle andern. Ja, wenn wir uns die Verhältnisse, wie sie gegenwärtig liegen, genauer ansehn, müssen wir sagen, daß sie an sich heutzutage wohl einen höhern persönlichen Wert haben, als die verheirateten. Denn wenn bei der Wahl der Frau fast allgemein und in allererster Linie der materielle Wert, den ein junges Mädchen durch seine Mitgift oder durch seine einflußreiche Verwandtschaft besitzt, den Ausschlag giebt, und das, was sie persönlich bedeutet, unbeachtet bleibt, ja wohl gar, wenn es nur irgendwie hervorragt, von unsern sogenannten Männern als unbequem gefürchtet und als Hindernis empfunden wird, so werden sich unter den Unverheirateten zweifellos mehr gehaltvolle und wertvolle Persönlichkeiten finden, als unter den Verheirateten.

Ein solcher Kräftefonds darf nun keinesfalls brach liegen bleiben, sondern muß entfaltet und zu fruchtbarer Auswirkung gebracht werden. Das verlangt die Rücksicht auf die Einzelnen ebenso wie das Interesse der Allgemeinheit. Diese tüchtigen Men-

schen können nicht verurteilt sein, einfach ihr Leben abzuspinnen und sich, sobald sie erwachsen sind, überflüssig zu fühlen. Sie müssen eine Bestimmung haben, die sie befriedigt, und eine Verwendung finden, die sie nutzbar macht.

In dem Problem der unverheirateten Frau, wie es das vergangene Jahrhundert geschaffen hat, verbinden sich aber verschiedene Interessen, die eine wirkliche Lösung gleichzeitig befriedigen muß. Je nach den sozialen und geistigen Verhältnissen, unter denen die Einzelnen aufwachsen, und nach der persönlichen Kultur, die sie in der Jugend gewinnen, wird das eine oder das andere überwiegen, und die Lösung dieses oder jenes Mittel anwenden und verschiedenartige Gestalt gewinnen müssen. Sehen wir uns die Interessen, die hier zusammentreffen, zunächst im einzelnen näher an.

Die Frau steht von Natur weder im geistigen noch im wirtschaftlichen Kampfe ums Dasein aktiv im Felde. Denn in den Grundzügen des Wesens ist der Mann überwiegend produktiv, die Frau rezeptiv, der Mann erarbeitet, die Frau verarbeitet. Im geistigen Kampfe ums Dasein — ich meine hier nicht den professionellen der Gelehrten, Künstler und Philosophen, sondern den allgemeinen, in den sich jeder Mensch gestellt sieht, der geistig lebt — gerät die Frau, wenn sie unverheiratet bleibt, in keine ungünstige Lage gegenüber der verheirateten. Sie kann an ihm in gleicher Weise teilnehmen, sobald sie nur geistig lebt und strebt. Ja sie kann unter Umständen besser daran sein gegenüber einer Frau, deren geistloser Mann sie in den Sumpf seines Stumpfsinns zu ziehen sucht, andrerseits aber schlechter gegenüber einer andern, die durch den dauernden fruchtbaren Geistesaustausch mit ihrem Manne gefördert wird. Aber im allgemeinen ist sie in der gleichen Lage, denn hier ist das gegenseitige Austauschen und Anregen, Geben, Nehmen und Wiederempfangen zwischen Männern und Frauen ein allgemeiner unbeschränkter Verkehr.

Anders liegt es auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Hier bilden Mann und Frau ehelich zusammengeschlossen von Natur eine Einheit, in der der Mann für die eigene Familie erwirbt und die

Frau für die eigene Familie bewahrt, und dieses natürliche Verhältnis wird immer Norm und Ziel bleiben. Deshalb gerät die unverheiratete Frau, sobald sie nicht in der Lage ist, mit einem Manne eine wirtschaftliche Einheit zu bilden, in eine isolierte Stellung und Notlage. Der Fall, daß der Vater für seine ledigen Töchter die Möglichkeit einer materiellen Existenz für ihr ganzes Leben schafft, bleibt hier außer Betracht. Denn das ist nicht nur ein Ausnahmefall, das ist überhaupt keine Lösung der Schwierigkeit, die vorliegt, sondern nur ein Schutz gegen die Not, die sie mit sich bringt. Diese Versorgung der Töchter ist eine faule Sache, so verständlich und verzeihlich sie auch vom Standpunkt des Familienegoismus und der kurzsichtigen Elternliebe sein mag. Denn sie wird der Selbständigkeit der erwachsenen Tochter in keiner Weise gerecht, sondern macht sie direkt unmöglich. Für ein selbständiges Wesen muß es peinlich und schädlich sein, nicht in Wahrheit auf eigenen Füßen zu stehen und seiner Selbständigkeit in der tiefen Befriedigung, sie selbst begründet zu haben und erhalten zu können, froh zu werden. Will sie das aber und muß sie es, wenn sie den Pflichten gegen sich selbst gerecht werden soll, um existieren zu können, so muß sie die Möglichkeit haben, ihr Brot selbst zu verdienen. Das ist so klar und folgerichtig, wie daß zwei mal zwei vier ist, und wenn Herkommen und konventionelle Anschauungen dagegen sprechen, so sind sie vom Übel und müssen beseitigt werden.

Was die Ehe der Frau gewährt, ist aber mehr noch als materielle Versorgung und wirtschaftliche Selbständigkeit: sie giebt dem weiblichen Wesen den hohen und wertvollen Beruf für die Allgemeinheit und die klare und befriedigende Stellung in der Allgemeinheit, die ihr zukommt.

Das erwachsene Mädchen löst sich ebenso naturgemäß allmählich aus der Familie wie der junge Mann und strebt instinktiv nach eigenem Sonderdasein. Was ich in der Vorgeschichte des persönlichen Lebens *) von dem Kindes- und Jünglingsalter gesagt

*) Vgl. Bd. 2, S. 83 ff.

habe, gilt ebenso von den Mädchen wie von den Knaben. Der Vorgang der innern Verselbständigung vollzieht sich hier wie dort, nur trägt er hier weiblichen und dort männlichen Charakter und zeigt sich hier wie dort in besonderer Weise. Die Trennung von der Familie ist Bestimmung des jungen Menschen, sowie er herangewachsen ist. Es muß einmal der Übergang zu wirklichem selbständigen und volleigenen Dasein erfolgen. Das gewinnt das reifgewordene Mädchen in der Ehe: die Welt für sich, das Heim, das sie selbst darstellt und erfüllt. Sie wird die Seele eines Organismus, der etwas für sich ist und doch im Gesamtorganismus des Volks ein ebenso notwendiges wie selbständiges Glied ist. Am Manne hangend hat sie ihre besondere und sichere Stellung und Thätigkeit gewonnen, durch die sie im Ganzen das Höchste leistet, was sie leisten kann. Das ist der große Vorzug des Weibes, daß sie unter normalen Verhältnissen ohne Zweifel, Sorgen und Kämpfe in die Stellung und Thätigkeit hineinwächst, die ihr gemäß ist, daß sie unter dem Kuß der Liebe zu ihr erwacht.

Wenn nun einem Mädchen dies Glück nicht zu teil wird, so darf sie doch nicht verurteilt sein, in einem zwecklosen Dasein in der unselbständigen Kindesstellung daheim zu verwelken, wie ein ungepflückter Apfel am Baume, der nicht schwer genug ist, um sich selbst lösen zu können, zusammenschrumpft. Das wäre ein Verbrechen an dem vom Schicksal benachteiligten Wesen und an der Gesamtheit. Vielmehr muß dem ledigen Mädchen die nützliche Bethätigung für die Allgemeinheit und die befriedigende Stellung in der Allgemeinheit in andrer Weise ermöglicht werden. Thut man das nicht und sucht ein derartiges Verlangen zu unterdrücken, so ist man grausamer als das Altertum mit seiner Kinderaussetzung. Denn hier handelt es sich um vollentwickelte reife Menschen, die das Recht auf ein befriedigendes Dasein haben. Dazu gehört aber Bethätigung und Auswirkung der strotzenden Kraft. Sonst stockt der Säftedrang, und das gehemmte Leben verkümmert. Wer sich nicht auswirken kann, sondern ein sozial eingemauertes Dasein führt, fühlt sich totunglücklich, und wer nicht durch seine Leistungen

eine feste Sonderstellung in der Menge erringt, der gewinnt weder die grade, feste Haltung, noch die Möglichkeit einer starken Entwicklung für seine Persönlichkeit.

Schließlich führt die Ehe die Frau zur vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit und giebt ihr die Befriedigung, die den Menschen erfüllt, wenn er sich ebenmäßig seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechend nach allen Seiten ungehemmt entwickeln und persönlich bethätigen kann. Natürlich schafft das nicht die Ehe als solche, und niemand wird dieses höchsten Glücks der Erdenkinder schon dadurch teilhaftig, daß er sie eingeht, noch bleibt es dem versagt, der nicht in diese Lage kommt. Die Fähigkeit persönlichen Lebens besitzt jeder Mensch, und zur Vollmacht und Vollgestalt gelangt er nur durch das Ringen darnach. Die Ehe bietet nur — und zwar in dem Maße, als sie wahr und gesund ist — die günstigen Bedingungen dafür, die eine harmonische Entfaltung des Wesens nach allen Seiten ermöglichen und anregen. Ob und in welchem Grade aber das persönliche Leben unter diesen Verhältnissen aufblüht und ausreift, hängt lediglich von der seelischen Lebenskraft ab, die den Einzelnen erfüllt.

Wenn die Ehe ist, wie sie sein soll, was ich immer voraussetze, ermöglicht sie der Frau vor allen Dingen die gesunde Entwicklung des Körpers, seine volle Entfaltung und Bethätigung nach ihrer leiblichen Eigenart als Weib, die eine Vorbedingung des blühenden Wachstums der Persönlichkeit und seelischen Behagens ist. So wenig ich damit alles Förderliche der Ehe für die innere Entfaltung des weiblichen Wesens auf physische Vorgänge zurückführen will, so wenig dürfen sie in ihrer Bedeutung dafür unterschätzt oder gar aus dem Auge gelassen werden. Wird es Weib und Mutter, so tritt es in eine neue Welt der Empfindungen und Interessen ein, nach der sein ganzes Wesen wie nach der Erfüllung der Verheißung, die es als Mädchen darstellt, drängt, und in der seine seelische Eigenart erst zu voller Blüte und Fruchtreife kommt. Alle weiblichen Eigenschaften brechen hier wie Knospen auf. Im innigen geistigen Verkehr mit dem Manne wächst die Frau überraschend

schnell empor, und ihre Kinder hegend und pflegend entfaltet sie den ganzen Reichtum ihrer Gaben und offenbart die wunderbare Tiefe ihrer Seele. In der geschlossenen Welt der Familie bildet sich die feste Geschlossenheit ihres Wesens, in dem gesammelte Kraft im Gleichgewichte ruht, und in der Mannigfaltigkeit des Hauses gewinnt sie die hochgespannte Elastizität und Umsicht, die alles beherrscht.

Die Ehe in ihrer befruchtenden, erzieherischen und triebkräftigen Bedeutung für die persönliche Entwicklung kann den Unverheirateten natürlich nicht völlig ersetzt werden. Aber man muß es versuchen. Es wird gewiß dabei bleiben, was mir eine Frau als Gesamteindruck nach einer Unterhaltung mit ihren unverheirateten Freundinnen über die Frauenfrage schrieb: „Es ist doch ganz merkwürdig, wie verschieden man als Frau und als Mädchen denkt und urteilt. Es fehlt eben doch bei den Fräuleins eine gewisse Entwicklungsstufe, die man nur als Frau und Mutter gewinnt." Aber es wäre doch sehr verfehlt, wenn man meinte, die volle persönliche Entwicklung sei für die Unverheirateten nicht zu erreichen, und die notwendigen erzieherischen Potenzen gäbe es nur in der Ehe. Sie sind kurz gesagt: Mann, Kind, Familie und Beruf. Die vermag sich nun jede zu verschaffen, wenn es auch nicht der eigne Mann, das eigne Kind und die eigne Familie sein kann.

Die persönliche Kultur beruht in ihrem Werden wesentlich auf der gegenseitigen Ergänzung und dem Aufeinanderwirken des männlichen und weiblichen Elements. Das tritt aber nicht nur in der idealen Ehe in Kraft und Thätigkeit, wo es allerdings in einzigartiger Weise wirkt und das Höchste schaffen kann, sondern gilt allgemein. Diese Bedeutung der Wechselwirkung zwischen männlichen und weiblichen Wesen zu gegenseitiger Entwicklung und Bildung wird freilich heutzutage, wo eigentlich die Trennung der Geschlechter durch das ganze Leben geht, völlig verkannt, und der auffällige Tiefstand persönlicher Kultur und der bittere Mangel von Bildung dieser Art in unsrer Zeit hängt damit aufs engste zusammen. Ich habe deshalb schon im ersten Aufsatze eingehend

über die allgemeine gegenseitige Belebung und Bildung zwischen Männern und Frauen gesprochen*), ehe ich ihre besondere Erscheinung in der Ehe darstellte. Ist sie aber nicht auf die Ehe beschränkt, sondern gilt es allgemein, so brauchen die unverheirateten Frauen dieser Anregung und Förderung ihres persönlichen Lebens nicht verlustig zu gehen. Durch Freundschaft und geistigen Verkehr mit Männern, die ihnen etwas bieten können, werden sie zu einer befriedigenden inneren Entwicklung kommen.

Ebensowenig ist die mütterliche Beziehung zum Kind, zu allem Hilflosen und Pflegebedürftigen auf die eigenen Kinder beschränkt. In jedem weiblichen Wesen lebt von Jugend an ein starker, lebendiger Mutterinstinkt, der von allem, was mütterlicher Liebe und Pflege bedarf, in tiefe Mitleidenschaft gezogen wird. Sie brauchen sich nun bloß nicht von der Welt, die sie umgiebt, abzuschließen und sich zu geben, wie sie empfinden, dann wird sie die edelste Mütterlichkeit durchglühen und leuchtend und wärmend allen Hilfsbedürftigen zuströmen, ob sie klein sind oder groß, vornehm oder gering. Freilich ist die eigentliche Mutterliebe noch etwas anderes und noch von besonderer Wirkung für die Persönlichkeit. Aber die allgemeine führt zu derselben persönlichen Höhe empor, wenn auch in andrer Gestalt.

Allerdings darf sie sich nicht in einer zarten Empfindsamkeit unfruchtbar erschöpfen oder sich in einzelnen Akten der Barmherzigkeit unstet äußern, sondern muß ein Leben der Liebe sein, wie es das der Mutter ist. Wie überall kommt es hier auf die Stetigkeit und den Zusammenhang, auf die gleichmäßige Tiefe und den charaktervollen Ernst in der Empfindung und Bethätigung an. Es wird immer eine innere Adoption der Hilflosen stattfinden müssen, durch die man sie sich eng und dauernd verbindet. Damit fällt dann ganz von selbst weg, daß man sich nur den angenehmen Seiten mütterlicher Bethätigung zuwendet, den unangenehmen aber entzieht. Läßt man so ganz den Brunnen mütterlicher Liebe, der im Innern quillt, andauernd und geduldig überströmen, so wird man

*) S. 17—19.

in wunderbarer Weise gedeihen und gegen alles persönliche Zusammenschrumpfen gefeit sein. Grade das weibliche Wesen bedarf ja weniger geliebt zu werden als lieben zu dürfen.

Schließlich braucht die unverheiratete Frau auch der Familie nicht zu entraten, wenn sie selbst auch keine gründen kann. Wenn ich selbst keinen Organismus menschlicher Gemeinschaft schaffen kann, so kann ich mich doch einem anschließen und einfügen, um an seinem Leben und Schicksal teilzunehmen und so des Segens, den sein inneres Leben mit sich bringt, teilhaftig zu werden. Freilich meine ich damit nicht, Pensionär in einer Familie zu werden, sondern darin einzuwurzeln, daß sie zur eigenen Familie wird, daß man ihr Leid und Freud als eignes Leid und Freud empfindet und mit seiner Person und seinen Kräften vollständig für sie einsteht. Dann wird man die außerordentliche Förderung in seinem persönlichen Leben von ihr haben, die nur die Familie bieten kann.

3.

Alle drei Interessen, die sich in dem Problem der unverheirateten Frau verbinden, sind also einheitlich nur dadurch zu lösen, daß sie einen wirklichen Beruf und die rechte förderliche und befriedigende Stellung gewinnt.

Vor allem muß die Berufslosigkeit der Mädchen, welchen die Ehe versagt ist, aufhören und zwar in allen sozialen Schichten. Denn durch einen wirklichen Beruf gewinnt die für sich stehende Frau nicht nur ihr tägliches Brot und die Mittel, die sie zu einem menschenwürdigen Dasein braucht, sondern erlangt auch eine beglückende nützliche Bethätigung für die Allgemeinheit, die die Voraussetzung einer anerkannten und befriedigenden Stellung in ihr ist, und erreicht die Möglichkeit, ihr inneres Sein ihrer Bestimmung gemäß zu entwickeln.

Es ist eine sehr oberflächliche und beschränkte Auffassung des Berufs, wenn man ihn nur als Broterwerb betrachtet und beurteilt, sei es welcher auch immer. Es ist ein Lebensbedürfnis des Menschen, seine Kraft zu entfalten und sich auszuwirken, mit

gesammelter Spannung seines Geistes und Körpers Anstrengungen zu überwinden, wirkliche Aufgaben zu erfüllen, bestimmte Ziele zu erreichen. Auch wenn uns keine Rücksicht auf die andern bestimmte, müßte uns der Egoismus dazu treiben. Wir haben das Bedürfnis uns am Abend des Werks unsrer Hände zu freuen. Durch unsern Beruf werden wir aber gleichzeitig ein nützliches Glied im Lebensorganismus der Menschheit. Er ist nicht bloß eine notwendige Funktion eines gesunden Daseins, sondern giebt uns eine gewisse Bedeutung in der Gesamtheit. Wir sind nicht mehr überflüssig, wir sind nötig. Daher ergiebt sich aus unsrer Leistung für die Allgemeinheit unsre Stellung in der Allgemeinheit.

Das gilt ebenso von der unverheirateten Frau wie von jedermann. Ich sehe nicht ein, warum sie außer dieser Naturordnung stehen soll. Sie ist weder ein Engel noch ein Gespenst dadurch geworden, daß sie ledig blieb. Also lasse man sie etwas leisten, dann wird sie durch ihre Leistungen die Stellung, das Ansehen, die soziale Bedeutung einnehmen, die ihr gebührt. Es hat niemand ein Recht, sie daran zu hindern. Wenn mir jemand die Luft nimmt und die Bethätigung lähmt, die ich zum Leben brauche, so lehne ich mich dagegen auf und kämpfe für mein Dasein. Das möchte ich den Unverheirateten zurufen, wie ich schon oft in einzelnen Fällen Empörung gegen die eigene Familie predigen mußte, um jemand nicht zu Grunde gehen zu lassen!

Ebenso notwendig bedarf der Mensch eines Berufs zur Entwicklung seiner Persönlichkeit. Und auch die unverheiratete Frau ist ein Mensch. Arbeit und Pflichterfüllung fördert die innere Entfaltung, weil in ihr Kraft und Zucht sich eint und dadurch Wachstum und Selbstbeherrschung erzeugt, persönlische Energie und Macht steigert. Für den innern Bestand des Menschen ist nichts so gefährlich, als beruflos zu leben. Auch das gilt für die Frau ebenso wie für den Mann. Der Mensch entbehrt ohne einen Beruf die Last, die er mit gesammelter Kraft zu tragen hat, die Aufgabe, die ihn konzentriert. Er wird schwach und zerstreut,

unruhig und mißgestimmt, krank und verbittert, häßlich und unausstehlich für seine Mitmenschen. Es ist eine unausbleibliche Folge des zwecklosen Daseins, daß die Menschen darin verkümmern und sich in innerm Unbefriedigtsein aufzehren, geschweige daß sie in ihrer innern Entwicklung auch nur einen Schritt vorwärts kämen, und auch nur eine Anlage sich gesund entfalten könnte.

Diese Selbstverständlichkeiten sind aber durchaus noch nicht für die unverheirateten Frauen praktisch anerkannt. Allgemein wird nur zugegeben, daß sich jedes unbemittelte, alleinstehende Mädchen sein Brot verdienen darf und muß. Ist es aber bemittelt und steht es gar auf einer höhern gesellschaftlichen Stufe, so gilt dieses natürlichste Menschenrecht für extravagant. Man schätzt also hier die Arbeit nur nach dem Gesichtspunkte des Geldverdienens und hat augenscheinlich keinen Sinn für ihre höhere sittliche Bedeutung. Sonst würde man nicht die Arbeit nur gestatten, wenn die Not dazu treibt. Hand in Hand damit geht, daß im allgemeinen in den höhern Kreisen ein Mädchen, wenn es sich ihr Brot verdient — ausgenommen natürlich, wenn sie es auf eine „höhere" Art als Künstlerin, Ärztin oder Dozentin thut — in der gesellschaftlichen Achtung sinkt. Die einzelnen Vernünftigen werden sich meist erlauben, es persönlich zu achten, aber offiziell kann man nicht mehr gut mit ihm verkehren. Es ist deshalb höchste Zeit, daß der Grundsatz: keine Arbeit und kein Beruf schändet, auch auf die Frauenwelt ausgedehnt wird, und daß man die weiblichen Drohnen ebenso beurteilt, wie die männlichen.

Die berufsmäßige Thätigkeit kann auch nicht durch geistige Beschäftigung ersetzt werden. Dieser Täuschung giebt man sich mit Vorliebe in den oberen Kreisen hin. Man dilettiert in allen Künsten und Wissenschaften, verschlingt Bücher, Gallerien und die Sehenswürdigkeiten der halben Welt und bildet seinen Geist, da doch nun einmal nach der allgemeinen Anschauung Bildung im Wissen besteht oder wenigstens durch Wissen erzeugt wird. Da nun die Frau eine ungeheure Aufnahmefähigkeit besitzt, so kann sie es hierin sehr weit bringen und, wenn sich die weibliche Zähigkeit

damit verbindet, es leicht mit den meisten Männern im „Wissen“ aufnehmen. Mag sie aber auch noch so ein kenntnisvolles Wesen werden, was nicht mit geistvoll zu verwechseln ist, eine Drohne bleibt sie doch, und mag sie mit noch so viel Wissen erleuchtet sein, das ganze Verhängnis der Berufslosigkeit lastet doch verderblich auf ihr. Sie wird weder sich noch andere beglücken, weder fruchtbare Lebensbeziehungen zu den anderen Menschen noch eine befriedigende Stellung unter ihnen gewinnen, weder zu einer kraftvollen Erscheinung heranwachsen noch ihre eigene Art rein und ebenmäßig entwickeln. Schließlich kommen sie doch alle dahinter, die gebildeten Dilettantinnen, daß es ein zweckloses Dasein ist, was sie führen, und erschrecken in der jämmerlichen Fruchtlosigkeit ihres Lebens, die Ärmsten, die die Konvention um das einzige Leben betrog, das sie haben! Kein Wissen und keine Weltbekanntheit, keine künstlerische Tändelei und keine künstlerischen Genüsse erlösen sie von dem Fluche des Altjungfertums, von dem nur die Berufsarbeit befreit. Ihr Leben ist ein Verkümmern, Erschlaffen, Verwelken. Sie sterben an Entkräftung und verfehlter Existenz.

Ein Beruf aber muß es sein, nicht bloß die Möglichkeit und die Gewöhnung, sich zu bethätigen. Der Beruf ist eine einheitliche, geschlossene, stetige Thätigkeit, die man mit Bewußtsein und Entschlossenheit übernimmt, der man sich mit seiner ganzen Kraft und seinem vollen Interesse verpflichtet, und für die man sich verantwortlich fühlt. Deshalb giebt es eine wahrhafte und wertvolle Bethätigung nur in der Form eines festen Berufs. Nur er hat die erzieherische Wirkung der Arbeit, während die ungeordnete, unbegrenzte und willkürliche Thätigkeit verwahrlosen läßt. Nur ein gereifter und gestählter Charakter wird imstande sein, den Gefahren, die sie mit sich bringt: Zersplitterung, Unruhe, Unbehagen, Lässigkeit, zu entgehen.

Es giebt kaum etwas Schwereres für den Menschen, als sich jeden Tag seine Aufgabe wieder stellen und seine Arbeit schaffen zu müssen. Dazu gehört ein solcher Überschwang von Energie und eine solche schlagfertige Geistesgegenwart, um jeden Morgen immer

auf der schöpferischen Höhe der Situation zu stehen, und eine solch eiserne Selbstbeherrschung zur Vollendung dessen, was man sich vornimmt, daß die wenigsten den Versuch ohne Schaden unternehmen und die meisten bald aufgeben werden. Wer ohne festen Beruf etwas Wirkliches leisten und sich selbst den Segen energischer und stetiger Thätigkeit verschaffen will, der muß eine ganz geschlossene, einheitliche und starke Persönlichkeit sein, deren unwillkürliche Auswirkung ganz von selbst ihrer Thätigkeit das Merkmal eines festen Berufs giebt. Aber das wollen die meisten ja erst werden.

Ein Beruf darf aber ebensowenig eine bloße Liebhaberei sein, der sich die Ledigen mit Lust und Aufopferung widmen. Sportmäßiger Betrieb ist keine Berufsarbeit, mag er noch so ernst genommen werden und in seinem Wesen und Ziele noch so ernst sein. So ist ja die Liebesthätigkeit ein weites Feld für den Arbeitsdrang unverheirateter Frauen geworden. Ich will auch gar nicht den Nutzen verkennen, den sie damit schaffen, auch wenn sie es als Liebhaberei betreiben. Aber die volle Wirkung erhält ihre Thätigkeit doch erst dann für die Mitmenschen, wie vor allem für sie selbst, wenn sie die Gestalt eines Berufs erhält, der den Menschen bis auf die Muße, die er für sich selbst braucht, vollständig in Anspruch nimmt und die Arbeit seinem Belieben entzieht.

Damit ist nicht gesagt, daß es durchaus ein organisierter Beruf sein müßte, eine Anstellung, die man sucht und erhält. Im Gegenteil, ich halte es für ein besonderes Glück, wenn sich ein Mensch seinen Beruf selbst schaffen kann. Nur soll er ihn dann wirklich als Beruf auffassen und führen und nicht als Liebhaberei. Und gerade für die Frauen, die es nicht nötig haben, liegen weite Flächen von Aufgaben brach, die darauf warten, von unverheirateten in Angriff genommen zu werden, aber nicht als Sport, sondern als bitterernster Lebensberuf, wo sie sich nicht als Gönner, sondern als Könner zeigen sollen. Ich will hier nur auf das ganze große soziale Gebiet aufmerksam machen. Wie viele Tausende von Frauen wären nötig, um die unbehüteten Kinder, während die

Eltern auf der Arbeit sind, zu beschäftigen und zu versorgen, um die armen Kranken zu pflegen, um sich der vaterlosen Kinder anzunehmen! Welcher Vereinsapparate und welcher Mühsale des Geldsammelns bedarf es hier nicht allemal, um nur eine Stellung dafür zu schaffen! Und was ist das unter die Millionen!

Hier ist ein Feld für die vielen Ledigen, die nicht um das tägliche Brot zu arbeiten brauchen, voll herrlichster und beglückendster Arbeit. Aber wo bleiben sie? Ist das weibliche Empfinden, das allgemeine Muttergefühl, das Mitleid und die Liebe in ihnen nicht lebendig, oder hält sie nur eine falsche Scheu ab, ins Leben zu springen und sich ein Leben zu schaffen, das es wert macht, zu leben? Solche Scheu ist nur ein Zeichen verkümmernder Jugendlichkeit. Wollen sie jung bleiben oder wieder jung werden, so brauchen sie nur in dem Jungbrunnen Herz und Sinn belebender Berufsthätigkeit unterzutauchen.

Die Unverheirateten müssen also ebenso wie die Verheirateten ihren befriedigenden Beruf haben. Darüber werden sich die Nachdenklichen unsrer Zeit alle einig sein. Es ist nur die Frage, welchen.

4.

Zunächst giebt es gar keinen Grund, warum man die Frau von irgend einem Berufe ausschließen sollte. Es ist uns keine metaphysische Bestimmung offenbart worden, die gewisse Erwerbszweige den Männern vorbehielte und andre den Frauen frei stellte. Auch die Geschichte zeigt uns nicht etwa durch die thatsächlichen Verhältnisse ein verborgen waltendes Naturgesetz. Denn wenn bis in unser Jahrhundert die Frauen auf keinem Gebiete mit den Männern in Wettbewerb traten, so lag das daran, daß sie Notwendigeres und Erfreulicheres zu thun hatten. Die Sorge und Arbeit um die Familie und das kommende Geschlecht, die sie unmittelbar oder mittelbar beschäftigte, nahm verheiratete wie unverheiratete vollständig in Anspruch.

Wenn aber jetzt thatsächlich fast die Hälfte der Frauen in den mittlern und höhern Schichten müßig stehen und sich nach einem

Berufe umsehen müssen, wie man behauptet, warum sollen sie nicht Schweine schlachten, Pferde zureiten, Äcker pflügen, Holz fällen und flößen, Seeschiffe steuern, Beamte, Pfarrer, Architekten und Offiziere werden, wenn sie es können? Giebt das eine völlige Umwälzung der Kultur: vielleicht ist sie wert, umgewälzt zu werden. Vielleicht kommen wir nur dadurch aus dem Niedergang zu einem Aufschwung, daß überall die unverheiratete Frau das Heft in die Hand nimmt! Nur keine Vorurteile und Dogmen der Überlieferung, wenn man vorwärts schreiten will!

Ich will auch gar nicht bestreiten, daß die Frau alles könnte. Denn sonst würde mir der ganze Chor der Frauenbewegung die Probe anbieten, und das Experiment läge nicht in meiner Hand und ist wohl auch lieber zum Besten der Menschheit zu vermeiden. Ja ich glaube sogar, daß es gar keinen Beruf giebt, den nicht irgendwo einmal Frauen in der Not ergriffen und anerkennenswert durchgeführt haben. Aber wir können wohl, ohne Widerspruch erwarten zu müssen, sagen, daß der Frau nicht alles liegt. Also lassen sich die Berufe, die in Betracht kommen, zunächst dadurch näher bestimmen, daß sie der Natur der Frau entsprechen müssen.

Damit stehen wir vor der heiß umstrittenen Frage nach der Natur der Frau. Man wirft den Männern vor, daß sie von ihnen einseitig und parteiisch behandelt werde, obgleich eine Menge hervorragender Frauen ihre Auffassung anerkannt und in wertvoller Weise bis in die intimsten Züge ergänzt haben. Dem gegenüber schildert man sie der These zu Gefallen, die man verfechten will, — und das ist echt weiblich — oder giebt zu, daß es sich thatsächlich so verhält, aber nicht so zu sein braucht.

Jedenfalls wird hier nur die experimentelle Behandlung der Frage entscheidend sein können. Die Frauenrechtlerinnen sind nicht immer der Versuchung entgangen, sich eine gefällige Theorie über die Frauennatur zurecht zu machen oder das, was sie in ihrer eigenen Person zu finden meinten, zu verallgemeinern und allen zuzurechnen. Dem gegenüber müssen wir uns auf die psychologische Beobachtung und die allgemeine Erfahrung gründen. Ferner können

wir die charakteristischen Merkmale für die Frauennatur nur dem allgemeinen Durchschnitt entnehmen, nicht den außergewöhnlichen Erscheinungen. Es giebt Mannweiber ebenso wie weibische Männer. Es gilt also nicht, was einzelne Frauen auf irgend einem Gebiete geleistet haben oder in irgend einem Berufe geworden sind, von der Frauennatur überhaupt. Die Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel.

Freilich werden die zum Äußersten entschlossenen Frauenrechtlerinnen die bisherige Beobachtung und Erfahrung abweisen und nur den zukünftigen Wettbewerb gelten lassen. Sie sagen: die eigentliche Frauennatur ist überhaupt noch nicht vorhanden. Was wir jetzt haben und bisher gehabt haben, ist ein Mißgebilde, das der Mann geschaffen hat. Die Anlagen und Fähigkeiten der weiblichen Natur kennt man noch gar nicht, weil sie bisher unter der Unterdrückung durch den Mann verborgen blieben und infolge der Zurücksetzung in der Bildung nicht entfaltet werden konnten. Wenn erst einmal die Frau vom Manne emanzipiert ist und durch Generationen dieselbe Bildung genossen haben wird wie die Männer, dann erst wird man sie in ihrer wahren Gestalt erkennen.

Diesem Schlusse liegt eine unglaubliche Verkennung der Naturgesetze zu Grunde. Die Frauenwelt ist nicht eine Welt für sich, die sich selbst fortpflanzt, sondern bildet mit der Männerwelt ein Ganzes, eine Einheit. Die Mädchen sind nicht bloß die Kinder der Mütter und diese wiederum die Kinder ihrer Mütter, sondern auch die Töchter ihrer Väter und die Enkelinnen ihrer Großväter. Was sie ererben, ist also ebenso väterliches Eigentum, und wenn man kulturelle Errungenschaften, durch Bildung erworbene Fähigkeiten erben kann, so erben sie auch die väterliche Kultur. Ja die allgemeine Beobachtung sagt uns, daß die Mütter fast immer die Anlagen und Fähigkeiten ihrer Söhne bestimmen und die Väter die ihrer Töchter, wodurch dann wieder die so häufige Ähnlichkeit zwischen Enkel und Großvater, Enkelin und Großmutter begreiflich wird. Was sie aber dann erben, erscheint bei den Töchtern stets weiblich geartet, obgleich sie es von den Vätern haben und bei den Söhnen immer ins

Männliche umgesetzt, obgleich es von den Müttern stammt. Die weibliche und männliche Natur als solche wird also dadurch gar nicht berührt.

Das zweite Naturgesetz, das man verkennt, ist die Thatsache, daß sich erworbene Fähigkeiten überhaupt nicht vererben, sondern nur angestammte. Infolgedessen läßt sich Bildung nicht erblich übertragen. Wenn ein Mädchen in einer gebildeten Familie sich anders entfaltet als in einer ungebildeten, so macht es nicht die Vererbung, sondern die Erziehung, und daß Erziehungstraditionen, wenn sie durch Generationen einer Familie hindurchgehen, einen großen kulturellen Einfluß haben, soll nicht verkannt werden, aber nur auf die erzieherische Bildung des Menschen und nicht auf seine Fähigkeiten.

Also müssen sich die thatsächlich von Natur vorhandenen Fähigkeiten der weiblichen Natur sofort zeigen, sobald sie Anregung und Raum zur Entfaltung gewinnen. Diese Möglichkeit haben sie aber in Deutschland bereits seit einem halben Jahrhundert. Infolgedessen können wir sagen, die Frauennatur ist so, wie sie sich jetzt zeigt.

Ich will aber zum Überfluß noch zwei Beweise anführen, die zeigen, daß es nicht einer Schulung durch Generationen bedarf, um bestimmte Anlagen zu erzeugen. Die Missionare in Afrika machen die Erfahrung, daß die Negerkinder den weißen Kindern, mit denen sie auf einer Schulbank zusammen sitzen, in keiner Weise nachstehn, und andrerseits beobachten wir, daß die Geschlechter, die vor Jahrhunderten bereits im Besitze aller Bildung des Wissens waren, keineswegs auf der gleichen Höhe geistiger Fähigkeiten bleiben, geschweige stetig höher kommen. Ferner weiß man, daß in der Türkei — wo doch die Frauenwelt in einer ganz andern geistigen und sittlichen Öde seit Jahrhunderten erhalten worden ist, als es von Deutschland zuweilen behauptet wird, wo immer die regsamen Frauengeister an den großen Interessen der Zeit teilnahmen — die Frauen, sobald ihnen die Möglichkeit einer Bildung gegeben wird, sich an Feinheit und Gewandtheit des Geistes durch nichts von den europäischen Damen unterscheiden.

Wir brauchen also nicht auf eine zukünftige Offenbarung der eigentlichen Frauennatur zu warten, um darüber klar zu werden, welche Berufe ihr liegen, sondern können von unsern bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen ausgehn, und dürfen uns den Unterschied der weiblichen und männlichen Natur als Prüfstein vor Augen stellen, wie ich ihn im ersten Aufsatze zu zeichnen versuchte.

Vor allen Dingen werden alle Erwerbszweige und Berufsarten der Frau nicht entsprechen, die eine außerordentliche Kraftbethätigung, sei es körperlich oder geistig, erfordern. Ich meine hier Kraft im eigentlichen Sinne als eruptive Energie, als die durch den Willen, nicht durch Leidenschaft, gesteigerte Macht, ob es nun eisern geschwellte Muskeln oder unwiderstehliche Wucht des Geistes ist. Ich meine hier nicht die Zähigkeit und die Leistungsfähigkeit anhaltenden Fleißes, in der es die Frau mit jedem Manne aufnimmt. Infolgedessen werden die Frauen ganz von selbst die Berufe sehr schwerer körperlicher Arbeit vermeiden. Und von allen Berufen, die eine hervorragende geistige Kraft verlangen, sollte sie ihre eigene Klugheit zurückhalten. Es kommt ja nicht bloß darauf an, daß man den Beruf leistet, sondern auch, wie man ihn leistet, ob man unter großen Anstrengungen eben nur das Notwendigste thun kann, was er verlangt, oder ob man seiner wirklich mächtig ist. Denn nur dann wird man ihm wahrhaft gerecht und hat für sich selbst die tiefe Befriedigung, die zum Glück des Menschen gehört.

Ein weiterer Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Natur ist der, daß der Mann vorwiegend produktiv, die Frau rezeptiv und reproduktiv ist. Es werden also die Berufszweige mit Männern versorgt werden müssen, wo das schöpferische Moment in der Thätigkeit vorhanden sein muß, wenigstens in den Stellungen des Arbeitsgebietes, wo es nicht entbehrt werden kann. Das gilt thatsächlich für alle Erwerbszweige, ob es sich um künstlerisches Schaffen und Nachschaffen oder wissenschaftliche Forschung oder um das technische und kaufmännische Gebiet handelt. Die Künstlerinnen werden gut thun, sich auf die Wiedergabe der Natur und Menschen

zu beschränken und das eigentliche schöpferische Gestalten des innerlich Gewordenen den Männern überlassen. In der Musik z. B. werden sie als Virtuosen zweifellos Hervorragendes leisten können, aber nicht als Komponisten. Sie verstehn sich ja auf das Nachempfinden besser als die Männer. Aber schon die Kapellmeisterkarriere wird ihnen verschlossen bleiben, weil sich hier zur Notwendigkeit, das Kunstwerk einheitlich neu zu schaffen, die Aufgabe gesellt, eine große Zahl Individualitäten einheitlich zu beherrschen. Oder daß Frauen das Erzählen im allgemeinen besser als die Männer verstehen, und zwar je weniger sie künstlerische Aspiration dabei haben, davon brauchen sie uns nicht erst dadurch zu überzeugen, daß sie Schriftstellerinnen werden. Ob sie aber imstande sein werden, ein Kunstwerk im wirklichen Sinne zu schaffen, das sich zu den harmlosen Erzählungen ihrer Novellen und Romane wie Goethes Faust zu den vielen Faustgeschichten verhält, das ist billig zu bezweifeln.

Ebenso hat die Frauenarbeit in der Wissenschaft zweifellos eine große Zukunft. Seitdem fast auf allen Gebieten die eigentliche vorwärts schreitende Forschung auf einer Unsumme von einzelnen Beobachtungen fußt und in der statistischen Thätigkeit wurzelt, sei es nun Naturwissenschaft, Nationalökonomie, Philologie oder Medizin, sollte man die Mitarbeit der Frau auf das Dankbarste begrüßen. Denn sie besitzt für diese mühselige Kleinarbeit entschieden hervorragende Fähigkeiten. Wo es sich dagegen um das wirklich schöpferische Arbeiten handelt, um Gesamtauffassung und das eigentliche Nachbilden der Welt in Begriffen, um neue Ergebnisse und erleuchtende, geniale Hypothesen, da dürfte Frauenkraft und weibliche Fähigkeit versagen.

Das gilt aber von allen Gebieten. Die Frau wird sich auf dem technischen Gebiete nicht durch neue Erfindungen auszeichnen. Sie wird überall dort versagen, wo große Gesichtspunkte, weiter Blick, umfassendes Beherrschen und organisatorisches Talent nötig ist. Bis ins Kleinste zeigt sich die weibliche Beschränktheit auf ihre Natur in Kraft und Geltung. Selbst in der einfachsten und unscheinbarsten Thätigkeit versagen die meisten Frauen, sobald sie etwas

leisten sollen, was irgendwie des schöpferischen Elements bedarf. So ist es eine allgemeine Erfahrung, daß man unter der Fülle von Korrespondentinnen höchst selten welche trifft, die einen Brief wirklich selbständig schreiben können. Für Diktate sind sie vorzüglich und leisten mehr und besseres als die Männer, aber nach einer Anweisung einen Brief selbständig verfassen, das können die wenigsten. Nicht als ob sie überhaupt keinen Brief schreiben könnten. Sobald es sich um persönliche Angelegenheiten handelt, schreiben dieselben Personen die tadellosesten Briefe, die man sofort drucken lassen könnte. Aber gegenüber dem, was ihnen persönlich fremd ist, sind sie unglaublich unbeholfen.

Das führt uns auf einen weitern Unterschied. Die Frau ist viel subjektiver veranlagt, als der Mann. Es wird ihr sehr schwer, sachlich zu bleiben, sie nimmt alles persönlich. Das merkt man ja schon bei dem mündlichen oder schriftlichen Gedankenaustausch. Sie mag noch so allgemein sprechen — und sie spricht mit Vorliebe allgemein, weil sie ihre Person zu verschleiern liebt —, sie denkt dabei doch immer nur an sich und hat dafür nur soweit Interesse, als es sie persönlich angeht. Infolgedessen ist sie auch allen persönlichen Eindrücken mehr zugänglich und leicht zu beeinflussen und zu bestimmen, wenn man sie nur bei ihren „schwachen Seiten“ zu fassen weiß. Damit hängt wiederum zusammen, daß die Empfindung bei ihr eine größere Rolle spielt als der Verstand. Ich möchte deshalb keine Frau in irgend einer Stellung sehn, wo sie richterlich wirken muß, während ihre Verschlagenheit und Anpassungsfähigkeit sie vielleicht für allerlei Spürdienste prädestinierte. Deshalb gehört die Frau auch nicht in den Verwaltungsdienst; denn sie ist bestechlich, nicht durch Geld, aber durch Eindrücke.

Schließlich ist die Frau vorwiegend passiv, der Mann aktiv. Es liegt also in der Natur der Sache, daß der Mann in der ersten Linie der Thätigkeit steht, und die Frau ihm nachrückt, oder daß sie verarbeitet, was er ihr gewinnt. Bei allen Entdeckungsreisen und Unternehmungen im eigentlichsten Sinne wird es immer der männlichen Thatkraft bedürfen, wobei man allerdings kaum aufopferungs-

fähigere und zähere Begleiter finden wird, als es Frauen sind. Das sind sie aber nicht als Berufsgenossen, sondern als Frauen.

Man muß nun, um gerecht zu sein, noch auf einen Vorzug aufmerksam machen, den die Frau vor dem Manne hat: die größere Genauigkeit und Peinlichkeit im Kleinen und die größere Treue auch in einem unbefriedigenden Berufe. Dadurch wäre sie für die mechanischen Berufe in erster Linie geeignet, wo es auf die Sorgfalt um der Sorgfalt willen ankommt. Am Schreibpult, am Telephon, am Schalter machen die Frauen zweifellos ebenso wie in vielen Fabrikationszweigen die sorgfältigste und sauberste Arbeit. Aber es ist schade um sie, wenn die köstliche weibliche Natur in einem solchen Berufe verkümmern muß. Die Frau steht meinem Empfinden nach für mechanische Thätigkeit zu hoch. Das sollte man dem Manne überlassen.

Wenn diese Erwägungen richtig sind, so werden die unverheirateten Frauen, die eine Beschäftigung brauchen und suchen, ja schließlich dementsprechend einen Beruf finden, der ihnen liegt und ihre weiblichen Vorzüge fruchtbar macht, ohne daß es besonderer Anstrengungen bedarf. Andrerseits werden alle krampfhaften Bemühungen der Frauenbewegung, ihnen Berufe zu öffnen, die ihrer Art nicht liegen, schließlich vergeblich sein, auch wenn sie zum Ziele führen. Denn die Natur lacht aller menschlichen Künsteleien. Warum sich aber gegenwärtig die Frauenbewegung darauf kapriziert, die wissenschaftliche Karriere ihnen unumschränkt zu eröffnen, kann ich nicht einsehen. Ich zweifle nicht daran, daß die Frauenwelt eine große Zahl gelehrter Spezialisten stellen könnte, und ich meinte, die „Männer“ der Wissenschaft müßten diese weibliche Hilfstruppe mit Freude begrüßen, die sie der schrecklich ermüdenden statistischen Aufnahmen überhöbe. Ich zweifle auch nicht, daß wir bald eine große Zahl weiblicher Ärzte haben könnten, obwohl ihnen sehr bald die Arbeit fehlen würde, wenn sich nicht mehr so viele Gesinnungsgenossen der Frauenbewegung aus Prinzip zu ihnen wenden würden. Aber ich kann nicht das Verlockende gerade dieser Karriere für die Frau begreifen. Denn erstens ist die Auslese eine

ungeheuere, die wenigsten halten die Anstrengungen des Studiums auch nur körperlich aus, und zweitens ist der wissenschaftliche Beruf wirklich nicht so befriedigend und erstrebenswert, wie sich die meisten Frauen vorstellen. Ich glaube, sie geben sich über das Wissen und seinen Wert der großen Illusion hin, über die wir Männer schon hinaus sind, und ihr ungeheuerer Wissensdurst, den sie sich suggeriert haben, spielt ihnen hier einen bösen Streich. Sie werden schließlich auch zur Skepsis gegenüber der wissenschaftlichen Erkenntnis zur Lösung der großen Fragen unsers Daseins kommen, wie alle hervorragenden Männer der Forschung, und zu dem Ergebnisse des vergangenen Jahrhunderts, daß nicht das Wissen den Menschen macht und seine persönliche Kultur. Es wäre schade um die vergeudete Frauenkraft, wenn sie überflüssigerweise auch hier für sich noch diesen ermüdenden und mühseligen Umweg machen wollte.

5.

Der Beruf, der sich für die Unverheirateten eignet, soll aber nicht nur der weiblichen Natur entsprechen, sondern sich auch aus dem weiblichen Wesen ergeben und es befriedigen. Das ist die zweite Forderung, die wir stellen müssen.

Die Männer haben im allgemeinen nicht die Möglichkeit, ihren Beruf darnach zu wählen, ob er einen befriedigenden Inhalt hat und sie innerlich gedeihen läßt. Die allermeisten müssen sich lediglich unter dem Gesichtspunkte entscheiden, daß er ihnen ihr Brot für sich und ihre Familie möglichst reichlich zu verdienen giebt. Nur die wenigsten können ihre persönlichen Bedürfnisse berücksichten, und das darf man auch nicht so tragisch nehmen. Denn sie finden den Ersatz dafür in ihrer Familie und in dem innersten Berufe, den jeder Mensch hat, seine Persönlichkeit gesund und harmonisch zu entfalten.

Auch den Frauen könnte nun ja das Leben ihrer persönlichen Bestimmung gemäß, das der Broterwerb materiell ermöglicht, für die geistige Leere ihres vielleicht durchaus mechanischen Berufs

Ersatz gewähren. Aber wenn man die Wahl hat, so wird man doch einen wirklich befriedigenden Beruf vorziehen, vorausgesetzt, daß sich die Möglichkeit hierzu bietet. Andrerseits scheinen die Frauen thatsächlich mehr unter einem unbefriedigenden Berufe zu leiden, als die Männer, vielleicht weil sie keine eigene Familie haben, vielleicht auch weil sie innerlich zarter sind als die Männer.

Vor kurzem lernte ich eine Frau kennen, die in hervorragender Weise an der Frauenbewegung Finnlands teilgenommen hat und durch den ersten Aufsatz über den Beruf und die Stellung der Frau, dem sie übrigens als Darstellung des einzig wahren Ziels vollständig beistimmte, veranlaßt worden war, sich mit mir über das schwierige Problem zu unterhalten. Sie machte mir dabei höchst interessante Mitteilungen über die Erfahrungen, die man in Finnland in der Frauenbewegung gemacht hat. „Wie Sie wissen," sagte sie, „sind wir in Finnland in der Frauenbewegung viel weiter als in Deutschland. Eine große Anzahl Berufsarten rekrutieren bei uns ihr Personal wesentlich aus Frauen, aber wir stehen heute infolge unsrer Erfahrungen bereits in einer rückläufigen Bewegung. Die ausschweifenden Tendenzen der radikalen Frauenbewegung, an denen sich übrigens die führenden Persönlichkeiten nie beteiligt haben, sind bei uns ein überwundener Standpunkt. Wir haben nämlich die eigentümliche Beobachtung gemacht, daß die jungen Mädchen z. B. in Beamtenstellungen, im Bankfache und in kaufmännischen Berufen zunächst sehr befriedigt sind und ihre materielle Selbständigkeit, die zum Teil sehr bald eine verhältnismäßig glänzende wird, mit Freuden genießen. Ist aber eine Reihe von Jahren vorüber, werden sie 24, 25, 26 Jahre alt, so fangen sie an, unruhig zu werden, aufzuwachen und sich zu fragen: Ist das alles? Soll das so das ganze Leben fortgehn? Und dann sehnen sie sich heraus, geben ihre zum Teil glänzenden Stellungen auf und werden Kindergärtnerinnen, Krankenpflegerinnen u. s. w. Wir haben aus diesen allgemeinen Beobachtungen den Schluß gezogen, daß die Frau im allgemeinen sich in jedem Berufe auf die Dauer unglücklich fühlt, der nicht in

irgend welcher Weise ihr Gemüt in Anspruch nimmt und befriedigt."

Wenn das richtig ist, so werden diejenigen, die es gut mit den Unverheirateten meinen, ihnen nur Berufsarten empfehlen, die das weibliche Wesen befriedigen. Sie müssen, kurz gesagt, dem weiblichen Bedürfnisse nach persönlicher Hingabe und dem allgemeinen Mutterinstinkt, der sie im Hegen und Pflegen der Hilfsbedürftigen glücklich macht, entgegen kommen. Sonst wird das Gemüt, der Lebensquell des weiblichen Wesens, versiegen und eine mumienhafte Erscheinung zurücklassen oder sich gegen die Vergewaltigung aufbäumen.

Darnach läßt sich eine Gruppe spezifisch weiblicher Berufsarten absondern, die in erster Linie für die Unverheirateten in Betracht kommen. Nur wenn sie überfüllt wären, würden diejenigen, die keine Verwendung in ihnen finden können, gezwungen sein, sich auf andre Weise ihr Brot zu verdienen. Das wäre aber dann ein Notstand und nicht das Normale. Würde diese Regel unter den Frauen die Geltung gewinnen, die sie in ihrem eignen Interesse verdiente, so würde außerdem der verhängnisvolle Wettbewerb zwischen Mann und Frau, der unnatürlich ist, vermieden, und die Harmonie und Ergänzung zwischen dem weiblichen und männlichen Elemente auch im allgemeinen Leben hergestellt, auf die die Menschheit angelegt und zu ihrem Wohle angewiesen ist.

Wenn wir diesen Gesichtspunkt einnehmen, brauchen wir uns nicht darauf zu beschränken, festzustellen, was im allgemeinen nicht in den Bereich der Berufsarbeit der Frauen fallen sollte, sondern können positiv die Thätigkeitsfelder umschreiben, die das weibliche Wesen, wenn es sich ihrer mit Lust und Eifer annimmt, besonders befriedigen müssen.

Am nächsten wird es der Frau liegen, die eine Familie nicht oder noch nicht gründen kann, der Familie zu dienen. Ich meine nicht ihrer Familie, sondern irgend welcher. In der ihrigen wird sie naturgemäß so lange thätig sein, bis sie erwachsen ist. Aber

wenn die Zeit kommt, wo es in der Ordnung wäre, daß sie ein Mann heimholte, also spätestens gegen die Mitte der zwanzig — die einen reifen und festigen sich natürlich früher, die andern später —, sollte sie sich einen selbständigen Beruf im Dienste einer Familie suchen, wo sie wirklich nötig ist und etwas Unschätzbares leisten kann, das sie befriedigt und andern hilft. Hier liegt in allererster Linie der Beruf der Unverheirateten, zu dem sich jede eignet, die sich zur Ehe eignen würde.

Die naturgemäße Bestimmung der ledigen Frauen ist also Familiendienst. Das ist in den mittlern Schichten bis zum Anbruche der Frauenbewegung bekanntlich auch immer so gewesen. Die Unverheirateten nahmen in großen Familien und ausgedehnten Hausständen, in denen die Ehefrau unmöglich die Fülle ihrer Aufgaben bewältigen konnte, organisch notwendige und abgestufte Stellungen ein, die in dem Maße fruchtbar waren und befriedigten, als sie mit Liebe und Aufopferung ausgefüllt wurden. Sie verwuchsen darin nach dem Maße ihres persönlichen Wertes, ihrer Treue und ihrer dauernden Hilfe am Werden der Familie mit ihr aufs Innigste, so daß sie zu allen ihren Gliedern in eine Art verwandtschaftlichen Verhältnisses traten und ein Heim für Lebenszeit fanden, in dem sie sich glücklich fühlten. Ist nun die Frauenbewegung daraus entstanden, daß man sich in einer solchen Lebenslage nicht mehr befriedigt fühlte, oder hat sie die Unzufriedenheit hervorgerufen und mit ihrer Emanzipationspredigt den Begabteren die Stellung verleidet: das einzig richtige, was hätte geschehen müssen, Sinn und Verständnis für die hohe sittliche Bedeutung und nationale Tragweite eines solchen Berufs in den Familien hat sie jedenfalls nicht geweckt, und eine höhere Auffassung, die tiefere Gemüter dafür begeistern und in solcher Arbeit befriedigen könnte, hat sie nicht verbreitet. Im allgemeinen sieht man infolgedessen im Dienste in der Familie heutzutage die übelste Lage, in die ein Mädchen geraten kann.

Von Natur ist und bleibt aber die Bestimmung der Unverheirateten, die notwendige Hilfstruppe für die Verheirateten zu sein.

Wenn sie sich ihnen entziehen, ist das ein Notstand und Unglück für die Familien. Die wenigsten können dann gedeihen. Die Frauen erliegen entweder der fortdauernden Überanstrengung oder dem aufreibenden Ärger über die widerwilligen Lohnarbeiter, Haus und Kinder verwahrlosen mehr oder weniger, der Mann fühlt sich unversorgt und unbefriedigt, und das Ganze hat etwas Mißliches, Mißratenes, Mißgestimmtes, das kein wirkliches Behagen aufkommen läßt.

Deshalb haben die Unverheirateten, ob sie es nun vorläufig oder endgiltig sind, eine unersetzliche Stelle und unerläßliche Aufgabe im natürlichen Haushalte der Menschheit. Sie sollten die Verpflichtung fühlen und erfüllen, die Ehefrauen zu entlasten und, wo sie den Ihrigen genommen sind, zu ersetzen: dies in reiferen Jahren, wenn sie durch praktische Thätigkeit aller einschlägigen Aufgaben mächtig und erfahrungsreich geworden sind, jenes in der Jugend, wo sie noch der Lehre und Leitung bedürfen.

So mannigfach wie die Thätigkeit der Hausfrau ist, so mannigfaltig sind die Arbeiten und Hilfsleistungen, zu denen man bei dem Familiendienste bereit sein muß, und so vielerlei Berufe giebt es, die in einem großen Haushalte verschiedenen Hilfskräften übertragen werden müssen.

Man wird es nun vielleicht nicht am Platze finden, wenn ich hier von dem Berufe einfacher Dienstmädchen ausgehe, da die Leserinnen der Blätter sich im allgemeinen in einer gesellschaftlichen Sphäre befinden, wo man nicht in Dienst geht. Aber ich sehe nicht ein, warum die Frauen nicht ebenso wie die Männer in vielen Berufen von der Pike auf dienen sollen oder gar sich grober Arbeit schämen wollen. Unter ihrer Würde und ihrem Stande kann es gar nicht sein, weil die Arbeit niemals jemand entwürdigt oder herabsetzt.

Andrerseits wäre es aber grade den Mädchen aus beßrer Familie wenigstens für einige Zeit sehr zu empfehlen. Ich will gar nicht von den Vorteilen für die innre Reife und Bildung sprechen, die es mit sich bringen würde, wenn sie freiwillig durch

einen einfachen Dienst das Leben von ganz andrer Seite kennen lernten und in harter Arbeit Entsagung und Aufopferung übten: es ist schon für den Körper nichts so gesund wie grobe Arbeit, d. h. schwere körperliche Anstrengung, und jedenfalls gesünder als Studieren und alle sitzenden Thätigkeiten. Der Körper bedarf ihrer so dringend zur Ausarbeitung, daß sie auf ärztliche Anordnung künstlich ersetzt werden muß, wo man sich der natürlichen Verpflichtung dazu im Haus und Garten entzieht.

Ich hörte neulich erst von einem jungen Mädchen aus der besten Gesellschaft, die sich — wegen ihrer schwachen Gesundheit zum Entsetzen der Familie — entschlossen hatte, Krankenpflege zu lernen, daß sie begeisterte Briefe gerade über die schwere körperliche Hausarbeit schrieb, die sie in den ersten Monaten zu leisten hatte. Sie hätte nie geahnt, wie herrlich Scheuern, Fensterputzen u. s. w. sei und bekomme. In der That war alle körperliche Schwäche und alles nervöse Angegriffensein nach wenig Wochen verschwunden. Deshalb glaube ich, daß es keine bessere Kur für unsere schwächlichen und kränklichen Mädchen gäbe, als einen straffen Dienst in einer fremden Familie. Dabei handelt es sich ja nie um eine immer andauernd gleiche Arbeit, wie bei den Tagelöhnern, sondern um eine ungemein vielseitige und abwechselungsreiche. Für die aber, die durch das alles bestimmende Interesse, das sie an einem eingeschnürten und entstellten Körper, wohlgepflegten leichenfarbigen Händen und einen blassen Zimmerteint haben, daran gehindert werden, spreche ich nicht, denn sie haben eigentlich gar keine Daseinsberechtigung.

Einen ganz andern Pflichtenkreis als Haus, Küche und Garten ihn mit sich bringen, eröffnet die Pflege der Kinder. Das körperliche und geistige Bewachen, Versorgen und Hüten der kleinen, wie die Beschäftigung, Beaufsichtigung und Erziehung der großen. Hier kann sich in liebendem Interesse und mütterlicher Fürsorge das ganze Innre des weiblichen Wesens entfalten und in einer Weise beglücken und beglückt werden, wie man es in den wenigsten Berufen findet. Wer hier wie dort sein Meisterstück ge-

macht hat, der kann dann zu einer wirklichen Stütze der Hausfrau aufrücken, die nicht nur den Namen hat, sondern es in der That ist.

Die Unverheirateten haben aber auch den noch viel schwerern Beruf, die Hausfrau in vielen Fällen vollständig zu ersetzen. Hier handelt es sich dann nicht nur um eine vollständige Beherrschung aller einschlagenden Thätigkeiten im Haus und in der Familie, sondern vor allem um einen Reichtum innrer Gaben und Fähigkeiten die man mitbringen muß, wenn man die Unersetzliche einigermaßen ersetzen will. An Kindern Mutterstelle so zu vertreten, daß sie in ihrer Entwicklung unter diesem bittersten Mangel, den es giebt, nicht leiden, und dem Manne die treue Verwalterin seines Hauswesens und die absolut zuverlässige Hüterin seiner Familie zu sein, verlangt solch eine aufopferungsvolle Hingabe, so zarten Sinn und so taktvolles Anpassungsvermögen, daß es wirklich nur Auserlesene vollbringen werden. Aber was kann es dann auch Schönres und Befriedigenderes geben, als einer durch so schwere Schicksalsschläge in ihren Grundfesten erschütterten Familie zu helfen und sie bei gesundem und ersprießlichem Leben zu erhalten.

Was aber hiervon zu sagen ist, gilt allgemein. Alle Berufsarten im Dienste der Familie werden von der Familie aus, von dem, was sie sein soll und sein kann, geheiligt, veredelt und erhöht. Wenn der höchste Beruf, den es überhaupt giebt, der ist, Mutter des kommenden Geschlechts zu sein, so stehen ihm alle Berufsarten am nächsten, die dabei helfen. Sie sind von der größten sozialen und kulturellen Bedeutung.

Wer den Unterschied kennt zwischen einer Familie, wo sich das ganze persönliche und wirtschaftliche Leben in ungestörter, harmonischer, beglückend freier und leichter Weise vollzieht, in dem alles gedeiht, treibt und erblüht, was keimhaft in ihm vorhanden ist, und andern, wo die Hausfrau unter der Überlast ihrer Pflichten zusammenbricht und keiner vollständig gerecht werden kann, wo die dienstbaren helfenden Glieder ohne Lust und Liebe mit Mühe das Notwendigste ihrer Pflichten oberflächlich leisten, so daß man

an allen Ecken und Enden das schlecht verhehlte Chaos bedrückend spürt: der weiß, was es für das Behagen und Gedeihen heißen will, wenn die dienenden Berufe in rechten Händen sind und vollkommen erfüllt werden.

Deshalb liegt es nur an den Dienenden selbst, wenn sie in diesen Berufen keine Befriedigung finden. Es fehlt ihnen die höhere Auffassung und der gute Wille. Wie selten findet man hier selbstlose Hingabe und eigenes persönliches Interesse an den aufgetragenen Arbeiten, geschweige an der Familie selbst. Es ist ja die allgemeine Klage, daß man sich auf niemand mehr verlassen kann, daß überall das selbständige Interesse, das freiwillige darüber Nachdenken fehlt, daß alles versagt, wenn die Hausfrau nicht überall selbst dahinter steht und alles selbst anordnet. Solange die Dienenden nur als seelenlose Maschinen arbeiten, die zu jedem Handgriff eingestellt werden müssen und an ihrem Teile in irgend einer Welt leben statt in der, die sie treiben helfen sollen, können sie sich natürlich nicht glücklich fühlen. Die Befriedigung stammt aus der Leistung und steht im genauen Verhältnis zu ihrer Vollkommenheit und unsrer inneren Beteiligung dabei.

Den Einwand, daß diese „ideale" Auffassung ideale Hausfrauen voraussetze, kann ich nicht gelten lassen. Die Höhe der moralischen Auffassung meines Berufes hängt nicht von der moralischen Höhe meines Vorgesetzten ab. Die Leistungen aber können unter einer untauglichen und nichtigen Hausfrau ebenso vollkommen sein wie unter einer andern. Die Bedeutung der Thätigkeit wächst hier aber noch in dem Grade, als man die vorgebliche Hausfrau ersetzen muß. Verleiden aber wird sie den ganzen Beruf nur denen, die nicht zu der Seelengröße gelangen, die einer solch schwierigen Stellung gewachsen ist.

Andrerseits sind aber die Familienberufe die beste Vorbereitung für die Ehe. Ich begreife eigentlich nicht, daß unter den Hausfrauen nur so wenige von der ungeheuer wichtigen Pflicht begeistert durchdrungen sind, in ihren Gehilfinnen Hausfrauen zu erziehen. Freilich sehen sie in ihnen meist viel zu wenig die Men-

schen gleichen Wertes, um dafür Sinn zu haben. Dann sollen sie aber auch nicht über die Dienstbotenfrage klagen, sondern leiden, was sie verdient haben.

Die unverheirateten Frauen aber, die mit Begeisterung sich diesem Berufe widmen, werden die meisten Chancen haben, die reifen und tüchtigen Männer zu bekommen, die nicht auf den Schein sehen, sondern auf den wahren Wert, während die Windbeutel für die Drohnen bleiben.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß diese Berufsarten nicht überfüllt sind, und sie allein schon den Einwand hinfällig machen, die Frau würde in Männerberufe aus Mangel an weiblichen gedrängt. Am bekanntesten ist der Mangel an eigentlichen Dienstmädchen. Im letzten Monat sollen in Berlin 4000 Stellen unbesetzt geblieben sein. Aber auch an Kinderfräuleins und Stützen, von dem Ersatz der Hausfrauen zu schweigen ist ein großer Mangel, wenigstens an leistungsfähigen. Ich kenne eine ziemliche Anzahl Familien, die schwer darunter leiden, daß die überaus tüchtigen Hausfrauen keine wirkliche in der Arbeit selbständige Stütze finden können, die sie bei der Größe der Familie notwendig brauchen, und ich habe selbst im vorigen Herbst vergeblich eine Erzieherin, nicht Lehrerin, für ein Kind gesucht, an dem sie Vater- und Mutterstelle vertreten sollte, obwohl ich einen großen Kreis meiner Freunde in Bewegung setzte, mir dabei zu helfen.

Dieser Mangel brauchte aber durchaus nicht zu herrschen. Denn von den im Jahre 1895 in Deutschland vorhandenen 15,368,000 unverheirateten weiblichen Personen jeden Alters lebten 10,425,000 als berufslose Angehörige im Haushalte des Familienhauptes. Also könnte leicht der Not an Gehilfinnen in der Familie und der drückenden Berufslosigkeit der unverheirateten Frauen abgeholfen werden, wenn man wieder Sinn und Verständnis für den herrlichen, wertvollen Beruf der Familiendienste gewönne. Aber, um mich der Worte eines Statistikers zu bedienen, „zur Zeit macht es den Eindruck, als ob sich die Dienstmädchen in den großen Städten mehr zu einer Art von Tagearbeiterinnen entwickelten. Häufiger

Stellenwechsel, kurze Kündigungsfrist, kurze tägliche Arbeitszeit sind die Ziele der jetzigen Bewegung. Auch die freie Kost wird zur Zeit schon häufig von der Dienstherrschaft abgelöst. Geschieht dies auch mit der freien Wohnung im Haushalte, so kommt man zu Verhältnissen ähnlich denen bei Fabrikarbeiterinnen: bestimmter Eintritt zur Arbeit, bestimmte Pausen, bestimmter Schluß. Damit hört die Haushaltgemeinschaft auf und an ihre Stelle tritt ein Aufwärterinnenwesen, wie es schon jetzt eine nicht geringe Bedeutung hat." Dieselbe Bewegung sehen wir auch schon bei den Kinderfräuleins. Unter solchen Verhältnissen hört natürlich der Beruf auf, ein Leben in der Familie zu sein und verliert zum guten Teil seine sittliche Bedeutung. Deshalb ist es höchste Zeit, daß hier ein Umschwung eintritt.

Ein weiterer Beruf, der das weibliche Empfinden tief befriedigt und geeignet ist, alle Schätze ihres Gemüts zu Tage zu fördern, ist die Lehrthätigkeit jeder Art, auf praktischem wie auf theoretischem Gebiete. Freilich ist das nur dann der Fall, wenn der Gesichtspunkt der Erziehung im Vordergrunde steht, und der Unterricht nicht zu einer bloßen Mitteilung von Wissen, von technischen Vorkenntnissen auf allen Gebieten herabsinkt.

Eigentlich müßte man ja erwarten, daß wir in der Bewegung nach einer Verinnerlichung, persönlichen Belebung und höheren Auffassung des Jugendunterrichtes naturgemäß die Lehrerinnen alle auf unserer Seite hätten. Leider ist das nicht der Fall. So viel Verständnis man dafür unter ihnen findet, so beherrscht die meisten doch noch ein ungezügelter Wissenstaumel, der in der Mitteilung von Kenntnissen an die Jugend alles Heil erblickt. Die Folge davon ist, daß der Unterricht bei ihnen nicht den Drang des Gemüts auslöst und sie befriedigt, die Entfaltung ihrer Persönlichkeit fördert und zu herrlicher Blüte führt, sondern ihnen vielmehr ein unangenehm schulmeisterliches, pedantisches und altjüngferliches Gepräge giebt, daß sie nicht durch die Fürsorge für das Wohl so vieler Kinderseelen ausgefüllt und befriedigt werden, sondern der Hunger ihrer Seele immer wieder mit neuem Wissen

aussichtslos gestillt werden muß. Doch das wird ja anders werden. Auch die Frauen werden schließlich hinter die wahre Bedeutung des Wissens kommen. Aber müssen sie denn durchaus dem Manne auf allen Umwegen und Irrgängen folgen!

Steht aber der Unterricht unter dem Gesichtspunkte der Erziehung, so eignen sich die Frauen entschieden in hervorragender Weise dafür und zwar, solange auch im Hause die mütterliche Pflege gegenüber der väterlichen Leitung vorherrscht, für beide Geschlechter. Im allgemeinen besitzen eben doch die Frauen infolge ihrer Mutteranlage mehr Liebe und zarte Empfindung, mehr Verständnis und Instinkt für die Kinder als die Männer. Infolgedessen verstehen sie es doch wohl besser, ihnen die Schule zu einer Stätte der Lust zu machen, statt zu einem Ort der Qual. Ich glaube, es wird unter den weiblichen Lehrern viel seltener vorkommen, daß sich der ganze Unterricht im Tone gereizter Heftigkeit vollzieht, der in den Schülern nur Zittern und Angst, statt Freudigkeit und Behagen hervorrufen kann.

In den spätern Jahren müssen bei den Knaben natürlich Männer den Unterricht übernehmen, obwohl es des Experiments wert wäre, sie auch in einigen Fächern einmal von Frauen unterrichten zu lassen. Wenigstens hat schon manchmal eine Klavier- oder Sprachlehrerin bei einem Knaben fertig gebracht, was einem Lehrer nicht gelang. Daß der Unterricht des weiblichen Geschlechts auch in den spätern Jahren und gerade da erst recht wegen der Krisen des Übergangs zum Jungfrauenalter hauptsächlich in weibliche Hände gehört, ist eigentlich selbstverständlich, wenn auch hier eine Reihe von Fächern mit größerem Erfolge sicher immer von Männern besetzt werden dürften.

Doch das sind eigentlich Dinge, worin man sich in der Hauptsache einig ist. Es herrscht nur ein Gegensatz hinsichtlich der Besetzung der Lehrerstellen in höheren Töchterschulen. Ich finde es aber eine falsche Auffassung der Sache, wenn man hier der Sache Kern von beiden Seiten in der akademischen Vorbildung findet. Ohne sie sei der Unterricht nicht möglich, also Besetzung

mit Studierten, wie die Behörde sagt, also Freigabe des akademischen Studiums für die Lehrerinnen, wie die Frauenbewegung verlangt. Als ob man die rechte Art des Unterrichtes auf der Universität erlernte, als ob man das tiefgründige Verständnis für Geschichte oder Naturwissenschaft aus den akademischen Seminarien und Laboratorien schöpfen könnte! Der Mensch ist es, der Leben in das Wissensmaterial bringen muß, und selbst das gelehrteste Instrument wissenschaftlicher Forschung kann seinem Gebiete in tieferem Sinne verständnislos gegenüberstehen. Keine Universitätsbildung macht aus dem Handwerke Kunst.

Zu dem Dienste in der Familie und an der Jugend tritt als dritter weiblicher Berufskreis die Pflege der Kranken, Hilflosen und Alten. Auch hierüber ist nicht viel zu sagen, weder wie schwer er ist, noch wie befriedigend, weder über den Mangel an Menschen, der hier herrscht, noch über die Vorurteile, die man gegen ihn hat. Seitdem es die Möglichkeit giebt, sich ihm zu widmen, ohne ein klösterliches, eingeschränktes und bis ins einzelnste gebundenes Dasein zu führen, giebt es eigentlich keine Gründe mehr, die es verstehen lassen, daß sich ihm so wenige unverheiratete Frauen widmen namentlich aus den gebildeten Ständen.

Sollte es ein Mangel an Aufopferungsfähigkeit oder an körperlicher und seelischer Gesundheit und Kraft oder an Ernst und idealem Sinne sein, so wäre es ein schlechtes Zeichen für den persönlichen Wert unsrer bessern Stände. Man wird gewiß Niemandem verwehren wollen, daß er sich seiner Jugend freut und sie genießt. Aber wenn jemand in das reifere Alter kommt, und er ist ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, so will er etwas leisten. Wie er dann seinen Mitmenschen dient, ist ja schließlich gleichgiltig und hängt von seinen besondern Fähigkeiten ab. Aber daß es Tausende giebt, die lieber in unserm öden Gesellschaftsleben als alte Jungfern versauern, als sich in den Dienst der Barmherzigkeit zu stellen und in diesem hohen Berufe ihr Wesen nach allen Seiten hin sich bethätigen und entfalten zu lassen, das begreife ich nicht.

6.

Will aber ein Mensch gedeihen und das Behagen finden, das die Stimmung eines gesunden persönlichen Lebens in gesunden Verhältnissen ist, so bedarf er nicht nur eines Berufs, der den Drang seiner Kräfte auslöst, seine Lebensenergie steigert und seine Persönlichkeit sich auswirken läßt, sondern auch der rechten Stellung im Ganzen. Die Menschheit ist ein reicher Organismus ungleich gelagerter ungleicher Teile, die zu fruchtbarer Ergänzung bestimmt sind. Es kommt nicht nur darauf an, daß wir den rechten Platz unter den andern, sondern auch die rechte Haltung zu den andern einnehmen.

Nach beiden Seiten hat es die verheiratete Frau ganz außerordentlich gut. Sie findet ganz von selbst den einzigartigen Beruf, für den sie geschaffen ist, wie die einzigartige Stellung, die ihr zukommt, indem sie sich dem Manne zu eigen giebt. An ihm gewinnt sie die rechte Haltung zu allen andern und die zuträgliche Stellung im Ganzen. Ist die Ehe gesund, so ist es eine mittelbare Selbständigkeit. Sie hat sie nicht unmittelbar durch ihre Person und für sich allein, sondern mittelbar in der Abhängigkeit vom Manne und durch ihre zentrale Stellung in der Familie.

Der Organismus eines Volks besteht nämlich nicht zunächst aus einer Fülle von Individuen, sondern aus einem Zellengewebe von Familien. Auf der Familie ruht eigentlich die berechtigte Selbständigkeit des Mannes wie des Weibes im Ganzen. Wenn das in unserm politischen und kulturellen Leben bisher nicht zum Ausdruck gekommen ist, so liegt das daran, daß man die natürliche Gliederung und Verfassung der Nation verkannte Die große Spannung zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit ist wesentlich darin begründet, daß das Mittelglied, das den Einzelnen mit dem Ganzen verbindet, die Familie, keine öffentliche Bedeutung gewonnen hat.

Die Frau wird also dadurch selbständig, daß sie mit dem Manne im großen Organismus des Volks eine neue Zelle bildet, die wiederum ein Organismus für sich ist, dessen Herz wir in ihr erblicken.

Die Familie also ist das selbständige Gebilde. Weder der Mann noch die Frau sind an sich selbständig, sondern hängen zusammen und sind gegenseitig bedingt. Weder das eine noch das andere ist für sich etwas Unabhängiges, Isoliertes, sondern nur zusammen sind sie es. Sie besitzen das soziale Für=sich=sein und die öffentliche Selbständigkeit gemeinschaftlich.

Solchermaßen wird die Frau durch den Zusammenschluß mit dem Manne zu einer Familie wirklich selbständig. Sie löst sich dadurch von der Familie, in der sie erwuchs, wird von ihr unabhängig und gewinnt die freie, ebenbürtige Existenzberechtigung gegenüber den andern ehelichen Gemeinschaftsgebilden, von der überragenden Bedeutung und Stellung über allen alleinstehenden Einzelmenschen ganz zu schweigen.

Innerlich ebenso wie äußerlich. Sie bildet mit dem Manne eine Welt und wird die Mutter einer Menschheit. Sie steht fest auf den eignen Wurzeln im eignen Boden. Ihr Schwergewicht ruht im eignen Leben und Beruf. Diese innere Gebundenheit in der Familie giebt ihr die Festigkeit eines freien selbständigen Seins. So erstarkt und entfaltet sich ihre Eigenart, so wird sie ihrer selbst gewiß und mächtig, so begründet sich und wächst ihr Selbstbewußtsein. Die Freiheit ihrer Persönlichkeit wird in der Ehe nicht beeinträchtigt, sondern ermöglicht. Denn sie findet in ihr die Vorbedingungen dazu, die sie braucht. Und was von der Frau gilt, gilt genau so vom Manne.

Die Unverheirateten befinden sich demgegenüber in einer ungünstigen Lage. Es ist gerade wie bei dem Berufe: was dort von selbst wird, müssen sie erst künstlich herstellen, und sie erreichen doch nur einen unzulänglichen Ersatz. Sie lösen sich ebenso wie alle heranwachsenden Menschen ganz allmählich, aber unaufhaltsam innerlich von der Familie los, der sie entsprossen sind, und bilden selbst Wurzeln, mit denen sie einen eignen Boden ihres persönlichen Daseins durchdringen möchten, aber sie finden keinen, in dem sie wurzeln könnten.

Man sage nicht, ihr Beruf sei es. Der Beruf ist nur die

Auswirkung, nicht die Lebensgrundlage unsers Selbst. Er schafft uns die materiellen Daseinsmittel, aber giebt uns nicht die persönlichen Lebensbedingungen, die wir brauchen. Das zeigt uns auch hier ganz deutlich das Gegenstück der verheirateten Frau. Nicht ihr Beruf macht die Selbständigkeit der Frau, sondern ihre Gemeinschaft mit dem Manne, nicht daß sie aus der Familie, in die sie das Schicksal gestellt hat, entwurzelt wird, sondern daß sie einwurzelt in die Familie ihrer Wahl, ihrer Bestimmung, wie sie sich aus ihrer besondern Art unterschiedlich für jede Einzelne ergiebt.

Löst man sich aus seiner Familie los und bleibt für sich, so gewinnt man, mag man noch so eigenmächtig und eigenartig sein, keine organische Selbständigkeit gedeihlicher und fruchtbarer Art für seine Person, sondern isoliert sich in totes, unfruchtbares Alleinsein. Man geht verloren in der Einsamkeit. Ist man von allen organischen Gemeinschaftsgebilden getrennt für sich, so ist das keine Selbständigkeit, sondern eine trostlose Verlassenheit mit dem ganzen Verhängnis einsamen Lebens.

Dieser Naturordnung menschlichen Lebens widerstreiten die Bestrebungen der Frauenbewegung in der schroffsten Weise. Das liegt in ihrer Abstammung begründet. Die Emanzipationsbewegung, die aus den Vernunftträumen des 18. Jahrhunderts geboren wurde und in der französischen Revolution zum Ausbruch kam, sucht die ganze natürliche Gliederung der Menschheit, wie sie sich mühselig in aller Unvollkommenheit gebildet hat, in Atome aufzulösen, und das ist ihr ja zum Unheil wahrhafter Menschenkultur nach den verschiedensten Seiten hin auch gelungen. Die Frauenbewegung nahm diese Tendenz auf und schreckte auch vor dem ungeheuerlichen Unternehmen nicht zurück, selbst die Ehe in zwei gleiche Atome zu spalten.

Sie strebt nicht nach einer Selbständigkeit der Frau mit dem Manne, sondern gegenüber dem Manne. Sie sucht die Einheit zweier Menschen in *einer* neuen menschlichen Erscheinung zu zerreißen und an die Stelle der unmittelbaren Lebensgemeinschaft des einen Organismus, der aus zwei innig verwachsenen Menschen

besteht, die rechtliche Vertragsgemeinschaft zweier ganz für sich und einander gegenüberstehenden Individuen zu setzen, die für Lebenszeit ein Abkommen getroffen haben, das jedem Teile seine Sonderexistenz wahrt und die gegenseitigen Beziehungen genau regelt. Das ist aber die Aufhebung der Ehe in ihren Grundfesten und gleichzeitig der organischen ehelichen Selbständigkeit des Mannes wie der Frau. Man will die Verheirateten zu Unverheirateten machen, die mit einem Manne ein rechtlich geregeltes Verhältnis haben. Daß ich damit nicht übertreibe, ergiebt sich daraus, daß man nun natürlich auch der solchermaßen verheirateten Frau die Pflicht, einem bestimmten Broterwerbe nachzugehen, auflegt und sich klar darüber ist, daß sich hieraus schließlich die Übernahme der Kinder durch den Staat und die Auflösung der Familie ergeben muß.

Man wird begreifen, daß es darnach für die Emanzipationsbewegung gar keinen Unterschied zwischen Verheirateten und Unverheirateten mehr giebt. Man wünscht die Gleichstellung der Verheirateten mit den Unverheirateten und der Unverheirateten mit den Verheirateten. Wurde doch neulich für die erwerbsthätigen Fräuleins der offizielle Titel „Frau" verlangt, um das zum Ausdruck zu bringen. Das Ziel ist darnach: die isolierte, unabhängige Einzelstellung der unverheirateten Frau in der gleichen Weise und mit den gleichen Rechten, wie sie der unverheiratete Mann genießt.

Darin sieht man die epochemachende Befreiung und die radikale Hilfe für das vorliegende Problem. Wer aber das menschliche Wesen kennt, weiß, daß das der Untergang ist und der Ruin für die Völker, die dieser Auflösung ihres Organismus erliegen.

Es handelt sich nicht um die Frage, wie junge und ältere Mädchen heutzutage allein stehen können, sondern um die Frage, wie sie selbständig werden können, um nicht alleinstehend zu Grunde gehn zu müssen. Diese Gefahr hat man auch empfunden und deshalb Vereinigungen für sie geschaffen, d. h. man hat erst ein Übel künstlich aufgezogen, um es dann in seiner verheerenden Wirkung künstlich einzuschränken. Alleinstehn und Selbständigsein verhält sich

zu einander wie hilflose Verlassenheit eines Schwachen zur Machtherrlichkeit eines Starken. Wenn die innere Selbständigkeit nicht vorhanden ist, so ist die äußere ein Fluch und Verderben.

Zu innerlicher Selbständigkeit aber d. h. zu ernstem, festem, wahrem und freiem Sinne, und zu der ruhigen, unerschütterlichen Haltung im Gleichgewichte des eigenen Seins, zu Selbstbeherrschung und souveräner Unabhängigkeit, zu starkem Selbstleben und kräftiger Ausprägung der eigenen Art kommen wir nicht, wenn wir uns allein stellen, willkürlich mit andern zusammengesellen oder zu Vereinsklumpen zusammenballen. Dazu muß man erzogen werden und sich erziehen lassen. Das bringt aber keine Hochschule für Frauenbildung, kein Kränzchen für Pflege der Frauensache und keine Mädchenfreundschaft zuwege: dazu bedarf es einerseits der erzieherischen Potenzen, die in der organischen Gesellschaftsgliederung der Menschheit liegen und in ihr unwillkürlich sich bethätigen, und andrerseits des Einflusses des andern Geschlechts.

Gewinnt man aber die innere Selbständigkeit, so ergiebt sich die äußere Unabhängigkeit von selbst, so weit man sie braucht. Gewinnt man sie nicht, so ist die äußere Unabhängigkeit nur Hilflosigkeit, die uns in sklavische Abhängigkeit von Menschen und Ideen geraten läßt. Wenn sie dann wie z. B. die Utopien der Frauenbewegung alleinstehende Frauen sogar den Instinkten und Bedürfnissen ihrer weiblichen Natur entfremden können, so sieht man, wie verderblich die äußere Selbständigkeit wirkt. Sie verwüstet und läßt verkümmern, sie vereinseitigt und entleert, sie verhärtet und macht alt.

Gewiß sollen die unverheirateten Frauen selbständig werden wie die verheirateten, nicht weil sie für ihren Lebensunterhalt auf eignen Füßen stehen, sondern weil es sittliche Pflicht für jeden erwachsenen Menschen ist, innerlich auf eignen Füßen zu stehn. Aber nicht in den Strudeln willkürlicher Freiheit, im Losgelöstsein von dem bestimmenden Zusammenhange natürlicher Menschengemeinschaft, in der Vereinzelung besteht die Selbständigkeit, sondern in der Festigkeit, Reife und Selbstmächtigkeit des persönlichen Lebens und

in der inneren Notwendigkeit und strengen Eigenart seiner Entfaltung.

Gewinnt ein junges Mädchen diese Selbständigkeit, so mag sie einen Beruf haben, welchen sie will, oder beruflos in freier Weise als ein ganzer Mensch sich bethätigen: dann nimmt sie ganz von selbst die ebenbürtige, wertgeachtete, selbständige Stellung in der Gesellschaft ein und hört auf, eine alte Jungfer ohne Daseinsberechtigung und eigne Bedeutung, ein fruchtlos verwelkender Sproß am Baume der Menschheit zu sein. Da bedarf es keiner Maßregeln, Umstimmung der allgemeinen Anschauung oder Änderung der Titel. Das vollzieht sich ganz von selbst in der Kraft ihres Seins.

Zu dieser Selbständigkeit gelangt der Einzelne nur durch die Familie. Auch die unverheiratete Frau muß deshalb in der Familie wurzeln. Ich meine damit nicht ihre eigene. Das bleibt bestehn, daß sich der heranwachsende Mensch unter normalen Verhältnissen aus seiner Familie löst und sie verläßt. Das ist für ihn gesund und notwendig. Wenn ein Mädchen das ganze Leben bei ihren Eltern und in dem Kreise ihrer Verwandten bleibt, so setzt sie sich auf persönlichem Gebiete den Gefahren und Schäden aus, wie sie die Inzucht auf körperlichem mit sich bringt. Ich gebe zu, daß sie durch vielseitigen, wirklich bedeutenden Verkehr, durch Reisen und wechselnden Aufenthalt aufgehoben oder gemindert werden können, aber eine bedenkliche Sache bleibt es doch. Wer nicht eine eigne Familie gründen kann, sollte in einer fremden Wurzeln schlagen, die seine eigne wird, wie es die ganz von selbst thun, die sich in hingebender Weise dem Familiendienste widmen. Aber ich sehe gar nicht ein, warum nicht auch solche, die einem andern Erwerbe nachgehen, intimen Anschluß an eine Familie gewinnen sollen, wenn sie bereit sind, ihr Schicksal zu teilen. Damit ist übrigens keine Entfremdung von Eltern und Geschwistern gegeben oder gefordert, ebensowenig wie wenn eine Frau heiratet. Ich glaube vielmehr, daß die Liebe zu ihnen so erst recht frisch und kräftig sich entfalten wird, während sie sonst wie ein Licht ohne Luftzufuhr im ge-

schlossenen Raume immer kümmerlicher wird, und schließlich nur die Empfindung der Gewohnheit des Zusammenlebens übrig bleibt.

Man wird sich vorstellen können, welch weittragende und tiefgehende Bedeutung es für die Entwicklung des Menschen hat, wenn er in einen ganz andern Boden eingepflanzt wird. Er ist allen Gefahren des Alleinstehens enthoben, die auch über ältere Töchter kommen, die das einsame Alter ihrer Eltern teilen, und wird mächtig ausschlagen, stark emporwachsen und herrlich sich entfalten wie eine Pflanze, die man umsetzt. Aus der ursprünglichen Familiengemeinschaft herausgehoben und einer andern eingepflanzt ist er auf sich selbst angewiesen und profitiert doch in fruchtbarster Weise von der neuen Umgebung. Die ganze Mannigfaltigkeit der Lebensalter, die um ihn aufwächst, regt sein inneres Leben an, und er wird von dem sich entfaltenden Familiengebilde in dem Maße Lebenssäfte nehmen als er ihm Lebenskräfte zuführt.

Es ist ja sehr die Frage, ob viele Familien bereit sind, sich fremde Reiser anpfropfen zu lassen. Aber das müßte wenigstens das Ziel und Ideal der alleinstehenden Mädchen sein und nicht das willkürliche und einsame Leben im chambre garnie. Was aber heutzutage viele veranlaßt, einem selbständigen Broterwerb nachzugehen, was z. B. die Dienstmädchen dezimiert und die Fabriksäle mit Arbeiterinnen füllt, ist das verführerische Dasein einer ganz unabhängigen Existenz im äußerlichsten Sinne des Wortes.

Es ist das ein Zeichen, welche Verwüstung auf dem Gebiete des feinen menschlichen Empfindens wir der Frauenbewegung bereits verdanken. Denn der alleinstehende Mensch fühlt sich von Natur elend, wenn er einsam ist, und glücklich, wenn er an dem harmonischen Leben einer Familie teilnehmen kann. Das gilt von dem Manne ebenso wie von der Frau. Das Alleinstehen unserer jungen Männer und älteren Junggesellen, das immer mehr zunimmt, ist die Hauptursache der innerlichen Verödung und Versumpfung unsrer Männerwelt, des verwüstenden Kneiplebens, des Zeitvertreibs durch Spiel und Sport und der sittlichen Verwahr-

lösung. Muß denn die Frau durchaus dem Manne in allen seinen Verirrungen folgen?

Wie ist es möglich, daß sie, die zu Hüterinnen des häuslichen Herdes geschaffen sind, den Sinn für Häuslichkeit, für Familienleben und Familienbehagen in so erschreckender Weise verlieren konnten?

Deshalb ruht die organische Stellung auch der unverheirateten Frau in der Familie und nicht außerhalb. Nur durch freiwillige Abhängigkeit gelangen wir zu der inneren Unabhängigkeit und nur dadurch, daß wir uns angliedern, erreichen wir die Selbständigkeit, die wir brauchen.

7.

Wenn die unverheiratete Frau einem Berufe lebt, der sie befriedigt, und in einer Familie wurzelt, in der sie gedeiht, so gewinnt sie ganz von selbst in der Gesellschaft eine geachtete und anerkannte Stellung. Ich brauche ja nicht vorauszuschicken, daß das nicht allein von den Einzelnen abhängt, welche Stellung wir unter den Menschen einnehmen, mit denen wir verkehren, sondern vor allen Dingen von der Gesellschaft selbst, in der wir leben. Ist sie äußerlich und dem Scheinwesen verfallen, vegetiert sie nur geistig und hat sie bloß materielle Interessen, so werden Menschen, die sich auf der Höhe ihrer Bestimmung bewegen, niemals die Anerkennung finden, die sie verdienen, sondern das Geld, das wir haben, der äußere Glanz, mit dem wir uns umgeben, die Gabe, leicht und locker zu unterhalten, die den anderen dazu verhilft, sich zu zerstreuen und ihre Zeit angenehm tot zu schlagen, bei den Frauen ihre sinnlichen Reize und ihre Zugänglichkeit für Flirt und andere Thorheiten und Erbärmlichkeiten werden den Ausschlag geben. Hier Änderung zu schaffen, gehört aber nicht in das spezielle Gebiet der Frauenfrage, sondern in das allgemeine der Reform und Kultur der Menschen und ihres gesellschaftlichen Lebens.

Sonst aber hat die unverheiratete Frau, die ihr Leben in der rechten Weise führt, ohne weiteres die Stellung, die sie befriedigt.

Nur ist es nicht so, daß ihre Berufsthätigkeit als solche oder das Ansehen ihrer Adoptivfamilie, das sie teilt, ihr die Anerkennung verschaffte, sondern sie gewinnt sie durch das, was sie ist. Aber ihre Persönlichkeit entfaltet sich nur gesund, stark und harmonisch in einer befriedigenden Berufsthätigkeit, und zwar um so gedeihlicher, je tiefer sie ihn faßt und je treuer sie ihn führt, und im Leben in einer Familie mit dem ungemein anregenden Hinüber und Herüber der Wechselwirkungen zwischen ihr und den einzelnen Gliedern. Sie gewinnt also die Stellung, die sie an sich verdient, und unter gesunden Verhältnissen räumt ihr jeder ohne weiteres die ein, die ihr zukommt.

Es ist das genau so, wie bei der verheirateten Frau. Die Ehe als solche giebt keiner ohne weiteres eine Ehrenstelle in der Gesellschaft. Ist sie nicht, was sie als Frau sein soll, so wird sie immer eine klägliche Figur machen und eine kümmerliche Rolle spielen. Wenn man sie trotzdem beachtet, so ist es nur der Abglanz des Mannes, der ihr einigen Schein verleiht. Um diese für einen Menschen fast beleidigende Anerkennung wird sie aber kaum jemand beneiden.

Wenn bisher und gegenwärtig noch die unverheirateten Frauen zumal in späteren Jahren eine bedauernswerte Rolle im Verkehre spielten, so liegt das direkt weder an ihrer Berufslosigkeit noch an ihrer Familienlosigkeit, sondern an ihrem Altjungfertum, an der Verkümmerung ihrer Persönlichkeit, die beides im Gefolge hat. Mit den Ursachen verschwinden aber auch die Wirkungen. Das kann man heutzutage schon allgemein beobachten. Wir treffen allerdings in den größern Kreisen des gesellschaftlichen Verkehrs gerade oft genug noch unverheiratete, die einen höchst überflüssigen, ja fast störenden Eindruck machen. Man würde sich auch kaum um sie kümmern, wenn man es nicht ihrer Verwandten wegen thäte. Jedermann entzieht sich ihnen, so gut es geht, weil der Verkehr mit ihnen höchst unerquicklich ist.

Es fehlt das freie Selbstbewußtsein des eignen Lebenswertes und energischer Leistungsfähigkeit, die sichere Haltung und die

naive, ursprüngliche Unmittelbarkeit in den Äußerungen ihres Wesens. Als ob sie sich entschuldigen müßten, daß sie überhaupt existieren, machen sie krampfhafte Anstrengungen, uns von der Annehmlichkeit ihrer Existenz zu überzeugen. Dadurch kommt etwas Gesuchtes und Gemachtes, etwas Unruhiges und Übertriebenes in ihre Art. Nimmt man nun die Folgen der Verkümmerung ihrer eignen Art hinzu: die gewisse kindische Altklugheit, das Eckige und Harte, Willkürliche und Fahrige ihres Wesens, die Kleinlichkeit und Verschrobenheit, die Unklarheit und Unreife in ihren Anschauungen, ihre eingerostete Lebensart, die altmodisch wirkt, ihr vertrocknetes Empfindungsleben, das sie hart und gehässig macht, und schließlich alle die verwüstenden Folgen jahrelang getäuschter Hoffnungen und widerwilliger Resignation, so kann man es schließlich keinem Menschen verdenken, wenn er ihnen möglichst aus dem Wege geht.

Demgegenüber treffen wir aber heute wie immer schon gerade genug Unverheiratete, die durchaus ganze Menschen geworden sind und keine Spur des Altjungfertums an sich tragen. Ihre Stellung ist infolgedessen auch in der That die gleiche, wie die der Verheirateten. Es entscheidet lediglich der Wert ihrer Persönlichkeit, was sie gelten.

Etwas ganz anderes ist es mit der Frage, ob die unverheirateten Frauen, die einem Berufe nachgehen, kraft dieser gemeinnützigen Thätigkeit dieselben kommunalen und politischen Rechte einnehmen sollen, wie die Männer. Beruht diese Forderung auf richtigen Voraussetzungen, so müßte sie zunächst ohne weiteres auch auf die verheirateten ausgedehnt werden. Denn ihr Beruf hat den höchsten nationalen Wert.

Aber die Voraussetzung ist falsch. Es ist dieselbe Auflösung des organischen Zellengebildes eines Volkes in eine einförmige Masse gleichwertiger Individuen, unpersönlicher Glieder des wirtschaftlichen Mechanismus, die wir schon beklagt haben. Wenn wir ohne Rücksicht auf die gemeinschaftliche Struktur das Volksganze in eine Fülle erwerbender Individuen atomisieren, die gleichmäßig an der Selbstverwaltung des Staates beteiligt werden, und die

Steuerleistung der ausschlaggebende Gesichtspunkt ist, unter dem sie zugelassen werden, so giebt es wirklich keinen vernünftigen Grund, warum die erwerbenden und steuerzahlenden Frauen nicht die gleichen öffentlichen Rechte haben sollten. Sie sind dann ebenso würdig zu wählen und gewählt zu werden, als die Männer gleicher Stellung, gleicher Thätigkeit, gleicher Besteuerung.

Aber diese Begründung der Teilnahme am öffentlichen Leben, die wir dem vergangenen Jahrhundert verdanken, ist eine durchaus verfehlte und unnatürliche. Es ist hier nicht der Ort, um das weiter auszuführen, aber jeder vernünftige und tieferschauende Mensch sieht es heutzutage schon ein, und wenn noch so wenig Anstrengungen gemacht werden, die verfahrene Wirtschaft in gesunde Bahnen zurückzulenken, so liegt das einerseits daran, daß man den Blick für das Gesunde und grundsätzlich Andere noch nicht gewonnen hat, andrerseits aber nicht weiß, wie man es gegen die Übergewalt der Masse, die man durch jene Verirrung geschaffen hat, durchsetzen soll.

Zweierlei dürfte wohl für den, der in dem politischen Leben eines Volkes nicht bloß eine organisierte wirtschaftliche Einheit oder ein geordnetes, sich selbst verwaltendes Ganzes einer örtlich zusammengepferchten und auf einander angewiesenen Masse, sondern die einheitliche Beherrschung, Leitung, Pflege und Förderung eines nationalen Gesamtkörpers sieht, von vornherein feststehen: einmal, daß für die zunehmende Macht und Gesundheit, Ausbreitung und Ausgestaltung, Kultur und Entwicklung die Familie von einzigartiger Bedeutung ist, und dann, daß für die Beteiligung an der Selbstbestimmung der Nation nicht die Thatsache, daß man einen Geldbetrag für sie leistet, ausschlaggebend sein darf — denn die Steuer, die wir zahlen, ist nur die Gegenleistung für den Schutz und alle andern Vorteile, die wir vom Staate genießen —, sondern die produktive Arbeit, mit der wir uns an dem nationalen Leben und Wachstum beteiligen. In diesem Sinne aber läßt sich keinerlei produktive Arbeit mit der vergleichen, die die Ehe und Familie für die Zukunft der Nation schafft. Sie erzeugt und er-

zieht das kommende Geschlecht, und unsere nationale Zukunft hängt in erster Linie von der Leistungsfähigkeit unsrer Ehen und Familien ab.

Daraus ergiebt sich, daß wir auch hier als Zwischenglied zwischen Gesamtheit und Individuum die Familie stellen müssen, und daß zu der nationalen Selbstbestimmung in erster Linie die Familienväter als solche berufen sind, die Familienväter, denn sie haben das Ministerium des Äußern, während die Familienmütter das des Innern haben.

Erst von hier aus gewinnt man den klaren Blick für eine organische Gliederung der Nation und eine organische Beteiligung an ihrem nationalen Leben. Hat man den aber gewonnen, dann sieht man auch, welche Thorheit es wäre, wenn man den Frauen ob mit ob ohne Unterschied öffentliche Rechte verleihen wollte. Und diese Thorheit wird nicht dadurch geringer, wenn man sie mit der gleichartigen vergleicht, daß die für die Zukunft des Volkes unfruchtbaren unverheirateten Männer die gleichen Rechte haben wie die Familienväter.

Allerdings ist die Beteiligung der Frau am öffentlichen Leben nur die letzte Folge des gegenwärtigen Systems. Deshalb gehen auch gerade an ihr sehr vielen Menschen die Augen über seine Unsinnigkeit auf. Aber muß denn durchaus diese Unnatur bis auf die letzte Spitze getrieben werden? Sind wir denn, die wir den Anspruch erheben, mit Vernunft begabt zu sein, verpflichtet, die Irrwege, die wir eingeschlagen haben, mit eiserner Stirne bis zum letzten Ende und Ruin zu verfolgen?

Nein, wenn es die Männer nicht thun, dann sollten gerade die Frauen auf die ausschlaggebende Bedeutung der Familie für die Beteiligung am öffentlichen Leben rastlos wirken und unermüdlich die Forderung aufstellen, daß die Männer, die sich der nationalen Verpflichtung zur Ehe entziehen, ebensowenig öffentlicher Rechte gewürdigt werden dürfen wie die Frauen, die nicht in der Lage sind, Mütter der Nation zu werden. M.





Das Ja und das Nein.

1.

Sie sind unsre täglichen Gesellen, die uns begleiten vom Aufstehen bis zum Niederlegen. In raschem Wechsel lösen ja und nein einander ab. Zuweilen scheint's bei manchen Menschen, als ob sie ein Zwillingspaar wären, die Hand in Hand dahertänzeln in rührender Bedeutungslosigkeit. Bei andern erscheinen sie wie mutwillige Kobolde, die ihren Inhaber wie einen leichten Gummiball in munterer Folge einander zuschleudern, und der arme Mensch muß sich's gefallen lassen, ihr Spielball zu sein im Unvermögen, sie zu beherrschen. Zuweilen kommen sie in wunderlicher Vermummung. Das Ja verkleidet sich als Nein, und das Nein zieht das Gewand des verschämten Ja an, und wer sie in der Verkleidung nicht erkennt, den verspotten sie.

Du siehst aus alledem, daß sie weniger harmlos sind, als du meinst. Wenn du sie in der Hand hättest, wären sie ganz unschädlich, aber sie haben dich in der Gewalt. Du bist mit unsichtbaren Ketten an den einen und den andern gebunden, und dein Leben schwankt zwischen ihnen wie zwischen zwei Polen und wird bewegt durch ihre Anziehung und Abstoßung. Sie verbergen dir in harmlosester Form zwei schwere Geheimnisse. Sie sind die Vertreter von Tag und Nacht, von Freude und Schmerz, von Licht und Finsternis, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod, Himmel und Hölle.

Sie sind nur uneigentlich Brüder, im Grunde sind sie die feindlichsten Gegensätze, die es giebt. Indem sie einander ausschließen, sind sie unerbittlich gegen einander und gegen dich, und wo du's nicht merkst, bist du nur ihr Spott und Verachtung. Du solltest ihr Herr sein.

Es ist wunderbar, wie unser Leben der Tummelplatz dieser gegensätzlichen Gewalten ist; ja wenn man einmal näher zusieht, scheint's, als wäre unsere Hauptaufgabe, diese zwei unerbittlichen Gegensätze in uns auszutragen. Aber es ist vergebliche Mühe. Sie wurden mit uns geboren, weil sie älter sind als wir, und wenn wir nicht mehr sind, werden sie unsrer Kinder Erbe sein, wie sie unsrer Großväter Vermächtnis waren. Ja, steigen wir weiter hinauf, so sind sie älter als unser Sonnensystem — schon die ersten Worte der Bibel handeln von Licht und Finsternis — so sind sie älter als die Zeit und reichen bis in die Ewigkeit, ja am Ende sind sie selbst Zeit und Ewigkeit.

Es sind die zwei großen Strömungen, die durch alles hindurchlaufen, die jedes Ding durchziehen wie zwei ungeheure Stromleitungen, die im Größten und im Kleinsten eingeschaltet sind und die Lebensbedingungen darstellen, die ein Dasein gewähren. Ist der Jastrom erst ausgeschaltet, so ist das Dasein im Nein versunken, und sollte der Neinstrom ausgeschaltet sein, so wäre das Ja ohne Kraft und Wert, ein Dasein unmöglich. Darum sind im Grunde beide unsere Freunde und Gehülfen. Sie wollen dir helfen an ihnen etwas zu werden. Du sollst an ihnen erstarken und groß werden, daß du den Strom lenkst, daß du Herr wirst über die Gewalten des Daseins, daß nicht sie dich, sondern du sie regierst nach großen Zielen.

Man kann über sie hinweg denken. Sie sind Ströme, die ausgehen aus einer Quelle, aber der sie ausgehen läßt, ist größer, und auch du weißt von dir selbst, daß du nicht Stromteil bist, sondern daß du höher stehst, daß du Kind bist. Darum bist du der Erbe und Herr auch über die Ströme des Seins und deine Aufgabe wäre, dein Erbe in Besitz zu nehmen.

Über deinem Erbe steht: Erwirb es, um es zu besitzen. Dann erst bist du recht du selbst, und an den Strömen sollst du's werden und kannst du's werden.

2.

Wart' ein wenig, ehe du dich an die Arbeit machst, und stehe ein wenig stille vor der Bedeutung der Ströme.

Warum sind sie da? Den wahren Grund weißt du nicht und ich auch nicht, denn sie reichen zu hoch über uns hinaus. Aber daß sie sind, ist offenbar notwendig, sonst wären sie nicht. Mir scheint, ihr Zusammensein giebt dem Dasein Erhaltung und Würze.

Denke dir eine schöne Frucht, Aprikose, Pflaume oder auch Apfel mit ihrem entzückenden Wohlgeschmack, der berückend verschieden ist und jedesmal köstlich. Aber siehe! mitten drin im Kern ruht eine Gabe tödlichen Gifts, Blausäure. Was schafft die dort, die Schlange unter den Blumen? Offenbar ist sie notwendig, vielleicht den Wohlgeschmack vor Fäulnis zu bewahren, vielleicht auch eine feine Würze hinzuzufügen. Die Frucht ist völlig beherrscht von heilbringendem Wohlgeschmack, ihr Gift ganz unschädlich, aber es ist die Möglichkeit des Todbringenden, die der Frucht vielleicht erst Reiz giebt. Jede Hausfrau weiß, daß die einzige bittere Mandel dem Gebäck mehr Würze giebt, als viele süße. Nun sieh, das Bittere, Giftige ist das Nein der Frucht, das Süße, Wohlschmeckende das Ja. Sie müssen beide da sein.

Oder was wäre das Licht ohne Schatten? Ein blendendes Verderben — oder die Freude ohne das Leid? Eine schale Einerleiheit — oder die Ruhe ohne die Plage? Die modernen Müßiggänger wissen's ja und bezeugen es an ihrem Leibe und an ihrem Geiste. Sie werden Opfer der zahllosen Modekrankheiten, und Siechtum, Tod ist ihr Erbe. So bedarf auch in gewissem Sinne die Wahrheit des Irrtums, die Freiheit des Bösen. Ohne Böses ist keine Freiheit denkbar. Es gäbe auch keinen Sieg, wenn's keine Feinde gäbe. Feinde sind oft die Würze des Lebens, und ihre Überwindung nicht mit Gewalt, sondern mit innrer Wahrheit, hebt

den Menschen höher, als irgendwelche Vorzüge der Geburt oder der ererbten Veranlagung es vermögen.

Wer bringt es wohl im allgemeinen weiter im Leben? Wer tausend Nöte und Schwierigkeiten zu überwinden und sich hindurchzuarbeiten hat, emporglimmend auf dem sauren Pfad innerster Kraftanstrengung, oder das geborene Glückskind, dem alle Güter des Leibes und Geistes als selbstverständliches Erbe in den Schooß gefallen sind? Geh, frag die Geschichte der Menschen, die Geschichte der großen Männer, unter welchen Bedingungen sie hervorgegangen sind und frag weiter, was aus denen wird, denen günstige Umstände vor andern einen weiten Vorsprung gegeben haben. Es sind wenige, denen das Glück nicht geschadet. Nicht umsonst sagt Goethe, daß alles in der Welt sich ertragen läßt, nur nicht eine Reihe von guten Tagen. Das Schwere, das Mühsame, das Nein hat sich den meisten großen Männern nicht nur nicht hindernd, sondern fördernd erwiesen.

Das Böse ist notwendig, soll das Dasein nicht in Einerleiheit versumpfen. Vielleicht hat es noch eine andere, höhere Bedeutung, als ich's sagen kann, — was wissen denn wir Eintagsmenschen von diesen Ewigkeitsdingen? — aber diese hat es jedenfalls, und diese ist für uns bedeutungsvoll. Möglicherweise ruht auch die Eigenart der Persönlichkeit auf dem Vorhandensein des Bösen, das im rechten Verhältnisse zugelassen dem Menschen die besondere Würze verleiht und in völligem Beherrschtsein über den Einzelnen den Reiz der Besonderheit haucht als etwas Ehrfurchtgebietendes, selbständig Ausgeprägtes.

Es ist also nicht so, wie viele Leute glauben, die eine eigentümliche doppelte Ursächlichkeit annehmen und alles entweder aus absolut Gutem oder absolut Bösem entstanden glauben. Das ist uralte persische, vielleicht viel ältere Überlieferung. Aber dieser Gedanke ist unmöglich. Dann gäbe es zwei Weltenschöpfer oder, um mich modern und abgeblaßt auszudrücken, zwei schöpferische Prinzipien. Wie kann das sein?

Nein, es giebt nur Einen Gott, in dem alle Dinge und Mög-

lichkeiten beschlossen liegen von Ewigkeit. Es giebt keine selbständige Finsternis, keine, die nicht in Gott ihren Quell und ihren Hüter hätte. Die Bibel lehrt nicht persisch, sondern göttlich: „Ich mache das Licht und schaffe die Finsternis, der ich Frieden gebe und schaffe das Übel." Kein Gift, kein Tod, keine Qual kann weiter als sie bewacht wird, denn Einer ist ihre Quelle und ihr Herr. Vergiß das nie. Er ließ das Ja und das Nein ausgehen als Ströme, daß sie seinen Willen ausrichten. Warum? Das wirst du nie ausschöpfen. Das versuchen wir nicht einmal zu beantworten. Offenbar fand Er's für gut so und notwendig. Das genügt.

Darum brauchst du nun über dem Bösen dich auch nicht so aufzuregen und zu entrüsten. Manche Leute geraten in helle Wut, wenn sie auf's Schlechte zu sprechen kommen. Und das geschieht oft. Lieber lerne es verstehen und es behandeln. Es hat Menschen gegeben, die haben sich den Kopf zerbrochen und dicke Bücher geschrieben über den Ursprung des Übels. Vergebliche Mühe. Aber hätten sie ihre Kraft und Nachdenken verwendet auf die Behandlung des Übels, sie wären Wohlthäter der Menschheit geworden.

3.

Das Ja und das Nein sind notwendig. Glaub das. Aber freilich, so wie sie sich darstellen und verteilen, ist's nicht notwendig. Das Ja und das Nein sind heute wie die zwei Mühlsteine, die das kleine Dasein zerreiben und zermahlen. Wenn positive und negative Elektrizität zusammenstoßen, so giebt's Gewitter, und offenbar leben wir im Zustande des Gewitters seit undenklichen Zeiten. Wann wird wohl die Erquickung und der Friede nach dem Gewitter kommen?

Die beiden Daseinsströme sind offenbar ungleich verteilt. Der Neinstrom ist sichtlich der stärkere und sollte der beherrschte sein. Denk an die Gabe Blausäure in der edlen Frucht. Sie ist winzig und mehr als Gedanke und Möglichkeit vorhanden wie als meßbare Wirklichkeit.

Aber im Leben ist's anders. Schon das Kind lernt früher Nein sagen als Ja, und des Widerspruchs ist mehr als der Wahrheit. Es giebt ganze Geschlechter, die nichts Positives zu stande bringen, sondern nur von der Negation leben und darin groß und berühmt werden. Auch politische Parteien verdanken ihr Dasein nur dem Nein und leisten selbst gar nichts. Natürlich versinken sie auch bald im Nein, im Verderben, aber lange sind sie die herrschenden.

Man muß immer fragen bei jeder Sache und Person, aus welcher Quelle sie wirken, und wo die Wurzeln ihrer besonderen Kraft sind. Stehen sie im Ja, so lerne von ihnen, stehen sie im Nein, so laß dich nicht bewegen. Bald sind sie vorübergerauscht.

Soll ich Namen nennen? Ich weiß einen großen Philosophen, der gewaltiger Wahrheiten Zeuge ist. Ich habe ihn spät kennen gelernt und wenig von ihm gelesen, kann aber nicht leugnen, daß er mich jedes Mal anregt. Aber er lebt alles aus dem Nein heraus und bezeugt auch alles aus dem Nein. Darum ist Menschenverachtung seine Auswirkung, nicht Menschenerhaltung, und darum ist er selbst auch verrauscht. Das ist Friedrich Nietzsche. Aber darum ist er auch so modern und so populär geworden, denn der Neinstrom ist heute der mächtigere.

Welches ist heute die größte Großmacht? Unzweifelhaft die Presse. Was ist aber die Presse? Denke dir ein fabelhaftes Tier von unendlicher Größe, das nur aus zwei Organen zusammengesetzt ist, aus lauter Augen und lauter Mäulern. Es beguckt alles und beklatscht alles. Selbst thut's gar nichts. Es hat nicht Zeit zu denken, nur zu reden, nicht zu wirken, nur zu schauen. Es ist das lebendige Nein, und dieses Tier beherrscht die Zeit und die Völker; denn das Nein ist das Stärkere — zur Zeit.

Es ist heute, als läge die Blausäure im Fleisch und die Süssigkeit in winziger Verborgenheit im Kern, und als sei die Frucht statt erquickend, todbringend. Du kannst heute nichts Größeres unternehmen und gründen, das nicht die bittersten Folgen und fatalsten Auswirkungen findet, wenn deine Absicht noch so edel und rein war.

Kürzlich las ich in einer Zeitung wiederholt Berichte über eine schwere Hungersnot. Viele Wohlthäter hatten sich gefunden als Mittelpunkte der notwendigen Hülfeleistung und wurden offenbar der schweren Not so ziemlich Herr. Allein plötzlich füllten sich die Spalten der Zeitung mit häßlichem Gezänk und Verdächtigungen eines Hauptwohlthäters gegen die andern, und es wäre eine regelrechte Wohlthätigkeitsprügelei entstanden, wenn die eine Partei nicht die greisenhafte Ränkesüchtigkeit des Mitwohlthäters in schweigender Klugheit getragen hätte. Offenbar hatte der Neinstrom der Gehässigkeit das Ja der Hülfeleistung überströmt. So geht's leicht. So geht's immer, wenn besonders gute Menschen mit dabei sind. Die besonders Guten sind meist unwahr. Vor denen hüte dich. Wären sie wahr, so müßten sie die Spuren des Nein, das heute ohne Frage regiert, deutlicher an sich tragen. Aber sie haben das Nein hinter Güte und Wohlwollen versteckt. Darum sind sie unwahr — Heuchler.

Nun aber ist die Frage: Sollte es so sein? Sollte das Nein solche Herrschaftsstellung haben, oder was können wir thun, die wir an den Strömen des Daseins stehen, daß sie sich anders verteilen? Sind wir hier machtlos?

4.

Wir haben gesehen, die beiden Ströme fluten durch die Welt, und wir können die Welt nicht denken ohne sie, und das Dasein quillt aus ihnen. Würde einem Leben einer der Ströme ganz verloren gehen, so würde es damit aufhören. Es würde im andern versinken. Ihre gleichzeitige Zweiheit ist eine Bedingung des Lebens.

So ist wenigstens die Theorie. Die Wirklichkeit stellt die Sache ganz anders. Nach der Erfahrung ist für uns ein Versinken im Jastrom gänzlich ausgeschlossen. Die Gefahr ist, seit es Menschen giebt, die Überflutung des Neinstroms. Das Richtige wäre, daß das Ja die Stellung einnimmt, die heute das Nein inne hat, und in welchem Verhältnis dann das Nein zuzulassen wäre, kann man

gar nicht bestimmen, weil es noch fast keinen normalen Menschen gegeben hat. Wir müssen also für das Leben als Gesetz aufstellen: Hüte dich vor dem Nein, stärke das Ja.

Die Gewalt der Ströme ist stärker als die deine. Aber du bist wohl zwischen sie gestellt, doch nicht in sie hinein. Du hast's also in der Gewalt, dein Dasein zu nähren von dem einen oder dem andern, und wieviel du in dich aufnimmst vom Ja oder vom Nein, darüber hast du ein gewisses Bestimmungsrecht. Darin besteht deine Freiheit, daß du aus beiden schöpfen kannst. Aber schöpfst du nur aus dem Nein, so wird dich der Strudel erfassen und in sich versenken. Das ist die Gefahr deines Lebens.

Wenn ich rede von Strömen, so ist das nur ein Bild. Laß mich ein anderes Bild gebrauchen. Ich bin einmal in ein Bergwerk eingefahren. Es ging in einen Schacht hinunter von schauerlicher Tiefe. Im Schachte selbst wurden durch Dampfkraft zwei starke Balkenbahnen senkrecht neben einander auf und ab bewegt. Hatte die rechte ihren Höhepunkt erreicht, so stand die linke auf dem Tiefpunkt. In Entfernung von mehreren Metern hatten beide Bahnen Trittbreter mit Handgriffen, groß genug, daß ein Mensch sich an beiden halten konnte. Wer nun in die Tiefe fahren wollte, stellte sich auf die absteigende Bahn und fuhr mehrere Meter hinab. Dann trat er schnell hinüber auf die andere Bahn. Die nahm ihn wieder hinab, während die verlassene emporging. So erreichte man unter ständiger Benutzung des Abtriebs gräßliche Tiefen. Wollte man dagegen wieder an's Tageslicht, so benutzte man ausschließlich den Auftrieb, und dieselben auf- und abziehenden Bahnen beförderten nach oben ebenso wie sie hinableiten konnten. Es kam auf den Willen des Menschen an, ob er Auftrieb oder Abtrieb benutzte. Sieh, so ist das Ja und das Nein. Du kannst das Ja benutzen und seine auftreibende Kraft, dann kommst du in die Höhe. Du kannst auch den Abtrieb benutzen, das Nein, dann kommst du hinunter, in schreckliche Tiefen oft.

Nun will ich ja gerne zugeben, daß im menschlichen Leben die Sache nicht so einfach liegt wie im Bergwerk, wo du einfach

treten kannst, wie du magst. Die Mechanik der Materie beeinflußt nur die Materie und der Wille steht hoch darüber, aber die Mechanik des Geistes, wenn ich einmal so sagen darf, beeinflußt den Willen. Die Gewohnheit des Nein macht das Nein begehrenswert oder läßt es wenigstens als unvermeidlich und unentbehrlich erscheinen, so daß der Mensch, der sich dem Nein ergiebt, allen Mut verliert, sich jemals gegen das Nein aufzulehnen. Die Kraft des Nein liegt in deiner innern Verzagtheit, die erst durch die Übung des Nein hervorgerufen ist. Es giebt solche Ehen, in denen ein Teil, der immer gewohnt ist zu gehorchen, auch auf billige und mögliche Selbständigkeit gewohnheitsmäßig und gedankenlos verzichtet. So benutzen viele nur das Nein aus fataler Gewohnheit, aus Verzweiflung seiner jemals Herr zu werden, und so wird das Nein Herr und ertötet den Menschen.

Aber kein Mensch soll glauben, daß er heute im Augenblicke, da ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen, unentrinnbar an das Nein gebunden wäre, daß er nicht auch sehr große Kräfte im Verborgenen hätte, sich in's Jawesen zu begeben. Wenn es wahr wäre, was viele in unklarer Gedankenlosigkeit meinen, daß sie ausschließlich an's Nein gebunden sind, so wären sie schon längst versunken in unentrinnbarem Tode. Thatsächlich weißt du gar nicht, wieviel Ja in dir lebt, und wieviel Ja sich in dir heute schon zur Geltung bringt. Was dich heute noch unter den Lebendigen erhält, ist das in dir wohnende Ja. Sobald das verzehrt ist, steht für dich der Zeiger still. Und du siehst's nicht, bist zerstreut mit nichtigem Tand, mit lauter Dingen beschäftigt und achtest zu wenig auf dein eigenes Sein und verlierst es dadurch. Aber glaub's, du kannst das Ja stärken und das Nein schwächen, viel mehr als du dir heute vorstellen kannst. Du kannst dein Leben erhalten und auch dein Leben verderben, viel mehr als du ahnst.

5.

Wie stärkst du das Ja? Ganz einfach. Denk' an die Frucht. Du erquickst dich an ihrem Wohlgeschmack und den bittern Kern

wirfst du weg. Dein Gaumen ist zuweilen klüger als dein Hirn. Was Du nun so instinktmäßig thust, sollst du lernen, mit Überlegung zu thun. Du wirst bald sehen, daß jedes Ding durchzogen ist von den zwei Strömungen, die wir des einfachen Ausdrucks wegen das Ja und das Nein nennen. Ich will's dir überall zeigen, und du wirst's selbst bald überall sehen.

Nimm irgend etwas. Besieh dir das erste Haus, das du auf der Straße siehst und betrachte es nach seinem Bau. Alle seine fehlerhaften, unschönen, unpraktischen, unsaubern Einrichtungen und Umgebungen stellen das Nein des Hauses dar, das Angenehme, Künstlerische, Behagliche, Wohnliche sein Ja. Jetzt wirf das Nein weg und freue dich am Ja. So handelst du, wenn du in ein fertiges Haus kommst. Hast du aber das Haus zu bauen, so handelst du umgekehrt. Dann nimmst du alles, was zum Nein gehört, in scharfes Augenmerk und leitest nun deine ganze Kraft und Erfindungsgabe als Jastrom dagegen. So wirfst du wieder den bittern Kern weg. Die Baufehler, die du machen könntest, müssen dann dienen, deine Kraft und Geschicklichkeit zu erhöhen Sie sind die Würze deines Thuns, das Nein, das vom Ja überwogen wird.

Jetzt komm, laß uns das Haus betreten. Wir klopfen an die erste Thür. Ich kenne die Leute ein wenig, so daß ich sie allenfalls besuchen kann. In ihrem Quartier sind natürlich auch beide Strömungen. Ich kann oft bei dem Überschreiten der Schwelle sagen, welche die herrschende ist. Durch vieles Aufmerken haben gewisse innere Nerven sich gewöhnt, die herrschende Strömung der Menschen bei mir zur Darstellung zu bringen. Das ist keine Besonderheit. Bei jedem findet derselbe Vorgang statt, aber vielleicht kommt er in Folge von Unaufmerksamkeit nicht jedem zum Bewußtsein. Ich merke also, daß hier das Nein regiert. Es lugt schon aus der zudringlichen Herzlichkeit der Begrüßung, die uns im Grunde in's Burenland wünscht. Es liegt auf den Gesichtern der Hausbewohner wie ein geheimes Grollen und Murren, wie empfindliche Gereiztheit und drückende Schwüle, die unbehagliche

Spannung vor dem langen Regen, der tagelang grau niedersickern kann. Gewiß, das kann dir nicht entgehen, wenn du aufmerkst.

Aber wir müssen uns setzen und den Dank für unsern ungelegenen Besuch ernten. Er ist so stürmisch herzlich und doch zugleich so eisig kalt, das ihm das Nein aus den Augen glitzert. Ich schlage also ein harmloses Thema an. Es giebt kein harmloseres als das vielverspottete Wetter. Ernstlich. Mir ist das Wetter eine wichtige Lebensfrage und vielen eine unerschöpfliche Quelle verwunderlichster Abwechslung und interessantester Beobachtung. Also ich lobe das schöne erquickliche Herbstwetter.

„Leider nur ein kurzer Betrug“, schallt es entgegen, „dann kommt das graue, schlüpfrige Wetter, und die Art wie unsere Stadtverwaltung ihre Pflicht der Straßenreinigung auf sich nimmt, daß wir im Trocknen vor Staub und im Nassen vor schlüpfrigem Kot uns nicht zu retten wissen, giebt keine günstigen Aussichten. Und nicht einmal die Presse beschwert sich drüber. Ordentliche Leute werden beständig angegriffen und verdächtigt, aber wenn einmal der Verwaltung die Wahrheit gesagt werden soll, dann fehlt's. Das macht aber — Sie wissen doch — daß Stadtrat X. mit dem Redakteur des Tageblatts verschwägert sind — beiläufig durch die giftigsten Zungen der Stadt, und natürlich: Eine Krähe . . . .“

Verzeih das Gefasel. Ich wollte dir nur seine Naturgeschichte erklären und dich nicht damit ermüden. Du hörst's ja täglich zum Überdruß. Es stammt alles aus dem Nein. Ich danke Gott für jeden der schönen Herbsttage und habe da mit meinem schüchternen Ja leider eine ganze häßliche Schleuse des Nein geöffnet, die, wenn wir unsern Besuch nicht schnell abbrechen würden, noch stundenlang so fortgiften würde, überall das Fatale, Häßliche mit erbarmungslosem Behagen in die Breite ziehend, das Edle, Wollautende in unbewußter Gewöhnung verbergend.

Sieh, das ist das Nein. Du wirst's leicht überall erkennen. Das wirf weg und gönne ihm keine Statt. Du kannst's in aller Höflichkeit und Freundlichkeit thun. Du kannst auch mit stillem Gewährenlassen das Feuer vor dir brennen lassen, aber du darfst

mit nichts nachlegen, nur hier und da mit einem erquickenden Wasserstrahl besänftigen und warten, bis es abgeflackert ist. Dann handelst du aus dem Ja, und dein Widerpart wird's dir noch danken, daß er an dir sein Nein zu Ende bringen durfte und nun vielleicht dem Ja zugänglicher wird. Dann hast du auch dem Ja Bahn bereitet in Geduld.

6.

Tausende von Menschen sind so vom Nein vergiftet, ohne es zu ahnen, wie schwer sie krank sind. Am Ende bist du's auch?

Bedenke, daß jede, auch die unbedeutendste Sache, das geringste Thun, die kleinste Begebenheit, also alles, was als Dasein empfunden wird, von beiden Strömungen durchzogen ist. Denn jedes Dasein besteht, indem es beiden Strömen zugänglich ist. Die Seite nun, die in dir den ersten oder mächtigsten Eindruck hervorruft, die giebt dir an, welcher Strom in dir der herrschende ist.

Es giebt Menschen, die überall zuerst das Verdrießliche, Fehlerhafte, Unzulängliche sehen, und obgleich sie mutwillig danach sehen, erfüllt es sie mit einem geheimen Ärger, sodaß sie im Zustande dauernder Gereiztheit leben. Das ist im Geiste des Menschen ungefähr das, was im Leibe eine dauernde örtliche Entzündung oder gar ein allgemeines Fieber darstellt. Bekanntlich bringt das den Menschen ungemein herunter. Ich kannte einmal Jemand, dem konnte man kein Buch in die Hand geben, ohne, daß er auf der ersten Seite, die er aufschlug, eine Ungereimtheit nachzuweisen verstand und das Buch mit einem bedauernden Lächeln zurückgab. Natürlich gab man ihm bald keine mehr in die Hand. Er liebte sehr Musik, aber er fand die Freude nicht an den Harmonieen, sondern geriet außer sich, wenn dem Künstler eine Saite versagte oder der Finger abglitt. Er war wie in beständiger Lauer auf Mißtöne. Mit solchen ist jede Unterhaltung schwer und verletzend. Die leichte Münze harmloser Unbedenklichkeit durfte man ihm schon nicht bringen, sondern eitel Vollendetes, und wollte man vorsichtig

schweigen, weil man nichts Vollendetes zu sagen wußte, so tadelte er es als stummen Trotz.

Machst du's auch so? Dann möchte ich nicht dein Ehegatte, Schüler, Untergebener, nicht einmal dein Geschäftsfreund sein. Von solchen Menschen ist schlechthin nichts Gutes zu erwarten, und die Menschheit empfindet es instinktmäßig, sogar die Tiere empfinden es oft. Frage alle Tierbändiger um ihr Geheimnis. Es besteht darin, daß sie auf das Tier gerichtet sind mit der Gesinnung des Ja, und darum können Tiere an ihnen etwas werden und ihre edelste Natur herauskehren, die Wildheit beherrschen lernen, im Ja erscheinen. Ich habe aber nicht wenig Menschen gekannt, denen alle Hunde nachbellten und vor denen die Tierwelt floh. Diese sollten auch vorsichtig sein bei Pferden, lieber nie ein Rößlein besteigen!

Aber wenn das Nein unter den Tieren ein so tiefes Empfinden weckt, wie erst unter den Menschen. Der Mensch fühlt dir ohne weiteres deine Gesinnung ab und erkennt dein Augenblicken auf ihn, oft ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt. Alles Feindliche, Mißtrauische, Mißgünstige, Zweifelnde, kurz alles Nein, was dir entströmt, drängt das Wesen deines Gegenüber zurück und verschließt sein Ja in harten Schalen des Nein. Am deutlichsten spüren Kinder das Ja und das Nein. Ihre Zutraulichkeit oder Verlegenheit sind bedeutsame Kundgebungen. Man beobachtet, daß auch liebe Kinder oft gewissen Lehrern gegenüber unbegreiflich wild, roh und gehässig werden. Du magst sie meinetwegen dafür bestrafen, aber besieh dir wenigstens auch den Lehrer.

Ja, bestrafe die Kinder wegen ungebührlichen Betragens, aber trachte, daß du sie unauffällig solchen Erziehern entziehst. Sie schaden ihnen trotz aller examenmäßigen Tüchtigkeit. Kinder bedürfen einer innern Gesinnung von Wohlwollen und Vertrauen, die sie verstehen und durchfühlen auch durch die rauheste Außenseite hindurch. Vertrauen ist Bejahung des andern. Das Vertrauen erkennt das Ja des andern und behandelt ihn vom Ja aus und damit weckt man sein Ja und hilft ihm zum Recht. Die Mißtrauischen werden am öftesten und mit Behagen betrogen und

am schwersten gehaßt. Von ihnen kommt der Gifthauch des Nein und erregt die unedelsten Saiten des Gemüts.

Siehst du dagegen überall das Erfreuliche, das noch nicht ganz Verdorbene, hast du für jeden Menschen den Hoffnungssinn, für jede Begebenheit den frohen Mut, für jedes Ding den Schönheitsblick, dann freue dich und jauchze, dann beherrscht dich das Ja, und dessen Herrschaft mußt du immer mehr ausprägen.

Das ist das Geheimnis dessen, was man Charakter nennt. Wer dauernd bei sich dem Ja zur Geltung hilft, und eine feste Gewohnheit des Edlen bekommt, der wird ein edler Charakter. Wer dem Nein Recht giebt, wird nie fest und gegen das Alter hin oft unausstehlich.

In der Kindheit des Menschen herrscht bei den Meisten unbedingt das Ja vor. Kinder sind zutraulich, freundlich, mitteilsam eigentlich unbeschreiblich liebliche und köstliche Blüten. Der Sonnenschein jedes Hauses. In der reifen Jugend treten beide Strömungen in wunderliches Nebeneinander und erzeugen eine interessante Gährung. Sie ringen um die Oberherrschaft. In der Jugend liegt so unendlich viel köstliches Ja, viel mehr als in jedem andern Alter, aber das Nein ist gleich bei der Hand und bereit, sich blitzartig zu entladen. Da giebt's dann thörichte Menschen, die sagen: Jugend hat keine Tugend. Das sind ausnahmslos Mörder. Die schlagen die Jugend tot, und dann wird die Jugend so wie sie selber. Das giebt dann die verdrießlichen Ehestandskrüppel, die geizigen Krämerseelen, die Lasterpfuhle, die schweren, schweren Menschen. Hast du's nie bemerkt, daß alle solche Geisteskrankheiten, wie Geiz, Trunk, Zank, Gehässigkeit, Eitelkeit mit den Jahren immer zunehmen und das Alter so unfreundlich und freudlos machen, ja oft ein Alter überhaupt abschneiden? Dort überall hat's das Nein gewonnen und zwar in der Blütezeit des Lebens. Von dort aus ist's abwärts gegangen. Wie schrecklich muß erst der Tod sein, wenn das Leben im Nein, im Todesschatten, schon so eklig werden kann!

Willst du dir deine Jugend erhalten, so pflege dein Ja. Das

hilft dir besser als alle Salben und Schminken, die dich doch nur lächerlich machen. Das Geheimnis ewiger Jugend, ewigen Lebens, liegt im Ja. Darum kennst du auch Greise, die werden immer freundlicher, klarer, lichter, geduldiger. Wenn sie scheiden, ist's, als ob eine Sonne von freundlichem Glanze unterginge für ein Haus, eine weite Umgebung. In denen ist das Ja zum Siege gekommen, schon lange; aber es entfaltete sich immer köstlicher und verschlang den Schutt des Nein. Solch ein Alter werde deines!

7.

Das Ja und das Nein sind Ströme, die in dich dringen von überall her, aber auch von dir ausgehen überall hin, und durch ihr Fließen gestalten sie dich und haben durch ihr Wesen in dir wichtige Folgen. Davon ein kurzes Wort.

Im allgemeinen schwächt das Nein, das Ja stärkt dein ganzes Wesen. Setz dich in irgend eine Gesellschaft und hör ihnen zu, wie sie lästern. Sie sind dieses Mal sehr zahm und klatschen über keinen bekannten Menschen. Sie erzählen sich bloß Gaunerstückchen. Du bist doch hoffentlich schon auf pfiffige Weise mancherlei losgeworden als Paletot, Pelz, Geld und Geldeswert. Nun, von dem teilt eben jeder seine Erfahrungen mit, und du giebst die deinen zum Besten. Bei dieser Unterhaltung seid ihr alle im Nein und gebt dem Neinstrome Raum, aus euch zu fließen. Ihr redet alle die reine Wahrheit, übertreibt nicht einmal. Unsere modernen Gauner haben überhaupt gar nicht nötig, daß man ihre Kunstfertigkeit übertreibt. Aber ihr erzählt lauter Nein und dieses Nein wirkt ordentlich ansteckend. Ihr seid ja alle zusammen keine Lästerzungen, aber in dieser Stunde seid ihr beinahe unfähig, aus dem Ja zu reden, wenigstens gehört schon eine gewisse bewußte Gewalt dazu, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Wenn ihr dann aufsteht und auseinandergeht, bleibt ein gewisses Unbehagen ach, die Leere des Nein.

Darum sollte man auch nie in guter Gesellschaft über Dienstboten reden. Unsere Dienstboten befinden sich heute im allgemeinen

im hellen Nein und sind darum das Kreuz jedes Hauses. Das sind Übergangszeiten. Wir werden lernen müssen, sie möglichst zu entbehren und selbständiger zu werden, und soweit sie unentbehrlich sind, ihr Los freundlicher zu gestalten. Dann richtet sich auch diese fatale Nachtseite des Lebens allmählich ein. Augenblicklich sind sie im völligen Nein und Widerstreben, und wir betrachten sie begreiflich auch nicht aus dem Ja heraus. Die Gesellschaft hat ihre richtige Stellung zu diesen Plagegeistern des Lebens noch nicht gefunden, folglich stellen sie einen sozial wunden Punkt dar. Darum sprich nie über Dienstboten. Es ist unfein. Dienstbotengespräche sind heute nur Neingespräche und können der endlichen Gesundung dieser gesellschaftlichen Wunde nur schaden, sind also nicht anregend, sondern schwächen.

Was ist anregend und befriedigend? Alles, was dem Ja entstammt und dich als Ja erfaßt. Dahin gehört edle Kunst aller Art, Musik, wie sie im Gewandhaus daheim ist, edle Darstellungen der Plastik, Malerei, Mimik. Du kannst an den Wirkungen auf dich merken, ob sie dem Ja oder Nein entstammt; denn es giebt auch eine aufregende, zerstörende Kunst, die die niedersten Triebe des Nein im Menschen aufwühlt.

Auch Reisen wirken anregend und veredelnd. Du mußt natürlich das Schöne, Interessante, Belebende suchen. Wenn du weiter nichts thust, als dich von Hotel zu Hotel zu schleppen, dann verschlechterst du dich, denn du treibst dich lediglich um in Gesellschaft von Lakaien, Kutschern und Dienstboten. Solche Reisen füllen vielleicht den Magen, aber entleeren das Gemüt. Darum kommen viele so unbefriedigt heim, und müssen dieses Unbehagen noch so teuer bezahlen. Die Jareisen sind auch für den Besitz billiger.

Anregend ist eine gute Lektüre. Ein Buch ist ein schriftlicher Umgang mit einem Menschen. Menschen sind immer am anregendsten, weil sie Gefäße von Geist und Leben sind. Nichts wirkt so belebend als der Verkehr mit Menschen, die Positives bieten können. Es giebt Menschen, von denen aus man einen Lebenshauch aus-

gehen spürt. Das ist das Ja, und solche wirken erhebend und wohlthuend. Wenn du an einem Menschen freudig seines Wesens inne wirst und ohne weiteres mit fröhlicher Leichtigkeit selbst zu Neuem und Großem an ihm gewillt wirst, dann hat dich das Ja, das ihm entströmt, erfaßt. Das ist das Anregende und Belebende. Leider giebst du später in trüben Stunden dem Nein nur zu oft Raum. Dann scheint dir dein damals Gewolltes unmöglich zu sein, ja manche lächeln später mitleidig über ihr früheres Feuer wie über einen vergangenen Rausch.

Aber nicht immer ist das Ja und das Nein leicht kenntlich. Es giebt gesprochenes Ja der Schwäche, das im Nein besteht, wodurch oberflächliche Leute irregeführt werden. Nicht jede Zustimmung ist ein echtes Ja, und umgekehrt giebts ein Nein der Kraft und der Wahrheit, das nicht dem Neinstrom entstammt, sondern der Wahrheit. Dein väterliches und mütterliches Nein, das du dem Treiben deiner Kinder entgegensetzest, ist ein solches. Die Kinder werden's dir später danken, und dein schwächliches Ja, für das werden sie dich verachten. Ich habe schon oft die Beobachtung gemacht, daß streng erzogene Kinder mit rührender Liebe und Ehrerbietung an ihren Eltern hängen, während Eltern, die fürchten, die Liebe der Kinder zu verlieren, und sie gewähren lassen, ihre Herzen gewiß verlieren, auch wenn sich vielleicht eine äußerliche Familienzärtlichkeit fortwickelt.

So kommt's, daß das Ja so häufig Ausdruck der Schwäche ist und das Nein die Kraft bekundet. Das ist aber nur Schein. Ein echtes Ja ist immer unendlich stärker als jegliches Nein, und bloßes Nein ist niemals Kraft. Hinter dem Nein müssen sich Jakräfte verbergen, wenn es stark sein und wirklich etwas ausrichten soll. Der bloße Widerspruch als solcher ist stets schwächend, aber der Widerspruch, der sich auf Besseres gründet und Wahrhaftiges bietet, der ist Kraft, denn er ist im Grunde Bejahung. Z. B. siehst du irgendwo Fehlerhaftes, Mißbräuchliches. Du hast nur dann das Recht, dagegen aufzutreten, wenn du selbst Besseres dafür setzest;

kannst du das nicht, so ist dein Nein gefährlich und wird dich vergiften. Aber die Zustimmung zum Falschen wäre auch vergiftende Schwäche. Da bleibt dir nichts übrig, als es zu tragen in Geduld, unablässig auf Besserung und Änderung besonnen, und still zuwartend, bis der Augenblick zum Reden und Handeln gekommen. In solcher Haltung umgiebt dich das Falsche nur äußerlich, im Geiste regiert dich das große Ja, bis es einmal auch deinem Munde als Wort der Kraft entströmen darf.

Du darfst aber nie die Wahrheit verwechseln mit der Wirklichkeit. Vieles Wirkliche ist noch lange nicht wahr, und vieles Wahre noch nicht wirklich. Erzählst du Spitzbuben- und Dienstbotengeschichten, so redest du Unwahres, auch wenn sie sich an dir so begeben haben. Sprichst du von Idealen, so redest du Wahres, auch wenn sie sich noch nicht verwirklicht haben. Du wirst bald merken und unbewußt fühlen, wo das Ja und wo das Nein ist, und an dir werden die Thatsachen und Worte, die dir begegnen, gerichtet werden, daß sie zur Rechten oder Linken gestellt werden. Du wirst mit einiger Übung nie mehr fehlen in der Erkenntnis und mit weiterer Übung auch nicht mehr im Thun. Laß dich nur nie irre machen, daß du unwiderruflich zur Wahrheit gehörst. Laß dich weder durch freundliche Worte, noch durch eigene Schwächen und Fehler abführen von dem Glauben, daß du zur Kraft und nicht zur Schwäche berufen bist und auch durchdringst, daß dir das Leben gehört und nicht der Tod.

Wie glücklich sind doch wir Menschen. Die Quelle ungeheurer Kraft liegt in uns. Wir können mitten im schwächenden Nein, im Tode, das Leben beherbergen und uns mit Ja füllen, wir können überall erstarken. Kommt Wahrhaftiges entgegen, so nehmen wir's jauchzend auf, überschwemmt uns das Nein mit trüben Fluten, so bleiben wir doch im Wahrhaftigen bestehen. Wir stehen über dem Zufall, den die beiden Ströme schaffen, und regieren sie selbst als ihre Herren, wahre Menschen.

8.

Laß uns noch einen Augenblick verweilen. Ich möchte dich einen Blick in eine große Vergangenheit thun lassen, in eine Geschichte des Ja, die für unsere oft recht trübe Zeit überaus hoffnungsvoll ist. Denn das Ja ist der ungleich stärkere Strom in sich, nur ist er's zur Zeit nicht. Wir leben in einer Überflutung des Nein, aber wir werden nicht ewig darin leben. Jeder weiß, daß man nicht vom Nein leben kann, denn Nein ist Tod.

Aber eine interessante Geschichte des Ja enthält die Bibel. Man muß sie nur nicht als Religionsbuch lesen, womöglich in unzusammenhängenden Abschnitten, sondern in ihr die Lebensspuren suchen. Die Bibel nennt das Ja Glaube und das Nein Unglaube. Wir thun heute besser, diese Wörter zu vermeiden, weil sie im Laufe der Zeit religiös gefärbt sind und heute schwer in ihrer eigentlichen Bedeutung erfaßt werden.

Von hervorragendem Interesse ist, daß die beiden großen Ströme des Ja und Nein deutlich erkennbar durch die Bibel hindurchlaufen in großem Widerspruch gegen einander. Es gilt überhaupt das Gesetz: Je schärfer das Ja und das Nein sich ausprägt und in seiner Gegensätzlichkeit offenbar wird, desto gesunder sind die Zustände. Je verschwommener und ungewisser und gleichgültiger beide Strömungen sich mischen, desto schwerer ist die Krankheit menschlicher Verwaschenheit.

In der israelitischen Litteratur ist das Ja und das Nein klarer als in jeder andern, und noch heute eignet dem Juden das schärfste Empfinden für reale Werte, wenn er auch heute vom Nein überschwemmt ist, wie früher einmal das Ja die Oberhand hatte.

Als Israel sind sie aus dem Ja geboren. Im Ja steht die Geschichte der Erzväter und Mosis, aber nie ohne den jeder Zeit erkennbaren Neinstrom als Gegensatz z. B. Abraham und seine Familie, oder Israel und Esau, Joseph und seine Brüder. In Moses tritt eine interessante Wendung der Geschichte ein. An ihn knüpft sich zum ersten Male ein schweres Nein in der Gestalt des

Ja und giebt dem Manne eine besondere, ganz eigentümliche Stellung, die ihn ganz parallel zu Jesus stellt. An Moses hängt sich nämlich das Judentum wie an Jesus das Christentum, und doch stehen beide diesen „Tümern" innerlich ferne, obgleich beide als ihre Ausgangspunkte gelten müssen und darin Märtyrer wurden für viele Jahrhunderte.

Das Judentum entstand in einem bedeutsamen Moment. Es wird uns erzählt, wie Gott dem Volke Israel 10 Gebote gab. Das sind ja im Grunde keine Gebote, sondern genau besehen Lebenswege oder Erkennungszeichen des Ja an den Kindern des Ja, bei denen sie unwillkürliche Lebensäußerung werden sollten. Es war ein ungeheurer Vertrauensakt, der damals vollzogen wurde. Sie aber erwiesen sich des Vertrauens so wenig wert, daß sie zu gleicher Zeit ein Kalb machten, um das sie tanzten und das sie zum religiösen Mittelpunkt machten. Damit war ihr Schicksal für viele Jahrhunderte besiegelt. Sie wurden nämlich zur Strafe unter eine Religion der Kälber geschlossen und zwar in dem Augenblicke, als sie die Vorbereitungen zu ihrem Kälberdienste trafen. So entstand das alte Judentum.

Es gab bei ihnen Priester und Leviten, Gottesdienste und Tempel, aber alles als ans Kalb geknüpft, alles besprengt mit der Böcke, Kälber, Schafe, Ochsen, Kühe Blut. Eine furchtbare Strafe, ein religiöses Gefängnis. Das ist das Nein in der Gestalt des Ja. Auch hier sieht man, daß das Nein seinen Ausgang in Gott hat, denn es giebt nichts außer Gott. Eine Überflutung des Nein erscheint wie eine wohlerwogene Strafe Gottes, oder als naturgeschichtliche Folge der Vernachlässigung des Ja — es ist ganz gleich, wie mans nennt und auffaßt, beides ist Ausdruck des Willens Gottes.

Die Absicht der Strafe ist nicht zu quälen oder gar zu verderben, sondern sie zielt auf die Herstellung des Ja. Man kann auch denselben Gedanken so ausdrücken: die naturgeschichtliche Wirkung der Überflutung vom Nein muß die Reaktion des Ja sein. Mag das Ja noch so sehr übermocht sein vom Nein, so ist's doch

stets noch da und kann niemals ganz untergehen, denn es ist seiner Natur nach das stärkere Element. Folglich muß ihm die Fähigkeit der Reaktion eignen, in der die innere Übermächtigkeit des Ja über das Nein zum Ausdruck kommt. Die Geschichte des echten Ja war seit Moses in Israel immer in der Verbannung und Unterdrückung mit der kurzen Unterbrechung, als David zur Herrschaft kam, nachdem freilich auch er lange genug unterdrückt und verfolgt war. Herrschend war sonst immer der breite Strom des Levitentums oder auch des im Kälberdienste stehenden Königtums, während die eigentliche Mosesströmung, die Prophetie, stets unterdrückt war. Prophetie ist göttliche Unmittelbarkeit, also lebensfreudiges Ja, was mit Religion gar nichts zu schaffen hat. Denn Religion ist Vermittlung, also inneres Getrenntsein von Gott mit Überbrückungsversuchen, ein Nein in Jaform, ein immer wieder Lesen und Lehren über Gott, aber kein Sein in Gott.

Die Bibel dagegen hat im Gegensatze zum religiösen Nein den prophetischen Jastrom festgehalten mit seiner schneidigen Polemik gegen das Nutzlose des Kälberblutes, in sich darstellend den Aufschrei des Ja nach Ja. Als das Prophetentum verstummte, verstummt auch die Bibel und übergeht große Zeiträume mit unbekümmerter Gleichgültigkeit gegen die Geschichte der Juden.

Erst als die Prophetenlinie sich unvermittelt wieder zeigt, bricht die Bibel ihr Schweigen und wird ziemlich ausführlich. Das plötzliche Wiedererwachen des prophetischen Ja stellen Johannes, Jesus und die Apostel dar. Wie bitter sie vom Nein des Judentums bekämpft wurden, ist zu bekannt, um ausgeführt zu werden. Die Feindschaft war um so größer, weil in Jesu endlich die Reaktion des Ja eintrat nach 1500 Jahren.

Seit Moses war das Ja vom religiösen Wesen überflutet gewesen, aber als es sich in Jesu wieder erhob, überbot es weit das Ja Mosis. Es war als hätte das Ja während der langen Neinperiode des Judentums in einem stärkenden Schlafe geruht, den das Prophetentum traumhaft begleitete und sei nun in großem

Gliederstrecken herrlich wie junger Tag erwacht, die ganze Finsternis des Nein siegreich überstrahlend. Jesus bildet den zweiten Knotenpunkt des Ja nach Moses, nur daß sein Ja unendlich stärker ist.

Wer ihn nicht anerkennen will, erkenne wenigstens dankbar an, daß er die Welt von den Kälbern erlöst hat, dem großen Religionszwange des Aaron. Auch das heutige Judentum ist innerlich erleichtert, daß es seine Religionsübungen ohne Ochsenblut ganz gebildet vornehmen kann, und verdankt diese Befreiung niemand anders, als dem von ihnen so bitter gehaßten Jesus. Wär doch auch schrecklich, wenn einmal in der friedlichen Synagoge plötzlich 22 000 Ochsen geschlachtet werden sollten, wie einmal Salomo im Tempel that.

An die Erlösung Jesu knüpfen sich daher ganz ähnliche Vorgänge wie an Moses, denn er ist der unmittelbare Geistesnachfolger Mosis. Den Vorgängen in der Wüste entsprechen die Vorgänge, die sich ans Pfingstfest knüpfen. Sogar der Tag ist eingehalten. Denn Pfingsten war jüdisch das Fest der Erinnerung an die 10 Gebote, das Fest der Gesetzesfreude. Durch Jesum wurde das alte Pfingsten wiederhergestellt, aber weit überleuchtet. Es wurde das große Lebensereignis des Ja, das Eine Sprache, Einen Geist, Eine Gemeine, Eines Gottes Gemeinschaft, Einheit der Völker, Einheit der Menschheit zu wachstümlichem Werden gebar.

Aber auch an diesen Lebensbrennpunkt Jesu knüpft sich ein Religionsschatten. Wie damals das Judentum, so später das Christentum. Aaron ließ die Kälber etwas gelten, daher wurde das alte Judentum unter die Kälber geschlossen, die ersten Christen aber ließen Menschen etwas gelten und stellten Autoritäten neben Gott, die sie zunächst als maßgebende Führer, später als Heilige verehrten und umtanzten. Daher wurde das Christentum zur Strafe unter Menschen geschlossen. Menschen haben Meinungen, und je stärker solche ausgeprägt sind, um so schwerer wird es ihnen, die jeweilige Geschichte Gottes zu erkennen, um so größer ist die Gefahr,

sich in Systemen festzurammeln. Damals wollte offenbar Gott aus dem engen Rahmen des Judentums ein großes Heil unter die Völker fluten lassen und diese ohne weitere Umstände befreien und beseligen. Paulus vertritt diesen Willen Gottes. Aber auf Schritt und Tritt verfolgen ihn religiöse Bedenken gegen seine liberale Art, und geistliche Autoritäten haben ihm viel zu schaffen gemacht. Es ist ja wahr, daß damals die Hauptgegensätze noch glücklich überwunden wurden durch göttliche Unmittelbarkeit, die sich zur Geltung brachte, und Paulus wehrt sich wie ein Verzweifelnder gegen den Autoritätsglauben und die Gruppierung um bestimmte Menschen, wehrt sich auch gegen alle eigene Anhängerschaft und weist nur auf den Glauben, nur auf das Ja, als alleinige Heilsquelle, aber er sieht auch die gräulichen Wölfe voraus, die immer neue Lehren aufbringen und autoritativ vertreten werden und die Herde nicht verschonen. Die Apostelzeit kennt neben der göttlichen Unmittelbarkeit, dem Ja Jesu, gewisse Gegensätze menschlicher Autoritäten und die Geschichte des Christentums ist eine Geschichte des Autoritätenrangstreits, des Kampfes der Meinungen und der Konzilien. Sie streiten sich um das Ja, und damit schwimmen sie im Nein.

Das ist auch nicht ohne göttlichen Willen geschehen, so wenig wie die Kälberreligion. Darum dürfte auch kein Auftreten gegen das Autoritätenwesen viel helfen, so wenig wie einst die Propheten Durchgreifendes vermochten. Von solchen Dingen kann nur göttliche Unmittelbarkeit befreien, und diese wirds thun zu seiner Zeit. Du darfst dich heute wohl nach Befreiung und Erlösung sehnen, aber das Wegwerfen deiner Autoritäten und Formen würde dir wenig nützen. Das steht heute mit Gottes Willen und fällt von allein, wenn Gottes Stunde geschlagen.

Ich weiß selbst, wie schwer das alles ist, aber schaden kann es nichts. Nicht einmal das schadet, daß es scheinbar der Neinstrom überall gewonnen hat. Um so besser. Der Sieg des Ja wird um so herrlicher sein. Immerhin ist doch gut und ein schöner Fortschritt, daß man heute menschliche Namen und menschliche Stimmen hört, wo in

alten Zeiten Tiere blökten. Ferner ist gut, daß das prophetische Ja, das früher das unscheinbare Eigentum weniger war, in der ganzen Zeit des Christentums Gemeingut eines Volksbewußtseins geworden ist. Wenn auch der Glaube oder das Ja nie recht geherrscht hat im Christentum, ist er doch nie ganz erloschen, und je mehr eine Autorität von Ja brachte, desto mehr fielen ihr die Herzen des christlichen Volkes zu. Es ist bis auf diese Stunde so. Sobald die Menschen ein reinliches Ja hören, kommen sie in Haufen und freuen sich daran; nur von Religion wollen sie nicht viel wissen. Dazu stehen wir dem Siege des Ja, dem Siege Gottes und Christi zu nahe.

Nun stelle dir aber vor. Wenn das Ja während der Periode des Judentums so herrlich ausgeruht hatte und in Jesu gestärkt erwacht war, wie mags erst jauchzend hervorbrechen nach der beinahe 2000jährigen Periode des Christentums! Wie ein aufgehaltener Strom wird die Herrlichkeit Jehovahs, das große Ja, hervorbrechen und die Völker bedecken, daß alle Welt davon voll werden wird. Denn das Ja ist ja urmenschliches Eigentum und viel stärker als das Nein. Es muß, es wird hervorbrechen als die große Reaktion des wahren Menschenwesens und Gotteswesens, der Sieg des Lebens über den Tod.

9.

Du bist nun geschichtlich ein wenig auf dem Laufenden. Wie stellen wir uns aber heute zum Ja und zum Nein, und welche Folgen muß beides an uns zeigen?

Die Wirkungen des Ja und des Nein auf den Geist haben wir gesehen und kann man täglich beobachten. Aber es giebt nichts Geistiges, das sich nicht ebenso auch leiblich auswirken könnte. Das, womit du deinen Geist anfüllst, wird dein Leib offenbar machen. Du hast also heute schon ein wenig dein Wohlbefinden selbst in der Hand, je nachdem du dem Ja oder dem Nein offen bist.

Thatsächlich würde sich die Sache etwa so stellen. Bist du krank, so ist das ja ein Zustand des Nein, in den du auf irgend

eine Weise, oft ohne eigene Schuld geraten bist. Wirst du nun diesem Nein auch deinen Geist hingeben, so wirst du deinen Leib kränker machen, d. h. du wirst deine Krankheit verschlimmern, wenn du immer daran herumdenkst, bald Puls, bald Herz, bald Magen befühlst, bald Gesichtsfarbe, bald Zunge im Spiegel besiehst, oder wenn du dich durch dein Leiden verbittern und zu verdrießlichem, ungeduldigem Wesen verleiten lässest. Es giebt Kranke, die ihre Umgebung beständig mit Vorwürfen überschütten. Abgesehen davon, daß diese geradezu unausstehlich werden, machen sie sich mutwillig kränker. Krankheit ist ein Stück Tod, eine Neingewalt. Schlimm genug, wenn uns diese Gewalten erfassen, aber uns selbst noch obendrein mutwillig hineinzustellen, liegt doch gewiß kein Grund vor. Wenn ein Soldat im Kriege gefangen wird, ist das schon schwer genug. Würde der wohl dem Feinde noch allerlei Vorschub leisten und zu weiteren Siegen verhelfen und nicht vielmehr trachten, sobald als möglich loszukommen? Handelte er anders, so hätte er sich jedenfalls den Rückzug zu den Seinen abgeschnitten. Als Kranker bist du auch ein Gefangener, ein Gefangener des Nein. Suche doch loszukommen und gieb zu deinem Leibe nicht auch noch mutwillig deinen Geist preis, indem du dich mit Neingedanken füllst.

Aber wie suchst du loszukommen? Gebildete Menschen überlassen sich bedingungslos dem Arzte und Apotheker, wiewohl es genug Menschen giebt, die auch sonst nichts unversucht lassen, was Nachbarinnen wissen und Zigeunerinnen raten, wenns nur hilft. Hoffentlich gehörst du nicht zu den letzteren. Die willenlose Hingabe an einen verständigen Arzt kann aber nicht ganz das Rechte sein. Damit begiebst du dich wieder an Fremdes und verneinst dich selbst. Du wirst aber die Bemühungen des Arztes am besten unterstützen, wenn du dich bejahst und auf dich selbst besinnst.

Die Krankheit ist jedenfalls etwas deinem Ich Fremdes. Das gehört dir nicht zu. Dessen mußt du dir jeden Augenblick bewußt sein. Du mußt aber auch zweitens wissen, daß dein Ich stärker ist

als die Krankheit. Vielleicht hast du zur Zeit nicht alle deine Kräfte beisammen. Aber das ist eine Frage der Zeit, nicht des Wesens. Das Ja ist unter allen Umständen stärker als das Nein. Bejahe dich, so bist du mindestens halb genesen. Sobald du dich fürchtest und der Krankheit Rechte einräumst, sobald verstärkst du sie. Besinnst du dich aber auf dich selbst und dein wahres Wesen, so dämmst du sie ab und hast ihr damit schon Grenzen gezogen. Erst wenn du das gethan, solltest du dich mit dem Arzte beraten. Bei solchen Patienten wird seine Bemühung am wirksamsten sein. Du wirst aber mit den meisten Sachen selbst fertig werden können, denn das Hauptmittel liegt nicht in der Apotheke, sondern in dir selbst.

Ist dir's noch nie aufgefallen, daß einmal jemand, der selbst vielen geholfen, zum Genesenen zu sagen pflegte: Dein Glaube hat dir geholfen? Er sagte nicht: Ich habe dir geholfen, sondern bejahte bei der Hülfe den Kranken, nicht sich selbst. Dein Glaube ist aber nichts anderes als dein Eintritt und Bestehen im Ja. Es ist ganz auffallend, daß fast alle unsere Kranken nur durch Fremdes trachten zu gewinnen und nicht durch ihr Eigenes. Daher die allgemeine Krankhaftigkeit unseres Geschlechts, daß man ganz dreist behauptet und leider nicht ganz ohne alles Recht: Ganz gesund ist niemand.

Doch machen wir manche in dieser Richtung überaus ermutigende Erfahrung. Es giebt Menschen, die sich sagen: Ich habe nicht Zeit, krank zu sein, und diese willensstarken Leute werden's auch nicht. Das sind die rechten Hygieniker des Ja, während die Ängstlichen, die immer nach Büchern ihren Zustand prüfen, die Bresthaften sind. Mir sagte einmal eine Mutter: Wir hatten früher ein medizinisches Buch im Hause zum Selbststudium, weil wir abseits von ärztlicher Hülfe lebten. Damals waren die Kinder beständig krank. Jetzt sind sie gesund, weil wir das Buch abgeschafft haben. Sie glaubten an die Gesundheit und bestanden in der Gesundheit. Was können nicht Mütter zuweilen leisten, die körperlich überaus schwächlich sind! Aber sie sind riesenstark, sobald

sie wissen, daß die Hülfe ihrer Kinder in ihnen liegt, und ihre eigene Kraft strömen sie über die Kinder.

Das alles sind jetzt schon reichlich vorhandene und ermutigende Wirkungen des Ja. Offenbar liegt in dieser Richtung unsere nächste Aufgabe.

Sollte man die Haltung, die jemand einnehmen muß, näher beschreiben, so muß man sagen: Schenke der Krankheit so wenig wie möglich Beachtung. Rede weder über sie noch irgend etwas Negatives, als Ärger, Verluste, Schmerzen u. dergl. Dagegen fülle dich an mit dem Gedanken an Gutes, Freudiges, sei voll Dankbarkeit und Lob Gottes, freue dich des Sieges Gottes, des Sieges des Ja, der nur eine Frage der Zeit ist, nicht der Macht. Thust du das, so wirst du sehen, wie das Nein in dir erstirbt, und dann fallen auch seine leiblichen Wirkungen herunter wie alte Lappen. Dann bist du stark und du selbst Herr über deine und jegliche Materie. Und was hat dir geholfen? Dein Ja, dein Glaube hat dir geholfen.

10.

Haben Sie meinen Rat befolgt, verehrte Freundin? —

„Ich habe es versucht."

Ein Versuch ist ein frisches Wagen, das ist schon halb gewonnen.

„Vielleicht. Aber es thut trotzdem weh, und gesünder bin ich auch nicht geworden, und außerdem kann man so gar nicht." —

Jetzt sind Sie nun schon wieder ganz im Nein versunken. Nun das schadet nichts. Auf die Flut folgt die Ebbe, auf den Berg das Thal. Wahrscheinlich sammeln Sie gerade Kräfte zu neuem Ringen um das Ja. Noch niemals hat jemand gesiegt, ohne Mattigkeit zu spüren, und Zweifel umschwirren auch den Gewissesten. Aber ich denke, Sie raffen sich nunmehr auf zu neuer Anstrengung. Gewinnen müssen Sie's und werden Sie's.

Darum noch ein kurzes Trostwort und wir kämpfen weiter. Es würden viele und alle kämpfen, wenn sie etwas mehr sähen

von schnellen Erfolgen. Es würden auch weit schnellere Erfolge sein, wenn das Kämpfen um das Ja nicht gänzlich außer Gebrauch und darum scheinbar ins Hoffnungslose gekommen wäre. Wenn wir uns heute wieder mit Kraft aufraffen, so haben wir es begreiflich viel schwerer, als wenn bereits durch kühne Vorläufer alles in Gang gekommen ist. Heute muß man sich mit kleiner Kraft auf lange Geduld üben. Daher ist zur Zeit Geduld oft der einzige Sieg, den wir erringen können. Es ist nicht der einzige im allgemeinen, wohl aber in schwierigen Fällen. Aber Geduld ist schon ein großer Sieg. Er macht das Innere des Menschen zu einer Kraftquelle, die sich bald nach außen ergießen kann, unaufhaltsam. Ein Augenblickserfolg über irgend welches Nein würde gar nicht so sehr wertvoll sein, aber Geduld verbürgt seinen Bestand.

Was ist Geduld? Die innere Herrschaft des Ja, die Fähigkeit, seiner selbst Herr zu sein. Wir sind weit mehr als wir ahnen. Wir sind allesamt Majestäten, und wenn wir uns selbst beherrschen, regieren wir Wichtigeres, als wenn wir Berge versetzen könnten. Letzteres ist sehr leicht, ersteres sehr schwer. Geduld aber ist nichts, das ohne Weiteres als Erfolg ins Auge fällt. Geduld erscheint dem Toben des Nein gegenüber zunächst als verächtliche Schwäche. Aber jedes Nein, das sich der Geduld entgegen aufbläht, thut es mit der Wut heimlicher Ohnmacht. Geduld ist der Felsen, an dem jegliches Nein sich brechen muß, es ist das unerschütterliche Bewußtsein des Ja, der Befreiung im Geiste. Geduld ist der erste wahre Erfolg, den man erringen kann, das einfache Mittel, in dem der erwachende junge Riese im Menschen seine bezwingende Kraft üben und erproben kann.

Der Mensch muß den Leiden gegenüber den Mut haben, die trotzige Frage aufzuwerfen: Wir wollen sehen, wer's länger aushält, ich oder du? Dem Ich ist der Sieg ohne weiteres verbürgt, denn das Ich währt ewig, das Leid vergeht. Aber leider wird das Ich durch Verzagen unter das Leid vergewaltigt, und dann ist's für eine Zeit lang verloren, unter das Leid gedrückt und kann dadurch sehr hart mitgenommen werden. Natürlich nur so lange,

bis es sich auf sich selbst besinnt, und jeder dürfte ohne weiteres, jeden Augenblick jedem Leid gegenüber die Machtfrage aufwerfen und die Kraftprobe anwenden und würde bald die Siegerkraft verspüren. Wenn man erst weiß und Schritt für Schritt mehr inne wird, daß es überhaupt gar nichts giebt, was einem schaden könnte ohne unsere Zustimmung, und diese Probe an alles fatale, was in uns oder außer uns sich als Nein geltend macht, anlegt, dann geht man einen wahren Siegeslauf, der auch durch einzelne Schwächen und Niederlagen nicht mehr aufgehalten werden kann. Dieses Übergewicht des Ja ist auch der biblische Weg. Überall heißt es als Grundthema: Fürchte dich nicht. Du gehörst in's Ja, du gehörst zu Gott als Kind zum Vater. Nun nimm dich mit der Selbstverständlichkeit, wie deine Kinder sich vor dir bewegen und in allem Leid immer bei dir Hülfe wissen und aus dir erstarken.

Das ist auch das einzige Mittel andern Menschen gegenüber. Geduld lehrt für andere das Ja festhalten und ihnen dadurch den Kampf erleichtern. Alle Menschen sind berufen, heilige Majestäten zu sein, Mittelpunkte von Kraft und Liebe. Sie sind nur vom Nein zur Zeit vergewaltigt und müssen erlöst werden. Wer an ihnen die Geduld nicht verliert und sich vor ihren Unarten nicht fürchtet, hilft weithin. Man dürfte allen Widerwärtigkeiten der Menschen — und wir wissen ja, wie groß sie sind — entgegenhalten: das bist gar nicht du. Das ist nur wie eine äußerliche Krankheit, die unschwer zu heilen ist. Wer so spricht und denkt, der hats im Grunde schon gewonnen und nicht nur für sich, sondern auch für die andern. Wenn man an das Ja des andern unerschütterlich glaubt, so hat man einen dankbaren Freund gefunden, in wem man will. Man suche sich seinen widerwärtigsten Gegner und fatalsten Menschen aus und setze allen seinen Unarten ein unerschütterliches Vertrauen entgegen, so hat man ihn schon im Prinzip zum Freunde gemacht, sein Gesinnungswechsel hängt nur noch ab von der Zeit, nicht von der Möglichkeit. So hat Jesus die Welt erlöst, indem er jeglichem Ja zu Hülfe kam, und daran kennt man den Erlösten, daß er ebenso thut. Wo es Parteien

giebt, hat man wohl die Worte des Ja, aber nicht seine Kräfte, und das Wesen des Ja ist zum leeren Geschwätz gemacht, ins Nein gerückt. Dort muß die Erlösung erst noch hinkommen.

Und nun wollen wir merken auf unsere beiden Begleiter im Leben, das Ja und das Nein, und anfangen richtig zu leben.

Lh.

Atheismus.

1.

Früher suchte ich andre von dem Dasein Gottes zu überzeugen, jetzt weiß ich, daß man wirklich zu überzeugen nur vermag, wenn man jemand zeigen kann oder finden läßt, wovon man ihn überzeugen will. Beweise giebt es überall nur innerhalb eines Gebiets, das uns nicht mehr unbekannt ist, und nur für Erscheinungen, die unsrer Erfahrung nicht mehr fern liegen. Was außerhalb unsers Erlebens steht, ist unbeweisbar. Allen Beweisen liegen Axiome (Grundsätze) zu Grunde, die sich mittelbar nicht erweisen lassen, aber die unmittelbare Gewißheit der Erfahrung für sich haben.

Wenigstens eine lebendige Überzeugung giebt es nur auf den Grundlagen der Erfahrung. Wir werden unmittelbar und unwiderstehlich nur dessen gewiß, was wir irgend wie erlebten. Instinktive, lebendige Gewißheiten, die unserm Bewußtsein zu Grunde liegen und es erleuchten, sind immer Niederschläge von Erlebnissen.

Die Art der Erfahrung hängt natürlich von der Wirklichkeit ab, die uns nahe tritt, aber ohne irgend welche Erfahrung giebt es keine wahrhafte Kenntnis, keine unerschütterliche Gewißheit und keine wenigstens in den Grundzügen haltbare Vorstellung. Erstrecken sich unsre Anschauungen auf körperliche Dinge, so muß sinnliche Erfahrung zu Grunde liegen. Sind es Urteile über Menschen und menschliche Verhältnisse oder über Vorgänge in

unserm Innern, so bedarf es irgend welcher persönlichen Erlebnisse einer geistigen Erfahrung. Wollen wir die Wirklichkeit Gottes nicht grundlos behaupten, so müssen wir irgendwie von ihm selbst berührt worden sein.

Die Überzeugung, die sich ergiebt, entspricht dann durchaus unsern Erlebnissen. Ist es nur der unmittelbare Strahl des Göttlichen, der aus der Natur in unserm Auge aufleuchtet, so wird sie nur die Gewißheit eines übernatürlichen Urgrunds alles Seins in sich tragen, die Klarheit über etwas unfaßbar Herrliches und Übermächtiges, das hinter allen Erscheinungen liegt. Tritt uns Gott in der Person Christi nahe, so erfassen wir ihn als einen bewußten Willen, der in die Geschichte der Menschheit eingreift und ihr Schicksal wenden will, und als die lebenausströmende Liebesenergie, die jeden ergreift, der sich ihr zukehrt. Sehn wir ihn in Menschen walten, und sie in der fruchtbaren Lebensbeziehung zu ihm gestalten, oder machen wir selbst die Erfahrung, wie er unser eignes Dasein trägt und alles zu unserm Besten lenkt, so ist das nichts andres als das Erlebnis seines väterlichen Verhältnisses zu den einzelnen Menschen, für das wir keines Beweises bedürfen, sobald wir uns seiner erfreun.

Etwas andres aber als die aus der Erfahrung quellende Gewißheit, die ich eine lebendige nenne, ist die theoretische Überzeugung. Man gewinnt sie durch logische Folgerungen, aus bestimmten Voraussetzungen der Weltanschauung, der man huldigt, aus der wissenschaftlichen Erkenntnis der Erscheinungen, die man gewonnen hat, oder aus bestimmten instinktiven Meinungen, die mit uns aufgewachsen und erstarkt sind. Dann hängt die Sicherheit der abgeleiteten Überzeugungen von der Festigkeit der Grundlagen ab, auf denen sie sich aufbaun. Finden wir bei andern Menschen dieselben Voraussetzungen, von denen wir ausgingen, so können wir sie leicht überzeugen, wenn wir das von uns gemeinsam Anerkannte als Grundlage festlegen und folgerichtig darauf baun. Auf diese Weise sind sehr viele Menschen zur Überzeugung von Gottes Dasein geführt worden.

Die Grundlagen, von denen man ausging, sind dabei ebenso verschieden gewesen, wie die Art, in der man aufbaute. Aber es liegt auf der Hand, daß, so bald sie ins Wanken kamen, oder der Aufbau sich als fehlerhaft erwies, die Überzeugung zusammenbrechen mußte, wenn sie nicht in Kraft der Gewohnheit noch ein vages Dasein in der Anschauungswelt des Menschen fristete. Sie war also immer nur abgeleitet und ohne Selbständigkeit. Sie ruhte nicht in den tiefen Gründen und Untergründen des innern Lebens und wirkte sich instinktiv und unwillkürlich aus, sondern schwebte in den schwindelnden Höhen der Spekulation als der höchste Augenpunkt, von dem aus man durch Reflexion zu einer perspektivischen Anschauung des Daseins kam und sein Leben darnach mit sittlicher Willensanstrengung zu beeinflussen imstande war.

Da aber kein Mensch ein reines Erkenntnisinstrument ist, hängt der Bestand und die Kräftigkeit der Überzeugung nicht bloß von bestimmten Grundanschauungen ab, sondern wie diese selbst von Stimmungen und Neigungen, die den eigentlichen Ausschlag geben. Die Grundlagen und die Folgerungen, die man darauf baut, gewinnen ihre Geltung zum guten Teil nur von den Empfindungen, denen sie entgegen kommen, und werden von ihnen getragen. Nietzsche sagt einmal: „Wir sind nicht aus strengen Erkenntnisgründen auf die Seite einer Partei oder Religion getreten. Wir sollen dies, wenn wir von ihr scheiden, auch nicht affektieren".

Das erfährt jeder, der sich veranlaßt sieht, mit andern Menschen über die großen Fragen des Daseins und die Grundsätze des Lebens zu verhandeln. Hat man das aber erfahren, so wird man aller theoretischen Auseinandersetzungen müde. Denn die Debatten über Fragen der Weltanschauung führen aus diesem Grunde niemals zu einem wirklichen Ziele, selbst wenn sie in der sachlichsten Weise geführt werden, und den Beteiligten wirklich mehr an der Wahrheit als an ihren Meinungen liegt. Wir mögen noch so sehr theoretisch überwunden werden, es liegt gar nicht in unsrer Hand, die Folgerungen fest zu halten. Viel mehr Wert als zu streiten hat es, wenn man sich durch die Äußerungen anderer Menschen zur Selbst-

besinnung auf diese Fragen und zur Selbstbeschäftigung mit ihnen anregen läßt und anfängt, von den Grundlagen aus, die man wirklich hat, mit eigner Hand zu bauen.

Die Müdigkeit, die uns nach fruchtloser theoretischer Auseinandersetzung überschleicht, führt aber zu einem völligen Verzicht, wenn man hinter die Wertlosigkeit aller Theorie kommt. Dann ist es wirklich schade um die Zeit und um die Kraft, die man mit solchem hin und her Reden vergeudet.

Was kommt es denn auf die Anschauungen an, die jemand hat! Von Bedeutung ist allein das Leben, das er führt, das in ihm webt, treibt und schafft. Ob er nun von dem Dasein Gottes überzeugt ist oder nicht, ob er in ihm den Bildner jedes Grashalms oder den Urgrund alles mechanischen und organischen Werdens sieht, ob er in Christus einen gewöhnlichen Menschen oder einen Gott erblickt, ob er an eine Unsterblichkeit der Seele glaubt oder nicht, das ist in Wirklichkeit ziemlich gleichgiltig und nur für die Welt seiner Gedanken von einiger Bedeutung. Hinten herum wird ja schließlich die eine oder die andre Anschauung auch sein Leben beeinflussen, aber ob wir leben und wie wir leben, hängt nicht davon ab, und durch Anschauungen ist noch niemals jemand zu einem andern, zu einem neuen Leben gekommen.

Ich gebe ja gerne zu, daß sich viele Menschen einbilden, wesentlich durch ihre Weltanschauungen bestimmt zu werden und auch behaupten, daß es von dem fundamentalsten Einfluß für ihre Lebensführung sei, ob sie von Gottes Dasein überzeugt sein können oder nicht. Aber ich glaube, hier liegt eine starke Selbsttäuschung vor. Man verwechselt wie so häufig Ursache und Wirkung. Wenn sie nicht die wären, die sie wirklich sind, dieses Konglomerat von Stimmungen und Neigungen, von Lebensgewohnheiten und eigentümlicher Verhaltungsweise, würden sie nicht an Gott glauben. Thun sie es, so nimmt ihre Reflexion, die sich aus ihrem Leben ergiebt und darauf wieder erstreckt, nur diesen Umweg. Die Idee Gottes ist sozusagen die Zentralweichenstelle. Die einzelnen Weichen könnten aber auch jede für sich gestellt werden, ohne daß der Betrieb ge-

stört oder ein andrer würde. Und an Stelle der Zentralweiche „Gottesidee“ könnte auch ohne wesentliche Veränderung des Charakters und Verhaltens eine andre wie Sittengesetz, kategorischer Imperativ oder sonst etwas treten.

Es giebt allerdings auch Menschen, die ein durchaus reflektiertes Dasein führen, wo die Unmittelbarkeit der Empfindung und der Willensakte fast gänzlich durch theoretische Urteile aufgelöst ist, die in jedem einzelnen Falle bestimmend wirken. Durch die Gewohnheit erhalten sie dann eine gewisse Selbständigkeit, so daß sich der Mensch schließlich in der bestimmenden Gewalt seiner Weltanschauung befindet. Er hat sich ein theoretisches Instrument geschaffen und sein Leben ihm durch blutsaure Anstrengung unterworfen. Das ist aber unmenschlich, und mich überfällt stets ein Grauen, wenn ich sehe, wie ein lebendiges Wesen zu einem theoretischen Präparate entseelt worden ist. Es giebt dann religiöse und atheistische, ästhetische und moralische, christliche und buddhistische Präparate. Aber auch hier ist es schließlich gleichgiltig, was für eins sie sind. Die schreckliche Thatsache des Präparats ist überall dieselbe.

Daß das nicht unser Ziel sein kann, sondern Leben, ja daß in unsrer Zeit eine Hauptaufgabe darin besteht, die Menschen von der Übermacht der Theorien, unter denen das Leben hinsiechte oder verkrüppelte, zu erlösen, um sie zu ursprünglicher Kraft, gesunder Entfaltung und freier natürlicher Gestaltung zurückzuführen, das brauche ich wohl nicht erst näher zu begründen. Deshalb habe ich kein Interesse daran, jemand theoretisch von Gottes Dasein zu überzeugen. Ich finde es wirklich gleichgiltig, ob er dieser Idee huldigt oder einer andern. Es kommt lediglich darauf an, ob er nach Leben verlangt und nach der Wahrheit, die Leben ist.

Etwas ganz andres ist es natürlich, wenn jemand in seinem innersten Leben von der lebendigen Wirklichkeit Gottes berührt und erfaßt wird. Das kann nicht geschehn, ohne daß sein ganzes Sein und Selbst aus den Säften der Lebensquelle, die sich ihm erschließt, neu geboren wird und zu wunderbarer Entfaltung kommt.

Aber keine Überlegung, keine Forderung der Vernunft und kein Ergebnis der Gedanken schlägt diese Quelle aus dem Boden unsers Seins und läßt sie unser Leben befruchtend überströmen.

2.

Seitdem begnüge ich mich, wo ein Anlaß dazu vorhanden ist, meine Gewißheit Gottes zu bekennen, und wenn man in ungläubigem Staunen den Kopf schüttelt, zu rechtfertigen. Nicht als ob ich mir ihre Berechtigung von den Gegnern erkämpfen wollte oder nach Zugeständnissen gierig wäre. Das wäre ein Zugeständnis, das ich ihnen machte. Im Gegenteil, ich behaupte meine Stellung und habe keinen Anlaß sie zu verteidigen, weil sie unumstößlich ist.

Die Atheisten unsrer Tage bilden sich nämlich ein, daß kein normaler und aufrichtiger Mensch, der klar denkt und mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit Folgerungen zieht, noch an Gott glauben kann. Wenn man es trotzdem findet, so hält man es einfach für ein altes Überbleibsel aus dem dogmatischen Schulsack, zu dessen Entfernung das intellektuale Gewissen nicht sauber genug ist, für einen Widerspruch, der sich nur infolge einer Schwäche des Urteils halten kann, für eine Erweichung des Verstands durch das Gemüt oder für eine Annahme des Unhaltbaren aus Nützlichkeitsgründen. Diese Illusion suggerieren und befestigen sie sich gegenseitig durch unablässig wiederholte Behauptungen. So ist es allmählich ihr Grunddogma geworden, das sie fanatisch wahren.

Wenn sie aber so hartnäckig und eigensinnig die Augen vor der thatsächlichen Lage der Dinge verschließen, so sollen sie sich nur immer wieder daran stoßen, wenn sie Menschen treffen, die Gegenbeweise ihrer Illusion sind. Denn wollen sie aufrichtig den Anspruch auf Ehrlichkeit und Unbefangenheit erheben, dann müssen sie sich zunächst einmal mit der Thatsache abfinden, daß es, und zwar heutzutage mehr noch als früher, eine große Anzahl hervorragender Geister auf allen Gebieten giebt, die wissen, daß Gott lebt, und oft grade durch ihre Forschungen in der Natur und Geschichte

zu ihrer unerschütterlichen Überzeugung seines Waltens geführt worden sind. Das soll kein Grund für Gottes Dasein sein, sondern lediglich die Behauptung des Atheismus zertrümmern, daß nur rückständige und inkonsequente, geistig minderwertige und nicht gewissenhafte Menschen an ihm festhalten. Wir verlangen, daß die Atheisten diese Thatsache ins Auge fassen und sich mit ihr abfinden, wenn ihnen an der Wahrheit und nicht bloß an ihren Dogmen liegt.

Es steht durchaus nicht in meinem Belieben, ob ich an Gott glaube oder nicht: ich muß. Mein intellektuales Gewissen zwingt mich dazu, und ich müßte das Opfer des Verstands bringen, wenn ich ihn leugnen wollte. Die Annahme, daß es keinen Gott giebt, ist mir ein ganz unfaßlicher Wahnwitz, der mir alles, was existiert, in Unsinnigkeiten und Unmöglichkeiten verzerrt. Tausende giebt es, die mir das nicht nachsprechen werden — von denen rede ich nicht —, sondern es aus eigner Erfahrung wissen.

Es ist das auch kein Überbleibsel aus Schulanschauungen, noch eine unabweisliche Forderung des Gemüts. Denn unsre überlieferte Anschauungswelt aus der Jugendzeit brach in Trümmer und Schutt zusammen, und unser Gemüt befriedigte das Leben. Wir sind durch den Atheismus hindurchgegangen, er ist uns ein überwundener Standpunkt, zu dem wir ohne Selbstaufgabe nicht wieder zurück können. Und was ihn zerbrach, war der Verstand, die kälteste Nüchternheit, die unerbittliche Konsequenz bis zum Äußersten, das rücksichtslose Vordringen in alle Tiefen, die unbedingte Wahrhaftigkeit. Unser Gemüt könnte schließlich ohne die Rückbeziehung auf Gott leben, aber unser Verstand zwingt uns dazu, ihn anzuerkennen.

Weil das der Fall ist, finden wir auch die Begründung des Atheismus, die seine Vertreter bieten, von einer geradezu erbärmlichen Kläglichkeit. Man lese Nietzsche, den fanatischsten und konsequentesten Atheisten, den es giebt, und man wird vergeblich auch nur nach einem Anlaufe suchen, seine Leugnung Gottes zu begründen. Er charakterisiert sich selbst, wenn er von Schopenhauer

sagt: „die Ungöttlichkeit des Daseins galt ihm als etwas Gegebenes, Greifliches, Undiskutierbares; er verlor jedesmal seine philosophische Besonnenheit und geriet in Entrüstung, wenn er jemand hier zögern und Umschweife machen sah.“ Es ist also der nackteste und brutalste Dogmatismus, den man sich denken kann. Doch ist das begreiflich, denn sie können nichts gegen die Wirklichkeit Gottes vorbringen und verlieren deshalb allemal ihre philosophische Besonnenheit, wenn sie dazu veranlaßt werden.

Es ist immer ein Zeichen, daß wir einen unbedeutenden Vertreter des Atheismus vor uns haben, wenn er den Versuch macht, die Nichtexistenz Gottes zu beweisen. Denn er ist sich dann nicht einmal darüber klar geworden, was er eigentlich will. „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß Gott nicht existiert“ ist z. B. ein exemplarischer Unsinn und könnte vorzüglich als Beispiel für die verwendet werden, die man zu korrektem Nachdenken anleiten will. Denn Gott steht jenseits der Grenze aller wissenschaftlichen Forschung. Oder die Behauptung, daß die Naturgesetze die Schöpferthat Gottes illusorisch machen, verkennt vollständig, was Naturgesetze sind. Sie sind lediglich Ordnungen, die wir dort beobachten, wo etwas geschieht, aber sie bewirken nichts, was geschieht.

Es giebt keinen Beweis, daß Gott nicht vorhanden sei. Denn alles, was man gegen seine lebendige Wirklichkeit einwendet, mag man es nun aus der Beobachtung der Natur oder der Geschichte oder des menschlichen Lebens nehmen, trifft niemals Gott an sich, sondern stets nur die Vorstellung, die sich Menschen von ihm machen. Wenn sich aber auch alle unsre Vorstellungen von Gott als unhaltbar erwiesen, so ist seine Wirklichkeit davon auch noch nicht einmal berührt, geschweige erschüttert, und wir sind nur veranlaßt, unsre Vorstellungen als unhaltbar aufzugeben, ohne der Gewißheit seiner Existenz irgend wie verlustig zu gehen.

Davon kann man sich bei näherer Beschäftigung mit der atheistischen Litteratur leicht überzeugen. Überall beobachten wir, wie man einen bestimmten Begriff von Gott hat — bald ist es der aus der Jugendzeit überkommene, bald der aus christlichen Schriften

geschöpfte, bald ein für die eignen Absichten zurecht gemachter —, den man dann in seiner Unhaltbarkeit zeigt. Man löst sein widerspruchsvolles Gefüge auf oder stellt ihn in Gegensatz zu Beobachtungen und Erfahrungen oder andern Grundvorstellungen der Menschen. Mag man aber noch so viele Begriffsbilder Gottes zerschlagen, man verhöhnt und stürzt damit nur Götzenbilder, die sich die Menschen gemacht haben, und „der im Himmel wohnet, lachet ihrer."

Wir sollten uns diese Lage der Sache auf allen Seiten recht deutlich machen. Dann kämen wir ein gutes Stück vorwärts und der Wahrheit näher. Die Atheisten würden ihr fruchtloses Bemühen einsehen und ihren Kampf gegen theoretische Nebelbilder aufgeben, und die Vertreter des Gottesglaubens würden dahinter kommen, daß sie selbst dadurch der Anerkennung Gottes in der Welt am meisten geschadet haben, daß sie bestimmte Vorstellungen von ihm dogmatisch fixierten und götzendienerisch verehrten, ihnen das Opfer des Verstands brachten und sie wider bessre Einsicht verteidigten.

Die qualvolle Unfruchtbarkeit und Aussichtslosigkeit des Kampfes zwischen Glaube und Unglaube stammt wesentlich aus der hartnäckigen Übertretung des Grundgebots der göttlichen Offenbarung: „du sollst dir kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis von Gott machen, es nicht anbeten noch ihm dienen." Das gilt nicht bloß von den Steinbildern, sondern auch von den Begriffsbildern.

3.

Alle unsre Vorstellungen von Gott sind unzutreffend. Denn sie sind erstens wie alles, was wir uns vorstellen, nur annähernd, weil sie lediglich die Eindrücke wiedergeben, wie wir sie empfangen oder uns erkenntnismäßig vermitteln — jeder einzelne anders und jeder nach der Kulturhöhe seiner Zeit —, nicht aber was ihnen zu Grunde liegt und sie veranlaßt, und zweitens menschenmäßig (anthropomorph), weil wir alles nur nach unsrer Erfahrung auffassen können, also Göttliches und Unendliches nur nach Maßgabe des Menschlichen und Endlichen.

Ergeben sich aber unsre Vorstellungen aus unsern Eindrücken und hängen sie von unserm Fassungsvermögen und seiner verstandesmäßigen Ausbildung ab, so sind sie nichts für sich und besitzen keine unabhängige und selbständige Bedeutung. Deshalb giebt es ja bekanntlich keine absolute Wahrheit im Gebiete der Theorie. Haben sie aber keine selbständige Existenz und keinen selbständigen Wert, so sind sie auch nichts Festes und Bleibendes. Wer das einmal eingesehen hat, dem vergeht es gründlich, sich für Vorstellungen aufzuregen oder daran zu hängen, ob sie nun Gott betreffen oder sonst etwas. Vorstellungen sind Ansichtssache, sind Geschmackssache.

Gehört es aber zum Wesen der Vorstellungen, auf die Dauer unhaltbar und jedermanns eigne Sache zu sein, so müssen sie sich wandeln und veralten, wenigstens unter gesunden Verhältnissen. Das gilt für die allgemeine Geschichte der Menschheit ebenso, wie für das Leben des Einzelnen. Wer es überblicken kann, dem bereitet es den größten Genuß, den wunderbaren Wandlungsprozeß der Vorstellungen in den Jahrtausenden zu verfolgen. Aber er genießt das Schauspiel als unbeteiligter Zuschauer, denn es geht ihn persönlich nichts an, was da wird und vergeht.

Aber eine entsprechende Entwicklung erleben wir alle im eignen Leben, wenn wir geistig leben. Es geht unserm Geist wie unserm Körper: wir häuten uns fortwährend. Es ist ein dauernder schöpferischer Stoffwechsel, der unausgesetzt Neues schafft, veralten und vergehen läßt. Unsre Vorstellungen sind in fortwährender Wandlung begriffen. Wir schreiten von einer Klarheit zur andern. Jeden Tag ist uns die Welt neu, und jedes Jahr giebt unsrer Weltanschauung ein andres Gesicht.

Deshalb fühlen wir uns auch an keine Gottesvorstellung gebunden, mag sie im vergangenen Jahrtausend erwachsen oder aus unserm eignen Erleben aufgetaucht sein, wir lassen fallen, was sich nicht halten läßt, sobald an die Stelle des Unzulänglichen etwas Vollkommeneres tritt, sobald eine neu auftauchende Erkenntnis etwas als irrig erweist. Laß fahren dahin! Es geht immer der Wahr-

heit entgegen, wenn die Wandlung nicht einem willkürlichen Eingriffe, sondern unserm Lebensprozeß entstammt.

Wandeln sich aber unsre Vorstellungen über Gott, so berührt das in gar keiner Weise die Existenz Gottes, weder für sich noch für mich. Als wir jung waren, sahen wir zur leuchtenden Scheibe der Sonne empor. Wie wir älter wurden, belehrte man uns, daß sie eine Kugel sei, und wir ließen die alte Vorstellung leichten Herzens fahren, ohne über die Existenz der Sonne beunruhigt zu werden. Später wies man uns nach, daß sie nicht um die Erde wandle, sondern die Erde sich im sausenden Schwunge um diesen leuchtenden Mittelpunkt unsres Planetensystems drehe. Unser ganzes Weltbild wandelte sich ohne jegliche Aufregung, und die Sonne blieb uns nach wie vor die strahlende Lebensquelle unsers körperlichen Daseins, in deren leuchtenden Kraft wir uns badeten.

Genau so geht es uns mit Gott. Unsre Lebensbeziehung mit ihm wird durch den Wandel der Vorstellungen von ihm in gar keiner Weise beeinträchtigt oder erschüttert, geschweige daß wir dadurch zur Leugnung Gottes kämen, sondern die Erneuerung und Klärung unsrer Anschauung von ihm ist eine Wirkung des treibenden Lebens aus ihm.

Wenn wir also darüber klar werden, daß Gott so oder so nicht sein kann, wie wir uns ihn vorstellten, wenn irgendwelche Ereignisse oder Verhältnisse mit unsern Vorstellungen in unlösbaren Widerspruch treten, so sollen wir weder die Dinge nach ihnen umdeuten, noch den Gedanken Gottes kurzer Hand aufgeben, sondern unsern Vorstellungen Raum geben, daß sie sich wandeln können. Es ist eine Offenbarung Gottes, die sich aus seiner Welt und seinem Walten heraus vollzieht. Wir schließen die Augen vor ihr, wenn wir ihr gegenüber eigensinnig bei unsern vorgefaßten Begriffen bleiben, und wir machen es, wenn wir infolgedessen nichts mehr von ihm wissen wollen, wie die kleinen Kinder, die verdrossen sagen: ich mache nicht mehr mit, wenn etwas nicht nach ihrem Kopfe geht.

Die Widersprüche, die sich aus unsern Eindrücken von Gott

und von der Welt ergeben, wurzeln also nicht in einem Widerspruche der beiden Wirklichkeiten, der die eine ausschließen müßte, sondern in der Unzulänglichkeit unsrer Vorstellungen. Sie ist es, die sich in Krisen unsers Denkens offenbart und uns vorwärts zu neuer Klarheit treibt. Nur kann die Klärung oft nicht logisch erzwungen werden, sondern sie muß kommen, sie muß werden, sie muß erwartet, sie muß erlebt werden.

Wir müssen Geduld mit unsern Widersprüchen haben. Sie sind ein notwendiger Faktor unsrer Geistesentwicklung. Wer keinen Widerspruch mehr in sich birgt, ist mit ihr fertig. Wer aber noch lebt und wächst, steht stets unter der treibenden Kraft ihrer Spannung. Er kommt niemals mit ihnen ins Reine, so oft sie sich auch lösen. Denn aus jeder Lösung tauchen neue auf und bilden das anregende Ferment unsers Geisteslebens.

4.

Alle unsre Vorstellungen von Gott sind und bleiben aber auch immer menschenmäßig. Sie bilden sich und wir gestalten die Bilder, die unsre Empfindung vor die Seele ruft, nach Maßgabe unsers menschlichen Seins und unsrer menschlichen Erfahrungen.

Auch das ist ein allgemeines Gesetz. Wir können nicht anders. Wir können uns nur der Thatsache dieses Gesetzes bewußt werden und unsre Vorstellungen der Züge entkleiden, die mit dem Wesen dessen, was wir uns vorstellen, unverträglich sind. Aber wir dürfen uns nicht einbilden, dadurch ein zutreffendes Bild zu gewinnen, weil wir demgegenüber nicht positiv die Züge eintragen können, die unserm Verständnis unzugänglich sind. Man denke z. B. nur an unsre Vorstellungen von dem Seelenleben der Tiere. Wie sich ihr Instinktleben vollzieht, ist uns unvorstellbar, so genau wir es in seinen Funktionen bestimmen können.

In der Kindheit der Menschheit war man sich dieses allgemeinen Gesetzes nicht bewußt. Da sah man alles: Wetter und Wogen, Bäume und Steine, Götter und Tiere nach Menschenart leben, bis die genaue Naturerkenntnis mehr und mehr die mensch-

lichen Züge verschwinden und die eigene Art der verschiedenen Dinge hervortreten ließ. Bei allen untermenschlichen ging das leicht vor sich, denn es handelte sich um Erscheinungen und Vorgänge, die wir geistig beherrschen können. Bei Gott aber merkte die Menschheit sehr bald, daß sein Wesen ganz über menschliches Fassungsvermögen hinausgehe.

Zunächst half man sich damit, daß man die endlichen Schranken des menschlichen Wesens aufhob: er ist unendlich, ewig, allgegenwärtig, er ist keine Individualität, sondern ein unbeschränktes, allumfassendes Sein, und es unendlich steigerte: er ist allwissend, allmächtig, allgütig, allweise u. s. w. Aber auch das ist noch eine Vorstellung nach Maßgabe menschlichen Seins. Sie drückt das Übermenschliche Gottes menschlich aus. Das muß man sich heute klar machen, wenn unser Verstand die Widersprüche, die sich daraus ergeben, nicht mehr ertragen kann.

Gott ist eine Wirklichkeit höherer Art, ein Wesen andrer Seinsweise, als es Menschen und alle irdischen Dinge sind. Was damit gesagt ist, mache man sich — auch wieder nur menschlich — daran klar, daß man sich einmal vorstellt, seine Wirklichkeit verhalte sich zu der unsern wie die höhere Wirklichkeit des Geistes zu der des Körpers. Nur soll das keine Gleichung sein, sondern nur andeuten, wie ich das wesentliche Anders-sein Gottes meine.

Ist uns das klar geworden, so bricht das Bild Gottes, das sich die christliche Kirche mit den Mitteln philosophischer Begriffe und den Farben menschlicher Züge geschaffen hat, als das Bild eines Menschen in den grandiosesten maßlosen und formlosen Dimensionen zusammen, und wir fangen an, das Unfaßbare, Unbegreifliche in tiefster Ehrfurcht zu verehren.

In gleicher Weise sinken aber auch alle Einwände der Atheisten gegen die Existenz Gottes ohnmächtig zusammen, denn sie gründen sich ausschließlich auf die Widersinnigkeit der herkömmlichen Gottesanschauung angesichts der Verhältnisse und Ereignisse in der Natur und im menschlichen Leben. Es vergeht uns, einen Einklang herzustellen, da wir weder die Beobachtungen, von denen man aus-

geht, leugnen oder umdeuten wollen, noch uns mit den fruchtlosen Bemühungen abquälen mögen, einen zutreffenden Begriff des Unbegreiflichen schaffen zu wollen, der alles Sein und Werden erklärt.

Wir beten ihn an und lauschen seinem Wehen, wir jauchzen über jeden Strahl seines Wesens, der unsre blöden Augen trifft und sehen in allem, was ist und geschieht, eine einzige, gewaltige Offenbarung seines verborgenen Wesens.

Gott ist es selbst, der uns durch allerlei Erfahrungen und Beobachtungen, die wir machen, die Unzulänglichkeit oder Unhaltbarkeit unsrer Vorstellungen von ihm empfinden läßt, damit wir nicht im Götzendienst der Begriffe versinken, statt aus ihm zu leben, sondern vielmehr wachsen und zunehmen in seiner Gnade und Erkenntnis.

Vielleicht wird das alles noch klarer, was ich meine, wenn ich es mit den Worten eines andern ausdrücke, mit denen ich mich natürlich keineswegs identifizieren möchte. Aber ich finde, daß sich in seinen Äußerungen die Empfindung für diese Lage der Dinge in elementarer Weise offenbart und bewußt zum Ausdruck gebracht wird. Ich meine Goethe.

Goethe war keineswegs der Atheist, für den man ihn heute noch gerne von links und rechts hält, weil man ihn nicht versteht. Er sagt selbst von sich: „Ich glaubte immer an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte. Aber das war den frommen Seelen nicht genug. Ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei ist. Das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühle meiner Seele. Auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen worden." Ja, ich glaube sogar, daß er in hervorragendem Sinne ein Zeuge Gottes genannt werden darf, weil er durch die Welt unzureichender Begriffe hindurchbrach, seiner Empfindung Gottes den unmittelbaren Ausdruck verlieh, der ihm möglich war, und alle Gebundenheit an erstarrte Vorstellungen als unangemessen verwarf. Man bedenke folgende Aussprüche:

„Das Erforschliche erforscht zu haben, erscheint mir das größte Glück für den denkenden Menschen. Der Mensch ist freilich nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht und sich sodann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten. Die Handlung des Universums zu messen reichen seine Fähigkeiten nicht hin und in das Weltall Vernunft bringen zu wollen ist bei seinem kleinen Standpunkte ein vergebliches Bestreben. Die Vernunft der Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedne Dinge.

Was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen. Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben.

Die Leute traktieren Gott, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen . . . . Er wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen. Nichts Gotteslästerlicheres als die alte Dogmatik, die einen zornigen, wütenden, ungerechten, parteiischen Gott vorspiegelt.

Hinter jedem Wesen steckt die höhere Idee. Das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu schauen hoffen. Aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen. Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand oder Vernunft hat, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen und der Mensch hat davon so viel, daß er Teile des Höchsten erkennen mag.

Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist die eigentliche Seligkeit auf Erden. Wir schauen ihn nur im Glanze, im Beispiele, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen, wir werden ihn gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsche nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag, ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!“

Wenn wir uns aber den menschenmäßigen Charakter, den unsre Anschauungen von Gott tragen müssen, vor Augen halten

sollen, so ist damit keineswegs gesagt, daß wir uns keine Vorstellung von Gott machen dürften. Im Gegenteil. Wir können gar nicht anders, als das Göttliche bildlich zu schauen. Deshalb behält auch die kirchliche Anschauung von Gott ihr volles Recht des Daseins.

Aber erstens sollen alle unsre Vorstellungen von Gott wie überhaupt alle Elemente unsrer Erkenntnis das sekundäre Element in unserm geistigen Leben sein: der wahrhaftige und ungebrochne Widerschein unsrer Erfahrung und Empfindung. Das Leben aus Gott ist das, was zu Grunde liegen soll. Wir dürfen uns nicht auf Vorstellungen gründen. Gott soll es sein, der uns trägt, und nicht das morsche Gebälke unsrer Begriffe.

Zweitens sollen sie elastisch, wandelbar und flüssig sein, sonst werden sie zu Schranken und Schienen des Lebens, in denen es verdumpft, verkümmert und erstirbt. Leben wir wirklich, und ist Gott selbst die treibende Kraftquelle unsers Lebens, so ist das gar nicht anders möglich. Denn der Säftedrang, der Stoffwechsel und das dauernde Wachstum läßt keine Erstarrung aufkommen und scheidet alle absterbenden Gebilde von selbst aus. Wir brauchen gewiß Formen und Ausdrücke, unser religiöses Leben ebenso wie alles Leben, aber sie leben auch d. h. sie wandeln sich fortwährend und werden in jedem Momente neu geboren.

Drittens sollen sich unsre Vorstellungen von Gott nicht der Korrektur durch die Wirklichkeit entziehen. Wir dürfen uns nicht in bestimmte einmal gefaßte Anschauungen verrennen und darauf versteifen, sondern in derselben Weise, wie wir sie durch das in uns treibende Leben bilden lassen, auch den gestaltenden Einflüssen und Einwirkungen des Waltens Gottes, das allenthalben uns umflutet, Raum geben.

Und endlich sollen wir uns der Unzulänglichkeit aller Gottesvorstellungen bewußt bleiben. Sie sind nur kindliche Auffassungen der Erscheinungen Gottes, so weit wir sie empfinden, nicht seiner Erscheinungen überhaupt, geschweige seines Wesens, das ewiges Geheimnis bleiben wird.

Haben wir aber die rechte Stellung zu den Vorstellungen,

sind sie Anschauungsmittel unsers bewußten Lebens und keine hölzernen Gewalten, die uns beherrschen, so ist es sogar ziemlich gleichgültig, welcher Art sie sind, wenn wir nur Gott nicht damit identifizieren.

Jede Zeit und jeder Mensch hat seine besondere Weise, seine eigentümlichen Stilformen und Farben des Ausdrucks. Der eine ist plastischer beanlagt, der andere theoretischer. Der eine schaut an und genießt, der andre reflektiert und definiert. Die naivste Holzschnittmanier der Darstellung beeinträchtigt nicht die tiefe Empfindung Gottes, die sich darin ausspricht, und die realistischste Technik ersetzt sie nicht, wo sie fehlt.

Es wäre deshalb sehr thöricht, wollte man sich oder andern die Ausdrucksweise entwöhnen, die ihnen angemessen ist. Das wäre Selbstquälerei. Nur sollen wir uns und andre zur Freiheit gegenüber unsern Vorstellungen, zur Toleranz und zum Verständnis gegenüber andern, die uns fremdartig sind, erziehen. Das beugt am besten einer Erstarrung der Vorstellungen und einer götzendienerischen Verehrung der erstarrten Ausdrucksbilder vor.

Wenn ich also von dem „lebendigen Gott" spreche, so drücke ich damit aus, daß ich nicht eine Idee Gottes meine, noch eine Personifikation des Alls, sondern die lebendige Wirklichkeit Gottes, den Schöpfer und Beherrscher alles Seins und Werdens. Aber ich bin mir dabei natürlich bewußt, daß sein Leben eine Gott entsprechende Seinsweise ist, die keine endliche Art, kein Werden und Wandeln, keine Gebundenheit in Raum und Zeit an sich trägt, sondern wesentlich göttlich ist. Giebt sich aber jemand die überflüssige Mühe, mir zu zeigen, daß diese Ausdrucksweise nichts taugt, so geht es mir wie dem Maler, dem man sagt, daß die Sonne auf seinem Bilde nicht leuchtet und wärmt. Ich gebe den Ausdruck gerne preis, weil er nicht zu sagen vermag, was ich gerne sagen möchte, aber ich weiß doch und halte fest, was ich damit ausdrücken will, und wer nicht begriffstützig ist, versteht genau, was ich meine.

Oder wenn ich von dem „persönlichen" Gott spreche, so stelle

ich mir damit nicht ein körperliches Gebilde vor, noch meine ich daß er ein beschränktes Wesen sei oder gar von individueller Eigenart, wie menschliche Persönlichkeiten. Ich meine nur, daß er ein Selbstleben höherer Art führt, in dem sich Bewußtsein und Wille paart, das unendliche Urbild des endlichen Abbildes, das wir in dem Menschen sehen, der seiner selbst bewußt und mächtig ist. Denn ich kann mir keinen lebendigen Gott denken, der nicht seiner selbst und alles Vorhandnen bewußt wäre und die treibende Energie des Lebens entbehrte. Natürlich ist sein Bewußtsein andrer Art als das unsre, nicht eine bloße Aufnahme und Verarbeitung von Empfindungen, die in uns auftauchen oder von außen geweckt werden, sondern ein geistiges Durchdringen und Beherrschen alles Seins, und sein Wille nicht eine Reihe veranlaßter, hervorgetriebner Akte des Bewußtseins, sondern die schöpferische Energie seines Selbst, die aus ihm quillt und alles Sein durchdringt.

Sobald man es erklären will, was man meint, wird es mühselig und kompliziert. An allen Ecken und Enden zeigt es sich, wie unzulänglich und unzutreffend es ist. Aber was ich meine, versteht jeder, der etwas von Gott weiß, und einem andern etwas von ihm zu sagen, hat wenig Sinn und Wert, so lange er nichts von ihm spürt.

So bedarf es nur einer Aufklärung, um das Kampfgetöse zwischen Atheisten und Gottesgläubigen zum Schweigen zu bringen, nicht daß sie damit von Gottes Dasein überzeugt würden — das werden sie alle nur dadurch, daß sie ihn erleben —, aber sie können nichts mehr gegen ihn vorbringen als das eine, daß sie noch nichts von ihm erlebten.

5.

Was ich von Gottes Wesen sagte, gilt natürlich auch von seinem Walten und Verhalten: es bleibt uns in seiner bestimmenden Tiefe ein unergründliches Geheimnis. So offenbar uns manche Lebensgesetze seines Verhaltens und manche Grundsätze seines Wirkens durch ihre Bethätigung werden mögen, daß wir über seinen

Charakter und Willen, zumal soweit er sich auf uns Menschen erstreckt, nicht im Unklaren bleiben: die alles durchdringende und leitende göttliche Vernunft, der die Geschichte und das Schicksal der Menschen und Welten entstammt, entschleiern wir noch viel weniger als das Gesamtgefüge aller in Raum und Zeit thätigen Ursachen und Wirkungen.

Ebenso bleiben natürlich auch alle Vorstellungen, die wir uns davon machen, immer unzulänglich und menschenmäßig. Wie das Unendliche auf das Endliche wirkt, können wir niemals begreifen, und es uns in menschlichen Bildern anschaulich zu machen, gelingt nur der kindlichen Naivität, die sich alles vorstellen kann. Wer sich einer auch nur annähernden Erklärung des Unfaßlichen vermißt, scheitert kläglich an seinem tollkühnen Wagnis oder versinkt, ohne es zu ahnen, in Aberglauben.

Alle Urteile, die wir über Gottes Walten fällen, sind infolgedessen voreilig und kurzsichtig, kindisch und thöricht. Ein Kind wird immer noch verständiger über die Politik eines Kaisers urteilen können, als ein Weiser über Gottes Weltregierung. Die Vernunft, die wir in die Geschicke von Völkern und Personen bringen, ist menschliche Vernunft und nicht göttliche Vernunft. Es ist damit nicht gesagt, daß sein Rat und Wille uns immer unverständlich bleiben müßte. O, er spricht manchmal mit einer Deutlichkeit, der sich niemand entziehen kann. Aber so hoch der Himmel ist über der Erde, sind seine Wege höher als unsre Wege und seine Gedanken höher als unsre Gedanken.

Wem das vor Augen steht, der kann in der Art, mit der viele Atheisten ihre Leugnung Gottes begründen, daß dies und jenes Ereignis oder dieser und jener Zustand mit einem Gotte unvereinbar sei, nur eine Gedankenlosigkeit erblicken. Erheben sie den Anspruch, verständig und nachdenklich zu sein, so muß ich mich immer für sie schämen. Und wie oft ist das doch nötig! Es ist unglaublich, wie viele Menschen ihren Glauben an Gott z. B. vom Siege der Buren abhängig gemacht haben. Aber woher hast du das absolute Wissen, daß die Gerechtigkeit, wie wir glauben, auf

ihrer Seite ist, und woher weißt du, daß Gott der gerechten Sache immer den Erfolg verleiht — du sagst vielleicht sogar: verleihen muß? Bist du orientiert, in wieweit überhaupt Gott die Dinge laufen läßt, ob, wie, wann und unter welchen Umständen er direkt eingreift? Oder woher weißt du, daß ein starkgläubiges Volk immer den Sieg behalten muß, und daß Gott die größere Masse der Gebete erhören muß?!

Wie oft hört man aber überhaupt: Wenn es einen Gott giebt (oder: gäbe), so muß . . . Was weißt du und ich davon, was Gott muß! Hier begeht das menschenmäßige Denken von Gott seine wüstesten Ausschweifungen. Man schiebt Gott eine idealmenschliche Gesinnung und einen Charakter zu, der nach dem eignen Urteile sehr edel ist, und zieht dann die kühnsten Folgerungen, was er thun muß, um existieren zu können. Aber alle unsre Vorstellungen von Gottes Gerechtigkeit, Liebe, Barmherzigkeit treffen nicht die Wirklichkeit, und was sich notwendig daraus ergiebt, entzieht sich ganz unserm Urteil. Wir wissen davon nur so viel, als uns offenbar wird. Über das ganze Gebiet aber, das nicht in diesem Lichte liegt, ist es doch eine närrische Anmaßung zu Gerichte sitzen zu wollen und noch dazu mit dem Anspruch, daß von unserm Urteile Gottes Dasein abhängt! Als ob von unserm Urteile irgend eine Existenz abhinge, geschweige die Gottes!

Wer lacht nicht über den Fetischanbeter und fühlt sich unendlich erhaben über ihn, der seinen selbst geschnitzten und geweihten Klotz, in dem er Gott verehrt, wegwirft, wenn sich etwas ereignet, das ihm nicht behagt! Und doch steht der Fetischist höher, weil er damit nicht seinen Glauben an eine höhere Macht aufgiebt, sondern nur das unzulängliche Gebilde verwirft.

Ich gebe gerne zu, daß wir in der Einrichtung der Welt Dinge sehn und im Laufe der Zeiten Ereignisse erleben, die uns mit unsern hergebrachten Gottesvorstellungen unvereinbar sind und, wenn wir das, was sie von ihm aussagen, für unlösbar von seinem Wesen halten, den Glauben an ihn erschüttern können. Das grenzenlose Leiden in der Tierwelt, schreckliche Unglücksfälle, Epi-

demien, grausame Schicksalsschläge, schauerliche Ausbrüche des Racenhasses, wie wir sie jetzt in China erleben, sprechen einem selbstherrlichen und vollkommnen Schöpfer und einem Gotte der Liebe und Gerechtigkeit Hohn. Aber doch nur für den kurzsichtigen und blöden Blick unsrer Augen und doch nur dem Bilde, das wir uns von ihm gemacht haben! Deshalb müssen wir uns darein finden, daß uns vieles widersinnig bleiben muß, weil uns alle Voraussetzungen zu einer zutreffenden Beurteilung fehlen, und daß Gottes Liebe und Gerechtigkeit eine andre ist, als sie Menschen nach ihrer Art fassen. Je unverständlicher uns Verhältnisse und Vorgänge im Gedanken an den allwaltenden Gott werden, um so mehr sollten sie uns zur Selbstbescheidung in unsern Urteilen führen.

Hier entgegnen nun sonderbarer Weise die Atheisten sehr oft, Christus habe uns die vollkommne Vorstellung von Gott gegeben. Da sie aber im Widerspruch zu der Wirklichkeit stehe, wie wir sie kennen, könne es unmöglich einen Gott geben. Das ist aber unlogisch. Denn gesetzt den Fall, daß unsre Kenntnis der Wirklichkeit unfehlbar, und der scheinbare Widerspruch absolut unlösbar wäre, was ja beides noch sehr die Frage ist, so gäbe es einzig nur den logischen Schluß, daß Christi Gottesbild unzutreffend sei.

Meint man aber damit, die Gottesidee sei nicht vom Christentum zu trennen, so ist das geschichtlich unhaltbar. Gottes Existenz nun aber erst steht und fällt keineswegs mit dem Christentum, so sehr das Christentum mit der Wirklichkeit Gottes fallen müßte. Ich habe deshalb absichtlich in der ganzen Auseinandersetzung von dem Christentum abgesehn, weil die Frage, um die es sich handelt, eine ganz allgemeine ist und zunächst jedenfalls allgemein behandelt werden muß, wenn man zu der Verständigung kommen will, die hier möglich ist.

Da man aber das Christentum immer heranzieht und ihm ein konkretes Gottesbild entnimmt und es angreift oder verteidigt, als ob es Gott selber wäre, so möchte ich darüber nur zweierlei sagen:

Gewiß ist Christus die vollkommne Offenbarung des uns zu-

gewandten Wesens, Willens, Waltens und Wirkens Gottes. Aber auch Christus spricht von Gott in Bildern und Gleichnissen, und seine Anschauungen von ihm sind menschenmäßig. Wie könnten wir sie sonst verstehen! Über Gottes Wesen und Walten an sich aber, sein Verhältnis zum Universum und die Logik seiner Weltregierung sagt er uns nichts. Nur seine persönliche Bedeutung für uns und das Schicksal der Menschheit und sein Wollen und Wirken für ihre Vollendung hat er uns enthüllt. Alle Offenbarung Christi von Gott bewegt sich in diesen Grenzen.

Was er aber mit seinen menschenmäßigen Äußerungen darüber sagen will, begreift der allein, der das neue Leben Christi in sich trägt, für den andern sind es hölzerne Begriffe. Wenn sich also ein Atheist mit diesem Material ein Bild baut, um es dann zu zertrümmern, so trifft er nicht die Herrlichkeit des lebendigen Gottes, die uns Christus offenbart hat, sondern sein christlich geformtes Götzenbild bricht in Stücke. Und um das ist es durchaus nicht schade. Für ihn aber ist es förderlich. Denn kein Bilderanbeter wird Gottes inne.

6.

Man kann also den Atheisten keinen moralischen Vorwurf machen, wie es so oft geschieht, sondern nur einen intellektuellen, und auch den nicht wegen ihres Standpunkts, sondern lediglich wegen ihres unmöglichen Wagnisses, die Existenz Gottes durch Gegengründe erschüttern zu wollen. Das ist ein Mangel an Einsicht und Klarheit, wenn man es unternimmt oder sich einbildet, durch strenge Verstandesgründe zur Leugnung Gottes gezwungen zu sein.

Wie man einem Atheisten, der ehrlich von sich sagt, daß er von einem Gott nichts weiß und seine Existenz ihm undenkbar ist — ich rede natürlich nicht von denen, die es willkürlich annehmen oder sich einreden, weil es ihnen bequemer ist —, einen Vorwurf aus seinem Standpunkte machen kann, verstehe ich nicht. Der ehrliche und ernsthafte Atheismus ist nicht Böswilligkeit, son-

dern Schicksal. Vielleicht nicht unverschuldetes Schicksal, aber doch Schicksal. Der Mensch hat es nicht in seiner Hand, sondern es kommt über ihn.

Wir müssen deshalb verstehn, wie es über ihn kommt, um ihm gerecht werden und, soweit es möglich ist, helfen zu können.

Der Ursprung des Atheismus liegt in der Kindheit der Menschen. Da wird der Keim gelegt, in der Jugend geht er auf, und auf der Höhe des Lebens befestigt er sich. Ich meine natürlich nicht nur bloß den ernsten und ehrlichen, sondern auch den reinen Atheismus, nicht aber das ewige Hin und Her zwischen christlichem Glauben und absolutem Zweifel, das unglaublich viel Menschen heutzutage in sich bergen.

Die meisten Kinder erfahren ungeheuer viel von Gott, ohne jemals eine lebendige Empfindung seiner Wirklichkeit zu spüren. So prägt sich ihnen ein ganz fertiges Bild und ein fester Begriff Gottes ein, der selbst ihnen fremd bleibt. Bild und Begriff muß dann aber ganz maßlos menschenmäßig sein, um ihrem kindlichen Verständnis zugänglich zu sein. Beschäftigt sich dann das Kind innerlich damit, so macht ihn seine Phantasie zu einer Märchengestalt. Andernfalls bleibt der Gottesbegriff ein totes, bedeutungsloses Gebilde in der Welt seiner Gedanken.

Das wäre nun ja alles nicht so schlimm, da die Ärmsten sehr viel eingeprägt bekommen, was ihrem Erleben fremd ist, wenn sie ihr Werden und Leben bald zu dem lebendigen Verständnis für Gott führte, das sie nachträglich für viele ihrer Unterrichtsgegenstände gewinnen. Wenn das aber ausbleibt, so fehlt ihnen das unmittelbare Bewußtsein des Lebens Gott gegenüber, so fest auch noch die Stellung sein mag, die er in ihrem Weltbilde einnimmt. Infolgedessen wandelt sich ihre Vorstellung von Gott nicht, sondern bleibt in ihnen wie eine Reliquie der Kinderzeit mit denselben Formen und Farben liegen, wenn sie nicht noch arg zusammenschrumpft.

Ihre ganze sonstige Vorstellungswelt aber durchläuft im Sturm und Drang der Jugend und in der Ruhe späterer Reife elementare und umfassende Wandlungen. Der Gedanke an Gott tritt meistens

in dieser Zeit zurück, wenn sich der Mensch der Welt bemächtigt und zu viel mit den Oberflächen der Dinge zu thun hat, um in die Tiefe zu dringen. Früher oder später aber, wenn er einmal sein Innerstes revidiert, oder ihn Menschen und Bücher darauf stoßen, tritt ihm die Reliquie seiner Gottesidee in ihrer grandiosen Unzulänglichkeit deutlich vor Augen. Überwältigt von ihrer Unhaltbarkeit denkt er aber nicht daran, ihre versäumte Wandlung nachzuholen, sondern giebt sie leichten oder schweren Herzens auf.

Dieser Fall liegt vor, wenn wir im Gespräche über Gott Atheisten mit der kindlichsten Vorstellung eines deus ex machina operieren sehen, wenn sie den Glauben bekämpfen, Gott habe die Menschen und Dinge wie Puppen an der Strippe und lasse sie willkürlich tanzen. Das sind rückständige und verschrumpfte Kindervorstellungen, die uns bei einem ausgewachsenen Menschen ebenso anmuten wie die Idee vom Klapperstorch.

Bei andern reift auch die Vorstellung von Gott in der Jugendzeit heran. Sie bleiben auch nicht ohne Eindrücke seiner Herrlichkeit in der Natur und seiner Vaterliebe in Christus. Sie wenden sich zu ihm im Gebet, vertrauen ihm und fühlen sich ihm verantwortlich. Aber dann steigt allmählich ein Meer von Widersprüchen aus ihrer Welterfahrung und Naturerkenntnis gegen ihren Glauben empor. Außer Stande seiner Herr zu werden, sehn sie schweren Herzens ihr Gottesbewußtsein in ihm untergehen. Statt sich durch alle Widersprüche zur Klärung und Wandlung der Vorstellungen von ihm anregen zu lassen, statt sie in ihrer Unvermeidlichkeit für unsern endlichen Verstand zu begreifen und ihnen damit ihre verheerende Wirkung zu nehmen, verliert man die Fassung und Besonnenheit. Und da der Glaube an Gott nicht die paradoxe Gewißheit tiefer Lebenserfahrung in sich birgt, giebt man ihn auf.

Die einen wie die andern werden durch eine Aufklärung über die Natur unsrer Gottesvorstellungen, wie ich sie in den vorhergehenden Abschnitten zu geben versuchte, wohl von dem Zwange und der vermeintlichen Verpflichtung befreit, Gott leugnen zu müssen, aber geholfen wird ihnen nur dadurch, wenn man sie zu Gott

führen kann. Jenes bringt sie nur zur Anerkennung der Möglichkeit Gottes, dies allein zur Gewißheit seiner Wirklichkeit.

Aber auch wenn sie sich führen lassen, so kann ich ihnen doch nicht dazu verhelfen, daß sie etwas von der göttlichen Herrlichkeit spüren, die zu Tage tritt, und unter seinen Lebensschwingungen, die sie umspielen, erzittern, noch ihnen die überwältigende Empfindung geben, die ihnen zum Bewußtsein bringt, daß Gott es ist, der Lebendige, der sich ihnen offenbart. Es können zwei vor derselben Erscheinung stehn, der eine sieht etwas und der andre nichts, der eine bekommt einen blassen Eindruck, und der andre erfaßt sie in ihrer Tiefe.

An Gott glauben ist also nicht eine Sache des Wollens, sondern des Könnens. Wie bei allen Dingen, die wir in ihrem Dasein erfassen wollen, bedarf es eines Sinns, der es vermag. Wem die Organe dafür fehlen, der merkt nichts, und man darf es ihm nicht übel nehmen, wenn er behauptet nichts zu merken.

Der Sinn aber für Gott ist ein ebenso kompliziertes Organ, wie die Offenbarungsweisen Gottes, mit denen er uns nahe tritt, verschiedenartig sind. Oder wir können sagen: der ganze Mensch mit all seinen körperlichen und geistigen Sinnen ist ein einziger mannigfaltiger Reflektor der Lichtstrahlen Gottes, weil er in allem und jedem den Menschen fühlbar werden kann. Jeder spürt ihn nach seiner Art hier oder dort zunächst. Hat er aber einmal erst von einem Punkte Blick und Verständnis für ihn erlangt, so leuchtet ihm seine Herrlichkeit bald überall entgegen.

Ob aber einer Gott empfindet, hängt nicht in erster Linie von der vollkommnen Feinheit eines Sinns ab, der ihn auszeichnet, sonst müßte ihn der Künstler in der Fülle der Formen und Farben, der Musiker in der Welt der Töne, kurz alle genialen Geister zuerst in dem Gebiete ihrer außerordentlichen Befähigung finden, sondern von der Klarheit des ganzen Wesens, in das dieser oder jener Sinn als Vermittlungsorgan die verstreuten Strahlen der Herrlichkeit Gottes wirft und sich darin zum einheitlichen Bewußtsein Gottes sammeln läßt. Es muß also die Empfänglichkeit für die Selbstoffen-

barung der Wahrheit dazu kommen. „Selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Andrerseits bedarf es aber einer starken Weite des Blicks, die unserm kurzsichtigen Geschlecht heutzutage ziemlich verloren gegangen ist: des Sinns für etwas Höhres, den die materialistische Anschauung und Lebensweise erstickt hat, des Sinns für das Ganze, Große, Zusammenhaltende, der im Spezialistentum verkümmert ist, des Sinns für das Wesentliche, zu Grunde liegende, den die Oberflächlichkeit und unruhige Flüchtigkeit nicht kennt, des Sinns für Distanz, Maße und Grenzen, den wir bei der Respektlosigkeit und beschränkten Unverfrorenheit unsrer Zeitgenossen vermissen, und endlich der Fähigkeit unmittelbaren Erfassens, der genialen Intuition der Wahrheit, die durch das Übermaß von Theorie und Reflexion in dem vergangenen Jahrhundert bis zur Erschöpfung geschwächt worden ist.

Wer diese ganz natürlichen Vorbedingungen zum lebendigen Verständnis und zur erfahrungsmäßigen Empfindung des Göttlichen kennt, dem wird es nicht mehr unbegreiflich sein, daß es heutzutage viele Atheisten giebt, die gern an Gott glauben möchten, aber nicht können. Wenigstens nicht ohne weiteres. Es genügt nicht, daß sie ihn suchen, sie müssen die Fähigkeiten, ihn zu erfassen, erst wecken und stärken. Die Sinne stärkt man aber wie die Muskeln: durch vernünftige Übung und durch die Gesundung des ganzen Organismus.

7.

So förderlich und wertvoll mir deshalb eine ruhige Auseinandersetzung mit den Atheisten und eine beiderseitige Aufklärung über die Frage nach Gott zu sein scheint, so verfehlt halte ich alle Versuche, sie von Gottes Dasein überzeugen zu wollen. Ich kann ihnen höchstens sagen, wo ich ihn sehe und empfinde, und damit meine Behauptung seiner Existenz rechtfertigen. Das wird sie aber so wenig überzeugen, wie mich ihre Erklärung, daß sie ihn dort überall nicht sehn, in meiner Gewißheit erschüttern wird.

Man kann keinen Atheisten durch Darlegungen und Beweise bekehren. Das kann nur Gott selbst, wenn er ihm das Auge öffnet.

Ich kann mir auch nicht denken, daß Gott an dem leidenschaftlichen Kampfe gegen den Unglauben sonderliche Freude hat. Ich meine sogar, daß es ihm ziemlich gleichgültig ist, ob ihm viele oder wenige die Existenz zugestehen oder abstreiten. Wie ist das uns schon gleichgültig, ob man uns die Existenzberechtigung abspricht. Wir würden uns lächerlich vorkommen, wenn wir uns darüber aufregten. Und nun erst Gott, der durch die Fülle des All wie mit einem Laute spricht: ich bin!

Wenn jedes wahrhaftige Selbstbewußtsein, wo es sich unter Menschen findet, schon so wenig von mangelnder Beachtung berührt wird und unter der äußern Unscheinbarkeit im öffentlichen Gewühle leidet, so kann ich mir Gott erst recht nicht eifersüchtig denken auf bloße Anerkennung seitens der kleinen Menschlein und der zeitweiligen Weltanschauung dieser Eintagsfliegen und noch weniger mißmutig kleinlich und nachträgerisch gegenüber der Blindheit solcher, die in ihrer Finsternis am Lichte verzweifeln, oder gegenüber der kuriosen Anmaßung einer gespreizten und aufgeblasenen Weltweisheit, die seine Nichtexistenz dekretiert. Das sind allzumenschliche Vorstellungen, die nur ihre Vertreter charakterisieren.

Gott liegt allein daran, daß sein Name geheiligt werde, sein Wille geschehe, sein Reich komme, seine Herrlichkeit offenbar werde: Wo man ihn nennt und sich vorstellt, da sollen die Seelen in tiefster Ehrfurcht vor ihm erschauern und ihr ganzes Selbst und Sein dem weihen, den man in allen verborgnen Gründen seines Wesens lebendig empfindet. Wie er spricht durch das All und sich ausdrückt in der Fülle des Seins, so sollen wir ihn nennen und bekennen durch die That unsers Lebens, aber nicht entweihn durch religiöses Geschwätz. Denn der unendliche Drang seines Wesens hat das eine Ziel, daß sein Wille geschehe, daß Wahrheit werde in aller Welt. Wer sie verhüllten Auges gegenüber seiner Herrlichkeit thut, steht ihm näher als einer, der hartkäutig für die Wahrheit „Herr, Herr“ ruft, aber seinen Willen nicht thut. Jener ist Gottes, ob er es auch nicht ahnt, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß es ihm zum Bewußtsein kommt.

Sein Wille ist die von ihm geschaute Wahrheit alles Seins zumal der Menschheit, die vollkommne Verwirklichung unsrer Bestimmung in uns und untereinander, die Geburt des Kosmos aus dem Chaos, die göttliche Beherrschung und Ordnung alles Seins und aller Verhältnisse. Dadurch offenbart er seine Herrlichkeit und alles, was wir von ihm nur ahnen und dunkel empfinden, tritt hierdurch in überwältigende Erscheinung. Durch das Werden aus Gott und nach Gott wird seine Existenz offenbar und lebendige Erfahrung der Menschheit, so daß Gotteserkenntnis die Welt wie Wasserwogen überfluten und bedecken wird.

Das ist der Weg, auf dem die Leugner Gottes von seinem Dasein überzeugt werden sollen und können, der Weg des Lebens, des Erweises des Geistes und der Kraft, die aus Gott stammt. Der berühmte Kampf der Geister enthüllt weder Gott noch die Wahrheit. Wer es nicht glaubt, der frage die Geschichte. Wer sich also rühmt, Gott zu kennen, soll wissen, daß diese Kenntnis verpflichtet. Wer sich rühmt, mit ihm in Lebensbeziehung zu stehen, soll es durch sein Dasein beweisen, damit es grade denkende Menschen glauben können. Wenn aber jemand vorgiebt, aus himmlischen Lebenssäften zu treiben und zu wachsen, und er kein Gebilde andrer Art, höhrer Art ist als die, denen diese Lebensquelle verborgen ist, so betrügt er sich selbst und bekräftigt die Ansicht, daß Gottes Walten eitel Illusion sei.

Die Leugnung Gottes ist also eine praktische Sache, aber nicht in dem Sinne, daß Böswilligkeit und Unsittlichkeit die Ursache sei. Das trifft nur die Atheisten, die nicht auf der Höhe des Strebens nach Wahrheit stehn. Atheismus ist Gottlosigkeit. Sie sind los von Gott gekommen. Nicht, daß sie überhaupt außer Beziehung zu Gott wären. Er zieht seine Hand nicht von denen ab, die sich absichtlich von ihm abwenden, geschweige von solchen, die ihn nicht zu sehn vermögen. Seine Vaterliebe trägt jeden Menschen unbedingt. Wie er seine Sonne über die Bösen und über die Guten aufgehn läßt und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, so liebt er Freunde und Feinde mit der gleichen Energie. Es soll

niemand glauben, daß er sich seiner Lebenssphäre entziehn und seiner Allgegenwart verlustig gehn könnte. Auch des Atheisten Leben trieft von seinem Segen und erstarkt in dem Maße, als er aus der Wahrheit ist und die Wahrheit thut.

Aber ihr persönliches Leben steht außer Beziehung zu ihm. Was sie von ihm haben, das haben sie unbewußt. Was sie aber bewußt leben, das leben sie ohne ihn mit allen Folgen, die sich daraus ergeben. Dann ist ihnen aber nur zu helfen, wenn sie in persönliche Lebensbeziehung mit ihm gebracht werden. Durch nichts aber kann das geschehen als durch Menschen, in denen er lebt. Deshalb steht die Macht des Atheismus in jeder Zeit in genauem Verhältnis zur Ohnmacht und Schwäche des neuen Lebens aus Gott. Seine Stärke sind nicht wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern die Bekenner Gottes, die als Einwände gegen seine Existenz wirken, die verbreitete Einbildung mit Gott in Gemeinschaft zu stehen, die Heuchelei Gott zu dienen, an ihn zu glauben, ihn religiös zu pflegen, statt ihn zu offenbaren. Deshalb trifft uns Bekenner Gottes in erster Linie die Verantwortung für den Atheismus unsrer Zeitgenossen.

Das ist traurig, aber wahr. Wer es mit empfindet, der kann nur dadurch der schweren Verantwortung ledig werden, daß er nicht mehr vorgiebt, von Gott zu wissen und zu haben, als es wirklich der Fall ist, daß er seine Beziehung zu ihm auf den Boden der Wahrheit zurückführt, und wenn er dazu für die ganze Herrlichkeit seines Glaubens Konkurs anmelden müßte. Da helfen keine religiösen Kraftanstrengungen, die die erträumte religiöse Höhe erklimmen möchten. Das Leben aus Gott läßt sich nicht machen, es muß werden.

Wer sich aber entrüstet, daß ihm ungerechtfertigt etwas zur Last gelegt werde, den mache ich auf den bittern und peinlichen Notstand aufmerksam, daß wir heutzutage Seelen, die Gott suchen, im allgemeinen nur auf den geschichtlichen Christus weisen können und nicht auf den lebendigen Gott in Menschen. Das ist die Hauptursache, warum den meisten in unsrer Zeit so wenig und so unzulänglich geholfen werden kann.

Wenden wir uns aber nach der andern Seite dieser Lage der Dinge, die wir ebensowenig übersehn dürfen, so müssen wir sagen, daß die Überwindung und Erleuchtung des Atheismus Gottes eigene Sache ist. Gott offenbart sich nur in dem Maße, als sich Menschen ihm dazu ganz zur Verfügung stellen — gewiß! Aber auch nur, so weit er sich offenbaren will. Hat er Geduld und Zeit, so sollen wir es auch haben und nicht meinen, wir müßten es durch unsre Anstrengungen erzwingen. Wir würden ja ohnedies elend scheitern. Gott ist nicht ein Gott der Proselytenmacherei, sondern des organischen Werdens und souverän zielwärts treibender Entwicklung, der Erziehung durch das Leben und der Beeinflussung durch die Geschichte. Die Überwindung des Atheismus ist nur eine Begleiterscheinung der Aufrichtung seines Reichs, der Offenbarung seiner Herrlichkeit. Die Anerkennung Gottes seitens der Millionen ist nur die reife Frucht seines Heils für die Millionen, aber nicht eines theoretisch gedachten, sondern eines verwirklichten, thatsächlich wahrhaftigen Heils.

Ist uns das klar geworden, so werden wir uns nicht mehr für die Herrschaft der Idee Gottes aufregen und ereifern, die von sehr zweifelhaftem Werte ist, sondern nur sehnlichst wünschen, daß der lebendige Gott immer mehr Herr werde, eine Menschheit höhrer Art und göttlichen Lebens schaffe und dadurch seine Herrlichkeit in siegender Leuchtkraft offenbare. Ist es ein Wunsch der That, die das ganze eigne Leben dem Willen Gottes weiht, so helfen wir mit an unserm Teile, daß sein Reich kommt, und in der Finsternis sein Licht aufgeht.

Aber auch den Atheisten handelt es sich nicht um die Bekämpfung einer Idee, sondern um die Wirklichkeit, nicht um die Theorie, sondern um die Wahrheit des Lebens. Der kommen sie aber nicht theoretisch und dialektisch bei, sondern nur praktisch durch die Erfahrung. Deshalb sollten sie ebenfalls das Streiten lassen und sich hüten zu bestreiten, was ihnen zur Zeit unzugänglich ist, sondern lieber suchen und warten, ob er sich ihnen offenbart.

Dann schweigt das Kampfgetöse und die Gegnerschaft ist dahin. Es giebt nur noch Genossen gleichen Strebens. Beide Teile finden

sich im Ringen nach der Wahrheit, die Leben ist, und im Werden nach unsrer Bestimmung. Ob sie dabei nun an Gott glauben oder nicht, sie gehen einhellig den Weg Gottes zur Offenbarung seiner Herrlichkeit, und werden schließlich beiderseits schauen, was sie jetzt nur glauben oder nicht glauben. M.

Der Beruf und die Stellung der Frau.

Dritter Aufsatz.

1.

Wenn ich den Beruf und die Stellung der Frau vor Augen stellte, wie sie sich aus der Natur und menschheitlichen Bedeutung des weiblichen Wesens als ihre Bestimmung ergiebt, so war ich mir bewußt, damit nicht die gegenwärtigen Zustände zu schildern oder zu idealisieren. Vielmehr trieb grade die Unhaltbarkeit und Verfahrenheit der gegenwärtigen Lage der Frau dazu, die Wahrheit ihres Seins, Werdens und Wirkens aus ihrem schöpfungsmäßigen Bestande zu erheben und nach allen Seiten entfaltet als Ziel des Strebens und der Entwicklung fest zu stellen und die Richtlinien, die sich darnach aus den gegenwärtigen Verhältnissen ergeben, zu ziehn. Handelt es sich aber um ein Ziel und eine Aufgabe, um einen Weg und energisches Vorwärtsdringen, so bedarf es einer allgemeinen Bewegung in unserm Volke, die den Weg betritt und mit Energie die vorliegenden Aufgaben im privaten wie im allgemeinen Leben zur Erfüllung zu bringen sucht. Wir brauchen also eine Frauenbewegung, nur nicht bloß als eine Bewegung unter den Frauen, sondern ebenso unter den Männern. Sie ist ja, in ihrer Tiefe erfaßt, nur eine Seite der großen Kulturbewegung, die durch alle zukunftskräftigen Elemente unsers Volks zittert, des Werdedrangs, der aus dem Niedergange des menschlichen Seins zu einem Aufschwunge persönlichen Lebens, zu einer wahrhaften Kultur des menschlichen Wesens und der menschlichen

Verhältnisse treibt. Sie ist eine der wichtigsten Seiten des Ringens nach Kultur und nationaler Erstarkung, denn auf der Ehe und Familie beruht die Zukunft und Kultur unsers Volks und auf der gedeihlichen Verwertung der persönlichen Kraft der Unverheirateten, die bisher nur zu sehr vergeudet und verkümmert wurde, ruht zum guten Teil mit die Gesundheit und Stärke unsers Volkslebens.

Ich bin also weit entfernt, einer Frauenbewegung entgegen zu treten und sie zu verurteilen. Im Gegenteil, wenn wir sie nicht hätten, müßte sie geschaffen werden. Aber nicht als eine einseitige Bewegung der Frauen, sondern als eine allgemeine für die Frauen und damit für das ganze Volk. Wenn ich aber in der Einleitung die Frauenbewegung, wie sie jetzt steht, ablehnte, so geschah das nur, weil ich ihren Ausgangspunkt, ihre Mittel und ihre Methode nicht teilen kann, sondern für verfehlt und verhängnisvoll halte. Dort wollte ich damit nur begründen, warum ich das vorliegende Problem selbständig von einem andern Standorte aus und in andrer Weise behandeln mußte.

Ich sehe in der gegenwärtigen Frauenbewegung dieselbe Verirrung wie in der Kultur des 19. Jahrhunderts überhaupt. Sie ist wie diese eine Entartung und ein verderbliches Verhängnis, so weit sie den Menschen als solchen betrifft. Wie ich dieser Verirrung überall entgegenzutreten mich verpflichtet fühle, so auch bei der Frauenbewegung. Grade weil ich nicht möchte, daß sie auf dem toten Geleise endigt, auf dem sie sich jetzt befindet, grade weil ich in einer gesunden Frauenbewegung eine Haupttriebkraft zum Fortschritt erkenne, mußte ich der gegenwärtigen prinzipiell entgegentreten. Ich mußte gegen den Strom schwimmen, obwohl ich mit dem, was sie im tiefsten Grunde will, eins bin. Ich mußte ihre Wahrheitselemente von einem andern Boden aus zu gewinnen und zu begreifen suchen, um zu verhüten, daß sie in Verirrungen untergehn.

Die Art der Bewegung, die wir brauchen, wird durch das Ziel bestimmt, auf das sie sich bezieht. Es sind nicht einzelne Not-

stände, die gehoben, mißliche Rückstände vergangner Zeiten, die beseitigt, konventionelle Vorurteile, die gebrochen werden sollen, sondern es ist die gehörige und gedeihliche Stellung und Bethätigung des gesunden, reifen und starken weiblichen Elements im Volksganzen, die dadurch gewonnen werden soll, daß Frauen wie Männer sich der Bestimmung des Weibes klar bewußt werden und sie verwirklichen. Die Frauenbewegung, die wir brauchen, ist also eine Seite bewußt ins Auge gefaßter und von der Gesamtheit der Wissenden zäh durchgeführter Kultur des menschlichen Wesens und der menschlichen Verhältnisse, eine Reform der Personen, die notwendig zur Reform der Verhältnisse fortschreitet. Diese ist nur die unwillkürliche Auswirkung jener und ohne sie unmöglich, nicht umgekehrt. Die Menschen machen die Verhältnisse und nicht die Verhältnisse die Menschen, wie sehr sie auch von ihnen beeinflußt werden können, solange sie nicht innerlich Herren der Verhältnisse geworden sind.

Die Anschauung, daß durch eine ideale Neuordnung der Dinge, wenn sie überhaupt durch Verordnungen und Maßregeln eingeführt werden kann, die Menschen zu der Höhe ihrer Bestimmung geführt werden können, ist ein Irrtum und Verhängnis, das lähmt und den Menschen verführt, den Angelpunkt seines Geschicks wo anders zu suchen als in sich selbst. Wir finden diese Grundlüge ebenso in der Frauenbewegung wie im Sozialismus. Daß sie eine ist, dafür giebt es einen bündigen Beweis aus der Erfahrung der Menschheit. Für die Ehe ist die zielgemäße Ordnung gesetzlich eingeführt. Wir haben die strenge und dauernde Monogamie. Aber niemand, der die Verhältnisse kennt, wird behaupten wollen, daß durch das eiserne Band, das Staat und Kirche seit Jahrhunderten um Mann und Weib geschmiedet haben, die Idee der Ehe verwirklicht oder ihrem Ziele näher gebracht worden sei, geschweige, daß dadurch zwei Menschen zu der wunderbaren Lebensgemeinschaft und Wesensergänzung kämen, die sie bringen soll. Im Gegenteil. —

Ist aber die Frauenbewegung nur ein Teil der bewußten Kultur des menschlichens Wesens und seiner gemeinschaftlichen Be-

ziehungen, die die Verhältnisse ganz von selbst nach ihren Fortschritten gestaltet, so ist sie vor allem keine Parteisache, die Menschen durch eine einseitige, aus der gesamten Kulturthätigkeit isolierte Tendenz zusammenzuballen und dadurch die ganze Masse mit sich fortzureißen sucht, und keine politische Bewegung, die durch Maßregeln und Gesetze das, was sie will, durchzusetzen strebt. Vereinsorganisationen und Vereinsbetrieb haben dann wirklich keinen Sinn. Demonstrative Versammlungen und tönende Resolutionen, die von der willigen Presse durch das Land trompetet werden, vermehren nur das allgemeine öffentliche Geräusch, das heute fein organisierte Menschen nervös macht oder in die Einsamkeit treibt und die andern abstumpft. Grelle Beleuchtung auftauchender Symptome, hysterisches Gezeter in der Presse, leidenschaftliche Debatten in nächtlichen Versammlungen, demagogische Aufwieglung der Frauen und Mütter zu öffentlichem Auftreten, Agitationen für bestimmte Zwecke und Massenpetitionen um gewisse Rechte erreichen im besten Falle Äußerlichkeiten. Sie stören aber die verborgne Ruhe des Werdens und die stille Sammlung zähen Vorwärtsstrebens und verwüsten die Unmittelbarkeit und feine Empfindung des weiblichen Wesens. Die Kulturarbeit auf dem Gebiete des menschlichen Wesens ist für solche äußerliche Mache zu innerlich und für solch pöbelhafte Art zu vornehm.

Die Frauenbewegung, die wir brauchen, ist ganz andrer Art. Sie ist eine durchaus persönliche Angelegenheit der Auserlesnen eines Volkes, die instinktiv oder bewußt an sich selbst und in ihren Kreisen die Bestimmung des Menschen zu verwirklichen und zu wahrhafter Erscheinung zu bringen suchen. Als die eigentlichen Kulturträger, auf deren Schultern die Zukunft der Nation liegt, bemühen sie sich im stillen Einvernehmen gleichgestimmt durch denselben Drang und einträchtig durch dasselbe Ziel jeder an seinem Platze, an seiner Person und in der Menschengemeinschaft, in der er steht, das zu werden und zu gestalten, anzuregen und zu beeinflussen, zu unterstützen und zu freier Entfaltung zu bringen, was werden soll. Das ist persönliches, positives, produktives Schaffen des Zielgemäßen.

Wir finden ja jetzt schon oft genug solche Menschen, die, ohne viel Redens und Wesens davon zu machen, bewußt und nachdrücklich anders leben, als es gewöhnlich geschieht, auf das Abenteuer ihrer Bestimmung ausziehn und ihr Sein und Leben schöpferisch gestalten, eignes Maß und Gewicht für Ideale und Güter haben, ihre Ehe anders führen und betrachten, ihre Kinder anders aufwachsen lassen und erziehn, ihre Dienstboten anders behandeln und alles anders einrichten, als man es sonst sieht. Alle, die ihnen nahe kommen, fühlen, daß hier etwas Höhres waltet, daß hier das Leben und Dasein einen Sinn und Zweck hat, daß hier Geist weht, der schafft und gestaltet. Die Meisten möchten auch gar zu gerne mit thun, aber sie fühlen oft resigniert, daß sie dazu nicht imstande sind, weil in ihnen kein Leben aus verborgnen Tiefen quillt.

Aber vielen geht doch an solchen Vorkämpfern des Zukünftigen der Sinn und das Verständnis für ein schaffendes persönliches Leben höhrer Art und für die Ziele der menschlichen Bestimmung auf. Durch die herübersprühenden Geistesfunken werden sie von dem gleichen Drange elektrisiert und treten mit ein in die verborgne, und öffentlich unbekannte Schar, die sich dem Unternehmen der Kultur des Menschen und seiner Verhältnisse geweiht hat. Die Gemeinschaft stärkt und fördert sie dann durch anregenden und hilfreichen Gedankenaustausch. Stehn sie aber nicht mehr ganz vereinzelt, so gewinnen sie kraft ihres persönlichen Gewichts und ihres Vorsprungs Einfluß auf die umgebende Menge, die nachahmt, was ihr imponiert, und so folgt im Laufe der Zeit das Ganze allmählich der Phalanx der Wenigen, die sich durch ihr Leben den Weg zum Ziele bahnten.

Es ist also eine Bewegung des Willens und rastlos ringender Energie, die das Leben erfüllt und gestaltet. Sie wird nicht dadurch in Fluß gebracht, daß Anschauungen verbreitet und Gegensätze bekämpft werden, sondern dadurch, daß Menschen sich auf sich selbst besinnen und Verständnis für die Ziele menschlicher Kultur überhaupt gewinnen. Geschieht das, so wird die Wahrheit, um die es sich handelt, in jedem von selbst aufs neue geboren, und

das Ziel, das vor uns steht, leuchtet vor jedem Auge, das sich ihm öffnet, unwillkürlich auf.

Natürlich breiten sich von ihnen auch ganz von selbst wie ein Lichtschein vom Feuer die Anschauungen und Grundsätze aus, die sie beherrschen und sich aus ihrer Lebensarbeit ergeben. Natürlich werden die Wahrheiten, die ihnen aufgehn, und die sie zu Tage fördern, in Seelen hochgespannter Energie prägnanten Ausdruck finden, die in Wort und Schrift ihre Herolde werden. Natürlich werden alle Zielbewußten allenthalben das vertreten, was sie bewegt, und es wird sich so ganz von selbst eine geistige Bewegung erheben, die weiteste Kreise erregen und für die hohen Ziele begeistern wird. Aber das ist keine arrangierte und organisierte Agitation, kein debattenmäßiges Klopffechten und keine äußerliche Proselytenmacherei, sondern die natürliche unwillkürliche Ausbreitung der Wahrheit.

Solche Bewegung zu Gunsten der Frau, der Ehe, der Familie, der Kindererziehung, die durch Männer und Frauen ersten Ranges getragen wird, kann allein das Problem der Frau und alles, was mit ihm zusammenhängt, wirklich lösen. Natürlich ist das für die Gesamtheit erst eine Sache ferner Zukunft, während die Einzelnen, die das Glück haben, von diesem vorwärtstreibenden Lebensstrome erfaßt zu werden, sofort ihrer Bestimmung näher kommen und sie, wenn sie wollen, erreichen. Man darf also nicht erwarten, daß die allgemeinen Notstände sehr bald verschwinden werden. Das kann nur allmählich geschehn, aber es ist schon viel wert, daß sie für niemand zu bestehn brauchen, der mit der ganzen Gewalt seiner Persönlichkeit seine Menschenbestimmung so oder so für sich zu erfüllen sucht.

Andrerseits wird gerade aus diesen Kreisen die Anregung zur Nothilfe für alle die hervorgehn, die unter den gegenwärtigen verfahrnen und unnatürlichen Verhältnissen leiden. Wenn wir alles Gewicht auf eine Frauenbewegung persönlicher Art legen, so vertreten wir damit durchaus nicht die Rücksichtslosigkeit gegenüber den vorliegenden Schäden. Wir fassen sie nur in erster Linie als Symptome, die nur dadurch wirklich verschwinden, daß das ge-

sammte organische Leben der Menschengemeinschaft gesundet. Ist das aber als Ziel ins Auge gefaßt und wird darnach gerungen, so wird man sich ganz von selbst und schon aus Mitleid mit denen, die mehr oder weniger unschuldig symptomatische Krankheitserscheinungen geworden sind, bemühn, für sie Hilfe und Linderung zu schaffen und Maßregeln zu ergreifen, die dafür sorgen, daß die verwüstenden Folgen des allgemeinen Übels sich nicht rücksichtslos bethätigen können. Nothilfe und Notschutz für die Leidenden werden grade das hervorragendste Interesse derer sein, die für sich und die Allgemeinheit nach voller starker Gesundheit ringen. Das ist aber dann nicht Sache der Frauen, sondern der Männer, und es bildet nicht ein Gebiet für sich, sondern gehört zum großen Gebiete sozialer und wirtschaftlicher Notstände, aus denen es nicht isoliert werden darf, wenn man ihm vernünftig beikommen und es naturgemäß kurieren will.

2.

Wollen wir das Ziel erreichen, das uns die Bestimmung des Weibes für unser persönliches, kulturelles und nationales Leben vor Augen stellt, so brauchen wir Menschen dazu, die auf der Höhe ihrer Aufgabe stehn und fähig und gewillt sind zu werden, was sie sein, und zu thun, für was sie leben sollen. Die Frauenfrage ist nur daher gekommen, daß die Frauen der schwierigen Lage unsrer Zeit nicht gewachsen waren. Wären sie imstande gewesen ihr gerecht zu werden, so hätten sich ganz von selbst die Verhältnisse gewandelt, und alle Schwierigkeiten hätten nur dazu gedient, sie der Höhe ihrer Bestimmung zuzuführen.

Aber die Kraft und Leistungsfähigkeit der Frau ist mit den zunehmenden Schwierigkeiten und den höheren Anforderungen, die die kulturelle Entwicklung mit sich brachte, nicht gewachsen, sondern sie blieben, wie sie waren. Dem Beruf und der Stellung der Frau können aber heutzutage nur durchaus reife und selbständige Frauen gerecht werden. Da wir gegenwärtig überhaupt in das Zeichen bewußter und absichtlicher Kultur treten, so können auch die Frauen

nicht mehr in der alten naiven und instinktiven Weise sich vom Leben treiben lassen, sondern müssen sich mit klarem Blick und festem Willen ihr Leben schaffen, ob sie nun verheiratet sind oder nicht.

Das ist das Wahrheitsmoment der Emanzipationsforderung, die die Frauenbewegung entrollte. Nur ist es hier in einer Weise veräußerlicht, widernatürlich gewandt und ins Falsche verkehrt, daß ungefähr das Gegenteil von dem erreicht wird, worauf es ankommt. Innere Freiheit und Mündigkeit, Reife und Selbständigkeit persönlichen Lebens, Selbstgewißheit in Gesinnung und Haltung, Selbstmächtigkeit in allen Äußerungen ihres Wesens und in der Führung des Lebens: das ist es, was die Frauen brauchen, aber nicht eine äußere Unabhängigkeit des Rechts und eine Entschränkung im öffentlichen Leben. Sie sollen sich nicht vom Manne emanzipieren und von ihrer organischen Stellung in der menschlichen Gemeinschaft, sondern von ihrer menschenunwürdigen Lebensweise, die sie zu einem Spielzeug und Parasiten des Mannes oder zu einem bloßen Lasttiere des Hauses macht, und sollen zu ihrer hohen Menschenbestimmung emporwachsen, die sie allen Männern gleich hohen persönlichen Lebens ebenbürtig macht. Nicht einer Emanzipation von der guten und feinen Sitte und der weiblichen Art bedarf es, sondern von der Eitelkeit, Oberflächlichkeit, Äußerlichkeit, Beschränktheit und Genußsucht. Wenn das weibliche Wesen uns verekelt und zum Spott geworden ist, so soll es um alles doch nicht männlich durchsetzt werden, sondern, was verflachte und kindisch wurde, ist von seiner Wahrheit aus zu regenerieren, zu ernster Vertiefung und voller Reife zu führen. Es soll nicht verändert, sondern gebildet und erzogen werden, es soll gesunden und sich kräftigen, alle Anlagen zu Blüte und Frucht bringen und sich in seinem ganzen Reichtum entfalten.

Davon sind wir heutzutage weit entfernt. Es fehlt unter den Frauen im allgemeinen völlig Bewußtsein und Blick für das kostbare Gut, das jedes weibliche Wesen ist. In bedauernswertem Unverstande versichern sie jedem, der es hören will, wie gern sie Männer wären, und ahnen nicht einmal, wie widerlich das anmutet.

Diese Mißachtung ihrer selbst und die Unkenntnis ihres Werts kommt aber wieder daher, daß wir so blutwenig Frauengestalten haben, die für ihre weibliche Umgebung und die Jugend zumal Ziele des Strebens und der Entwicklung darstellen, für die sie sich begeistern können. Der Überschwang der weiblichen Seele wird in nichtigem Tand vergeudet und erschöpft sich in unfruchtbaren Gefühlsphantasien. Man gebe der hohlen Mädchenschwärmerei, die jetzt auf Abwegen träumt, feste, leuchtende Ziele, daß sie ihre Kraft darnach spannen. Sie sollen sich selbst wollen, damit sie werden, was sie sein sollen.

Dann werden sie ganz von selbst das rechte, gesunde Selbstbewußtsein gewinnen, ohne das eine innere Selbständigkeit unmöglich ist, aber ein Selbstbewußtsein, das in ihnen ruht und nicht außer ihnen. Heute sind wir glücklich so weit, daß man in weiten Kreisen der Frauen ein Selbstbewußtsein nur dann für möglich und berechtigt hält, wenn sie etwas „gelernt" haben oder etwas im Wettbewerbe mit den Männern zu leisten vermögen. Das berechtigte Selbstbewußtsein kann sich aber für die Frauen allein daraus ergeben, was sie als Menschen geworden sind und als Frauen ihrer weiblichen Bestimmung gemäß leisten.

Andrerseits soll ihnen ihr Streben und ihr Ziel das Selbstgefühl geben, aber nicht der gesellschaftliche Schein, mit dem man sie umkleidet. Ihr inneres Wachstum, die Blüte und Fruchtbarkeit ihres Wesens soll ihnen die volle Befriedigung schaffen, nicht aber die permanente Ausstellung ihrer Reize, unstete Vielgeschäftigkeit oder rastlose Aufnahme von Wissen. Sie sollen die vornehme Gesinnung des Verzichts auf Titel und Auszeichnung, auf öffentliche Erwähnung und Huldigung gewinnen und den Stolz auf den verborgnen Wert ihres Selbst, der sich von allem Schein zurückhält und es verschmäht, daß man ihm den Hof macht. Das ganze geistige Leben der Frauen muß also ein höhres Niveau gewinnen, als es jetzt inne hat. Es bedarf der Höhe persönlichen Lebens. Hierin ruht und das ist die Freiheit im eigentlichen Sinne.

Aber nicht nur den Frauen, sondern auch den Männern gilt

dieser Appell. Ja hier muß noch viel mehr und viel stärker die Forderung erhoben werden. Denn die Männer sind die Grundursache der Frauennot nach allen Richtungen. Sie sind Schuld daran, daß so wenig Ehen geschlossen werden, nicht die Verhältnisse, denn wären sie Männer, so würden sie Herren der Verhältnisse werden. Sie sind Schuld daran, daß die Ehe zu einem Geschäft und zu einer Lebensversicherung herabgesunken ist, daß sie nicht mehr zu einer Auslese der Besten als Mütter des kommenden Geschlechts führt, daß überhaupt der Blick für die ungeheuer hohe und weittragende Bedeutung der Ehe verloren gegangen ist. Sie sind Schuld daran, daß die Frauen in der Ehe heutzutage so wenig Befriedigung finden, so schwer körperlich darunter leiden, und daß die ungehemmte, freie und blühende Entfaltung einer Familie so selten geworden ist. Sie sind Schuld daran, daß die Frauen in ihrer persönlichen Entwicklung durch die Ehe so oft verkümmern, ja direkt geschädigt und getötet werden.

Die Frau ist in ihrem Sein und Wesen abhängig vom Manne, und er giebt ihr nicht durch seine kraftvolle Persönlichkeit die Möglichkeit, das zu werden, was sie sein soll: weder die positive Vorbedingung durch gesunde Liebe und männlichen Schutz, noch die schöpferische Anregung zu fruchtbarem innern Leben, noch den unerschütterlichen Halt und die sichre Leitung zu aufrechter Haltung und einheitlicher Lebensführung. Ein peinliches Unbehagen und eine stille unbewußte Verzweiflung zieht durch die Frauenwelt in der heutigen Zeit und macht fast allenthalben ein dauerndes und tiefes Glück in der Ehe unmöglich. Die Schuld aber daran trägt der Mann: das dürfen wir uns nicht verhehlen.

So traurig das ist, so thöricht und anmaßend sind aber auch die zeternden Ergüsse aufgeregter Weiber über den Tiefstand des männlichen Geschlechts. Wir haben wirklich Besseres zu thun, als uns gegenseitig Vorwürfe zu machen. Wir sollen dem Notstand klar ins Auge schauen und Besserung suchen, aber uns nicht pöbelhaft beschimpfen.

Wir müssen den Niedergang der Männlichkeit aus den Ver-

hältnissen verstehn, nicht um so die Männer zu entschuldigen, sondern um dahinter zu kommen, wie es besser werden kann. Die Erschöpfung des Mannes und seine persönliche Verflachung ist einerseits eine Folge des heißen Kampfs ums Dasein in der Gegenwart, andrerseits der materialistischen Lebensauffassung und Lebensführung. Die nervöse Überreizung und persönliche Übermüdung durch die übermäßige Arbeit mußte notwendig die Genußsucht steigern, sobald das Geistige im Menschen entwertet wurde und seine selbständige Bedeutung einbüßte. Man verlor das sittliche Regulativ, so moralisch man auch sein Leben führen mochte, für Arbeit und Ruhe, Innres und Äußres, für die Ideale und Güter des Lebens. Infolgedessen wurden die beide Pole des Daseins in gröbrer oder feinrer Form, Arbeit und Genuß, in Beziehung gesetzt durch die Macht des Gelds, das die Arbeit schafft, um die Genüsse verschaffen zu können.

In dieser verhängnisvollen Entwicklung des modernen Lebens ist aber die Frau keineswegs der gute Geist des Mannes geblieben, sondern hat ihn sowohl in die Arbeit wie ins Vergnügen gehetzt, ihm das Haus verleidet und unbehaglich gemacht und ihn persönlich nicht zu fesseln verstanden. Die Frauen sind den Männern gefolgt, wie sie es vielleicht nicht anders können, aber deshalb sollen sie sich auch nicht als die Heiligen aufspielen, die von den Teufeln übel geplagt werden. Jede Mutter ist für ihren Sohn verantwortlich, und wenn unser Männergeschlecht den großen Versuchungen der materialistischen Zeit erlag, bei der aufreibenden Jagd ums Gold sich erschöpfte und gierig alle Männerwürde und Männerkraft verlor, so ist in erster Linie das vergangene Geschlecht der Mütter mit daran schuld, die ihnen nicht die gesunde Erziehung gegeben haben, die erfolgreich Widerstand geleistet hätte.

Wir wollen uns keinen Betrachtungen darüber hingeben, wie es geworden wäre, wenn die Frauen in den letzten Jahrzehnten an der Stelle der Männer gestanden hätten. Ich glaube nicht, daß sie widerstandsfähiger gewesen wären. Sie vergessen zu sehr, daß sie und ihr Leben durch den Wall der Männer gegen die

brandenden Wogen zersetzender Zeitströmungen geschützt werden. Die Männer mußten den Kampf ums Dasein bestehn und die materialistische Hochflut aushalten. Nun wohl, wir können von ihnen nicht sagen, daß unter Wunden und Schlägen die Tapferkeit und Männlichkeit erstarkt sei. Sie sind ihr unterlegen, aber im Zusammenbruche haben sie die Welt der Frauen geschützt.

Deshalb soll man aufhören, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, und lieber vereint darnach ringen, wie man zu einem Aufschwunge kommt. Man soll zunächst nicht mehr gegenseitig fordern, als man von einander nach den vorliegenden Verhältnissen fordern kann, damit die Enttäuschung und die Bitterkeit verschwindet, und soll sich an dem Glück und der gegenseitigen Hilfe am Werden genügen lassen, die noch möglich ist. Dann aber gilt es für das kommende Geschlecht die höchsten Ziele zu stecken. Weder die Frauen noch die Männer haben es in der Hand, die gegenwärtigen Verhältnisse ihrer Idee entsprechend zu gestalten. Es läßt sich im menschlichen Leben nichts hervorzaubern, was nicht werden kann. Aber daß ein neues Geschlecht von Männern und Frauen heranwächst, die auf der Höhe ihrer Bestimmung wandeln, das haben die Mütter und Väter unsrer Zeit in der Hand. Hier ist der Punkt, wo sie sich aus der allgemeinen gegenseitigen Enttäuschung zusammenfinden sollen zu gemeinschaftlichem Streben und Wirken: Aus der Freude am Werden und Wachsen ihrer Kinder aber kann ihnen dann noch ein höhres Glück erblühn, als sie früher jemals erhofften.

3.

Die Lösung der Frauenfrage ist also eine Arbeit für die Zukunft. Wenn sie für das gegenwärtige Geschlecht einsetzen muß bei einer Selbstbesinnung auf sich selbst und die Bestimmung, die wir haben, und bei einer Arbeit an sich selbst, um ihr gerecht zu werden, so besteht sie für das zukünftige wesentlich in der rechten zielgemäßen Erziehung.

Damit stehn wir vor der Schulfrage, die nach Seiten des

weiblichen Geschlechts in der letzten Zeit überhaupt unter dem Gesichtspunkte der Frauenfrage behandelt worden ist. Grade an ihr zeigt es sich aber am deutlichsten, daß die Frauenbewegung wirklich eine verkehrte Richtung eingeschlagen hat, und daß wir, wenn uns an der Lösung des Problems liegt, grundsätzlich andere Forderungen stellen müssen.

Der leitende Gesichtspunkt muß die gesunde fortschreitende Entfaltung des weiblichen Wesens, seine reife Durchbildung und harmonische Ausbildung sein, grade wie es bei den Knaben die Pflege und Erziehung des männlichen Wesens sein müßte. Jugenderziehung ist wesentlich Menschenkultur. Während sie aber bei den heranwachsenden jungen Männern dadurch erschwert wird und in den letzten Jahrzehnten davon vollständig in den Hintergrund gedrängt worden ist, daß sie gleichzeitig den Fonds technischer Vorkenntnisse und die geistige Fertigkeit mitteilen soll, die sie für ihren künftigen Beruf notwendig brauchen, liegt die Sache für die Mädchen wesentlich einfacher. Hier sollte alles darauf gerichtet sein, den werdenden Menschen zu bilden und für seine Bestimmung zu erziehen. Denn selbst wenn ein großer Teil von ihnen nicht heiraten kann, so werden doch die wenigsten sich einer Erwerbsthätigkeit nach Männerart zu widmen haben, sobald die Grundsätze Allgemeingut werden, die ich in dem zweiten Aufsatz aufgestellt habe.

Aber auch die Mädchen, die durch Anlage oder Schicksal veranlaßt würden, sich einem männlichen Beruf zu widmen, wären durch eine solche Erziehung nicht benachteiligt. Denn sie würden sich — wirklich dazu begabt — mit Leichtigkeit die technische Vorbildung aneignen, die sie brauchen. Es ist ja auch bei den Knaben höchst verkehrt und verhängnisvoll, daß nicht die persönliche Kultur, sondern die spätere Berufsthätigkeit die ganze Erziehung beherrscht. Wahrlich ein beschämendes Zeichen unsrer Kulturhöhe, daß man bei den Söhnen nur sorgt, was er wird und nicht wer er wird! Nun, die Ergebnisse sind auch danach.

Daß aber die Leistungsfähigkeit für irgend welchen Beruf da-

durch nicht beeinträchtigt wird, daß der junge Mensch sich zunächst einmal, gleichgiltig was er einmal werden wird, zu einer starken, tiefen und harmonischen Persönlichkeit zu entfalten sucht, das wird man doch kaum zu leugnen wagen. Es wird durch alle die Beispiele bekräftigt, wo Menschen erst im spätern Lebensalter dazu kamen, sich einem Berufe zu widmen oder einen andern zu ergreifen. Sie bemächtigten sich seiner schneller und gründlicher, weil sie reifer waren. Grade Frauen haben in der letzten Zeit oft genug bewiesen, wie schnell und tief sie sich die Vorkenntnisse für das wissenschaftliche Studium aneigneten, mit deren äußerlicher Eintrichterung unsre Jungens neun Jahre lang gequält werden.

Heute erhält unsre Jugend, ob männlich oder weiblich, nicht Erziehung, sondern Unterricht. Sie soll möglichst viel lernen, und man giebt sich der Täuschung hin, daß sie dadurch gebildet wird. Ist es nun nicht verhängnisvoll, daß man auch das weibliche Geschlecht, bei dessen Beruf alles Gewicht auf das rein menschliche, persönliche Gebiet fällt, mit Kenntnissen überhäuft, die für ihre persönliche Entfaltung und berufliche Bethätigung ganz wertlos und unfruchtbar sind, ja in ihrem Übermaß ungemein schädigend wirken! Und welcher Hohn auf die weibliche Natur liegt darin, daß man von Seiten der Frauenbewegung den Mädchen der gebildeten Stände allgemein eine Gymnasialbildung von der Art, unter der unsere Knaben leiden, aufdrängen will!

Damit spreche ich mich nicht für ungebildete Frauen aus. Im Gegenteil. Die Frauen von heutzutage sind mir nicht gebildet genug, ebensowenig wie die Männer. Aber sie werden es nicht dadurch, daß sie mehr lernen. Denn der Schatz vergessener oder dank eines guten Gedächtnisses glücklich bewahrter Kenntnisse ist nicht Bildung, sondern nur wissenschaftliches Eigentum, Gelehrsamkeit. Bildung aber ist Kultur der Persönlichkeit. Öffnet uns denn nicht endlich die grauenhafte Barbarei und Unbildung unsrer akademisch „gebildeten“ Männerkreise die Augen dafür, was nicht Bildung ist!

Bildung ist die Kunst und Kraft eigenartigen und eigen-

mächtigen Lebens. Ich wünsche sie den Frauen, den zukünftigen Müttern sowohl wie denen, die sich irgend einen Beruf suchen müssen, ohne Maß und Grenzen. Denn ihre Schönheit und Leistungsfähigkeit wird dadurch nur gesteigert und zur Herrlichkeit und Vollmacht gebracht.

Ich weiß, daß dazu Freiheit des Geistes, Weite des Blicks, Tiefe des Empfindens und Selbständigkeit des Gewissens gehört, und ich möchte nicht, daß die Frauen darin auch nur um eine Linie den Männern nachstünden. Aber man soll doch endlich den Wahn aufgeben, als ob diese Fähigkeiten in allerlei Wissenschaft bestünden oder durch Kenntnisse hervorgebracht würden, als ob eine Überfüllung des Gedächtnisses mit einer Unsumme von Wissensstoff den Menschen der Anlage zum Menschen der Vollwirklichkeit machte. Im Gegenteil. Je mehr der Geist zu einer Schatzkammer von Wissen wird, umsomehr büßt er alle lebendigen Fähigkeiten ein.

Gewiß gehört die Erziehung des Verstands zur Bildung, bei den Frauen sowohl wie bei den Männern, denn es giebt nur ein Bildungsideal für Männer und Frauen. Aber welch' unheilvoller Dämon hat die Welt mit dem Wahne infiziert, daß der Geist durch Wissen gebildet werde! Nicht auf das Wissen kommt es an, sondern auf das Verständnis. Das Verständnis beruht aber nicht auf Wissen, sondern auf ursprünglicher Empfindung für etwas. Es verlassen jährlich Tausende von Abiturienten das Gymnasium mit dem Zeugnis der Reife, ohne das geringste Verständnis für das geistige Leben der klassischen Zeiten, für Geschichte, für Mathematik, für Ordnung und Gestaltung der Natur gewonnen zu haben, so viel sie auch aus allen diesen Gebieten wissen mögen. Alles unverdaute Wissen aber, d. h. alles, was ohne lebendiges Verständnis für den Gegenstand eingeprägt wurde, ist das größte Hindernis, um zum Verständnis zu kommen. Wo aber das Verständnis erwacht, eignet man sich das antiquarische und statistische Material, soweit es notwendig ist, mit spielender Leichtigkeit an und handhabt es mit der vollen Macht, die dem innern Kontakt mit dem Gegenstande entspringt.

Deshalb sollte sich die Mädchenerziehung nach der Verstandesseite darauf beschränken, das Verständnis in den jungen Seelen für all das zu wecken, was zu einem lebendigen und reichen Geistesleben in unsrer Zeit nötig ist, und darauf verzichten, unfruchtbares Wissensmaterial einzuprägen. Freilich ist es leichter, Kenntnisse einzutrichtern als Verständnis zu wecken. Das bringt kein Lehrautomat fertig, sondern nur eine lebendige Persönlichkeit, die innerlich für den Gegenstand glüht, um den es sich handelt. Nur so entzündet sich originales Verständnis in den jugendlichen Seelen, die ursprüngliche Empfindung und lebendige innere Beziehung, die alle Nachempfindung und alles konventionelle und vorgebliche Interesse in Schatten stellt.

Das gilt von allen Gebieten. In der Religion sollte man das lebendige Verständnis für Gott wecken und die jungen Seelen unter den Eindruck und Einfluß der Persönlichkeit Jesu stellen, daß sich das keimende religiöse Leben in ihnen frei und ursprünglich entfalten könnte, aber sie mit allem religiösen Memorierstoff, der ihnen die Herrlichkeiten der Bibel und der Glaubenslieder nur verleidet, und mit allem Formelkram, der ihnen das Innerlichste, was es giebt, nur veräußerlicht, verschonen. In der Geschichte sollte man ihnen das Auge für geschichtliches Werden öffnen und ihre Herzen von der Begeisterung für die Heroen der Vergangenheit entflammen, aber sie mit Namen, Zahlen und Daten verschonen, die nur den Geist beschweren. Wenn man aber meint, daß es ohne das keinen Überblick über die Geschichte gebe, so stellt man unsrer Unterrichtskunst ein jämmerliches Zeugnis aus. Als ob es nicht möglich wäre, den Gang der Ereignisse in ihrem Zusammenhang anschaulich wie ein plastisches Gebilde vor sich zu haben, ohne irgend welche Jahreszahlen zu wissen! Als ob man nicht von der Gliederung eines Gebirgs einen deutlichen Eindruck haben könnte, ohne die Namen und Höhen der Berge zu kennen! Ebenso lasse man doch die Kunstgelehrsamkeit aus dem Spiele und wecke lieber den Sinn für das Schöne, das Verständnis und die Genußfähigkeit für künstlerische Gebilde. Kunstgeschichte ist ja die spezielle Domäne

der Erziehung unsrer höhern Töchter. Aber was verstehen sie von Kunst! Dasselbe gilt von der Litteratur. Der verständnisvolle Genuß unsrer großen Dichter ist mehr wert als alle litterarhistorischen Kenntnisse. Was brauchen sie zu wissen, wann Goethe gestorben ist, wenn sie seines Geistes keinen Hauch verspüren.

Genug. Der Grundsatz: Verständnis, nicht Wissen, sollte von allen Gebieten gelten. Der ganze Unterricht sollte als Ziel haben, daß die jungen Mädchen mit hellen Augen verständnisvoll ins Leben und in die Natur schauen, statt mit einem Kopf voll antiquarischen Krams blöden Auges sich nur in Büchern zurecht zu finden. Dann mögen sie heiraten, wen sie wollen: mit der intuitiven Kraft ihres Geistes und dem lebendigen Verständnis für alles, was ihnen entgegentritt, werden sie sich sofort auf dem Gebiete ihres Mannes zurecht finden, mag er nun Historiker oder Techniker sein, ohne daß sie viel Geschichtszahlen oder mathematische Formeln wissen.

Das ist aber nur die intellektuelle Seite der Bildung. Sie selbst wird nur erreicht durch konsequente Erziehung und Zucht des gesamten körperlichen und persönlichen Lebens zu einem gesunden, schönen und starken Menschengebilde. Da gilt es nach allen Seiten Sinn und Blick zu öffnen, Instinkte zu zügeln und zu veredeln, Interessen zu wecken und zu pflegen. Was ist es schon Großes darum, daß in einem heranwachsenden Menschen der Sinn für das Maß, für das Zuträgliche und Nächstliegende, für das Einfache und Natürliche auf allen Gebieten und nach allen Seiten der Lebenshaltung und Lebensführung erwacht und selbständig sich bethätigt! Vor allem müssen aber die jungen Seelen zu eignem persönlichen Leben erzogen werden, daß sie Interesse an ihrem gedeihlichen Erblühn und der Ausbildung ihrer Eigenart gewinnen. Es muß das Gefühl und der Instinkt für naturgemäßes und gedeihliches körperliches und geistiges Leben und Wachsen gefestigt und gebildet werden. Die Freude an Menschen, an der Natur, am Schönen und an der Wahrheit ist zu wecken, der Drang nach Vorwärts und stetigem Werden lebendig zu erhalten. Sie müssen angeleitet werden zur Selbstzucht durch Selbstverleugnung und sitt-

lich gestärkt werden durch Pflichterfüllung. Das alles zielt auf die innre Freiheit hin und die Selbständigkeit in Gesinnung und Lebensführung, auf die Sicherheit und den Lebensmut kraft eignen Gewissens. So allein kommt der Mensch zu der Vornehmheit und Überlegenheit des Geistes, die sich mit freier Selbständigkeit und ruhiger Gewißheit in allen Lebenslagen bethätigt. Das sind in kurzen Strichen einige Grundzüge wahrer Frauenbildung, weil wirklicher Menschenbildung. Wie weit dies Ziel der heutigen Mädchenerziehung und der von der Frauenbewegung gewünschten vor Augen steht, das überlasse ich der Beurteilung der Leser. Solange aber unsre Frauen noch in der Knechtschaft der Mode, der Konvention und der Überlieferung sich befinden, solange sie nicht anders zu sein wagen aus Furcht vor den Gesichtern und Zungen der lieben Mitmenschen, solange noch Eitelkeit und Hoffart unter ihnen herrscht, solange sie das Glück wesentlich in günstigen und glänzenden äußern Umständen sehn, haben sie noch nicht einmal die erste Stufe wahrer Bildung erreicht.

Und doch ist die wahre Bildung die unumgängliche Vorbedingung dazu, daß die Frau den Beruf und die Stellung gewinnt, die ihr gebührt und sie befriedigt. Für den Beruf liegt das ja ohne weiteres auf der Hand. Denn da er so völlig auf dem Gebiete des menschlichen Lebens liegt, ist es unmöglich, seiner mächtig zu werden, ohne ein wahrhafter Mensch geworden zu sein. Aber auch ihre Stellung ruht wesentlich auf ihrer Bildung. Nur wenn die Mädchen zu schönen, starken und in sich gefesteten persönlichen Erscheinungen, deren Schwerpunkt darin liegt, was sie wirklich sind, erzogen worden sind, werden sie allgemein und vor allen Dingen dem andern Geschlecht den Respekt durch das einflößen, was sie sind. Alles höhre Kulturleben ruht aber auf dem Respekt der Menschen vor einander, das gilt sowohl von der Ehe in ihrer Wahrheit wie von der sozialen Bethätigung der unverheirateten Frau zum Besten des organischen Volks- und Familienlebens.

Freilich ist es mit der rechten Erziehung der Frau zu wahrhafter Bildung nicht allein gethan, auch das männliche Geschlecht

muß die Höhe reifen persönlichen Lebens gewinnen, wenn sich nicht der heillose Zwiespalt vergrößern soll, unter dem wir gegenwärtig schon leiden, daß die Frauen vielfach höher stehen als die Männer ihrer Familie und Umgebung.

4.

Die wirklich gebildeten, freien, festen und tiefen Männer und Frauen werden unwillkürlich durch ihre persönliche Erscheinung und Lebensführung in den verrotteten Verhältnissen Bahn brechen, denen die Frauennot entstammt, und sich aus Mitgefühl mit ihren Mitmenschen und aus Liebe zu ihrem Volke innerlich verpflichtet fühlen, alles zu thun, um die Allgemeinheit aus ihrem Banne zu befreien. Denn die Frauenfrage ist aus konkreten Notständen entstanden und kann nur gelöst werden, wenn die Notstände sich heben lassen oder, soweit das unmöglich ist, die Menschen ihrer mächtig werden. Ich kann mich nach dieser Richtung für die nachdenklichen Leser mit kurzen Andeutungen begnügen.

Die dringlichste Aufgabe wird sein, die geschlechtlichen Verhältnisse auf eine menschenwürdige Höhe zu heben. Daß sie das gegenwärtig nicht sind, bedarf wohl keiner Begründung. Der Materialismus und eine zeitweilige Verirrung der Medizin sowohl wie die willkürliche und zuchtlose, d. h. barbarische Lebensführung haben eine Verwilderung der sinnlichen Instinkte und eine Verwirrung des Urteils auf diesem Gebiete hervorgebracht, die unglaublich ist. Die alles durchdringende Unsittlichkeit hat die Reinheit des Empfindens zerstört und die allgemeine Anschauung, die ihr entstammt, die Enthaltsamkeit als Philistrosität verdächtigt und keusches Leben für ungesund erklärt.

Andrerseits hat uns die Prüderie im Leben und in der Moral den unbefangnen Blick und den harmlosen Sinn gegenüber den geschlechtlichen Dingen geraubt und das ganze Gebiet der Lüsternheit preisgegeben. Wenn man aber Natürliches nicht mehr natürlich anschaun und behandeln kann, verliert man notwendigerweise den klaren Blick für die sittliche Bedeutung und hohe Bestimmung, die ihm

eigen ist. So hat man denn auch das Verständnis dafür verloren, daß die Sinnlichkeit eine ebenso herrliche und hohe Himmelsgabe des Menschen wie jeder andere ursprüngliche Trieb ist und den heiligsten Respekt verdient, den wir allen großen Gaben der Natur schulden.

Die Folge von Unsittlichkeit und Prüderie ist nun, daß sich das Verhältnis zwischen Männern und Fraun sinnlich entzündet hat, zumal auf Seiten der Männer. Das ist eine schwere Krankheitserscheinung, die das gesunde, organische Gemeinschaftsleben zwischen dem männlichen und weiblichen Element unmöglich macht. Ich will nur auf zweierlei aufmerksam machen. Aus der sinnlichen Entzündung ergiebt sich notwendig die Mißachtung des Weibes als solchen. Man kann ihm nicht gerecht werden, und man kann es nicht für ebenbürtig halten, wenn der Blick durch sinnliche Erregung getrübt wird und in ihm schließlich im Grunde immer das sinnliche Reizmittel gesehen wird.

Eine andere Folge ist der Mangel an Respekt und Verständnis für die Bestimmung der Frau mit allen verhängnisvollen Auswirkungen, die sich daraus ergeben. Wie unter dem einen und dem andern Verheiratete und Unverheiratete heutzutage leiden, ist gar nicht auszusagen, und nur die oberflächlichen Beobachter, die vergessen, wie verborgen die vergifteten Sinne und die befleckte Phantasie liegen und sich auswirken, werden sich über den Umfang des Übels täuschen.

Das ist aber nicht die einzige Folge der unsittlichen Verwirrung, offner und schrecklicher treten die rein körperlichen Folgen zu Tage, die Verseuchung der Familien durch Geschlechtskrankheiten und die Verkümmerung ihrer Entfaltung durch die Abgelebtheit der Männer. Aber auch die unverheirateten Frauen leiden unter diesen Verhältnissen. Nicht nur, daß dadurch die Zahl der Eheschließungen bedeutend vermindert wird, und Tausende weiblicher Existenzen als Opfer der Lust zu Grunde gerichtet werden, nein, ich denke vor allen Dingen hier daran, daß die Stellung der Unverheirateten immer eine prekäre bleiben wird, solange sie schutzlos in dieser verpesteten Luft leben müssen und allen ihren Angriffen preisgegeben sind.

Hier muß also in erster Linie Wandel geschaffen werden Darüber sollte man sich allgemein klar werden. Glücklicherweise ist auch hier schon eine Wendung eingetreten, wenigstens in der Anschauung der Dinge. Früher war das Losungswort: „freie Liebe", d. h. man meinte das Übel zu heben, indem man die Willkür und Zuchtlosigkeit zum Prinzip erhob für Männer und Frauen. Das wäre natürlich der Untergang gewesen. Jetzt lautet die Parole: „reine Männer". Man beginnt allmählich einzusehn, daß unsere Triebe uns nicht zum Spiel und Kitzel willkürlicher Lustbedürfnisse gegeben sind, sondern um ihre Bestimmung zu erfüllen, und daß der Mensch den Beruf hat, sich in Zucht zu halten. Ist das ein allgemeines Grundgesetz wahrer Menschenkultur gegenüber der barbarischen Willkür ausschweifenden Sichgehenlassens, so giebt es keine zweifache Moral mehr für Männer und Frauen. Hier wie dort gilt das Ideal enthaltsamer Zucht bis zur Ehe. Gleichzeitig hat sich auch die lebenverneinende Macht des Materialismus offenbart, und die Medizin ist dahinter gekommen, daß keusches Leben nicht ungesund ist, sondern im Gegenteil den körperlichen Organismus kräftigt und dem Geiste eine außerordentliche Spannkraft und Leistungsfähigkeit verleiht.

Neben der Hebung der Geschlechtsverhältnisse auf eine menschenwürdige Höhe wird das Hauptziel für die Zukunft sein, der Ehe und Familie wieder die Bedeutung für den Einzelnen und die Nation zu verschaffen, die ihr gebührt. Bei der gegenwärtigen Abnahme der Eheschließungen in den gebildeten Kreisen wächst die Zahl der Frauen unverhältnismäßig, denen die Erfüllung ihres eigentlichen Frauenberufs versagt bleibt, und der damit verbundene, wenn auch nicht allein davon abhängige Rückgang des Kinderreichtums bedeutet nicht nur eine Verkümmerung des Familienlebens, sondern ist eine direkte, nationale Gefahr. Wir sollten uns in dieser Beziehung nicht dabei beruhigen, daß es bei einigen Völkern noch schlimmer damit steht, sondern uns darüber klar werden, welchen Menschenzuwachs wir brauchen. Wir brauchen nämlich jetzt bereits unendlich viel mehr, als wir hervorbringen,

denn wir sind außer Stande, die Menschenfülle, die unser Volk nach allen Teilen der Welt abgiebt, durch Nachwuchs ausreichend zu ersetzen. Unser nationaler Volkskörper verfällt infolgedessen dem Siechtum, das überall dort eintreten muß, wo die Kraftabgabe den Kraftersatz überschreitet. Wir holen ihn uns aus Polen, Rußland und Böhmen und zersetzen damit unsere Nation. —

Es muß wieder als selbstverständliche Pflicht von jedem Manne empfunden werden zu heiraten und möglichst früh zu heiraten. Es muß wieder sein selbstverständliches Ziel und Ideal werden, sich sein Glück in einem reichen Familienleben zu gründen. Es muß als eine Schmach gelten, unverheiratet zu bleiben, und als der größte Segen, zahlreiche Kinder zu tüchtigen Menschen auferziehen zu können. Ich weiß, daß das nicht leicht zu erreichen ist, denn es handelt sich hier um eine völlige Umstimmung des Volksbewußtseins. Aber sie ist nicht unmöglich, wenn sich die verschiedenen Kreise, die den nationalen Gedanken pflegen wollen, das Ziel einer neuen Kultur verfolgen, auf eine sittlich religiöse Erneuerung hin arbeiten, dessen inne werden, daß sie alle, wie getrennt sie sonst stehen mögen, an einem Umschwung auf diesem Gebiete in allererster Linie interessiert sind, und mit Energie allen faulen Meinungen die Stirn bieten, die den Menschen heutzutage die Ehe und das Familienglück zu verleiden suchen.

Ich weiß auch, daß das nicht ohne weiteres geht, denn die Unlust zur Ehe liegt wohl in der Luft, aber sie hat ihre ganz bestimmten Voraussetzungen, die zunächst gehoben werden müssen. Das sind nun nicht in erster Linie die wirtschaftlichen Verhältnisse. Die sind heute so günstig wie nie zuvor. Nicht die Lebensnot und der Kampf ums Dasein halten die Menschen von der Ehe ab, sondern die Feigheit vor dem Leben und die Üppigkeit in der Lebensführung. Deshalb müßten die bequemen Herren Junggesellen vor allen Dingen einmal die Schmach dieser Feigheit von allen wirklich männlichen Elementen unsers Volks zu fühlen bekommen. Warum ist unsere Jugend so wenig kampfesfreudig dem Leben gegenüber? Warum dieses sich Drücken, sich Biegen,

Ausweichen und Fliehn, das man überall beobachten kann? Warum sucht man so krampfhaft nach dem bequemsten Lebensweg, statt mit der alten germanischen Lust am heroischen Abenteuer des Lebens in der Überwindung auch der widerspenstigsten Schwierigkeiten sein Glück zu suchen. Also: Erziehung der Knaben zu gesunder Kraft, die allerdings immer durch unsittliches Leben erschöpft wird, und zur Tapferkeit des Lebens, die keine Furcht kennt, kein Opfer scheut und aller Lasten lacht.

Aber Tapferkeit giebt es nicht ohne Enthaltsamkeit, und deshalb halte ich schließlich für das größte Hindernis der Eheschließungen die Fülle von Bedürfnissen, die unsre jungen Leute beiderlei Geschlechts haben, und ihre Unfähigkeit zum Besten der hohen Ziele des Lebens überflüssigen Genußmitteln zu entsagen. Deshalb brauchen wir wieder eine spartanische Erziehung der Jungen wie Mädchen, und es muß wieder das Verständnis für den Wert der Enthaltsamkeit geweckt werden. Unsere Jugend sucht, mißleitet durch Eltern und Erzieher, ihren Ruhm auf allen möglichen Gebieten: warum nicht darin, so wenig wie möglich Bedürfnisse zu haben und Herr der Bedürfnisse zu bleiben? Ist es nicht unglaublich, daß es Menschen giebt, die, ohne schamrot über sich selbst zu werden, ruhig sagen, daß sie dieses oder jenes nicht entbehren könnten. Hier zeigen sich die Folgen davon, daß in dem ganzen Erziehungsleben unsrer Zeit die absichtliche und methodische Anleitung zur Selbstzucht und die Begeisterung dafür fehlt. Es ist unglaublich, mit wie wenig Daseinsmitteln der Mensch auskommen und glücklich sein kann, wenn er die Wurzeln seines Glücks in dem eignen Sein sucht und findet.

Sobald sich das Verständnis hierfür verbreitet und ein Leben mit diesen Idealen in dem heranwachsenden Geschlecht gepflegt werden wird, werden sofort die Eheschließungen in den Kreisen wieder zunehmen, wo sie jetzt so erschreckend sinken. Aber die Ehen werden dadurch nicht nur an Zahl gewinnen, sondern auch an Wahrheit. Denn was ich als die Voraussetzung ihrer Abnahme vor Augen stellte, ist auch die Ursache, daß man sie zu

einem geschäftlichen Akte und zu einer Lebensversicherung entwürdigte.

Gelingt es dem Zusammenwirken aller kulturkräftigen Elemente, den zwiefachen Bann der unter dem Schutz der Prüderie auf dem Boden des praktischen Materialismus wuchernden Unsittlichkeit und der Abneigung gegen das eheliche Leben und das freie Wachstum der Familie zu brechen und damit eine Gesundung des gemeinschaftlichen Lebens zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht in und außer der Ehe anzubahnen, so wird der Staat ganz von selbst in seiner innern Politik der Initiative folgen, die er den Vorkämpfern eines nationalen Aufschwungs dankt. Nur muß man sich über die Grenzen seines Wirkens klar sein. Der Staat kann nichts hervorbringen, er kann nur schützen, was vorhanden ist, und fördern, was wird.

Er kann das Volk nicht versittlichen und mit Idealen erfüllen, trotzdem er die Schule in der Hand hat, denn er hat nicht die auf die Kinder wirkende Gesinnung seiner Lehrer in der Hand. Aber er kann die Jugend bewahren helfen, indem er dem öffentlichen Hervortreten der Unsittlichkeit eine Schutzwehr entgegenstellt. Nach dieser Richtung ist alles geschehen, was geschehen kann. Jeder weitere Schritt würde eine staatliche Organisierung der Prüderie bedeuten, die wahrlich weit genug schon in seine Verwaltung eingedrungen ist.

Dagegen ist bisher so gut wie noch nichts zum Schutze und zur Förderung der Ehen und Familien geschehen. Zwar bindet er Mann und Weib fest zusammen, aber er überläßt sie dann ihrem Schicksal. Und doch wäre die natürliche Folgerung aus der Eheschließung durch den Staat, daß er ein Apellinstanz bliebe für die Frauen, die ihren brutalen und verlotterten Männern gegenüber machtlos sind. Wenn er Kranke entmündigt, warum nicht Wüstlinge, wenn er Verschwender großer Vermögen unter Kuratel stellt, warum nicht die Verschwender ihrer Arbeitslöhne oder gar des Arbeitslohns ihrer Frauen? Was den Reichen recht ist, das ist den Armen billig. Die rechtliche Ohnmacht einer Frau, die mit ihrer Hände

Arbeit ihre Familie ernähren muß, gegenüber einem Manne, der ihr den Verdienst abnimmt, um ihn zu vertrinken, ist ein empörender Skandal in einem zivilisierten Staate.

In der innern Politik vermisse ich aber überhaupt die Sorge um die Familie und das werdende Geschlecht. Alles, was Mutter ist, gehört unter den sorgfältigsten Schutz des Staates. Es ist nicht nur ein Mangel an Menschlichkeit, sondern auch an nationaler Weisheit, wenn sich der Staat nicht in nachdrücklichster Weise der verlassenen unverheirateten Mütter und ihrer unehelichen Kinder annimmt. Es ist doch eine Inkonsequenz, daß er, sobald ein Familienvater stirbt, die hinterbliebenen Kinder unter vormundschaftliche Aufsicht stellt, aber um das Schicksal der vaterlosen unehelichen Kinder, denen sich oft genug auch noch die Mutter entzieht, sich nicht kümmert. Hat die Gesellschaft ihnen gegenüber noch nicht die Reife wahrer Humanität, so sollte der Staat umsomehr in den Riß treten.

Aber abgesehen davon müßte die ganze Gesetzgebung von der Rücksicht auf die Förderung der Familie durchdrungen sein. Was könnte der Staat thun, um die Eheschließungen unter dem Heer seiner Beamten zu fördern. Ich denke dabei nicht an eine Erhöhung der Gehälter, wohl aber an eine Berücksichtigung der Familienverhältnisse bei der Besetzung von Stellen in den niedern Schichten und an eine Förderung einfacher Lebensweise in den höhern. Aus allen Kreisen der Beamtenschaft höre ich die Klage über die Pflichten der Repräsentation und sogar, daß der Gesichtspunkt, wie weit der Einzelne dazu aus eignem Vermögen oder dem Vermögen seiner Frau imstande sei, bei der Besetzung von Stellen ausschlaggebend sei. Welche verheerende Folgen hat das für die Eheschließungen in diesen Kreisen nach Zahl und Güte! Sind wir denn noch nicht gebildet genug, um von der Einsicht erfüllt zu sein, daß die einzige Repräsentation unsrer Person und unsres Amts das ist, was wir leisten! Sind wir noch so barbarisch, daß wir dazu einen orientalischen Luxus, üppiges Essen und Trinken und protzenhafte Schaustellung brauchen! Der Umschwung zur Einfachheit liegt wesentlich mit in der Hand des Staats, und Gott gebe, daß die Einsicht dafür in den maßgebenden Stellen

endlich aufdämmert. Aber auch sonst könnte der Staat genug thun, um die Entfaltung der Familie zu fördern, auf der doch schließlich sein Bestand und seine nationale Zukunft ruht. Ich habe darauf schon am Schluß des zweiten Aufsatzes hingewiesen und brauche es nicht weiter im einzelnen auszuführen.

So viel nach dieser Richtung noch geschehen muß, so wenig läßt die Fürsorge des Staats für die Unverheirateten nach Seiten ihrer Berufsthätigkeit zu wünschen übrig. Hie ist alles geschehen, was geschehen kann, und wenn der Staat nicht methodisch die weibliche Jugend in der gleichen Weise heranschult wie die männliche und für alle männlichen Berufsarten auszubilden sucht, so thut er nur, was im eigensten Interesse des weiblichen Geschlechts liegt. Das fehlte gerade noch, daß er ihnen die Wege zur unnatürlichen Verirrung von ihrer eigentlichen Bestimmung baute!

So viel aber auch der Staat thun kann, um die Lösung der Frauenfrage zu fördern, gelöst wird sie nur durch die Menschen selbst und die rechte Lebensführung. Gehen wir einer neuen Kultur entgegen, die wesentlich die Kultur des menschlichen Wesens ist, so wird sie die Lösung des Frauenproblems ganz von selbst mit sich bringen. Wenn aber die Gedanken vieler Leserinnen am Schlusse dieser drei Aufsätze in der alten Evaart sich auf die Männer lenken werden, an denen es vor allen Dingen liege, daß hier eine Wendung eintrete, dann haben sie von meinen Ausführungen nichts profitiert, so sehr sie auch Recht haben. Gewiß, das Heil der Frauen liegt bei den Männern, aber das Schicksal der Männer sind die Mütter. Wenn es so ist, daß die Frauenwelt heutzutage unter der Entartung der Männer leidet, und hieraus allein die Frauenfrage entstanden ist, so haben es nur die Frauen in der Hand, ihr Leid zu wenden und ihre Not zu heben, indem sie ihre Söhne zu rechten Männern erziehn, die der natürlichen, nationalen und kulturellen Bestimmung ihres Geschlechts gewachsen sind. M.

Keine Frage.

Ein reicher Mann hatte zwei Söhne. Einer war leichtsinnig, der andere brav. Beide offenbarten mit der Entwickelung alle Folgen ihres Wesens. Der Leichtsinnige wurde liederlich, kam in schlechte und schlechteste Gesellschaft, lernte trinken und spielen und verlor jeden sittlichen Halt, sodaß kein Laster ihm fremd blieb.

Als er eines Tages sein Erbteil völlig verspielt hatte, blieb ihm kein Ausweg, als niederste Dienstleistungen zu thun. So wurde er Schweinehirt. — Aber er konnte ja bei den Schweinen nicht bleiben. Hatte er auch sein Sohnesrecht verwirkt, so konnte er wenigstens der Nähe des Vaters nicht entbehren, er mußte heimkehren und begehrte daheim der allergeringsten Dienste, aber daheim!

Der Brave dagegen brachte auch seine Natur zur vollen Entfaltung. Streng lebte er in den Ordnungen des Hauses. Auch ein billiges Vergnügen, wie man's jungen Leuten gern gestattet, versagte er sich beharrlich, um in allen Stücken tadellos und gerecht zu sein.

Der tiefe Fall des Bruders, dessen fataler Leichtsinn ihm stets ein Dorn im Auge gewesen war, wirkte auf ihn wie eine wahre Erleichterung. Endlich Wahrheit, endlich Gerechtigkeit! atmete er auf, während der Ernst der Bravheit seine Züge in strenge Falten legte. Seine Tugendhaftigkeit leuchtete nun erst recht auf, nachdem der brüderliche Leichtsinn den dunkeln Hintergrund dazu geschaffen. In allen Geschäften des Vaters war er der Erste und unermüdlich thätig. Ja, auch ganz entlegenes, was er nur im Sinne des Vaters hielt, erfüllte er eifrig und untadelig, daß weder das liebende Auge des Vaters noch das scharfe eines Neiders an ihm einen Fehler entdeckte in seiner äußersten Dienstbeflissenheit.

Als jedoch der Verlorene heimkehrte von den Schweinen weg, drückte der Vater ihn an sein Herz und freute sich seiner Wiederkehr und ließ ihn doppelter Liebe teilhaft werden, um ihn nie mehr zu verlieren. Über den Braven aber seufzte er heimlich und viel.

Gerade seine Tugendhaftigkeit schied ihn tiefer von der Liebe des Vaters, als den Verlorenen seine Verlorenheit. Dieser verstand das Wesen des Vaters am tiefsten und schien in dieser Liebe ganz zu gesunden, während jenen sein Gehorsam eher ferner als näher brachte; ja vor lauter Gehorsam merkte er vom innersten Wesen des Vaters nichts.

Welcher von beiden trug wohl mehr vom Wesen des Vaters an sich? Welcher ist dir lieber? Lh.

Mitteilungen.

Kürzlich schrieb mir ein neuer Abonnent der Blätter: „Einen Vorwurf muß ich Ihnen machen. Eine freundliche Gottesfügung, wie Sie sie nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen, hat mich mit Ihren Blättern bekannt gemacht. Wie viele sind es, die sich gleich mir wie erlöst vorkommen würden, wenn sie die Blätter hätten. Aber sie ahnen ihre Existenz so wenig wie ich bis vor kurzem. Hier müssen Sie Wandel schaffen, Sie begehen sonst eine Sünde, die dem Vergraben anvertrauter Pfunde gleichkommt. Nicht, daß Sie den direkten Bezug ändern sollten, nur für Bekanntmachung sollten Sie besser sorgen."

Das ist mir schon oft genug vorgehalten worden, und ich erkenne an: mit Recht. Aber wie soll das geschehen? Der einfachste, natürlichste und wirksamste Weg ist und bleibt die Bekanntmachung von Mund zu Mund, und ich kann nur die dankbaren Leser bitten, darin nicht müde zu werden. Aber der persönliche Weg von Mensch zu Mensch reicht nicht aus. Das zeigt schon ein geographischer Überblick über die Leserschaft. Aber ich kann doch unmöglich die Blätter in den Zeitungen annoncieren oder sie sonst in der Presse empfehlen. Ich kann mich auch nicht dazu entschließen, Rezensionsexemplare an die verschiedensten Blätter zu verschicken, damit sie durch Besprechungen bekannt werden. Wenn man den äußerlichen, handwerksmäßigen Rezensionsbetrieb kennt, so vergeht einem die Lust dazu.

Das einzige, was geschehen kann, ist meines Erachtens, daß

ich mich nicht mehr dagegen sträube, daß in der Öffentlichkeit von den Blättern gesprochen und auf sie hingewiesen wird. Der einzige Weg der Bekanntmachung, der ihrem Charakter nicht widerspricht, ist der, daß Leser der Blätter, die von ihnen für ihr persönliches Leben etwas gehabt haben und wünschen, daß auch andere davon Nutzen ziehen, in Zeitungen oder Zeitschriften, die ihnen nahe stehn, über die Blätter Bericht erstatten und sie allen empfehlen, denen an der Pflege ihres persönlichen Lebens liegt.

Dagegen haben wir also nichts mehr einzuwenden, sondern würden im Interesse des Zwecks, den die Blätter verfolgen, sehr dankbar sein, wenn schreibgewandte Leser, die den Inhalt der Blätter beherrschen und das treibende Moment in ihnen erfaßt haben, mithelfen möchten, um sie denen nahe zu bringen, die sie brauchen. Nur bitte ich, daß es nicht geschieht, ohne daß ihre Bezugsquelle angegeben und auf den direkten Bezug aufmerksam gemacht wird.

Der abgeschlossene Band ist wesentlich von der Frauenfrage beherrscht, ich hoffe aber, sie so behandelt zu haben, daß die Aufsätze nicht nur die Frauen interessieren, ja ich wünschte, daß sich grade die Männer recht gründlich damit beschäftigten. Auch für mich selbst ist die Frage damit noch lange nicht erledigt. Je tiefer man sie faßt, um so mehr überzeugt man sich von ihrer zentralen Bedeutung. Deshalb wäre ich sehr dankbar, weitere Äußerungen über meine Aufsätze zu erhalten.

Im kommenden Herbst werde ich vom 29. Oktober ab an 7 Montagen und Donnerstagen in Berlin im Saale der Hochschule für Musik, an den entsprechenden Dienstagen in Leipzig im großen Saale des kaufmännischen Vereins, an den Mittwochen in Halle und an den Freitagen in Potsdam in noch zu bestimmenden Sälen Vorträge halten. Prospekte darüber werden seiner Zeit an die Abonnenten der betreffenden Orte versandt. Wer sie sonst noch wünscht, wolle sich an den Verlag nach Leipzig wenden. Das 1. Heft des 4. Bands wird Anfang November erscheinen.

Schliersee, den 24. August.

Johannes Müller.

Blätter

zur

Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben

von

Dr. Johannes Müller

Vierter Band



als Manuskript gedruckt

1901

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen jährlich viermal. Sie tragen einen durchaus vertraulichen Charakter. Deshalb werden sie nur als Manuskript gedruckt und erscheinen nicht in der Öffentlichkeit. Sie sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem Herausgeber zu beziehen. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts ist untersagt.

Bestellungen, Zahlungen u. s. w. werden

An den Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Leipzig

erbeten, von wo aus die Hefte direkt versandt werden, alle Äußerungen über den Inhalt u. s. w. aber an den Herausgeber Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 2 G., Niederland 2,50 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte stehen zum Preise von 1 Mark zur Verfügung. Einbanddecken für einen vollständigen Jahrgang sind für 1 Mk., gebundene Exemplare für 4,50 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände und Hefte können jederzeit noch gebunden und ungebunden bezogen werden.

Inhalt.



Liebe.

Strebet nach den besten Gaben; und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen.
Paulus, der Apostel. 1. Kor. 12, 31.

1. Das Los der Liebe unter den Menschen.

Jesus Christus war der Sonnenaufgang der Liebe in der Welt. Vor ihm verblaßte alles glänzende Sternenlicht, das die Nacht der Menschheit erhellte. Der Tag eines neuen Lebens brach an. Seitdem weiß die Welt von Liebe, so wenig sie auch von ihr bergen mag. Gewiß sind die leuchtenden Strahlen, die von ihm ausgingen, im Dunste der Niederungen des menschlichen Wesens verblichen und haben alle belebende Glut verloren, aber die Kunde von dieser Liebe kann nicht verloren gehn, so unfaßlich sie uns auch dünkt. Wir wissen, daß sich einst eine ungeheure Menschenliebe offenbarte und in viele Herzen überquoll wie ein Öffnen und Herabfluten des Himmels, und daß nichts andres das Geschick der Menschheit wenden kann, als wenn sich wieder der Himmel öffnet, und die Liebe, die seine Art trägt, das Leben der Menschheit wird.

Seitdem giebt es kein Wort, das die Menschen so begeistern kann wie das Wort Liebe. Wenn es nur genannt wird, ist es, als

ob ein Sonnenstrahl in das Alltagsgrau des Lebens fällt: die Gesichter verklären sich, und die Augen leuchten. Wie ein Laut aus einer andern Welt klingt es durch den Sinn und läßt die Seelen in ahnungsvoller, sehnsüchtiger Wonne erzittern. Man fühlt sich aus den Häßlichkeiten seines Wesens und aus den Peinlichkeiten des Lebens in ein höheres Reich emporgehoben und empfindet etwas von der herrlichen Bestimmung des Menschen.

Deshalb ist es kein schlechtes Zeichen für unsre Zeit, daß Liebe wohl das populärste Wort ist, das es giebt. Bis auf wenige Ausnahmen, die vielleicht nur ein starkes Gefühl für Wahrheit abhält, mit für Liebe zu schwärmen, finden sich in ihrer Verehrung alle Richtungen und Parteien zusammen. Liebe predigen alle Bekenntnisse und Kirchen, die Presse aller Schattierungen, die Reformatoren aller Heilarten in vielstimmiger Harmonie. Der Gedanke der Liebe ist die einzige Freistatt, in der sich die zerrissene Menschheit einträchtig zusammenfindet.

Was für eine Macht müßte dann die Liebe in unsrer Zeit sein, wenn sie von der Begeisterung aller getragen wird! Welch eine herrliche Ernte adliger Seelen müßte das geben, wenn von allen Seiten einmütig das Samenkorn der Liebe in die Herzen gestreut wird! Aber nichts von alledem. Wer Liebe sucht, wird wenig finden. Sie ist ein seltnes Pflänzchen auf dem Erdboden geworden, so selten, daß viele die wahrhaftige Liebe noch gar nicht kennen, weil sie sie nie gesehen haben.

Es ist das alte Verhängnis, das wir allenthalben beobachten: die Liebe ist wie so vieles eine Idee geblieben und nicht ins Leben getreten. Sie ist eine herrliche Luftspieglung der Gefühle über dürrem, ödem Lande. Der Himmelsbrand, der auf die Erde fiel, hat kein mächtiges Feuer entzündet, das reißend um sich griffe, sondern wirft nur einen hellen Schein über kalte, finstre Tiefen. Nur hier und da glimmt ein Funke und ringt darnach aufzuflackern. Aber er verglimmt immer wieder, ohne aufzuflammen und weiterzugreifen.

Liebe heißt jetzt der religiöse Kultus im Reiche der Phrase.

Gott ist die Liebe, das ist der Glaube und Nächstenliebe das Evangelium. Aber alles ist hohl und faul. Der Glaube ist nur eine leichtfertige Lebenszuversicht, die jeden Augenblick in Verzweiflung umschlagen kann, und die Nächstenliebe nur eine soziale Sentimentalität, in der sich der brutale Egoismus gefällt, die aber nur zu sehr an die weinerliche Gemütsschwäche alter Sünder erinnert. Das Reden von Liebe und die Gefühle, die es hervorruft, sind nur ein trügerischer Schimmer über den Wogen des Kampfs ums Dasein. Wohl bringt man dem Kultus, dem man huldigt, Opfer genug. Die öffentliche Wohlthätigkeit hat eine ungeheure Ausdehnung gewonnen und gebietet über gewaltige Mittel freiwilliger Schenkungen. Aber das ist kein Beweis für die Wahrheit, Tiefe und Kraft der Empfindung. Denn die in Geld abgelöste Verpflichtung zur Liebe ist keine Liebe, und die Vermächtnisse haben ihre psychologischen Anlässe meist ganz wo anders.

Beobachten wir doch einmal die Menschen, wie sie sich lieben. Wer glaubt denn noch an die Komödie der Liebenswürdigkeit, die man ins Gesicht so meisterlich spielt, um sich hinter dem Rücken sofort in Spott, Verkleinerung und Gehässigkeit zu ergehen? Wie weit sind wir auch nur von den Voraussetzungen der Liebe entfernt! Wie mögen sie behaupten, lieben zu können, wenn sie niemandem gerecht werden können, wenn sie allemal in Ungerechtigkeit die Besinnung verlieren, sobald ihnen etwas gegen den Strich geht! Und doch brüsten sie sich mit der „Wahrheit in Liebe"!

Nein, mit der Liebe ist es nicht weit her heutzutage. Man schwärmt für das, was man nicht hat. Aber es sind unfruchtbare Wehen. Was sich Liebe nennt, ist meist ganz was andres, und denke ich daran, so klingt mir seit Jahren immer wieder ein Wort auf, das ich irgendwo einmal hörte: „Die Liebe ist erlogen, und nur der Haß ist echt."

* * *

Diesem Dichterworte steht der gewaltige Hymnus des Paulus gegenüber, in dem das himmlische Feuer flammte: Wenn ich alles

hätte, wüßte, könnte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Alles ist vergänglich, nur die Liebe ist ewig. Die Liebe ist das einzig Echte, Wahre, Wertvolle, Bleibende. Zwischen den Polen dieser beiden Worte liegt der Weg des Lebens für die Menschheit. An die Stelle der Naturordnung des Hasses soll das Naturgesetz der Liebe treten: statt Zwietracht Liebesgemeinschaft, statt Kampf ums Dasein Hilfe am Werden, statt Habgier Selbstmitteilung, statt Wiedervergeltung freudiges Dulden, statt tiefes Mißtrauen unbegrenztes Vertrauen, statt rechtlicher Verpflichtung freiwilliges Streben, statt Gewalt und Zwang der Drang herzlicher Zuneigung, statt Ausbeutung Erlösung, statt Unterdrückung Unterstützung, statt brutaler Gleichgültigkeit zarte Rücksicht — eine völlige Umwälzung aller menschlichen Verhältnisse und Beziehungen durch das Lebenselement wahrhaftiger Liebe.

Das sieht aber aus, als müßte die menschliche Natur, wie sie ist, vollständig umgekehrt werden. Sie scheint eigentlich ein Widerspiel eines Wesens der Liebe zu sein. Nur ein gegensätzliches Geschöpf als der Mensch, sollte man meinen, wäre solchen Auslebens fähig. Deshalb ist es wohl zu begreifen, daß die einen behaupteten, das Liebesziel Christi sei die Widernatur und Entartung des Menschen, und die andern, der Mensch müsse zerbrochen und von Grund aus umgewandelt werden, wolle er wahrer Liebe fähig werden.

Aber das ist doch nicht der Fall. Denn er besitzt die Anlage dazu, auch wenn sie verkümmert oder verdorben ist, und wenn er Liebe nicht fühlt, so fühlt er doch den Mangel. Wir finden doch auch Liebe in der Welt, und wäre sie nur wie ein fahler Schein, es ist doch Licht, und alles Licht stammt von der Sonne. Es ist Dämmerlicht, das des Aufgangs der Sonne harrt.

So wenig ich die wahrhaftige, vollkräftige, eruptive Liebe unter den Menschen finde, die leuchtet, wärmt und zündet, so allgemein sehe ich das Verlangen und den Drang nach Liebe. Wo wäre er nicht! Welcher Mensch dürstet nicht irgendwie nach Liebe und möchte nicht gerne lieben! Auch die Scheinliebe, mit der sich heute die Menschen täuschen, ist ein Beweis dafür. Es ist gar

nicht zu sagen, was für eine Fülle von Liebesfähigkeit und Liebessehnsucht unter den Menschen ist. Wir dürfen nur nicht an der Oberfläche bleiben, denn was verbirgt der Mensch mehr als sein Herz, als das Leiden seines Herzens! Ja oft sieht das, was wir beobachten, eher nach dem Gegenteil aus als nach einer Äußerung der Anlage zur Liebe. Oft ist das verschlossene und abweisende Wesen eines Menschen nur enttäuschter oder zurückgeschlagener Liebesdrang und der Trotz und die Kälte nur erfrorene Liebessehnsucht, beides aber spricht von tiefer Liebeslust. Nein, man sage nicht, der Wille zur Liebe sei dem ursprünglichen Wesen des Menschen fremd. Mir scheint im Gegenteil, daß er in den tiefsten Gründen seines Wesens dem Sonnenaufgang der Liebe Christi entgegenträumt und entgegenseufzt, daß alles in ihm auf diese Lösung seines dunkeln Schicksals angelegt ist und prophetisch darauf hinweist.

Dann scheint es aber doch wunderbar, daß das Evangelium Christi die verborgene Liebessehnsucht nicht hervorgelockt und zu himmlischer Leidenschaft ausgelöst hat. Gewiß, aber das ist nur dasselbe Staunen, das über uns kommt, wenn wir unter dem Eindrucke der Persönlichkeit Jesu stehn und uns wundern, daß nicht schon längst die ganze Welt eine neue Schöpfung geworden ist, die ganze Welt und — wir selbst. Es wäre unbegreiflich, wenn es nur eine Sache des Wollens und nicht auch des Könnens wäre, des wollen Könnens und des werden Könnens. So möchten wir wohl auch alle gerne lieben, aber wir können es nicht, nicht wirklich und so wenig, so selten.

2. Die Liebe als unmittelbare Empfindung.

Was ist Liebe? Liebe ist vor allem eine unmittelbare Empfindung, die man hat oder nicht hat, und nicht ein absichtliches Verhalten, das in unsrer Macht steht. Entweder sie quillt ursprünglich aus uns empor, oder es regt sich nichts in den Gründen unsers Seins, und dann sind wir außer stande, auch nur einen Tropfen

hervorzupressen. Liebe ist also ein Naturdrang, aber keine sittliche Leistung persönlichen Lebens. Man kann nur lieben, wenn man lieben muß. Niemand kann seine Gefühle kommandieren. Also kannst du auch nicht Liebe gebieten, wo sie nicht vorhanden ist, und nicht Liebe leisten wollen, sie dir vornehmen oder andern versprechen, wenn sie nicht von selbst aus deinem Innern strömt.

Man kann sich zwingen liebenswürdig zu sein, aber man kann sich nicht zwingen zu lieben. Die Wohlthaten, die Liebe übt, die Opfer, die Liebe bringt, die zarte Rücksicht, die Liebe nimmt, kann man üben, sich vornehmen oder gebieten, aber nicht die Liebe selbst. Nur darfst du dir dann nicht einbilden, es sei thätige Liebe, was du leistest: es ist nur ihre Nachahmung. Es ist nichts Ursprüngliches, sondern etwas Nachgemachtes. Es ist nicht Lust, sondern Last, wenn auch eine liebe Last. Es ist nicht ein unüberwindliches Bedürfnis, sondern eine sittliche Selbstüberwindung. Es ist nicht Leidenschaft, sondern Askese.

Mag dann das, was man Liebe leisten sieht, noch so vollkommen nachgeübt werden, es ist doch wesentlich etwas andres und bleibt etwas andres als wirkliche Liebe in ihrem Schaffen, Walten, Helfen. Es fehlt das persönliche Leben darin, der Drang, das Feuer und die Macht des Selbst. Sie ist selbstlos im eigentlichen Sinne und darum herzlos wie der Druck einer kalten Hand. Sie thut weh, wenn sie wohl thun will. Sie erkältet die Seele, wenn sie den Körper wärmt. Alle Wunderwirkungen wirklicher Liebe bleiben ihr fremd, und kein Eifer hebt ihre Unfruchtbarkeit.

Darum ist die Aufopferung eines Menschen für seine Nächsten noch kein Beweis seiner Liebe. Man kann alle seine Habe hingeben und sich selbst, ohne Liebe zu empfinden. Ja vielleicht ist es nur die heiße Sehnsucht, lieben zu können, die dazu treibt, und die Seele bleibt doch tot, wie dürres Holz, das sich nach der Flamme sehnt. Hingabe an seine Mitmenschen, an die Armen, Kranken, Unglücklichen ist ein hohes Ideal und eine befriedigende Lebensaufgabe, wie jede andere, wie Hingabe an die Kunst und Wissenschaft, an die Kultur unfruchtbarer Öden und die Bezwingung der

Naturkräfte, die ganz andern Motiven entspringen kann als dem Naturdrang der Liebe. Die Begeisterung für hohe Ziele und der soziale Trieb, sich andern nützlich zu machen, kann sie ebenso tragen wie Ehrgeiz und Scheinsucht oder die Flucht vor sich selbst. Ja oft ist es grade die trostlose Dürre und Liebesleere im Innern, die dazu treibt, durch Hingabe Liebe ernten zu wollen und davon den Hunger der Seele zu stillen. Wie viele Unglückliche mag es in der Liebesthätigkeit geben, die vielleicht unbewußt nur selbst Erlösung suchen, indem sie andre von ihren Leiden erlösen möchten! Wie kann aber der lieben, dessen Selbst noch nicht erlöst ist!

Jahrtausende lang haben die Sittenlehrer das Gebot der Liebe gepredigt und die Menschen Liebe geübt und doch nicht lieben gelernt. Schließlich wurde es ihnen nachgrade Last und Mühsal, so daß sich rückgratstarke Männer dagegen aufbäumten und trotzig nach dem Rechte solcher Forderungen frugen. Aber niemand löste den Drang zu lieben aus verborgnem Bann und schlug die Quelle aus dem Felsengestein. Sie vermochten es nicht, und darum redeten sie von dem Nutzen und der Rücksicht auf die Masse, von dem Verderben ungebändigter Wogen, die das Öl der Liebe nicht glätte. Sie sprachen von der Seligkeit des Wohlthuns, weil sie von der Seligkeit der Liebe nichts wußten. So trat an die Stelle unmittelbarer Empfindung der reflektierte Vorsatz, der kategorische Imperativ, und unter seiner Umständlichkeit welkte die Ursprünglichkeit keimender Liebe.

Nein, wir wollen euch keine Liebespflichten aufhalsen und, wo es sich um Forderungen des Allgemeinwohls handelt, nicht das Wort Liebe mißbrauchen. Wir wollen euch vielmehr die Liebe preisen und ihre Strahlen auf euch fallen lassen, daß ihr euch darnach sehnt, mit Thränen darnach sehnt, lieben zu können und mit Eifer sucht, lieben zu dürfen.

* *
*

Wenn Jesus das alte Gebot aufnahm: „du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst," so stellte er die Liebe damit nicht in die Reihe

der moralischen Pflichten, die wir in der Hand haben: du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, du sollst nicht töten u. s. f. Das liegt ja schon in dem Worte selbst. Wir sollen unsern Nächsten so lieben wie uns selbst. Die Liebe zu uns selbst ist aber keine sittliche Leistung, sondern der Naturdrang unsers Selbsterhaltungstriebs. Das „du sollst" drückt also hier nicht ein Moralgesetz unsers Verhaltens, sondern eine Bestimmung unsers Wesens aus, wie in dem andern Worte: „ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Die Liebe ist eine Bewegung, ein Ausstrahlen und Überströmen unsers Wesens, eine Fähigkeit und ein Vermögen, das wir haben sollten. Wie Jesus uns das ewige Wesen und den unendlichen Wert unsrer Seele offenbart, so stellt er uns die himmlische Liebesvollmacht unsers Selbst, die den Kindern des Vaters im Himmel eigen ist, vor die Augen, um uns den Blick dafür zu öffnen und das Verlangen darnach zu entzünden. Aber niemand kann sie sich nehmen, der sie nicht hat, der sie nicht empfangen hat.

Deshalb konnte er auch sagen: „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebt" so alt es war. Denn es war wesentlich neu, wie alle andern, die er gab. Es war die Erfüllung dessen, was zu den Alten gesagt war, mit einem neuen Leben, dem alle sittlichen Pflichten aus wahrer Empfindung und ursprünglichem Drange von selbst entsprangen. Jesus weist auf allen Punkten von dem sittlichen Handeln, das Pflicht unsers Willens ist, auf ein inneres Sein und Gesinntsein, das nicht anders kann. Dieses neue Sein und Empfinden offenbarte er an sich selbst, schuf es in den empfänglichen Seelen durch den lebendigen Eindruck seiner Persönlichkeit und ließ es gedeihen in der himmlischen Lichtflut seiner Liebe. Deshalb lautete das neue Gebot: „daß ihr euch unter einander liebt, wie ich euch geliebt habe". So suchte er die Menschen von dem Zaun und Joch moralischer Gebote zu einem neuen Leben zu erlösen, das ohne alles Pflichtengehege ursprünglich Wahrheit schafft, indem es sich bethätigt, in der Freiheit der Kinder Gottes.

3. Die beiden Quellen der Liebe.

Was ist Liebe? Es ist nicht leicht zu sagen, worin sie besteht. Denn vielerlei nennen wir Liebe. Wir können auch keinen Begriff und keine Beschreibung von ihr geben und sagen: das ist Liebe, alles andre ist keine. Denn was allein im Vollsinne des Wortes Liebe ist, finden wir oft annähernd oder unzulänglich, nur zum Teil oder nicht lauter und gemischt, kurz so abweichend, wie wir alle von der Wahrheit des Menschen abweichen, und doch ist es eine Liebesempfindung echter Art, so dürftig und erbärmlich sie uns auch vorkommen mag. Es ist Liebe und bei aller Jämmerlichkeit eine Morgenröte und Verheißung der wahren Liebe, die man noch nicht kennt.

Liebe ist Zuneigung, die wir zu jemand haben. Wer weiß, was das ist, hat schon einen Begriff von Liebe, gewiß nur einen blassen und farblosen, aber doch einen zutreffenden, denn Zuneigung ist eine unwillkürliche Empfindung, und sie ist mehr Liebe als das sogenannte liebevolle Verhalten ohne ursprüngliche Zuneigung. Wir neigen uns aber nur dem zu, der uns anzieht. Deshalb setzt die Zuneigung eine Anziehungskraft voraus, die sie erweckt. Da nun der Mensch zunächst sich selbst liebt, weil er ganz ursprünglich und notwendig, d. h. instinktiv Wohlgefallen an sich und seiner Art empfindet, so wird er naturgemäß von allem angezogen, was ihn fördert und seine Art angenehm berührt. Deshalb finden wir Zuneigung vor allem als Sympathie und Dankbarkeit.

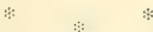
Der Mensch ist mir sympathisch, sagen wir, wenn wir uns zu jemand hingezogen fühlen, und dann glänzen unsre Augen und erhellt sich das Gesicht, unser Herz fühlt sich erhoben und von Behagen überströmt, wenn wir uns ihn vorstellen, von ihm reden und mit ihm zusammen sind. Ist das nicht schon Liebe, wenn auch nur im ersten sich Regen? Was sie eigentlich anzieht, bleibt den meisten zunächst verborgen. Sie müssen die Reize für ihre Empfindung erst erforschen, wenn sie sich klar darüber werden wollen. Es können verschiedne sein. Zuneigung empfinden wir für alle, deren

Art der unsern entspricht, sei es daß sie die gleiche ist oder mit ihr wohlthuend zusammenklingt, die uns befriedigend ergänzen oder unsern Interessen entgegenkommen, die etwas Befreiendes für uns in unsern innern Banden haben oder darstellen, was das Ziel unsers Strebens ist, kurz allen gegenüber, die uns irgendwie wohlthun.

Wir sind eben doch für unser Wohlbefinden und fortschreitendes Gedeihen ganz außerordentlich auf unsre Mitmenschen angewiesen, ja wir hängen darin wesentlich von ihnen ab. Deshalb erweckt schon die kleinste Spur von Wohlwollen, Verständnis und Hilfe, die wir erfahren, eine ganz elementare Zuneigung, so lange nicht das Empfindungsvermögen in uns verhärtet oder das Gemüt durch Mißtrauen vergiftet worden ist. Das sollte denen zu denken geben, die über Lieblosigkeit und Kälte der Menschen klagen. Ihr frierenden Seelen, zeigt nur euren Nächsten ein wenig Wohlwollen, ein wenig Herzensfreundlichkeit, und wenn sie lauter ist, werdet ihr über die Flut von Zuneigung staunen, die zu euch zurückströmt. Aber ihr seid dazu außer stande, ihr Ärmsten, und darum friert ihr euch zu Tode, wenn euch nicht durch Liebe geholfen wird.

Undank mag der Welt Lohn sein, aber nicht der Menschen. Die unpersönliche Masse vergißt, aber die für sich lebende Seele behält. Wenn trotzdem über Undank geklagt wird, so sind allein die daran schuld, die darüber klagen. Denn dadurch, daß man Dank fordert oder erwartet, tötet man die Dankbarkeit. Deshalb erzieht man die Kinder meist zur Undankbarkeit, wenn man sie zwingt und gewöhnt danke zu sagen. Wer es nicht glaubt, der beobachte sie, ob es die Augen sagen oder nicht bloß der Mund. Das Gefühl der Verpflichtung lähmt den Reiz der Liebe. Die ursprüngliche Empfindung dankbarer Lust ist etwas ganz Zartes und Feines, sie ist keusch und voll Scham wie keimende Liebe. Muß sie sich ausdrücken, so wird sie meist ausgedrückt. Sie welkt hin, weil sie dem schützenden Schleier der Verborgenheit entrissen wird, den alles im Entstehen braucht. Damit will ich nicht sagen, daß sie unbemerkt bleiben müsse. Das kann sie gar nicht. Man fühlt sie ebenso

heraus wie sich regende Liebe, und ein Blick, ein verschämter Händedruck thut ihr wohl, wo Worte sie erkälten. Oft wird sie auch überquellen und in Worten sich Luft machen müssen: wer wollte es ihr wehren! Aber wer Dank erwartet, will seine Wohlthat wiedervergolten haben. Darum hat er seinen Lohn dahin und soll nicht auf Zuneigung rechnen. Wer also Liebe sucht, der scheue den Dank und fliehe ihn. Schäme dich für den andern, daß er seine Empfindungen preisgiebt, und erröte für dich, daß man durch Dank dir wohlthun will, und am wohlsten that dir doch, daß du wohlthun durftest!



Aber Sympathie und Dankbarkeit sind wohl Erscheinungen der Zuneigung, jedoch nicht ihre eigentlichen Quellen. Dann entspränge sie nur dem Eigennutz und selbstischem Interesse, und wie oft hat man das behauptet, weil man nicht auf den Grund ging! Doch der Schein der Oberfläche trügt. Das bloße Interesse erweckt noch keine Liebe, und es giebt Zuneigung ohne ein eigentliches Interesse. Was uns interessiert, muß uns beglücken, wenn es unsre Zuneigung gewinnen will, und was uns beglückt, das lieben wir, ob wir ein besondres Interesse daran haben oder nicht. Deshalb entspringt die Zuneigung im letzten Grunde aus der Freude. Wir lieben, wenn wir uns freuen, und lieben den, der uns Freude macht. Freude strahlt Liebe aus.

Trotz Schillers Lied an die Freude, das uns Beethoven immer wieder ins Herz jubelt, trotz der nachdrücklichen Aufforderung des Paulus zur Freude, finde ich, wird die Freude noch viel zu wenig in ihrer elementaren Bedeutung für das Befinden der Menschen und in ihrer schöpferischen Macht für die persönliche und gemeinschaftliche Kultur des menschlichen Wesens erkannt und gepflegt. Man hält sie im allgemeinen für unnütz und unfruchtbar. Sie ist den meisten nur eine angenehme Erholung im Ernste des Lebens, aber der reife Mensch kann ohne sie leben, und den Tugendhaften scheint sie ein überflüssiger Tand. Aber was wißt ihr von Freude!

Ihr könnt euch gar nicht freuen, ihr könnt euch nur amüsieren. Ihr lacht nur, wenn ihr gekitzelt werdet. Mürrisch und verdrießlich drückt ihr euch in der herrlichen Welt herum, die ihr gar nicht wert seid. Nur das Künstliche und Raffinierte macht euch Spaß, nur das Paradoxe, die Seele des Witzes, macht euch lachen, das Grade, Einfache, Mächtige, Herrliche ist euch fad. Aber Gott schuf die Welt sich und uns zur Freude. Wir sollen uns unsers Daseins freuen und andern dazu verhelfen: das ist unsre letzte Bestimmung, und unsre Daseinsfreude ist die erste und ursprünglichste Äußerung unsers dankbaren Sinns gegenüber Gottes Gnade und Güte und der reinste Lobpreis seiner Herrlichkeit. Darum sorge, daß du dich freuen lernst, und bringe an dir die Freude wieder zu Ehren, die eine gekünstelte und umständlich hervorgekitzelte Lustigkeit um allen Kredit gebracht hat.

Die Freude ist die Quelle der Liebe. Wer von der stillen Freude am Dasein innerlich durchglüht ist, dem neigen sich alle Herzen zu, dem öffnen sich die verschüchtertsten Seelen. Und er allein kann lieben. Sein innres Glück quillt über und überströmt alle, die ihm nahe kommen. Wer sich freut, muß Freude machen, er kann nicht anders. Wem das Herz helle ist, der leuchtet im ganzen Umkreis. Es ist das Naturgesetz, das sich in der Mahnung des Paulus so herrlich ausspricht: „Freuet euch in dem Herrn allewege — schrieb er aus Kerker und Ketten —, und abermals sage ich: freuet euch, eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen.“ Lindigkeit ist die Stimmung der Freude den andern gegenüber, der Strahl des Götterfunkens, der Seelen sucht, in die er fallen kann.

Wer also lieben will, muß sich freuen können, überhaupt und an andern. Die jubelnde Freude über das eigne Dasein treibt ebenso zur Nächstenliebe, wie die Freude an den Nächsten. Sobald ich mich des Daseins eines andern, seiner Art und seines Lebens freue, liebe ich ihn. Freude und Liebe stehen in fester Beziehung und notwendiger Abhängigkeit von einander. Je größer meine Freude ist, um so stärker ist meine Liebe. Je umfassender ich mich freuen kann, um so schrankenloser werde ich lieben. Einer allge-

meinen Menschenliebe wird also nur der fähig sein, der sich an den Menschen freuen kann, ob sie ihm innerlich nahe stehen oder nicht, ob sie ihn etwas angehen oder nicht. Pessimisten, Nörgler, Unzufriedene, Niedergeschlagene, Trauernde werden deshalb schwerlich lieben können. Ist der Brunnen der Freude vergiftet oder versiegt, so entquillt ihm kein Tropfen reiner, ursprünglicher Zuneigung. Nur die Dünste der Gehässigkeit und Mißgunst oder der Gleichgültigkeit und Menschenverachtung steigen aus ihm empor und verpesten die Lebensluft derer, die um ihn wohnen.

* * *

Aber wäre die Freude die einzige Quelle der Liebe, so würde ihr Strom in der Dürre und dem Elend der Welt, wie sie nun einmal ist, wohl schließlich doch versanden. Zwar ist sie es, die Einöden in fruchtbare Gefilde wandelt und in der Wüste paradiesische Oasen zaubert. Aber die Quelle strömt vorläufig jedenfalls nicht stark genug, um das Jammerthal zum Freudenthal zu machen. Nur vereint mit der zweiten Quelle wird sie die Menschheit in einen Garten Gottes wandeln.

Nicht nur, was uns Freude macht, zieht uns an, sondern auch was unsere Freude trübt. Wir lieben nicht nur die, deren wir uns freuen können, sondern auch die andern, mit denen wir leiden. Das Mitleiden ist die andre Quelle, der Liebe entspringt. So wird uns schließlich alles zum Anreiz und Weckruf der Liebe: die Herrlichkeit wie der Jammer der Welt, der Menschheit Lust und Leid, die durchblitzende göttliche Herrlichkeit und die nächtliche Verkommenheit. Und es giebt keinen Menschen, den wir nicht lieben müßten. Soweit wir uns seiner freuen, schlägt unser Herz ihm zu, und soweit er häßlich, elend, verkommen ist, leiden wir mit ihm, und unser Herz strömt erst recht voller Erbarmen über. Jetzt sehen wir: die Liebe kann das Leben der Menschheit werden und muß es eigentlich naturnotwendig werden, denn es giebt nichts, was sie nicht erregte; die neue Naturordnung aller menschlichen Verhältnisse und Beziehungen ist das Naturgemäße.

Es ist eine wunderbare Art der Menschen, vor der wir in stillem Staunen stehn, daß sie durch das Leiden andrer in lebhafteste Mitempfindung versetzt werden. Trotz aller Zerrissenheit und Zwietracht, wir sind doch ein Leib, und ein Glied fühlt die Schmerzen des andern mit. Es muß erst Haß, Neid und andre Gifte die Empfindung lähmen und die ursprünglichsten Instinkte betäuben, wenn wir kalt bleiben oder uns gar des Schadens andrer freuen sollen. Aber trotz aller Selbstgifte und Fremdstoffe im Körper der Menschheit ist das Mitleid doch eine Weltmacht, der sich nur die wenigsten ganz entziehen können, und so lange noch das Leiden Fremder in andern Seelen zittert, haben wir keinen Grund an der Welt zu verzweifeln oder sie zu verdammen.

Aber Mitleid ist noch nicht Liebe. Sie quillt nur daraus, sie kann daraus quellen, aber sie braucht es nicht. Ja der Ursprung der Liebe aus dem Mitleid ist nicht so naturnotwendig wie aus der Freude. Gewiß wird es kaum einen Menschen geben, der nicht irgendwie in Mitleid erzittert, aber bei den einen ist es nur ein ärgerlicher Eindruck, den man möglichst schnell zu verwischen und zu vergessen sucht: es ist nur der eigne herüberschwingende Schmerz, den man empfindet, nicht der des andern; bei den andern wird ein Bedauern mit dem traurigen Falle geweckt, den man dann möglichst sofort durch Hilfe zu beseitigen oder wenigstens durch Wort und That zu lindern sucht: hier ist es nur das fremde Leid als solches, das man mitempfindet und zu heben sucht. Erst wenn sich das Herz mit innigem Erbarmen zu dem Menschen neigt, der leidet, und seine Seele sucht, weil ihre Not auf der eignen Seele brennt, quillt aus dem Mitleid Liebe. Liebe ist das Mitleid, das persönlich wird. Wir alle sehen um uns die Wasser des Elends fluten. Die einen wenden sich entsetzt ab und bergen ihre Augen, die andern springen voll Grauen herzu und suchen zurückzuhalten, wenn die Brandung jemand fortzureißen droht, die dritten tauchen hinab, um versunkene Seelen zu retten. Sie allein sind es, die lieben.

Freude und Mitleid sind die beiden Quellen der Liebe. Sehen

wir ein wenig genauer zu, so sind sie eigentlich eins, sie treten nur verschieden zu Tage. Es ist die lebhafte Empfindung, die leicht und nachhaltig in Schwingung versetzt wird. Bald schwingt sie in Dur, bald in Moll. Nur wenn sie stark schwingt, hört sie auf, bloße Schwingung zu sein. Es wird ein Neues geboren, der klare Laut, der zurückschwingt, und was er erschallen läßt, das ist das Lied der Liebe.

4. Selbstliebe und Nächstenliebe.

Doch die lebhafte Empfindung allein thuts nicht; es kommt darauf an, wofür wir empfindlich sind. Empfindung hat ja jeder Mensch, aber viele empfinden nur für sich. Deshalb lieben sie nur sich selbst, und alle andern lassen sie kalt. Sie denken nur an sich, beziehen alles allein auf sich und leben lediglich für sich. Es existiert etwas nur für sie, wenn sie etwas davon haben, und alles geht sie nur an, soweit es für sie in Betracht kommt. Ihr Nutzen und Behagen allein gestaltet ihre Beziehungen mit den andern, die Rücksicht auf sie allein bestimmt ihr Verhalten, ausschließlich das eigene Interesse verleiht allem den Wert, den es für sie hat. Wir nennen das Egoismus, und es herrscht allgemeine Klarheit darüber, daß Egoisten liebesunfähig sind.

Sie lieben nicht einmal sich selbst, sie können es nicht. Sie empfinden keine wirkliche Zuneigung zu sich. Sie wachen nur eifersüchtig darüber, daß ihnen alles zu gute kommt und sich um sie dreht. Aber sie werden ihrer selbst nicht froh. Oft genug haben sie sich so über und sind sich so zuwider, daß sie es mit sich allein gar nicht aushalten können. Das Behagen des für sich Seins kennt kein Egoist. Er hat ja über aller Sorge für sein vergängliches Teil seine Seele noch gar nicht entdeckt. Darum flieht er die Ruhe für sich, weil sich sonst eine Macht dunkel und quälend in ihm regt, die ihm unheimlich ist.

Ein Egoist kann sich nicht lieben, weil er sich seiner nicht freuen kann. Könnte er das, so wäre sein Egoismus zersprengt,

denn die Freude muß überströmen. Aber ihn peinigt die Unzufriedenheit und Gier wie ein Fieber und hetzt ihn mit dem Wahne, daß ihm alle Welt mißgünstig und feindlich sei. Weil er sich selbst bewußt oder unbewußt so zuwider ist, konzentriert er seine Sucht, der er verfallen ist, auf irgend etwas, das ihm gehört, auf Geld und Güter, Pferde, Hunde oder Antiquitäten, Frau und Kinder. Sein Eigennutz erweitert sich im letzten Falle zum Familienegoismus.

Wofür er dann lebt, das „liebt" er auch. Aber das Gefühl, das er hat, ist nur ein Widerspiel und eine Fratze der Liebe. Er neigt sich ihm nicht zu, sondern er reißt es an sich. Er will haben, aber nicht sich geben. Diese Liebe ist nur eine leidenschaftliche Form egoistischen Verlangens oder die befriedigte Gier brennender Habsucht, oder der schwelgende Genuß im glücklichen Besitz. Es ist dabei für das Gefühl wesentlich gleichgültig, ob es sich um leblose Dinge oder lebende Wesen, um Besitztümer oder Weib und Kinder handelt. Im letztern Falle ist es nur eine rücksichtsvolle Auswirkung der Habgier. Insoweit zum Genuß und zur Befriedigung die innere Beteiligung und Freiwilligkeit des andern gehört, bemächtigt man sich seiner mit „Liebe". Aber es ist nur eine andre Form zwangsweiser Aneignung. Alle Gefühle des Wohlwollens quellen dem Egoisten daraus, daß das, was er liebt, sein Eigentum ist oder wird. Niemals wird er Frau oder Kindern eine selbständige Bedeutung zugestehn: sie existieren lediglich für ihn. Es ist die schlimmste Leibeigenschaft, die man sich denken kann, denn es ist die Sklaverei der Seele, und es ist nicht auszusagen, wie die armen Opfer, die in die Fangarme eines Egoisten geraten, unter der schamlosen Brutalität seiner selbstsüchtigen Willkür leiden.

Allerdings tritt der Egoismus selten in seiner nackten Brutalität zu Tage; sondern er liebt es, sich zu maskieren. Wir sehen ihn oft in einem Gewande von geradezu bestrickender Liebenswürdigkeit, die um so bezaubernder ist, je ferner du ihm stehst und je gleichgültiger du ihm bist. Aber auch gegen sein lebendiges Eigentum kann er sehr lieb sein, wenn ihm sein Raub gesichert ist. Sobald niemand an dem Grundverhältnis, daß alles lediglich für ihn da ist, zu

rütteln wagt, kann er die Seinen mit maßloser Liebe geradezu überschütten. Sie haben es so gut wie die Schoßhunde einer alten Jungfer. Aber sie sind Sklaven seines Egoismus und bleiben es. Wehe, wenn sie nach persönlicher Freiheit und selbständigem Leben begehren!

Gewöhnlich hält man den Egoismus für die ursprüngliche Anlage und eine instinktive Auswirkung der menschlichen Natur, die durch sittliche Zucht gebändigt und in das Gleichgewicht mit der Rücksicht auf den Nächsten, oder, wie man im sozialistischen Zeitalter sagt, auf die Allgemeinheit gebracht werden muß. Die Nächstenliebe ist dann die exemplarische Selbstverleugnung. Ja, manche halten ihn für die notwendige und wünschenswerte Äußerung kräftiger Gesundheit und erklären das Mitleiden für einen Schwächezustand und eine Niedergangserscheinung der Menschen oder analysieren die Nächstenliebe als eine im Grunde raffiniert egoistische Anwandlung.

Aber der Egoismus ist nicht Natur, sondern Unnatur, nicht Gesundheit, sondern Krankheit des Menschen. Er ist ein Krampf, eine Manie, eine Sucht, die ihn sich und alles nur auf sich selbst richten läßt. Er ist die Drehkrankheit um sich selbst. Wer an ihr leidet, ist von einer Zwangsvorstellung besessen und wird von einem unwiderstehlichen Trieb gerissen: alles für mich, ausschließlich ich! Der Egoismus ist eine Krankheit des Geistes, die sich sowohl auf die Empfindung als auf den Willen erstreckt.

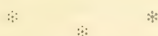
Einerseits ist er eine Beschränktheit des Empfindens für die Mitmenschen. Der Gemeinschaftsinstinkt, der Korpsgeist, der tiefbegründet zwischen allen Menschen herrscht, das Gefühl der Verpflichtung, das in uns für die andern lebt, geht ihm ab oder ist völlig verkümmert. Es ist das aber keineswegs nur eine Verhärtung des Gemüts, sondern ebenso eine Abstumpfung des ursprünglichen Bedürfnisses für andere zu leben und ihnen etwas zu sein, des Verlangens der Selbstmitteilung im weitesten Sinne zur Selbstbefriedigung und eine Blindheit des geistigen Auges für unsre Stellung und Bestimmung als Glied im großen Organismus des Volkskörpers, für die Notwendigkeit des Lebens- und Liebesaustausches,

für die fruchtbare Wirkung gegenseitiger Ergänzung. Wofür dem Menschen aber Empfindung, Bedürfnis und Auge fehlt, das geht ihm verloren, und der Genuß von den andern steht in genauem Verhältnis zur Leistung für die andern. Deshalb zeigen sich sofort die Folgen seiner egoistischen Isolierung. Die Verhärtung nach außen schreitet auch nach innen fort und führt zu einer völligen Erstarrung des inneren Lebens. Wer nicht für andre sich entfaltet, der wächst auch nicht an sich, dem kommt das Leben der andern nicht wahrhaft zu Gute. So stockt Stoffwechsel und Säftedrang. Deshalb schrumpfen alle Selbstsüchtigen in sich zusammen, vertrocknen und zehren sich in sich auf.

Andrerseits zeigt der Egoismus einen unpersönlich gebliebenen Selbsterhaltungstrieb, der den Verstand verloren hat. Die Folge davon ist, daß er sich fieberhaft bethätigt, maßlos, sinnlos, rücksichtslos ausschweift und in blinder Unvernunft waltet. Diese bösartige Wucherung des vegetativen inneren Lebens ist aber nicht nur eine teilweise Erkrankung, sondern durchdringt und umfaßt den ganzen Organismus und ist deshalb von verwüstenden und vernichtenden Folgen für seinen Bestand. Der Eigennutz schlägt um in Selbstschaden, und die Selbsterhaltungsgier führt zur Selbsterstickung. Wir können hier das unerbittliche Naturgesetz beobachten, daß sich jede Maßlosigkeit, Sinnlosigkeit und Willkür mit furchtbarer Gewalt gegen ihren Urheber kehrt. Es sind die genauen Parallelerscheinungen zum körperlichen Leben. Die mechanische Überhäufung mit Daseinsmitteln und die ungezügelte Gier, sich ihrer zu bemächtigen, macht eine organische Einverleibung und ein gesundes Ausleben unmöglich. Die sinnlose Sucht stumpft das Unterscheidungsvermögen zwischen Zuträglichem und Schädlichem ab. Die rücksichtslose Ausbeutung verwüstet die menschliche Umgebung und macht sie unfruchtbar für uns. So geht der Mensch schließlich an seinen egoistischen Wucherungen zu Grunde.

Daran wird auch nichts geändert, wenn jemand den Egoismus bewußt zum Lebensprinzip erhebt. Er gleicht dann nur einem Menschen, der sich mit Absicht und Entschlossenheit der Völlerei

und geschlechtlichen Ausschweifungen ergiebt, und ruiniert sich nur mit Bewußtsein und um so sicherer. Wenn aber jemand einen Egoismus in gesunden Grenzen vertritt, so übersieht er, daß der Egoismus als solcher eine Krankheit ist, und es nicht erst durch maßlose Steigerung wird. Also meint er entweder etwas ganz andres, nämlich die gesunde und gezügelte Selbsterhaltung, oder er denkt, die leidenschaftliche Gier des Eigennutzes, die ihn erfüllt, beherrschen zu können. Aber während er glaubt sie in der Hand zu haben, hat sie ihn.



Daß wir in erster Linie für uns empfinden, uns zu erhalten suchen und für unser Wohl sorgen, ist durchaus gesund. Der Selbsterhaltungstrieb ist der ursprünglichste Instinkt unsers Wesens. Nur muß es wirklich für dich selbst geschehn. Dein Selbst ist deine Seele, deine Persönlichkeit, der ewige Kern deines Wesens, der in endlicher Fassung und irdischer Gestalt leben und gedeihen, sich entfalten und ausprägen, sich zur Vollkommenheit schaffen und zur vollen Auswirkung kommen will. Deshalb ist das erste Grundgebot, das Gott in dich gelegt hat: suche dein Selbst zu behaupten und zur Herrlichkeit zu führen. Denn „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele!"

Dies Wort öffnet uns aber auch sofort die Augen dafür, daß uns nichts so vor dem Egoismus bewahrt wie die Sorge um unser Selbst. Wem an der Wahrheit und Kraft seines innern Menschen liegt, der ist gegen die Gefahr gefeit, seinen äußern Menschen zu überschätzen und zu unterschätzen, denn er kommt durch die Lebenserfahrungen seiner Seele dahinter, was er für ihn ist und bedeutet. Der weiß, daß niemand davon lebt, daß er viele Güter hat, hoch her fährt und großes Ansehen genießt. Alle Güter und Ideale der Welt gewinnen ihren Wert für ihn nur von ihrer Zuträglichkeit für seine Seele. Der allein aber ist auch nur imstande wahrhaft für andre zu leben. Die Sorge um unser Selbst in erster

Linie ist ebenso eine Forderung der Rücksicht auf unsre Nebenmenschen. Denn du kannst nur andern in Wahrheit etwas sein, wenn du selbst etwas bist, und du kannst ihnen nur soviel sein, als du selbst bist.

Wo aber der Mensch noch nicht aufgewacht ist und sein Selbst in freudigem Schauer erkannt hat, verwildert der Selbsterhaltungstrieb und gerät auf Abwege. Herrenlos eifert er unvernünftig bloß für den äußern Menschen. Nur wer für seine Seele sorgt, bleibt gesund, denn sie ist seines Auges Licht und das Leben seines Empfindens, seines Verstandes Klarheit, seines Urteils Maß und seines Willens Selbstherrschaft: er verfällt weder der Habgier und Scheinsucht des Egoismus, noch verliert er sich in der Sorge für seine Mitmenschen. Er bleibt im Gleichgewicht und auf der Höhe der Situation. Das gilt aber nur von dem, der wirklich dauernd für seine Seele sorgt und sich nicht begnügt, sie für das ewige Leben zu versichern. Du Narr suchst es in jenseitigen Fernen und birgst es in dir. Wenn du es nicht hast, wirst du es nie erlangen. Wer seine Seele versorgt wähnt, ist nicht anders dran, als wer sie überhaupt noch nicht kennt, denn beide kümmern sich nicht darum. Nur wer nicht ruht, bis sie erlöst wird aus ihrem Banne und Banden, nur wer sie tagtäglich zu behaupten und durch alle Gefahren und Nöte hindurchzuretten sucht, nur wer ihre Wahrheit vom Morgen bis zum Abend verlangt, und ihre Gesundheit, ihre Reife und herrliche Entfaltung erstrebt, der allein gerät nicht in die Strudel, die auf beiden Seiten gurgeln und ihn zu verschlingen drohn.

Wer sein Selbst erkannt hat, der liebt seine Seele. Der allein kann sie lieben. Er liebt das ewige Gut, das er in sich birgt und ist, er liebt es aus der seligen Freude an seinem Dasein, an seinem Leben und seiner Bestimmung heraus. Er liebt seine Seele mit der zärtlichen Rührung und rastlosen Fürsorge der Mutter trotz all ihrer Runzeln und Gebrechlichkeiten, Verkümmerungen und Fehltritte, mit der teilnehmenden Hingabe des Freundes in all ihren Schicksalen und Wandlungen, mit der verklärenden Liebe einer Braut voll Hoffnung ihrer schließlichen Herrlichkeit. Und dieser Liebe Glanz fällt auf

alles, was der Seele gehört, ihr ganzes Erbe und Eigentum, mit dem sie wirtschaften, auf Grund dessen sie wachsen, in dem sie sich ausprägen, mit dem sie sich auswirken soll, auf die Anlagen und Fähigkeiten, Körper und Geist, Güter und Genüsse, auf das ganze Reich, in dem sie walten soll.

In erster Linie und in ungebrochener Leuchtkraft erstreckt sie sich natürlich auf die Menschen, die uns gehören, auf die Seelen, die wir für uns gewinnen. Die Liebe des Mannes zum Weibe und des Weibes zum Manne ist Selbstliebe. Denn es ist nur ihr andres Ich, das sie lieben. Indem sie sich gewinnen, erweitern sie sich selbst und nehmen sich gegenseitig in sich auf. Sie werden eins. Die eine Seele gewinnt in der andern ihre Ergänzung, nach der sie die Welt abirrte, bis sie sie gefunden, ihre Vertraute, die ihre Einsamkeit zu quellender Lebensfülle wandelt, ihr Gegenbild, in dem sie sich erfaßt, ihre Hilfe am Werden, an der sie zum vollwirklichen Menschen erwächst, ihren unzertrennlichen Gefährten, der ihr Schicksal teilt. Aber auch hier gilt: nur wer seine Seele liebt, wird sein Weib wirklich lieben können. Aus der Liebe zu unsrer ewigen Seele strömt die zeitlose Liebe zu unserm Weib. Wenn es so wenig wahrhafte eheliche Liebe giebt, kommt es daher, weil die Seelen schlafen oder trunken vom Weltgetriebe durchs Leben taumeln.

Auch die Liebe zu den Eltern und Kindern ist Selbstliebe. In den Eltern lieben wir den Ursprung unsers Lebens und den Quell unsers Wesens, aus dem unser geistiges und körperliches Erbe stammt, die Pfleger und Hüter unsrer Seelen, die uns das Leben lehrten, in den Kindern aber die Früchte unsrer Blüte, die Zweige an unserm Lebensbaum, die Ebenbilder, in denen wir uns wieder finden, die Aussicht unsrer unerfüllten Hoffnungen, die Erben unsers Wesens und unsrer Bestimmung, die Menschheit, die uns entstammt. Aber auch hier bewegt sich die Liebe nur in der Höhenlage der Wahrheit, wenn sie von lebendigen Seelen getragen wird.

* *
*

Wo aber die Empfindung für sich selbst gesund ist, da ist sie auch für den Nebenmenschen lebendig. Wir freuen uns unsers Nächsten, und wir leiden mit ihm, darum lieben wir ihn. Die Eindrücke, die wir von ihm empfangen, reflektieren sich nicht nur in einem sympathischen Gefühl, sondern wir neigen uns ihm zu. Aber die Zuneigung wird nicht erst durch die Eindrücke geschaffen, wenn sie auch dadurch aufs lebhafteste erregt wird, sondern sie ist ursprünglich vorhanden als ein Drang unsers Wesens zu ihm hin: wir empfinden nicht nur ihn, sondern wir empfinden für ihn.

Wir fühlen uns zu unsern Nebenmenschen hingezogen. Wir können nicht ohne sie leben. Deshalb lieben wir sie, wir mögen wollen oder nicht. Wem es nicht so geht, der ist leidend. Er ist entweder von Geburt an durch Erbe und Anlage ein Krüppel am Gemüt, oder er ist durch Enttäuschungen verhärtet oder durch die Gelbsucht des Egoismus in seiner Empfindung verstockt worden. Vielleicht sind wir aus dem einen oder andern Grunde heutzutage fast alle leidend. Denn der Egoismus herrscht im Lande, und wer mit seinen Mitmenschen leben will, wird durch eine Flut von Enttäuschungen zurückgeworfen. Die Nächstenliebe wird kleinlaut und verschüchtert, weil sie uns widerwärtig werden und uns zurückstoßen. Aber das sagt nichts gegen die Ursprünglichkeit unsrer Neigung, sondern zeugt nur von den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hat. Von Natur geht uns unter den Menschen das Herz auf vor Lust an ihnen und wirbt durch Liebe um Gegenliebe.

Der Mensch lebt nicht nur für sich, sondern er will für andre leben. Nur so lebt er sich aus. Er gedeiht nur in der Gemeinschaft, aus der er schöpft, und in der er sich auswirkt. Liebt er nun, weil er sich auswirken muß, oder muß er sich auswirken, weil er liebt? Das ist ein müßiger Streit. Denn Liebe ist die Auswirkung seines Wesens. Jedenfalls liebt er seinen Nebenmenschen unreflektiert und unwillkürlich, wenn auch nicht interesselos und ohne Rückwirkung auf sich und sein eignes Leben. Wie haben sich die Propheten des Egoismus mit der Entdeckung gespreizt, alle Regungen der Nächstenliebe seien vom Eigeninteresse durchdrungen!

Ja wie könnte ich denn meinen Nebenmenschen lieben, wenn ich mich nicht für ihn interessierte! Interesselose Liebe ist kalte, leere, leblose, herzlose Liebe, sie ist gar keine Liebe, sondern Gleichgültigkeit. Wenn ich nicht mit ganzer Seele dabei bin, wenn mir nicht mein Herz für ihn brennt, wenn mir meine Neigung zu ihm nicht ursprüngliche Lust ist und Freude macht, so kann ich ihn überhaupt nicht lieben. Denn sie muß doch aus meinem Gefühle entspringen. Sie ist also keineswegs interesselos, aber sie ist uninteressiert, d. h. sie entstammt nicht eigennützigen Motiven und Instinkten. Ich liebe ihn, weil ich nicht anders kann, aber kann es nur, weil ich nicht anders kann. Im Auge habe ich dabei allein sein Wohl und denke nicht an mich, denn ich empfinde für ihn, wenn ich ihn liebe.

Der beste Beweis gegen die Behauptung, es gäbe keine uninteressierte, uneigennützige Liebe, ist die Erscheinung der Menschen, denen es näher liegt, andern Menschen Freude zu machen, als ihr Bestes zu suchen, sich andern zu opfern, als sich selbst zu helfen. Sagt man darauf: das ist auch eine Wollust, so antworte ich: ja wohl, das ist die Wollust der Nächstenliebe, die leidenschaftliche Menschen bewegt, wenn ihnen die Fülle ihrer Mitmenschen vor die Seele tritt.

Selbstliebe und Nächstenliebe gehören zusammen, und wenn sie sich auf der Höhe der Wahrheit bewegen, ist es gar nicht anders möglich. Wenn jemand in zitternder Lust seine Seele empfunden und sich mit heiligem Ernst ihrem Heile geweiht hat, so sucht sein Auge unwillkürlich andre Seelen, die das gleiche Glück und die gleiche Bestimmung in sich tragen, ob sie es ahnen oder nicht, und neigt sich ihnen in hellsichtigem Verständnis und in hilfsbereiter Vertraulichkeit zu, die in der Gemeinsamkeit des Schicksals ruht. Wie in den Seligpreisungen Jesu der innern Verfassung der Seelen, die ihr Heil suchen, Zug um Zug ein gleichartiges Verhalten zu den Mitmenschen entspricht: selig sind die Sanftmütigen, die Barmherzigen, die Frieden stiften, das sich notwendig daraus ergiebt, so ist die Nächstenliebe nur die Lichtsphäre und die Wärmefülle, die der Flamme der Selbstliebe entströmt. Wie es kein Feuer ohne

Schein und Glut giebt, so giebt es auch keine Selbstliebe ohne Nächstenliebe. Was du etwa dafür hältst, ist nur die verzehrende Gier des Egoismus.

Gehören sie aber so zusammen, so müssen sie von gleichem Maße sein und sich die Wage halten, sonst geraten beide in Verlust. Nährt sich die eine auf Kosten der andern, so sinkt sie von der Höhe ihrer Reinheit und Herrlichkeit herab und wird ein erbärmliches Schattending seiner Wahrheit, ein verhängnisvolles Scheinwesen, unter dem sich allerlei Krankhaftes birgt. Deshalb ist es immer eine Probe darauf, ob es recht mit unsrer Selbstliebe und unsrer Nächstenliebe steht, wenn wir zusehen, ob beide in uns im Gleichgewichte ruhen.

Wenn Jesus Christus aber sagte: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, so schloß er beide nicht nur zusammen und setzte sie ins Gleichgewicht, sondern er wollte, daß sie gleichartig sein sollen, nicht nur an Stärke, sondern auch an Beschaffenheit. Wenn du also deine Seele mit der zärtlichen Rührung und rastlosen Fürsorge einer Mutter, mit der teilnehmenden Liebe eines Freundes und mit der verklärenden Liebe einer Braut liebst, so liebe deinen Nächsten gleich also.

5. Wesen und Wahrheit der Liebe.

Wir haben uns bisher die seelische Natur der Liebe vergegenwärtigt, die beiden Quellen, denen sie entspringt und die beiden Richtungen, nach denen sie strömt, aber ihr tiefstes Wesen und ihre volle Wahrheit ist uns noch verborgen. Der Begriff, den wir vorläufig der allgemeinen Erfahrung entnahmen, war nur ein vager. Er verhält sich zu ihrer ganzen Herrlichkeit wie fahler Morgenschein zur leuchtenden Sonne. Aber indem wir von ihr sprachen, leuchteten schon hier und da ihre Strahlen auf und sagten uns, daß sie mehr ist als Zuneigung.

Es giebt also Stufen der Liebe, auf denen wir zum Gipfel ihrer Vollkommenheit emporsteigen, und mit ihnen nimmt der Grad

ihrer Leuchtkraft, Wärmestrahlung und zündenden Wirkung an Umfang und Stärke stetig zu, bis sie in sonnenhafter Fülle alles überflutet. Hier ist ihre Wahrheit vollkommen, und ihr Wesen strahlt in fleckenloser Herrlichkeit. Dahin wollen wir emporeilen.

Überspringen wir die untersten, auf denen noch der Staub menschlicher Jämmerlichkeit liegt: das gönnerhafte Wohlwollen, das freigebig Almosen oder Geschenke des Gemüts austeilt und mit den wohlfeilen Süßigkeiten einer rührseligen Empfindsamkeit zu erfreuen und zu trösten sucht, die warme und aufrichtige Zuneigung zu anziehenden oder leidenden Menschen, die um Freundschaft und Herzenswärme wirbt, die hilfreiche Teilnahme mitleidiger Seelen, die Not und Kummer nicht sehen können, ohne zu zerfließen, und geschäftig sind zu lindern, soweit es ohne große Opfer geht, der Liebesdrang, der aus dem lebhaften Bewußtsein gleichen Geschicks entspringt und aus Hunger der Seele sich denen hingiebt, die es hungern sieht, wie sich selbst. —

Die wahre Liebe wohnt nicht im armseligen Reiche der Schwäche, sondern im heroischen Lande der Kraft. Das Mitleid wird aus dem Mangel, die Liebe aber aus der Fülle geboren. Liebe ist nicht Leiden, sondern Leben und nicht Wallung des Gemüts, die das Mitleid bewegt, sondern schaffende Kraft, die dem Leben entströmt. Liebe genießt nicht in lebhafter Empfindung den andern, sondern sie läßt sich genießen, indem sie sich hingiebt. Aber sie giebt sich nur hin, indem sie überströmt.

Liebe ist nicht nur mehr als Mitgefühl und Zuneigung, als Wohlgefallen und Wohlwollen: sie ist etwas wesentlich anderes. Sie verhält sich zu allen diesen Regungen wie die Glut des neuen Geistes der ersten Jünger Christi, die allen Menschen entgegenschlug, zu der Sanftmut und Barmherzigkeit der Armen im Geiste. Liebe ist nicht eine Mitempfindung, die sich auswirkt und bethätigt: die Rückwirkung der Zuneigung, die der Anstoß der Sympathischen oder Bemitleidenswerten hervorruft, sondern sie ist ein eigenständiger Trieb der Persönlichkeit, der keines äußern Antriebs bedarf, eine ursprüngliche emporquellende Bewegung des Selbst, das aus sich

heraustritt. Die Eindrücke der Freude oder der Schmerzen, die wir von den Nebenmenschen erleiden, erregen sie wohl, aber ihnen entspringt sie nicht. Sie bilden die Rinnsale, in denen sie hervorströmt. Aber die Quellen werden aus der Tiefe der Persönlichkeit gespeist. Wahre Liebe bedarf weder der Erregung noch der Rinnsale, um überzufließen, sie quillt von selbst empor und strömt nach allen Seiten.

Liebe ist Selbstmitteilung an andere. Aber nicht Selbsthingabe und Selbstaufgabe, in der sich das Selbst verschenkt, erschöpft und verliert, sondern ein Überfließen des Selbst, das seine Fülle nicht fassen kann. Liebe ist der Überschwang der Seele, der andre Seelen überströmt, das quellende innere Leben, das überwallt, der Überfluß des Selbst, das seine reife Fülle ausgießt, weil es den Reichtum, den es in sich birgt, nicht für sich behalten kann. In der Liebe strahlt das Glück aus, das den Menschen erfüllt, die Lebensfreude, die aus allen Poren quillt. In der Liebe strömt die Lebenskraft und schaffende Energie aus, die sich im innern Leben der Seele sammelt und in höchster Spannung entläd. So wird sie zu Glut und Feuer, ein unwiderstehlicher Drang, eine hinreißende Wucht der Persönlichkeit. Wie die Strahlenschwingungen des Sonnenscheines und die zitternde Bewegung glühender Wärme umgiebt sie die Menschen und durchdringt sie mit Lebenskraft und Lebensfreude. So ist die Liebe die Machtentfaltung der Persönlichkeit, die alle ergreift und unter ihre Wirkung stellt, die in ihr Machtbereich treten.

Wir haben alle eine Ahnung davon, auch wenn uns Liebe noch nicht zum Leben, zu einer unwillkürlichen freien Auswirkung unsers Selbst geworden ist. Denn wir hatten alle einmal Momente der Liebe. Wohl die meisten Menschen kennen Höhepunkte ihres Lebens, wo sie sich einmal vor Glück nicht fassen konnten und das dringende Bedürfnis empfanden, den ersten besten, der ihnen in den Weg lief, zu umarmen. Sie hatten etwas Großes erreicht, wonach sie lange gerungen, sie waren etwas geworden, und empfanden das Wachstum ihres Wertes, sie waren von schwerer Krankheit gesundet oder von einem verhängnisvollen Banne erlöst, sie waren

reich beschenkt oder emporgehoben worden. Da empfanden sie eine Freudigkeit des Herzens, die von innerm Glücke überströmte, und es war ihnen, als müßten sie sich selbst mitteilen und andre mit sich selbst beglücken. Sie waren sich zu schwer in strotzender Fülle, und was in ihnen war, sprengte die Schranken ihrer Person und wollte Allgemeingut werden. Das waren Momente der Liebe, auch wenn sie wie eine Springflut schnell vorübergingen.

Wie soll ich diesen Überschwang der Seele deutlicher machen, daß auch die etwas davon verstehen, die ihn noch nicht kennen? Liebe ist eine leidenschaftliche Empfindung und ein starker Zug des Herzens, der den andern, auf den er sich erstreckt, nachdrücklich, rücksichtslos, stürmisch bejaht und dafür sich mit seiner ganzen Person einsetzt. Es ist der heiße, unwiderstehliche Drang, ihn zu wollen, nicht für uns, sondern an sich, sein Wohl, sein Wachstum, seine Herrlichkeit zu wollen. Auf den tiefern Stufen wird er durch den Anreiz derer hervorgerufen, die uns einer solchen Bejahung irgendwie wert erscheinen, auf den höhern aber ist er nur Auswirkung der gesteigerten Lebensenergie des Selbst, die sich bedingungslos auf alle erstreckt, die sie erreichen kann, einfach weil sie sich bethätigen muß.

Der bejahende Wille tritt hier über die Grenzen des eigenen Reichs hinaus und entfaltet in weitem Umkreis seine Schöpferkraft. Die hochgespannte Energie des Lebenswillens, die sich durch das intensive persönliche Leben in uns aufgespeichert hat, entläd sich mit eruptiver Gewalt, ergreift die Umstehenden und stellt sie in ihr schöpferisches Element. Sie bejaht sie, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten, wie sie werden möchten, nicht ihre zufällige Erscheinung, sondern ihre ursprüngliche Bestimmung, und da sie wirkt, indem sie bejaht, steigert sie ihre Kraft, hilft sie ihnen über die Nöte ihres Daseins, sprengt seine Stockungen und Hemmungen und gestaltet sie unbewußt nach ihrer Wahrheit und Herrlichkeit. Liebe ist also Mitteilung persönlicher Kraft, schöpferische Machtausstrahlung des Selbst, an sich und in seiner Wirkung das Abbild des göttlichen Urbildes.

Diese Klarheit über das Wesen der Liebe macht es begreiflich, wie sie empfunden wird. Sie ist uns das höchste Glück, das wir kennen. Denn alles, was uns bejaht, unsere Kraft steigert, unser Werden fördert, beglückt uns. Es beglückt uns unmittelbar, denn das Glücksgefühl ist nur das instinktive Behagen der Seele, die sich gekräftigt fühlt, der Lebensmut, der aus der Flut heilender, stärkender, gesund machender Kraft strömt, die über uns kommt. Weil die Liebe das paradiesische Klima für unsre ewige Seele ist, in der sie in ursprünglicher Herrlichkeit gedeiht, deshalb empfinden wir sie als das Himmelsglück, das nicht von dieser Welt ist und uns über sie erhebt.

Aber nur die volle wahre Liebe hat diese Art und diesen Wert. Wo bloß durch Liebenswürdigkeit oder Liebebedürftigkeit eine Zuneigung in uns geweckt oder hervorgelockt wird und nicht ein unversieglicher Jungbrunnen überströmt, da werden wir und die andern nur wenig beglückt, und mäßig wird ihnen geholfen. Es ist ja sehr rührend, wenn wir in unsrer Armseligkeit uns zusammenraffen und uns hingeben, aber die Liebe macht uns dann nur leer und erschöpft uns; indem wir uns hingeben, verlieren wir uns. Und sie selbst bleibt kraftlos. Sie belebt nicht und kräftigt nicht. Sie ist für den, den wir lieben, nur ein Reiz, auf den er aus eigner Kraft reagieren muß, den er aus eignem Vermögen verwerten muß. Sie ist nur ein Trost, aber keine Hilfe.

Ist die Liebe aber die eruptive Gewalt unsers Selbst, so bleiben wir im Gleichgewicht, und während wir überströmen, bleibt die Ruhe unsrer Seele in der Tiefe ungestört. Sie ist nur die überquellende Flut aus dem unerschöpflichen Brunnen, der in uns quillt, indem wir leben, nach dem Grade der Stärke unsers innern Lebens. Wir können deshalb nur leben, indem wir uns mitteilen. Der Überschwang der Seele erfrischt uns und regt uns an, steigert unsre Kraft und entfaltet unsern Reichtum. Wir würden nicht mehr quellen, würden wir nicht überströmen. Ohne zu lieben, stockte das Leben. Unser Selbst stürbe, wenn es sich in sich selbst verschlösse. Die aber, auf die sich der Strom innerlich ergießt,

werden mit Kraft überströmt, wir geben ihnen von unserm Eignen und heben sie zu uns empor.

Was muß es einmal geben, wenn überall die Brunnen der Liebe aufspringen, wenn wir auch etwas von gegenseitiger Liebe sagen können, wenn es Wirklichkeit wird, was wir jetzt nur ahnen: Liebe ist Lebensaustausch, Liebe ist Wechselwirkung, die unsre Lebensenergie ins Unendliche steigert. Doch das sind Ahnungen, die wir still im Herzen tragen wollen. Jetzt sind die Menschen, die wirklich lieben können, seltne einsame Quellen in der Wüste. Kleine Oasen grünen um sie. Brechen aber einmal überall die Brunnen auf, und steigen allerorten die Lebensquellen aus geheimnisvollen Tiefen, so wird aus der Wüste das Paradies.

* * *

Liebe ist die Fühlung und Bewegung von Seele zu Seele. Wie das Wasser durch alle Oberflächenschichten hindurchsickert, bis es auf den Grund kommt, in dem alles nach oben sprießende Leben wurzelt, so dringt unsre überquellende Seele durch alle Hüllen und Häute, unter denen das menschliche Herz verborgen schlägt, hindurch und läßt es unter ihrer warmen Berührung erschauern. Die Liebe ist tief und innerlich. Mit unsichtbaren Strahlen öffnet sie ihrem Leben die geheimsten Zugänge. Sie bedarf nicht der Worte und mühsamer Verständigung durch den Ausdruck der Gedanken, sie blitzt von Auge zu Auge und umhüllt dich im Innersten deines Wesens wie ein unsichtbarer Hauch. Schwingungen von Lebenskraft, die deine Lebenslust aufflammen lassen und deine Energie steigern, zittern durch deine Seele, wenn sich die wahre Liebe naht.

Der Schein, der uns umgiebt, unsre äußre Gestalt des Leibes und Geistes, das Leben, das wir keuchend treiben, ist nur ein Hemmnis für die Liebe, das überwunden werden muß. Wahre Liebe ruht nicht, bis sie die Seele trifft. Das ist nur ein trüber Schatten von Liebe, was sich an unser Äußres hängt, an den Eindruck, den wir machen, an unser Verhalten und unsern Charakter

wie ihn das wägende Urteil erfaßt, was sich an ihn hängt und von ihm abhängt. Dieser Wechselbalg der Liebe, den die pflegen, die wahrer Liebe unfähig sind, liebt ja dich nicht, sondern nur das Bild, das man sich von dir gemacht hat. Wie die meisten Menschen nicht die Wahrheit lieben, sondern nur ihren Begriff davon, so lieben sie nur den Eindruck, den sie von den Menschen haben. Ich rate dir, nicht den Eindruck zu stören, sonst wandelt sich ihre Liebe, und ihre Züge verzerren sich zu Haß. Sie jammern dann über Enttäuschung und hassen dich, weil du sie enttäuscht hast. Sie liebten ja nicht dich, sondern vergötterten nur das Götzenbild, das du ihnen warst; und nun zertrümmerst du es mit einem Schlag! Aber freu dich, denn du trafst auch den ekelhaften Egoismus, der sich als Liebe spreizte.

Wahre Liebe wird nicht enttäuscht, löst sich nicht in Mißfallen auf und schlägt nicht in Erbitterung um, auch wenn die dunkelsten Tiefen deines Innern aufbrächen, die du ein Leben lang mühsam verschlossen hieltest, sondern sie dringt hinein mit ihrem Schöpferruf und Siegestriumph: es werde Licht, es werde Leben! Sie ist glücklich dir dadurch näher zu kommen, und was andrer Vertrauen zerstörte, das gewinnt dir ihr Vertrauen. Sie sucht ja deine Seele, und nur das kann sie beunruhigen und ermüden, wenn du sie ihr hartnäckig verbirgst und ihr eine Maske zeigst statt dein wahres Gesicht, wenn du dich mit einer undurchdringlichen Schicht umgiebst durch die sich kein Tropfen ihres Lebenselements hindurchziehen kann. Darum laß dich finden, damit dein Glück und deine Freude vollkommen werde!

Die Liebe ergreift die andre Seele, wenn sie Fühlung mit ihr gewonnen hat. Wahre Liebe ist umfassend. Die Liebe, die auf Sympathie beruht, richtet sich nur auf die Seite des Menschen, die uns zugewandt ist. Wir lieben nur das an ihnen, was uns interessiert. Es ist die Liebe, die Schatten wirft, und je heißer sie ist, um so tiefer liegt alles im Schatten, was nichts Anziehendes für sie hat. Strebe du aber nach der Liebe, die keinen Schatten wirft, sondern alles mit Licht umflutet.

Die Liebe, die nur von den sympathischen Seiten des Nächsten angezogen wird, stellt nur seine Vorzüge ins Licht, die umfassende Liebe verklärt alles. Gewiß zieht uns zunächst das Verwandte und Verständliche an unsern Mitmenschen an, aber lieben wir dann nicht bloß seine Tugenden, sondern ihn selbst, so gewinnt alles an ihm Interesse und Verständnis. Sobald wir Fühlung mit seiner Seele gewinnen, verstehen wir sie mit ihrem Schicksal und ihrem Leiden, ihrer Gebundenheit und ihren Gebrechen. Auch das Verborgene fühlen wir durch und lassen vielleicht zum ersten Male Sonnenstrahlen in den düstern Schattenwinkeln Licht und Wärme verbreiten. Und er spürt es auch, daß über seine Persönlichkeiten der Hauch der Liebe zieht. Es wird kein Wort darüber gesprochen, ja die Blicke meiden sich in keuscher Scham, aber ihm ist es, als ob Hilfe käme und Heilung winkte.

Deshalb ist die Liebe die Lebensluft, in der unsre Seele aufatmet und gesund wird, wächst und erstarkt. Ohne Liebe kann niemand leben. Wer sie entbehrt, verfällt und schrumpft zusammen. Seine Seele verkümmert und die Thätigkeit seines Herzens wird immer schwächer, bis man den Puls seines Selbst überhaupt nicht mehr spürt. Äußerlich geht er vielleicht auf und wird ein großer Egoist, ein Mensch rastloser Arbeit und grenzenlosen Erwerbs, aufopfernder Hingabe an seinen Beruf und unermüdlichen Fleißes, aber seine Seele ist aus Mangel an Liebe erstickt: nun arbeitet er wie eine Maschine und weiß vielleicht nicht einmal mehr, daß etwas in ihm starb, und doch war es sein Menschsein, das starb. Nein, wir wollen uns durch die Masse der herzlosen Menschen, die wir ein nützliches, lebhaftes, lustiges, glänzendes Schattendasein führen sehen, nicht irre machen lassen: ohne Liebe kein Leben. Wir frieren alle nach der Sonne und erfrieren schließlich ohne ihr Licht und ihre Wärme.

Sobald die Menschen aber wahre Liebe spüren, fangen die Seelen an wieder aufzuatmen. Sie tauchen empor aus dem Reiche der Schatten und werden im Lichte der Sonne lebendig. Deshalb ist es die Liebe, die zu höherm Leben erweckt, die aus dem vege-

tierenden Dasein zu wachem, persönlichem Leben führt. Sie löst den Scheintot der Seele und den lähmenden Bann, in dem das Innere qualvoll befangen war.

Aber die Liebe weckt nicht nur Tote auf, sondern sie schließt auch Wunden und heilt alle Gebrechen. Willst du trösten und Leiden lindern, so liebe. Kannst du nicht lieben, so schweig lieber, damit du nicht wehe thust. Was für Martern sind alle die liebelosen Tröstungen für heimgesuchte Menschen! Und die Qualen werden nicht geringer, wenn sie sich im Bewußtsein ihrer Leere in Bibelsprüche kleiden. Aber Liebe richtet die Niedergeschlagenen auf, sie zerreißt die tiefen, dunkeln Wolken, die über der Seele hängen, und läßt wieder Sonnenschein wärmend und erquickend hineinfallen.

Den Gebrechlichen aber giebt sie Kraft, daß ihre Schäden sich gesund auswachsen können. Fast jeder Mensch hat solch ein verborgenes Leiden, an dem er oft zeitlebens krankt, aber niemand kann ihm helfen. Aller Rat und alle Verordnungen sind vergebens, wenn er sich wirklich jemand anvertraut. Nur die Liebe, die sein Elend zu ihrem Elend macht, ihm zur Seite steht, hält, trägt, führt und immer wieder aufrichtet, kann ihm helfen, nur die Liebe, die ihn ansteckt mit ihrer Gesundheit, die seine Widernatur ausheilt mit ihrer Natur, die seinen Bann bricht mit ihrer Lebenskraft, die alle Banden sprengt.

Die Liebe hilft den Schwachen und Verzagten auf und befreit die Unglücklichen von Kleinmut, Resignation und Verzweiflung. Liebe ist ja Glaube an die Menschen und zwar kein unverwüstlicher Optimismus, sondern die unmittelbare Überzeugung von einem jeden, deren Gewißheit auf der Fühlung von Seele zu Seele beruht. In die Seele, die sie gefunden hat, wirft die Liebe den Anker ihres Glaubens und giebt dem Verzagten dadurch wieder den verlorenen Glauben an sich selbst zurück. Wahre Liebe ist immer von Vertrauen erfüllt und wird als Vertrauen empfunden. Nichts stärkt und ermutigt aber verschüchterte und verkümmerte Gemüter so als das Zutrauen, das man ihnen entgegenbringt,

allerdings nicht das, was man ihnen ausspricht, sondern das, was aus unserm Verhalten spricht. Es ist wie eine rettende Hand, die sich ihnen entgegenstreckt und sie aus den Wassern der Trübsal auf festen Boden zieht. Aber damit ist die Wirkung der Liebe noch nicht erschöpft. Dein Lebensmut, der in deiner Liebe überströmt, wird sein Lebensmut, deine Kraft, die auf ihn übergeht, wird seine Kraft. Liebe begabt mit eignem Leben und schafft aus der Fülle schöpferischer Potenzen, die sie in sich birgt.

Liebe ist Leben, das Leben befruchtet, Leben nährt und Leben gedeihen läßt. Nehmt zwei sprossende Menschenkinder, und laßt den einen in der Welt, wie sie ist, und stellt den andern in die Atmosphäre wahrer Liebe, so werdet ihr den ungeheuren Unterschied und Gegensatz in ihrer Entwicklung sehen. Bei dem einen ist Wachsen willkürliches Wuchern und wirres Geranke am Boden hin, bei dem andern stetiges und starkes Emporsteigen und Stamm bilden, allseitige Entfaltung und strotzende Fruchtbarkeit. Der eine steht im Schatten, der andere in der Sonne. Der eine ist auf sich angewiesen und verbraucht seine Lebenskraft zum größten Teil, um sich den erdrückenden, erkältenden und zersetzenden Einflüssen seiner Umgebung zu erwehren, wenn es ihm gelingt, der andere wird von der Liebe getragen und schöpft Lebenskraft aus ihrer Fülle, wird von ihr angeregt und gebildet, geläutert und gehoben, erlöst und verklärt.

Die Liebe hilft also und heilt, erlöst und hebt empor. Sie ist die einzige Macht in der Welt, die stärker ist als alles Übel, das in ihr herrscht, und die Verwüstungen, die es geschaffen, wieder herstellen kann. Deshalb wird der Jammer der Menschheit nur durch Liebe überwunden und das Chaos, das sie ist, nur durch Liebe zu dem wundervollen Organismus ewigen Lebens umgeschaffen, nach dem uns alle verlangt. Erst wenn Liebe das Leben der Menschheit wird, wird offenbar werden, was wir sein sollen, und was wir sein können. Die Herrlichkeit der Menschheit bringt der strahlende Tag alles umfassender Liebe herauf.

6. Der Ursprung der Liebe.

Die Liebe, deren Wesen und Wahrheit wir sahen, ist nicht von dieser Welt. Sie hat ihren Ursprung in Gott. Deshalb liegt der Schein der Unmöglichkeit für das endliche Sehvermögen über ihr ausgebreitet. Unsre Vernunft kann sie nicht fassen, wir können sie nur erleben, und unsere Kraft kann sie nicht schaffen, wir müssen sie empfangen. Wir können keine überströmenden Quellen aus uns schlagen und in uns emportreiben, wenn sie nicht aus den geheimnisvollen Tiefen steigen, auf denen alles Leben ruht, und uns erfüllen, uns überfließen lassen.

Wer ist so reich an sich selbst, daß er sich verschwenden könnte, ohne zu verarmen? Wer hat das Leben der Seele, das wächst, gesteigert und verklärt wird, das Kraft und Fülle ohne Maß und Ende gewinnt, indem es sich hingiebt ohne Wahl und ohne Grenzen? Wer kann nicht leben ohne zu lieben, und wer kann lieben unbedingt und ohne Vorbehalt, rücksichtlos und unabhängig von dem Erfolg, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen? Wer kann wahrhaftig und ursprünglich lieben? Ist solcher Liebe gegenüber nicht ein impotentes und unfruchtbares Gefühl, was Menschen Liebe nennen! Es mag uns zu allem möglichen Wohlthun treiben und unsers Nächsten Wohlbefinden steigern, aber wer schafft, wenn er liebt, wer befruchtet, erlöst, erweckt zum Leben, hebt empor, wandelt um und überwindet, indem er liebt?

Wir bergen keine unerschöpfliche, unversiegliche Lebensquelle in uns, die mit eruptiver Gewalt strömte, uns bis in alle Fasern unsers Wesen erfüllte und allenthalben überflösse unsre ganze Umgebung überflutend. Wir fühlen uns arm, schwach, kraftlos und bedürftig, und selbst der Stärkste unter uns dürstet nach Leben. Unsere Seele hungert und sucht immerdar sich zu sättigen. Aber sie ist wie ein bodenloser Abgrund. Fülle sie mit allen Schätzen und allem glänzenden Scheine der Welt, sie wird doch nicht ausgefüllt, und nähre sie mit allen Idealen, sie wird doch nicht befriedigt.

Wie ist es also möglich aus Überfluß zu lieben, wenn wir selbst den bittersten Mangel leiden?

Die lechzende Qual unsrer Seele wird nur gestillt, wenn sie sich selbst findet und sich in ihrem ewigen Sein und unendlichen Werte empfindet. Alle Herrlichkeit der Welt ist doch nur endlicher Tand, wertloses, unruhiges, vergängliches, kraftloses Geflimmer, das Leben und Wert nur dadurch erhält, wenn sie es mit Leben erfüllen kann. Deshalb sättigen keine Güter und Ideale ihr brennendes Verlangen, denn sie hungert nach sich selbst und wird nur wahrhaft befriedigt, wenn sie leben kann und reich wird an sich selbst. Aber sie findet sich nur in Gott und lebt allein von ihm. Ohne ihn ist sie verloren, und ihr Leben ist nur Leiden und Vergehen. Wie könnte sie dann aber aus sich heraus, über sich hinaus leben und schaffen, das heißt lieben!

Hat sie sich aber in Gott gefunden, so überströmt sie die tiefe Ruhe und Befriedigung erfüllter Bestimmung. Ihre Wurzeln senken sich in den Urgrund, der allein Halt und Kraft verleiht, und die Säfte ewigen Lebens steigen aus ihm empor: die Seele beginnt zu leben. Jetzt fängt sie an zu wachsen und zu erstarken, sich zu entfalten und unser ganzes Sein bestimmend und gestaltend zu durchdringen. In dem Maße aber, als sie in die Höhe wächst, wächst sie in die Tiefe. Je mehr ihr Lebensbaum erstarkt, desto mächtiger werden ihre Wurzeln, je mehr sie sich entfaltet, um so weiter und dichter breitet sich die Fülle ihrer Saugfasern aus und führt ihr ohne Maß und Grenzen ewige Kräfte aus dem unerschöpflichen Grunde zu. Was die Seele aber lebt, das lebt sie aus. Was in ihr quillt, steigt empor und flutet über. Ihr Leben aus Gott tritt aus ihr heraus als Liebe zu den Menschen. Liebe ist der Überschwang der Seele, die ewiges Leben gewonnen hat, die vom Göttlichen getragen, durchdrungen, getrieben und zu schöpferischem Ausleben begabt wird.

Dann ist aber unsre Liebe zu unsern Mitmenschen nichts andres als die Liebe Gottes, die uns erfüllt und aus uns strahlt. Denn in der göttlichen Lebensfülle, die uns zuströmt, uns durchdringt

und überflutet, erfahren wir Gottes Liebe. Seine Liebe ist der Drang ewiger Säfte in uns und sein lebendiges Schaffen unsrer Seele. Ihre Glut offenbart sich in himmlischen Kräften und wirkt sich aus im Wachstum der Wahrheit in unserm Sein. Sind unsre Augen den Strahlen seiner Liebe erschlossen, so liegt seine Klarheit über unsrer Seele, und sein Geist befruchtet unsern empfänglichen Sinn. Steht unser Herz seiner Gnade offen und gehorcht unser Lebenswille seinen Antrieben, so überströmt er uns mit Lebenslust und schwellender Geistesmacht. Wir leben mit tiefem Bewußtsein, das mit feinem, hellem Sinne die Seelen empfindet und Fühlung mit ihnen gewinnt, und mit hochgespannter Energie, die aus uns strahlt und Seelen bewegt. Die unerschütterliche Ruhe in Gottes Liebe erfüllt uns mit leuchtendem Frieden und unsre aus ihr wachsende Kraft mit überquellender Freude. Wer uns nahe kommt, tritt in seinen Glanz und wird überströmt von ihrer Glut. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen" und dringt uns aus allen Poren unsers Wesens wie eine himmlische Lichtfülle: es ist das ausschwingende Leben unsrer Seele, das alle Menschen ergreift, lebendig anregt und belebend durchzittert. So sind wir nur die irdischen Quellorte, in denen sich die Ströme göttlicher Liebe sammeln, um von uns auszutreten und das dürre Land zu bewässern. Unsre Seelen sind die Brenngläser, die von allen Seiten die zerstreuten Strahlen der Liebe Gottes vereinigen, um Menschenherzen unter ihre Glut zu setzen. Was Gottes Kinder in Kraft und Wahrheit lieben, ist nur Gottes Liebe, die in ihnen Organ und Element gefunden hat, um sich in persönlich endlicher Erscheinung zu entfalten. Wahre Liebe ist Menschwerdung der Liebe Gottes.

* * *

In uns ist sie es in Zuständen und Vorgängen durch Eindrücke und Wirkungen, in Christus war sie es in Person. In diesem Manne verkörperte sich die Liebe Gottes persönlich. Deshalb konnte er uns offenbaren, daß Gott Liebe ist, und wie wir lieben sollen.

Er ist der Ursprung der Liebe in der Geschichte der Menschheit. Er war die Wahrheit der Liebe, und seine Seele barg in sich die Unendlichkeit der Weltliebe Gottes. Zu ihm müssen wir uns wenden, wenn wir lieben lernen wollen, denn in ihm schlägt das Herz Gottes für uns. Er öffnet uns das Auge für die himmlischen Strahlen der Liebe Gottes und für die Seele des Menschen, die nach ihr dürstet. Er füllt unser erstarrtes Herz mit der Glut der Liebe unsers Vaters im Himmel, daß es für unsre Mitmenschen glüht. So erschließt er uns eine neue Welt und führt uns in ein andres Dasein, wo Gottes Geist das Licht der Sonne und Liebe das Leben ist.

Liebe ist die schaffende Kraft Gottes, mit der er das Chaos der Menschheit zu einer Gottesschöpfung umbilden will und wird. Sie ist es, die das höhere Leben in den Menschen erweckt und gebundene Seelen zur Freiheit der Kinder Gottes führt. Allein aus der Liebe heraus kann sich das gemeinschaftliche Leben der neuen Kreaturen entfalten, das Jammer und Wirrsal überwindet und zu völliger Harmonie und Einheit in Gott führt. Deshalb ist und bleibt Christus der treibende und schaffende Geist, der diese Umwälzung in der Verfassung der Menschheit und die Wendung ihres Schicksals herbeiführt. Er ist der Bornen der unerschöpflichen Kraftquelle Gottes, der uns mit Kraft und Lust der Liebe speist ohne Maß und Aufhören, daß wir lebendige und schöpferische Organismen in der Entwicklung der neuen Menschheit werden können. Zu ihm darum, wer Leben haben und Leben geben will! Aller Schein der Liebe, der heute hier und da verklärend über dem Elend der Menschheit liegt, ist ein matter Abglanz der Liebessonne Christus. Aber nicht die toten Reflexe helfen uns, sondern nur die lebendige Glut. Der stumpfe Glanz ist gewiß besser als die stockfinstre Nacht, aber wir wollen den Tag und brauchen die Sonne. Eintauchen möchten wir uns in die belebende Lichtflut der Liebe Gottes, um in ihr aufzuleben und zu erleben, was Leben ist und volles Genügen, was Liebe ist und seliger Überschwang der Seele. Darum wollen wir unsere müden Augen von dem fahlen Scheine wenden

der Sonnenlichtquelle zu und in ihrer Strahlenfülle zu leben beginnen.

* * *

Weil unsere Liebe zu den Menschen aus Gott quillt, strömt sie in ursprünglichster Lauterkeit fortwährend und ohne Aufhören. Sie kennt kein Altern und Versiegen, sondern steigt Tag für Tag aus dem Jungbrunnen des Meeres göttlicher Liebe wie der neue Tag und die unwandelbare Strahlenfülle der aufgehenden Sonne. Die Jahre kommen und gehen, das Leben wirft uns hin und her, über und über bedecken uns die Narben seiner Schläge, aber die Liebe Gottes, die in uns strömt und aus uns glüht, bleibt die unerschöpfliche Kraftquelle unsers Daseins, aus der wir immer neu geboren werden und ohne Ermüden uns ausleben. Mögen unsre Glieder versagen und der Geist ermatten, unsre Seele lebt in himmlischer Luft, wo es kein Altern giebt und strahlt unverdrossen und ununterbrochen die göttliche Gnade aus, die sie erfüllt. Sie bleibt die Sonne der Liebe Gottes für alle, die in ihrem Lichtkreis leben, und auch wenn sie ihnen untergeht, so stirbt sie doch nicht.

Die Liebe ist das Element ewigen Lebens und ewiger Jugend in unsrer Vergänglichkeit und verleiht allen ewige Jugend, die sie in sich leben lassen. Liebst du wirklich, so bleibst du immer Sieger und überwindest die Welt. Unter Wunden grünt deine Tapferkeit, und unter Mühsal wachsen deine Kräfte. Immerdar quillt in dir Lebenskraft und verjüngt deine Seele. Niemals wird deine Entwicklung stocken, und nie wird deine Werdelust ermatten. So lange die Schwingungen der Liebe dich durchzittern, geht es vorwärts und aufwärts. Die ursprüngliche Frische deiner Empfindung läßt nicht nach, und die Lebensfreude blüht immer herrlicher mit himmlischem Duft. Die Liebe ist das einzige Lebenselixir, das es giebt, denn sie ist göttliche Kraft.

Die gewöhnliche Liebe versandet fast immer in Menschenverachtung. Wie oft habe ich sie die größte Versuchung und Gefahr des Alters nennen hören, und wie schwer es sei, sich ihrer zu er-

wehren, wenn man die Menschen immer näher kennen lerne. Und gewiß gehört ein großes Maß von Liebe dazu, um ihr nicht zu unterliegen. Ist aber Liebe ein Überströmen des innern Reichtums, so ist Menschenverachtung nicht ein Zeichen souveränen Selbstgenügens, wie man sie oft hinzustellen liebt. Sie ist eine Not und keine Tugend, denn sie ist ein Zeichen innerer Armseligkeit und seelischer Schwäche. Menschenverachtung ist eine Ohnmachterscheinung und herannahender Tod. Man fühlt sich außer stande, die Dürre um sich her zu überfluten und verschließt den versiegenden Brunnen seiner selbst für sich. Damit stirbt man aber der Gemeinschaft, und da wir nicht für uns allein leben können, besiegelt man seinen Tod. Die Erstarrung richtet sich zunächst gegen außen, aber sobald durch die Verschalung der Lebensaustausch unterbrochen wird, schreitet die Verhärtung nach innen, und die Arterien der Seele verkalken.

Wer aber Gottes Liebe ausstrahlt, kann niemals der Versuchung unterliegen, Menschen zu verachten, weil er sie viel zu sehr liebt. Sie können ihm ja nicht einmal gleichgültig werden, denn er braucht sie durchaus, um lieben zu können. Wie hielte er es mit seinem himmlischen Reichtum aus, wenn er ihn nicht mehr verschwenden könnte! Liebt er aber umfassend und ohne Wahl, so belebt er den ganzen Menschenbereich, in dem er steht, und das Geschlecht seiner Zeitgenossen kann ihm niemals zu einem Thale des Todes werden. Um sich herum schafft er sich vielmehr durch die Liebe ein Reich des Lebens, und aus dem Lebensaustausch, den er gewonnen, grünt ihm ewige Jugend.

7. Die Liebe ohne Wahl und Grenzen.

Die Liebe, die wir als das schwächliche Kind kraftlosen Mitleidens oder saftloser Freude blutarm und schwindsüchtig durch die Straßen und Häuser huschen und sich in rührender Selbstaufopferung um das Wohl liebebedürftiger Seelen bemühen sehen, möchte so gerne allen helfen. Während die Laune der Sympathie oder der Drang sich an andre zu hängen nur Auserlesenen und auch

ihnen nur bis zu einem gewissen Grade gilt, träumt sie von unbeschränkten Fernen und einer Entfaltung ohne Unterschied der Person und sehnt sich nach der Stärke, die alles vermag. Sie ist die Schwäche, die von heroischem Leben träumt. Aber sie kann nicht heroisch leben, denn sie kann nicht über ihre Kraft, die nur das lebhafte Verlangen nach Kraft ist. Sie kann nicht lieben rücksichtlos und ohne Vorbehalt, unbeeinflußt durch Eindrücke und Erfolg. Sie sehnt sich darnach, und deshalb will sie jeden ergreifen, wer es auch sei. Aber das gilt nur in der Theorie. Zeigt er sich ihrer nicht würdig, so kann sie ihn nicht halten und läßt ihn fallen. Aber ihre Sehnsucht und die bohrende Empfindung, daß es anders sein müßte, ist ein Zeugnis dafür, wie es sein sollte. Wahre Liebe ist eine Liebe ohne Wahl und Grenzen.

Denn sie ist der Überschwang der Seele und die ausstrahlende Kraft hochgespannten persönlichen Lebens. Weil sie nicht anders kann, sondern sich ausleben muß, ist ihr jeder recht, den sie lieben darf. Sie sieht die Person nicht an, sondern greift unbesehens zu. Sie hat gar keine Zeit zu wählen und auszulesen, sondern sie trifft ohne Wahl, wen sie grade trifft. Weil sie aus den Tiefen des persönlichen Lebens mit innerer Notwendigkeit emporgetrieben wird und ursprünglich herausquillt, ist sie ganz unabhängig von dem Gegenstand, den sie überströmt. Weil sie eine unmittelbare leidenschaftliche Bewegung der Seele ist, fragt und reflektiert sie nicht, sondern entfaltet sich ohne Rücksicht auf Eindrücke und Entgegenkommen.

Die Liebe ist die Leuchtkraft und ausstrahlende Wärme der Persönlichkeit. Wer in ihren Gesichtskreis tritt, dem leuchtet sie, den wärmt sie. Wendet er dem Lichte den Rücken, und verschließt er sich der Glut, so ist das seine Sache, aber er steht nach wie vor im Scheine der Liebe, und ihre Wärme dringt auf ihn ein. Sie wendet sich nicht von ihm ab und wandelt nicht ihre Gesinnung. Sie waltet weiter in der Kraft unaufhörlich strömenden Lebens. Sie ist wie steigendes Wasser, das aller Hindernisse spottet.

Deshalb ist sie ohne Grenzen in ihrer immer quellenden Flut,

ohne Grenzen in die Tiefe und in die Weite. Es giebt keine Liebe „bis zu einem gewissen Grade“. Sie dringt allenthalben ein und erfaßt dich ganz. Sie liebt alle deine Fehler und Schwächen so lange, bis sie geheilt sind, sie überflutet alles Peinliche und Häßliche an dir, bis du in Anmut und Schönheit strahlst. So erfaßt sie jeden Menschen unbeschränkt und unbedingt, ohne Rücksicht auf seine Erscheinung und ohne Rücksicht auf sein Verhalten. Sie läßt sich nicht ermüden und verdrießen. Jeden Tag geht dir wieder die Sonne auf, so wenig du wert sein magst, daß sie dich bescheint, und so hartnäckig du dich wehrst, ihrer wert zu werden. Die Liebe ist das Zäheste und Festeste, was es giebt. Sie ist unzerstörbar, denn sie hängt in ihrem Sein und Wirken von nichts außer ihr ab.

In ihrer Ausdehnung aber ist sie nur durch die endlichen Schranken der Persönlichkeit in ihrem Wirken beschränkt, aber innerhalb der Sphäre, des Reichs, der Welt des Selbst, aus dem sie strömt, giebt es für sie keine Grenzen. Liebe ist der Puls, der in allem Verhalten der Persönlichkeit schlägt, das innere Feuer, das all ihre Gedanken belebt, der Strom des Lebens, der sich dorthin ergießt, wohin du dich auch wendest.

Deshalb ist wahre Liebe auch immer Feindesliebe und muß es sein. Wie wäre es ihr möglich, die Feinde nicht zu lieben! Warum die Feinde nicht? Sie grade erst recht. Wie sollte man sich denn all ihrer Angriffe und Schläge, Verdächtigungen und Beleidigungen, Listen und Tücken erwehren, wenn nicht durch Liebe, wenn nicht durch die überquellende Lebensflut, die du ihnen entgegenwirfst, mit der du sie unter Wasser setzst, daß alle Feindschaft darin ertrinkt! Liebe ist ja die einzige unwiderstehliche Macht, die allen zu stark wird, an der aller Haß ermattet und erschlafft, an der sich alle Bosheit wandelt in herzbrechende Scham. Nur muß es Liebe sein, urwüchsige und ursprüngliche Liebe, kein nachempfundenes oder künstlich hervor massiertes Gefühl, keine liebeheuchelnde Schwäche und keine mit Liebe ihre Blöße bedeckende Feigheit, sondern Liebe, Wucht und Übermacht der Seele, die durch ihre sieg-

hafte Glut jeden Widerstand entwaffnet und in Ohnmacht fallen läßt. Fliehen werden sie dann vor dir, wenn du sie unter das Feuer deiner Liebe nimmst, Schrecken und Entsetzen wird über sie kommen: du bist ihnen unheimlich geworden. Stellen sie sich aber dir, so wandelt sich ihr Sinn und Angesicht. Sie können dir nicht böse bleiben. Denn Feindschaft schmilzt vor der Liebe wie Eis vor dem Feuer.

Wer überhaupt liebt, kann nicht anders als seine Feinde lieben. Wer Licht ausstrahlt und Wärme ausströmt, kann die Schwingungen seiner Seele nach keiner Richtung zurückhalten. Seine souveräne Freigebigkeit des Herzens ist unempfindlich für feindseliges Verhalten. Sein Lebensüberschuß ist so groß, daß alle Versuche, es zu beeinträchtigen, ihm nichts anhaben können. Stellt euch zu mir, wie ihr wollt, ich liebe euch, schädigt mich, wenn ihr könnt, ich helfe euch, verwundet mich, ich heile euch, verneint mich, ich bejahe euch, wollt mir übel, ich will euer Wohl, tötet mich, ich belebe euch. Was wollt ihr anfangen gegen die andringende Flut meiner Liebe? Könntet ihr mich verletzen, wäre ich ja nicht unverletzlich! Liebeglühende Seelen aber sind unverwundbar wie Siegfried, der sonnige Held. Würde ich mich wehren, so wäre es ein Zeichen von Schwäche. Alle Angriffe reichen ja gar nicht an mein eigentliches Leben, und alle Geschosse sinken kraftlos zu Boden in seiner überquellenden Fülle. Vielmehr regt, was ich erfahre, nur die eruptive Macht der Liebe an, und darum übe ich Wiedervergeltung durch ihre schaffende Kraft. Und gähnt ihr Haß wie ein Abgrund, ich fülle ihn aus mit Liebe, daß er überströmt.

Grade gegenüber den Feinden offenbart sich erst die heroische Leidenschaft der Liebe in ihrer ganzen Größe, in ihrer schrankenlosen Machtherrlichkeit und übermenschlichen Art. Hier erst zeigt sich hell und greifbar die Überlegenheit höheren Lebens gegenüber allen Anläufen menschlicher Verkommenheit. Es ist der Triumph des Ja über das Nein, der Sieg des Lebens über alle Mächte der Zerstörung.

* * *

Vielleicht wird man aber einwenden: die Liebe ist doch kein Naturvorgang, sondern ein persönlicher Akt. Wir sind doch nicht lebende Wesen, die sich unpersönlich auswirken, sondern sehr ausgeprägte Persönlichkeiten, deren Verhalten sich nicht in elementarer Weise äußert, sondern von ihrem Urteil und Geschmack, von ihren Eindrücken und Erfahrungen abhängt. Solange sich also unsre eigentümliche Art noch nicht in etwas charakterloses Allgemeines aufgelöst und unser Selbst im Enthusiasmus berauscht hat, wie sollen wir denn lieben ohne Wahl und Grenzen?

Aber der Einwand ist nur geeignet, uns einen Blick in das Walten der Liebe thun zu lassen. Liebe ist keine mechanische Bewegung der Seele, sondern eine Selbstmitteilung, die organisch bedingt ist. Sie hat wohl ihre ganz bestimmten Voraussetzungen in dem, auf den sie sich ergießt, aber nicht in seinem Verhalten, sondern in seinem Sein und nicht in seinem Unwesen, sondern in seinem eigentlichen Wesen. Deshalb nannte ich sie die Fühlung und Bewegung von Seele zu Seele. Wer liebt und lieben will, d. h. lieben muß, sucht in jedem Menschen die Seele und ruht nicht, bis er sie gefunden hat. Ist sie ihm noch verborgen, so glaubt er an seine Seele und grinst ihm der Tod aus lebloser Maske entgegen, so hält er doch mit der ganzen Paradoxie des Glaubens daran fest, daß sie dahinter verborgen sein muß und stellt den Bedauernswerten unter die lebenweckenden Strahlen seiner Liebe, bis sich seine Seele regt. Regt sie sich aber, so grüßt er sie mit der Wonne eines Menschen, der einen verlornen Bruder wiedergefunden und schlingt um ihn das unzerreißbare Band blutsverwandter Liebe.

Jetzt hat die Selbstmitteilung Fuß gefaßt und Anhalt gewonnen. Nun beginnt sich das zarte Verständnis und der hellsichtige Blick für andere Seelen zu bethätigen, womit wahre Liebe jeden Menschen begabt, und bestimmt das Verhalten der Liebe. Sie wird zur Sorge um sein Leben und zur Hülfe am Werden, zur Hut seines Wohls und zum Halt seiner Stellung. Sie regt an, wo das Leben stockt, teilt mit, wo es bedarf, und stärkt, wo es

schwach ist. Nein, Liebe ist kein bloßer Naturvorgang, sondern Mitleben, gemeinschaftliches Leben, das feinste Empfinden und rücksichtsvollste Verhalten einer überreichen Seele einer andern gegenüber, die der Liebe bedarf.

Daran können ihn auch nicht die Eigentümlichkeiten seines Nächsten abhalten, die ihm zuwider sind. Vielmehr wird ihn die Fühlung, die er mit seiner Seele gewonnen hat, antreiben und befähigen, ihnen gerecht zu werden. Die Liebe ist weitherzig, sie bejaht den andern, wie er ist. Sie liebt auch seine Eigentümlichkeiten, allerdings nur ihre ursprüngliche Wahrheit und nicht ihre ungezogene und verwachsene Gestalt. Alles, was dir an ihm häßlich erscheint, ist nur verdorbene Schönheit. Freu dich an ihr, sie ist deiner Liebe würdig. Vielleicht ist sie dir fremdartig. Aber dann weite an ihr dein Verständnis und deine Genußfähigkeit für die ungeheure Mannigfaltigkeit menschlicher Schönheit. Ich kenne wohl die Kraft starker Antipathie, und ich liebe Menschen mit ausgesprochenen Sympathien und Antipathien, denn es sind Menschen mit starker Eigenart. Aber stärker als unsere Sympathien und Antipathien muß die Lebenskraft und Empfänglichkeit unsers Selbst werden. Unüberwindliche Abneigung ist doch immer ein Zeichen von Schwäche der Persönlichkeit, und ausgesprochener Widerwille gegen fremde Art ist immer eine Beschränktheit des Empfindens. Dein persönliches Leben ist nicht stark genug, um den fremdartigen Eindruck zu überwinden und deiner Eigentümlichkeit zu vermitteln. Dein Empfinden ist nicht vielseitig empfänglich genug, um mit seiner Witterung für ursprüngliche Schönheit das Andersartige zu genießen. Und doch gehört das notwendig zu einem gebildeten, zu einem entwickelten Menschen. Was würdest du zu einem Kunstverständigen sagen, der nur einen Meister, eine Schule würdigen könnte und für die Ausdrucksweise anderer Genies, anderer Zeiten, fremder Völker kein Verständnis besäße!

Aber auch hier wird sich die Liebe persönlich vermittelt auswirken. Sie wird naturgemäß zunächst dort eindringen, wo ihr Empfinden für den Nächsten einen Zugang findet, um ihn sich

dann allmählich nach allen Seiten zu vermitteln und verständlich zu machen und so ihn ganz umfassen zu können. Wie das Wasser in hartes Erdreich zunächst in Ritze und Löcher schlüpft, um es von da aus ganz zu durchdringen, so wird es auch die überströmende Flut deiner Liebe thun, und nichts wird ihr unzugänglich sein.

* * *

Wahre Liebe ist ohne Wahl und Grenzen, denn sie ist göttlicher Art, sie ist die in unsre Herzen ausgegossne Liebe Gottes, die überströmt. Wir würden sie hemmen und mißbrauchen, wenn wir ihre göttliche Weitherzigkeit beeinträchtigten. Denn vor ihm gilt kein Ansehen der Person, und jede Menschenseele liegt ihm am Herzen. Deshalb sagte Jesus: „liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Die Liebe, die sich nur zu den Sympathischen wendet, ist unvollkommene Liebe. „Ihr aber sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Lassen wir also unsere Sonne allen scheinen, denn es ist Gottes Sonnenlicht. Sehen wir zu, ob wir unsres Vaters Art an uns tragen, wenn wir meinen, Gottes Kinder zu sein.

8. Wie gelangen wir zur Liebe?

Lieben zu können, wirklich und wahrhaftig, ohne Wahl und ohne Grenzen steht nicht ohne weiteres in unsrer Macht. Es ist verhängnisvoll, wenn jemand meint, die echte Liebe nachempfinden und nachmachen zu können. Das ist unmöglich. An dieser Auswirkung neuen Lebens versagt glücklicherweise das menschliche Nachahmungsvermögen vollständig und von vornherein. Illusionen haben keine Kraft, sie haben höchstens die Kraft des Rausches, und Liebe ist Kraft, die Kraft ursprünglichen persönlichen Lebens.

Aber die Versuche und Bemühungen, Liebe hervorzupressen, wären verwüstend und vernichtend für den, der sich vermäße, mit Gewalt lieben zu wollen, denn er würde damit alles organische Werden seines innern Lebens zerdrücken.

Liebe bedarf, um möglich zu sein, ganz bestimmter Grundlagen, auf denen sie ruht, und ganz bestimmter Erscheinungen, die ihr vorausgehen, und diese Vorbedingungen sind unerläßlich und unumgänglich. Es ist ja eine weitverbreitete Täuschung, daß der Mensch im persönlichen und religiösen Leben alles könne, wenn er nur wolle. Das ist aber nicht wahr. Aus nichts wird nichts, das gilt auch hier, so lange du auch darüber brütest, und jede Erscheinung hat ihre ganz bestimmte notwendige Voraussetzung, ohne die sie unmöglich ist. Genau wie in der Natur. Hier wie dort walten feste Ordnungen, unbrechbare Naturgesetze. Deshalb soll jeder nur soweit lieben, als er kann, und sich keine Vorwürfe machen, daß er nicht mehr kann, so sehr er nach dem Vollkommnen streben soll. Vernünftig und erfolgreich strebt er aber nur darnach, wenn er die Vorbedingungen zu erlangen sucht, die wahre Liebe braucht.

Der Grund, aus dem Liebe allein quillt, ist das Leben und Wachstum deines Selbst, persönliches Leben und Werden. Sie quillt aber nur daraus, wenn du vor innerer Fülle überfließest. Deine Seele lebt aber wirklich nur, wenn sie aus Gott lebt, und ihre Fülle fließt nur dann über, wenn sie aus ihm strömt, denn er giebt Geist ohne Maß. Willst du also lieben, so suche Gott, damit du ein Mensch wirst, der lieben kann. Öffne ihm dein Herz, damit die Lichtflut seiner Liebe in dich einströmt, neues Leben in dir schafft, das als seine menschgewordene Liebe sonnenhaft aus dir strahlen kann. Liebe giebt es nur im Reiche Gottes, aber wenn wir nicht „von neuem, von oben geboren werden," können wir das Reich Gottes nicht einmal sehen, geschweige Reich Gottes werden.

Damit ist eigentlich schon das Ereignis ausgesprochen, das vor allen Dingen vorausgehen muß, wenn wir lieben können wollen. Wir müssen von der Erstarrung unsers Selbst erlöst werden, in der es durch innern Bann uud äußere Banden befangen ist.

Es muß erst belebt und befreit werden, damit es tief empfinden und unsprünglich sich ausleben kann, damit es sich zu freuen und zu erfreuen vermag, damit es nicht nur mit andern leidet, sondern auch andern zu helfen imstande ist. Die Fähigkeiten aber, die durch die Erlösung unsrer Seele aus ihrem verwunschnen Dasein in uns lebendig werden, müssen sich dann entfalten und geübt werden, um Träger unsrer Liebe werden zu können.

Aber auch wenn wir so weit sind, ist die Liebe in uns und ihre Auswirkung ein Wachsen und keine Katastrophe. Darum habe Geduld mit ihrem Quellen und Emporsteigen, so sehr dich die Sehnsucht nach ihrer Fülle drängt. Sei zunächst froh, wenn sie überhaupt austritt und die Rinnsale der Freude und des Mitleids füllt. Laß sie strömen, bald wird sie überfließen und schließlich überflutet sie alles ohne Wahl und Grenzen. Sauge nur unermüdlich die Lebenskräfte Gottes in dich auf, der Liebe ist, dann wird sich immer mächtiger seine Liebe in dir offenbaren und aus dir strömen. M.

Ein Straßengespräch.

A. Wie freue ich mich, Sie zu treffen, Lieber B. Mit Entzücken habe ich Ihre jüngsten Äußerungen gelesen. Genau die Prinzipien, die wir in unserem Vereine vertreten. Ich thue wohl keine Fehlbitte, wenn ich sie auffordere, ihm beizutreten . . . .

B. Danke herzlich für das Vertrauen. Ich interessiere mich allerdings sehr für Ihre große Sache, aber weniger für Ihren Verein. Sagte nicht schon Tell: „Der Starke ist am mächtigsten allein?"

A. Vortrefflich! Gewiß! Aber doch nur um die Antwort zu hören: „Verbunden werden auch die Schwachen mächtig."

B. Gut. So bilden Sie einen Verein der Schwachen, und lassen Sie die Starken los.

Lh.

Zum Nachdenken.

Will dir eine Last zu schwer vorkommen, so lege deinen Willen noch dazu. Damit hebst du ihre Schwerkraft auf.

* * *

Nur Starke haben Feinde, Schwache Verächter.

* * *

Wer seine Arbeit nicht mit Freuden thut, ist nicht wert, daß er eine hat.

* * *

Es giebt wenige Menschen, an denen man nicht etwas Gutes lernen könnte.

* * *

Geizhals und Verschwender — beide erkennt man daran als Mammonsknechte, daß sie am unrechten Orte sparen.

* * *

Stiehl nicht! Die Leute mißgönnen dir schon dein rechtmäßiges Eigentum. — Welcher Neid wird dich erst treffen, wenn du noch mehr hast!

* * *

Es ist sehr leicht, einen Zorn und Haß zu bekommen, aber sehr schwer, ihn wieder los zu werden.

* * *

Kränke die Menschen lieber dadurch, daß du zu wenig mit ihnen verkehrst als zuviel.

* * *

Such Dir nur etwas besseres in der Welt, aber du wirst's nicht finden, wenn du's nicht in dir trägst. Lh.



Zwei Geschichten vom Werden und Vergehen.

1.

Es war einmal ein alter Beduinenscheich. Er war nie mehr, aber auch nie weniger, denn er war schon dazu geboren. Ehe er geboren war, lachte man über ihn, aber nachdem er geboren, war sein Dasein von weltgeschichtlicher Bedeutung, und er wird nie vergessen werden. Aber er war wichtig nicht durch seine Leistungen, sondern durch sein bloßes Dasein. Es schien, als ob sich in seinem Dasein seine ganze Bedeutung erschöpft hätte und nun sein Leben so ereignislos verlaufen ließ, wie es nur nach Zeit und Umständen möglich war. Das bedeutsamste Ereignis, das ihm begegnete, war, daß sein Leben einmal in seiner Kindheit beinahe einem verhängnisvollen Geschick zum Opfer gefallen wäre, aber glücklicherweise traf der tötliche Streich an seiner Statt einen Schafbock.

Weil nun sein bloßes Sein vollauf zu genügen schien, nahm er das Leben nicht von der schweren Seite. Nicht einmal seine Heirat, die doch auch in einem Beduinenleben ein lebhafteres Empfinden hervorzurufen pflegt, hatte einen romantischen Schimmer: Ein in wirtschaftlichen Dingen wohl erfahrener und erprobter Diener seines Vaters besorgte die Auswahl der Braut und entledigte sich dieses Auftrags jedenfalls besser, als es der Sohn des Hauses selbst hätte thun können. Von da ab lebte er mit seinem Weibe ein langes geruhsames Leben, nährte sich von seinen Heerden und war auch gelegentlich einem Wildpret nicht abhold.

Vielleicht hätte die Welt nie mehr als seinen Namen erfahren, wenn er nicht zwei Söhne gehabt hätte. Der ältere war ganz von Vaters Art. Ein gewöhnlicher Beduine, nur nicht so bedeutend wie sein Vater. Im jüngern schlug das mütterliche Blut vor und machte ihn dadurch eigentümlich befähigt, in sich ein Problem auszutragen, das zu jener Zeit noch nicht Sitte war. Er erwuchs zu einer Persönlichkeit.

Er führte ein merkwürdiges Doppelleben, als wenn zwei Wesen in ihm um die Oberherrschaft kämpften. Jedes dieser Wesen führte einen besondern Namen, und je nachdem das eine oder andere die Oberhand hatte, führte er den einen oder den andern Namen.

Wenn seine Mutter dem Knaben durch die schwarzen Locken strich und seine klugen Augen zu ihr aufblitzten, nannte sie ihn: Lieber Jankel, und es schien, als könne es in der weiten Welt keinen bezeichnenderen Namen geben als diesen, und als könne sein kluges, schwarzäugiges Mütterlein nur den einzigen Namen Rebekka führen.

Für den ältern Sohn interessierte sich Rebekka weniger. Er war zu sehr der Vater, und bei diesem hatte sie nie das Verständnis gefunden, dessen sie bedurfte und das sie wohl erhofft. Darum war ihr ältestes Kind in seiner Schwerfälligkeit für sie der fatale Anblick einer verkörperten Enttäuschung, und die dunkle Empfindung davon trieb den Knaben frühzeitig zum Hause hinaus, und seine liebste Zerstreuung wurde die Jagd. Aber ihr Jakob, in dem lag ihre ganze Seele, und wie er ihr Herz füllte, so bald auch das ganze Haus. Das vereinsamte wieder den Vater, der sich ihm nicht gewachsen fühlte und sich mehr und mehr in sich zurückzog und dadurch verkümmerte und seinen geringen Lebensinhalt noch mehr verlor.

Am wenigsten war natürlich dem jungen Jakob sein Bruder gewachsen, der sich bei jeder Gelegenheit von ihm übervorteilt sah, ohne in seiner täppischen Art nur entfernt die Schliche des Bruders durchschauen oder vermeiden zu können. Dieser hatte den Bruder bis in den letzten Grund studiert und verwertete die Kenntnisse seiner Schwachheiten so vorteilhaft als möglich. Der ältere wußte, von Jakob ist nichts umsonst zu haben, und da Jakob daheim alles in seine Hand zu bringen verstanden hatte, war für den Bruder das Elternhaus ziemlich unbehaglich, und schließlich gab er sich in stumpfer Ergebung darein, nicht der erste, sondern der zweite zu sein. Nachgiebigkeit ist allewege das Bequemere. Nicht immer giebt der Klügere, meist giebt der Schwächere nach.

So kam es, daß Jakob einmal, als der Bruder hungrig und matt von der Jagd kam, und er gerade den Tisch für das Mittagessen richtete, dessen lieblicher Duft das Haus erfüllte und den Hungrigen bezaubernd umschmeichelte, die unerhörte Forderung stellte, der ältere solle auf den Segen des Erbes verzichten, sonst werde er auch auf den Segen der Küche verzichten müssen. Und jener thats. Was lag ihm weiter an der Zukunft? Mochte Jakob sie rauben, wie er die Gegenwart geraubt. Schließlich wars kein übler Gedanke, vom jüngeren zu Tisch bedient zu werden, wenn er dafür die Sorge um das Erbe übernahm. Aber Jakob trug erst auf, nachdem er für die seltsame Abmachung Eid und Unterschrift genommen, und als ers auftrug warens — Linsen.

Schließlich kams zur Entscheidung über das Erbe Der alternde Vater wollte seinen köstlichsten Segen nach Recht und Neigung dem älteren, ohnehin benachteiligten, zuwenden und beschloß das ganz in der Stille zu thun, damit kein Zwischenfall eintrete. Nur dem ebenbürtigen Sohne teilte ers mit. Er hatte aber wie gewöhnlich nicht bedacht, daß in einem Hause nichts verborgen geschehen kann, wenn die Hausmutter Rebekka heißt. Daher wars kein Wunder, daß Jakob sich längst in den Besitz des Segens für den Erstgeborenen gesetzt hatte, ehe nur sein Bruder die übliche feierliche Mahlzeit bereitet. Zwar hatte er den altersschwachen, halberblindeten Vater dabei ein wenig getäuscht, aber er hatte ja des Bruders Unterschrift in der Tasche und bestand auf seinem Scheine. Sein Gewissen machte ihm keine Vorwürfe, und Rebekka fand das ganz in der Ordnung, ja sie hatte selbst dazu geraten und ihre thätige Mithülfe nicht versagt.

Bis dahin bietet die Geschichte nichts Ungewöhnliches, ja für unser Erleben ist sie etwas Alltägliches. Aber damals hatte das Jakobswesen seinen Höhepunkt erreicht, und die zweite Natur begann sich zu entwickeln. Besonders günstige Verhältnisse unterstützten diesen Vorgang. Zunächst der tötliche Haß des betrogenen Bruders. Jakob mußte fliehen und verlor seine ganze Stellung daheim. Sein einziger Begleiter war ein Stecken. Der äußere Besitz war völlig

verloren über dieser Flucht. Für immer, daran war kein Zweifel. Aber der Enterbte wußte, daß Vaters Segen nicht verloren war, und der mitgehende Segen tröstete ihn.

Damals regte sich die zweite Natur zuerst traumhaft und beseelte ihn mit neuem Mute. Dann fand er ein Unterkommen bei einem lieben Verwandten. Es ist nie unbedenklich, sich in Abhängigkeit von Blutsverwandten zu begeben. Es scheint, als habe sich alle freundliche Regung und fürsorgendes Aufmerken unter den Menschen in der Elternliebe erschöpft und könne sich wohl in freier Geistesfreundschaft aber nicht in angeborener Blutsfreundschaft weiter auswirken. Jakob erfuhr reichlich, was Blutsverwandtschaft oft genug unter liebevoller Fürsorge versteht. In seinem Oheim Laban hatte selbst ein Jakob seinen Meister gefunden. Er nahm ihn auf mit Freuden, versprach ihm auch seine Tochter, Jakobs erste Liebe nebst reichlicher Mitgift, wußte es aber so einzurichten, daß er des Neffen Kraft und Kenntnisse mehr als 20 Jahre lang für sich ausnutzte und ihn sowohl bei seiner Heirat als bei der Erbteilung gründlich betrog.

Das war die Quittung, die das Leben dem Jakob für seine Haltung im Elternhause ausstellte. In dieser mehr als zwanzigjährigen Periode systematischen Schwindels, gegen den er wehrlos war, weil er die Inschrift „herzliche Liebe und zärtliche Fürsorge für den lieben Verwandten" trug, wuchs der zweite Mensch, dem das Jakobswesen in der Seele zuwider wurde, weil er seine Wirkungen am eignen Leibe erfuhr.

Es wäre gewiß manchmal besser, unter schwierigen Verhältnissen, besonders unter lieben Verwandten, lieber innerlich dem Familiensinn zu entwachsen, als bloß äußerlich das Joch abzuschütteln. Jakob trugs fast ein Menschenalter und erstarkte über dem Tragen zu einer Persönlichkeit. Als er sich endlich notgedrungen lösen mußte und mit Familie und Besitz nach der Heimat zog, war die Persönlichkeit schon soweit gefördert, daß man sie am Jakob unterschied und besonders benennen konnte. Sie bekam den Namen Israel.

Jakob-Israel mußte dem Bruder begegnen. Ein Ausweichen war ebenso unmöglich als unwahr. Jakob schickte dem Beduinenhäuptling, der sich mit 400 Gewappneten näherte, wertvolle Geschenke in Gestalt zahlreicher Viehheerden entgegen. Jede Heerde in gemessenem Zwischenraum von der folgenden. Die Überbringer jeder Heerde mußten sagen: Hinter uns kommt Jakob. Aber jedesmal traf der Bruder zur Überraschung ein neues Geschenk, bis ihm zuletzt Israel allein entgegentrat, demütig und herzlich seine Verzeihung erflehend. Den kargen Jakob wollte der Bruder töten, den schenkenden Israel umarmte er unter Thränen und Küssen.

Und dann kam die Begegnung mit dem greisen Vater. Rebekka war nicht mehr. Sie durfte den Israel nicht mehr in ihre Arme schließen. Die Wahrhaftigkeit der Geschichte weigerte es ihr. Auch der Vater war wohl damals schon nicht mehr rege genug vor Alter, um den Israel zu erkennen. Aber die Geschichte half nach. Jakob war selbst Vater geworden. Seine Kinder waren ein stattliches Heer, und wie daheim war auch einer der Geliebte, der einzige unter vielen, der befähigt war, das Israelserbe fortzusetzen.

Jakob war sehr reich wie sein Vater und Großvater, aber als ihren eigentlichen Reichtum schätzten sie nicht so sehr ihr Geld und Gut, als jenes eigentümliche Erbe, das man nur mit Segen bezeichnen kann, von dem ihr äußeres Vermögen ein zufälliger Ausdruck war. Das väterliche Vermögen hatte Jakobs Bruder geerbt, den Segen Israel. Das Vermögen Jakobs erbten viele Brüder und Schwestern, den Segen Israels nur der geliebte Sohn Joseph. Die in der Familie die Segenserben wurden, achteten des Reichtums nicht mehr. Der Segen überwog in ihren Augen den Reichtum weit, obwohl sie stets die besten Geschäftsleute waren. Aber sie hatten den seltenen Blick für wahre Werte. Darum liebte Israel den Sohn, dem er seinen wahren Wert vererben konnte.

Aber siehe! Gerade diesen Sohn mußte er auf Jahrzehnte entbehren. Seine Brüder haßten ihn um seines Erbes willen, dessen

Wert sie durchfühlten, aber nicht verstanden, wie den Vater der Bruder gehaßt hatte. Und ehe er ihrem Hasse entfliehen konnte, hatten sie ihn in schmachvolle Gefangenschaft verkauft, und Israel mußte ihn als tot beweinen. Seine eigene Geschichte wurde in Joseph lebendig, und jetzt mußte er als Vater durchleben, was er früher als Sohn erlebt hatte. Für wen mags wohl schwerer sein? —

Joseph kam zwar in Sklaverei und Kerker, aber als Israels Erbe, und das Israelserbe leuchtete überall durch und erregte bei den fernst stehenden freundliches Aufmerken und erhob ihn an die Stufen des Thrones in Ägypten und überschüttete ihn mit unermeßlichem Reichtum. Während die Brüder, die Erben Jakobs, in Darben und bittere Not gerieten, konnte Joseph, der Erbe Israels, durch seinen Reichtum ihrem Mangel in verschwenderischer Freigebigkeit für immer abhelfen und wurde dadurch nicht ärmer, denn das Israelserbe ward damit nicht angetastet.

Es war dieses der unmittelbare Besitz des wahren Wertes, der sich jeden Augenblick je nach Bedarf irgendwie realisieren und materialisieren konnte. Der Besitz war weniger ein Haben wie ein Sein, ein Sein, das jedes Haben bedingungslos zu beherrschen schien, das sich wie in unbewußter Schöpferkraft jeden Augenblick in jeden Wert umsetzen konnte, ohne irgend etwas von seinem eigentlichen Werte zu verlieren. Es war wie die unscheinbare Rute, die bei dem Nibelungenhort lag. Nur war jene dürftig. Sie konnte nur verlorenes Gold ersetzen, diese alles, denn das Israelserbe war das Wesen der Persönlichkeit, das Wesen des Geistes, das Wesen des Schöpfers.

Im alternden Israel, der den Kummer seines eigenen Vaters nachzuerleben hatte, reifte die Persönlichkeit völlig aus, und nun versank der Jakob in traumhafte Nebel. Daher vermochte der überschwängliche Reichtum der Israelskraft noch eine neue Wirklichkeit zu schaffen und sich darzustellen als schönes herzerquickliches Abendrot für einen lebenssatten — nicht lebensüberdrüssigen Mann.

Was der alte Vater Israels erlebt, aber nicht mehr genossen hatte, überkam der Sohn in klarem Bewußtsein und heller Freude. Israel und Josef kamen wieder zusammen. Beide erkannten sich in ihrem tiefsten Wesen, der unsichtbaren Quelle ihres Reichtums, dessen vergängliche Sichtbarkeit die übrigen Familienglieder mit zufriedenem Behagen und ärmlichem Genügen sich wohlschmecken ließen. Als Israel in solcher Art sich vollendet hatte, konnte der Jakob ganz versinken.

So wurde dem Israel das ganze Leben Jakobs in allen Einzelheiten wieder geboren, und was Jakob gefehlt, das wurde im Israel gebüßt und verklärt.

Als Jakob zum Sterben kam, erhob sich Israel in ungeahnter Kraft. Der Segen des scheidenden Israel leuchtete Jahrhunderte hindurch, und seine Kraft kam immer wieder im Volke seiner Nachkommen helfend und rettend zur Geltung, während andere Völker im Kultur- und Rassetod verfielen. Er hörte erst dann auf erkennbar zu sein, als er von größerem Segen überleuchtet wurde wie die Sterne von der Sonne. Und es bleibt wohl wahr: Abraham, Isaak und Israel sind nicht gestorben, sie leben Gott. Wer Israel ist, kann ja nicht sterben.

Es giebt manchen Jakob, in dem der Israel noch nicht aufgewacht ist, aber wohl aufwachen könnte. Oft möchten gerade die schwierigsten Lebensumstände eine Wahrheit bezeugen und den Israel wecken, aber sie werden nur zu häufig mißverstanden und bloß als Lasten empfunden, wo sie klärend und fördernd helfen wollten.

2.

Er hieß Friedrich. So nannte ihn seine Mutter in ihrer Sprache; und bei ihr war es eine beschlossene Sache, daß er ein großer König werden sollte. Da er nun bei seiner Geburt schon Prinz und sie eine sehr energische Dame war, so hatte dieser Wunsch alle Aussicht auf Erfüllung. Es wurde daher der tüchtigste Lehrer dem jungen Prinzen als Hofmeister bestellt, und dieser wartete seines Amtes mit Eifer und Treue.

Der junge Prinz war ein wunderbarer Knabe, und sein Hofmeister war von seiner Aufgabe ebenso beglückt, wie er die hohe Verantwortlichkeit seines Amts deutlich empfand. Aber es schien, als bedürfe der Knabe überhaupt nicht der Leitung, denn alles Gute, was ein Kind haben kann, war auf ihn in verschwenderischer Fülle ausgeschüttet. Es gab eigentlich nichts, was ihm fehlte. Weder mangelte körperliche Kraft und hohe Schönheit noch geistige Begabung für jedes Gebiet des Wissens und Könnens, und alles war durchhaucht von ungewöhnlich reichem Gemütsleben. Wenn der junge Prinz die großen klaren und reinen Kinderaugen zum Lehrer aufschlug und jedes seiner Worte nicht nur mit dem Verstande, sondern tief mit dem Herzen aufzunehmen schien, da überkam den harten Mann eine unendliche Rührung und heimliche Sehnsucht nach solchem Kindheitsparadies, und bewegt strich er ihm durch seine dunkeln, seidenweichen Locken und sagte zu ihm: Du heißest gar nicht Friedrich, du heißest Gottesfreund. Das ging dem Knaben tief zu Herzen, und neben seinen Studien, in denen er bald dem Lehrer ebenbürtig wurde, erfüllte ihn heilige Sehnsucht nach Gottesgemeinschaft und Offenbarungen, und tief ergriffen von seines Lehrers Worten empfand er, daß der neue Name ein ebenso schlichter als herrlicher Ausdruck seines steten Erlebens war.

Seitdem nannte ihn der Lehrer immer nur Gottesfreund, und der neue Name lag auf dem Jüngling wie ein stiller Glanz verborgener Herrlichkeit und gab auch dem Namen, den seine Mutter ihm gegeben, einen verklärenden Hauch. Seine Mutter sah in ihm

nur den Kronprinzen und sann unermüdlich, wie sie ihm vor jedem andern Prätendenten sein Erbe sicherte, sein Lehrer dagegen den werdenden Helden Gottes, dessen Friedensglanz die Völker beseligen sollte. Und wie zwei Namen, so lebten zwei Naturen in dem Knaben, aber die höhere geistliche so unendlich im Übergewicht, daß sie jegliche Sinnesrichtung bedingungslos beherrschte. Heiliges Rätsel, was für Kinder zuweilen auf diesem Planeten geboren werden!

So reifte der Knabe, von treuen Händen behütet, dem Tage seiner Mündigkeitserklärung entgegen, und bald kam auch der Tag, da er an das Sterbelager des greisen Vaters berufen wurde, um mit der Regierung betraut zu werden. Das war der Wendepunkt seines Lebens.

Wird es wohl gelingen, dieses Jünglings tiefe Innerlichkeit noch auf dem Königsthrone zu vertiefen und von da aus wie aus unerschöpflichem Born Segensströme auf die Unterthanen fließen zu lassen, oder wird der klare, erquickende Quell im Sande und Staube des Hoflebens versiechen und verschwinden? Was wird dann aus dem hoffnungsvollen Sproß für eine traurige Gestalt werden, wenn er Stück für Stück dieses Reichtums entkleidet werden sollte!

Seine Thronfolge war nicht so gesichert, als man glaubte. Der Vater, einer der größten Fürsten, die es je gegeben, war in greisenhafte Schwäche verfallen, und infolge dessen gediehen allerlei Machenschaften, zu denen ein morgenländischer Harem der günstige Boden ist. Der Thatkraft seiner Mutter und seines Lehrers gelang es zwar, ihren Prinzen als rechtmäßigen Thronerben bei dem greisen Vater zur Anerkennung zu bringen, aber als der Prinz am Sterbelager seines Vaters erschien, betraute ihn dieser außer mit dem Throne und seinen Wahrzeichen noch mit einigen schmerzlichen Aufträgen. Der Ausgang des lichtesten Lebens, das jemals einen Thron verklärt hat, ward verdunkelt durch kleinliche Rachegedanken, und des sterbenden Königs letzte Befehle, und des jungen Nachfolgers erste Regierungsthaten waren Bluttaten. Auch glaubte

man außerdem die Erstickung aller andersgerichteten Haremspläne nur mit Blut vollenden zu können.

Zeit und Umstände erklären und entschuldigen dieses erste Blutvergießen, aber auf weiche und tiefe Gemüter wirkt vergossenes Blut vergiftend. Niemand ist so der Grausamkeit ausgesetzt als Gemütsmenschen.

Wars nun Zufall oder innere Notwendigkeit? Von jenem Zeitpunkte ab versank der Name, mit dem der Lehrer ihn gerufen, und die Welt nannte ihn nur mit dem Namen, den die Mutter ihm gegeben: die Geschichte nennt ihn Salomo. Der eigentliche, reiche Name, der seine wahre Fülle bezeichnete, überschritt die Schwelle der Regierung nicht mit.

Solche anscheinend kleinen Dinge gehen nicht unbemerkt vorüber, und wohl infolgedessen legte sich eine große Sorge bang auf das innig zarte Gemüt des jungen Herrschers, die Sorge, wie es möglich sein würde, ein Leben lang das große Reich zu regieren, wenn schon der Anfang durch solche Bluttthaten eingeleitet werden mußte. Unter dem schüchternen Bangen, das ernste Jünglinge bei Übernahme jedes verantwortungsvollen Amtes weit mehr in tiefster Seele erfüllt, als die Freude an den neuen Würden, hatte er einen besonderen Traum. Ihm träumte, jemand träte vor ihn hin und böte ihm Herrschergaben, welche er wollte. Da lag Reichtum, Ehre, Macht, langes Leben, Weisheit und Verstand und alles Gute, das ein Königsherz beglücken kann, und er durfte wählen, welche er wollte. Da wählte er Weisheit und Gehorsam.

Weil du das gewählt hast, schenke ich dir alles andre auch, antwortete die Stimme, aber sieh zu, daß du auch mit deiner Kraft behauptest, was ich dir schenke und du erbeten hast, sonst wird dir alles andre unter den Händen zerrinnen und dein Reich zerfallen; andernfalls aber soll dein Reich ewigen Bestand haben.

Salomo hatte sich ein Sein erbeten. Das kann man dem Menschen nur als keimhafte Anlage schenken — darin liegt seine Würde! Die eigentliche Fülle muß er selbst erzeugen durch wachstümliches Werden. Ein Haben kann man dem Menschen in die

Tasche schieben, das ist aber menschlich wertlos, ein Sein muß man erringen, nur dann ists Wahrheit.

Leider ging dem jungen Fürsten gerade dieser Gedanke nicht nach. Der Traum ist von Gott — damit wachte er auf. Aber statt nun dem Traume in aller Stille nachzudenken und seinen Inhalt in der Tiefe des Gemüts zu bewegen, erzählte er ihn weiter und immer wieder, ja in der hohen Freude über die große Gnade, die der Traum bezeugte, feierte er ein reiches Opferfest, wobei alle Beamten zum Mahle geladen wurden, so daß an Stelle der nötigen Stille eine lärmende Menge Essender und Schwatzender Hauptstadt und Harem erfüllte. Bei dem Mahle wurde an allen Tischen der Traum, der den Hofschranzen zu willkommener Sättigung verholfen, als günstiges Vorzeichen der jungen Regierung gepriesen.

Was bei dem Jüngling immer tief innerlich als bewegende Macht zur Geltung gekommen war, bahnte sich bei dem Herrscher einen Weg nach außen und drängte in die Sichtbarkeit. Es ist zuweilen, als könnten öffentliche Personen nur ein öffentliches Leben führen.

Und merkwürdig. Der Glanz des lärmenden Opferfestes that den Augen des still Erzogenen und gerade nach dieser Seite Unerfahrenen wohl, und weil ihm die allgemeine Freude lieblich dünkte, beschloß er, das Fest gleichsam bleibend zu gestalten und richtete eine große, kostbare und geräuschvolle Hofhaltung ein. Um dazu die nötigen Mittel zu haben, trat er in Verbindung mit den reichsten Königreichen seiner Zeit, wodurch der Austausch und Reichtum seines Landes gehoben werden sollte, ohne den eine große Hofhaltung unmöglich ist. Mit Ägypten knüpfte er verwandtschaftliche Beziehungen an und vermählte sich mit einer Prinzessin der Pharaonen, mit dem meerbeherrschenden Tyrus, das damals schon die Goldgruben Transvaals entdeckt hatte und sich behufs Ausbreitung höherer Kultur und Gesittung jenes Land assimiliert hatte, wie man damals sagte, schloß er weitgehende Handelsverträge.

So floß rotes Gold in die etwas altväterische Hauptstadt und modernisierte sie, und die zahlreichen Kostgänger des orientalischen Herrschers priesen den neuen Kurs der neuen Ära und priesen die

Weisheit des jungen Herrschers, der mit der größten Land- und Seemacht seiner Zeit die trefflichsten Beziehungen unterhielt und in allen Maßnahmen die Politiker seines Kabinets weit überragte und auch sonst auf allen Gebieten durch große Kenntnisse und überlegenen Verstand glänzte.

Aber auch hier zeigte sich seine Unerfahrenheit mit dem Leben. Weil sie von seiner Weisheit so sehr entzückt waren, hielt er wenig damit zurück. Er redete oft und gern und gut, er dichtete Lieder und komponierte sie auch, und es gehörte zum guten Ton, seinen jedesmal neuesten Sang zu kennen und hören zu lassen; er redete Sprüche, die als geflügelte Worte zu tausenden Stadt und Land durchschwirrten; er förderte die Wissenschaft und war selbst thätig darin; er forschte in der Natur; er beschützte die Kunst und half selbst sie auszuüben.

In der Kunst öffnete sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit. Frommer Sinn und Verständnis für das Schöne hatte ihn von Jugend an ausgezeichnet. Jetzt konnten jugendliche Träume Thaten werden. Wo ist wohl ein würdigerer Ort solchen Sinn zu bethätigen als am Hause Gottes? Daher wurde zunächst ein neuer Tempel beschlossen, der das alte, unmöglich gewordene Gotteshaus ersetzen sollte. Der König entwarf selbst die Pläne bis ins einzelnste und schuf eine solide Pracht, wie sie nur reichen Despoten möglich ist. Nach dem Tempel folgten ausgedehnte Palastbauten und diesen wieder andere in unabsehbarer Folge. Bauen ist eine kostspielige Kunst, und wer sie erkoren, den läßt sie so leicht nicht los.

Sieben Jahre baute er an des Tempels Pracht, dreizehn an dem neuen Palast. Aber das Bauen hat seine Folgen. Der neue Tempel mußte auch Neugestaltung des Gottesdienstes nach sich ziehen. Und die Neugestaltung mußte dem Gebäude entsprechen, also prächtig sein. Äußere Pracht und Leben nach außen wurde immer mehr das bezeichnende Merkmal des neuen Kurses, gerade als ob der gemütsreiche Jüngling gemeint hätte, in seiner stillen Erziehung und innerlichen Richtung etwas versäumt zu haben, für das ihm erst jetzt die Sinne aufgegangen.

Er ließ also in den neuen Tempel mit Gepränge und Lärm das reiche Ritual eines schauprächtigen Opferdienstes einziehen. 22 000 Ochsen und 120 000 Schafe wurden zur Einweihung geschlachtet. Sieben Tage lang ward alles Volk gespeist. Blutige Bäche rieselten von der Höhe des neuen Tempels. Es kann auf eine Religion nicht ohne Einfluß sein, wenn ihre Priester Schlächter werden.

Gerade der Verinnerlichung und Vertiefung hätte die Religion bedurft. Salomo gab ihr die gegenteilige Richtung nach möglichster Veräußerlichung, und dadurch wird jede Religion unerträglich, ungöttlich. Das einzige Recht ihres Bestehens kann höchstens daher geleitet werden, daß sie mit heiliger Sehnsucht in die Tiefen des verborgenen Gottes trachtet. Um solcher Haltung willen kann ihr auch mancher Fehler, manche Äußerlichkeit verziehen werden. Aber die Entwickelung, die Salomo für seine Person genommen, prägte er auch dem Religionswesen auf. Wollte er damit wohl ein leises, inneres Mahnen übertäuben, daß er in die Menge trug, was besser auch bei ihm anders geblieben wäre, und sich, indem er sich Mitschuldige schuf, beruhigte und übertäubte?

Daneben richtete er auch die Politik auf größerem Fuße ein. Für den innern Fortschritt begann er mit sozialen Reformen und schuf eine Organisation der Frohnarbeiter. Nach außen ließ er sich besonders die Entwickelung von Heer und Flotte angelegen sein. Namentlich letztere war für ihn bittere Notwendigkeit geworden. Denn das ganze Leben war veräußerlicht und ein Leben über die Verhältnisse. Die Flotte sollte durch Erschließung überseeischer Reichtümer den Mangel im Innern decken helfen. Es ist wunderbar, wie alles Geisteswesen sich ohne weiteres leiblich darzustellen sucht. Der Großbetrieb der Religion prägte sich aus in Übertreibung des wirtschaftlichen Lebens. Und das zeigte drohend den Bankerott in der Ferne, wenn vielleicht auch in weiter Ferne. Auch in geistlicher Beziehung.

Man kann auch geistlich über die Verhältnisse leben. Wenn ein Opfertier geschlachtet wurde, geschah es unter innerem Aufblick zu Gott, dem Geber alles Guten oder dem Vergeber alles Unguten

im Leben. Das konnte aufrichtig und andächtig geschehen, wenn man Ein Kalb oder Lämmchen darbrachte. Wurden aber tausende, zehn und hunderttausende daraus, so konnte kein Mensch, auch keine Priesterschaft, dauernd auf solcher Höhe bleiben, daß sie hunderttausendmal in gleicher Sammlung die gleichen Zeremonien vornahm. Aus dem Gebet mußte ein geistliches Geplärr werden. So legte Salomo im höchsten Glanze den Grund zum religiösen und folglich auch wirtschaftlichen Bankerott. Auch hier suchen Geisteszustände ihre äußerliche Darstellungsform. Innere Gebrechen ziehen Krankheiten nach sich, auch im Leben der Völker.

Und der Bankerott kam. Innerlich war er schon besiegelt, als der Name Gottesfreund abhanden kam. Er verlor sich, weil sich das Wesen der Sache bei diesem wunderbar angelegten Menschen verlor. Er sollte Persönlichkeit werden, ja in diesen Davidssohn waren Fähigkeiten gelegt, eine menschheitliche Bedeutung zu erlangen, die man kaum ausdenken kann. Aber die Wendung ins Äußerliche ist für jeden Menschen verhängnisvoll, weil die Persönlichkeit erstirbt, für einen Salomo vernichtend. Sein Leben verfiel beinahe der Lächerlichkeit, jedenfalls tiefster Verdunkelung.

Das kam so. Wer viel nach außen lebt, liebt bewundert zu werden, und wer wäre wohl fähiger, diese Schwäche des Mannes auszubeuten, als das Weib? Während Salomo den Männern seines Volkes schwere Lasten auferlegte, ließ er sich bewundern von seinen Weibern. Er richtete einen Harem ein, im Stile seiner Opfer, und war außerdem weiblicher Freundschaft und Bewunderung nicht unzugänglich. Dadurch aber verflacht ein Mann, der sich vertiefen und aus der Tiefe immer neue unerschöpfliche Kräfte des Geistes gewinnen sollte. Das befriedigt auch nicht wahrhaft. Einen, der angelegt ist, Persönlichkeit zu sein, gewiß nicht. Diese Anhäufung von Weibern entsprang aber nicht nur der Genußsucht, sondern auch ungestillter Sehnsucht, der Sehnsucht nach wahrer Liebe. Und natürlich, je mehr er so suchte und der Strom der Liebe sich verbreiterte statt vertiefte, um so hoffnungsloser ward das Finden. So alterte er, ohne wahre Liebe gefunden zu haben.

Aber da begann das Heiraten erst recht. Du kennst gewiß, freundlicher Leser, alte Männer, die du heiraten gesehen. Nun, denke dir ihr Wesen gesteigert, so gewinnst du ein Bild der großen untergegangenen Persönlichkeit Salomos. Nur klang wehmütig hindurch die leidenschaftliche Sehnsucht nach echter Brautliebe. Die birgt kein Weiberstall, wie Salomos Harem war. Sie wohnt nur in der Stille der Einehe. So ward der Schwanensang Salomos ein hohes Lied der Liebe, aber hohnlachend erklang gellend die Antwort aus dem ausgebrannten Busen: Es ist alles eitel. Das war sein letztes Wort. Dann versank er in tiefe Nacht.

Mit den Weibern war auch das Religionswesen, das verderbliche, zu allen Thoren eingezogen. Wenn das Weib nicht von starken Armen gehalten und behütet wird, versinkt's leicht in Religion. Aber was kann ein alternder Mann für Widerstand leisten gegen Weiberreligion? —

Mit dem geistlichen und sittlichen kam der wirthschaftliche Ruin. Die Weisheit der salomonischen Politik war immer der Anschluß an das größte Seeräubervolk jener Zeit gewesen, das mit seiner Flotte auf dem Meere die herrschende Stellung inne hatte und die ganze Welt systematisch ausraubte. Diese Freundschaft war schon geboten, um die eigne geringere Flotte zu schützen. Furcht und Kriecherei vor der tyrischen Vormacht zur See beherrschte Salomos Politik. Für diesen Anschluß wurde ihm ein Anteil an der südafrikanischen Beute, jenem unerschöpflich reichen Goldlande gewährt, dessen Reichtümer ja auch in seine Hauptstadt geleitet wurden. Aber umsonst hat die erste Seemacht Tyrus natürlich nie etwas gethan. Es mußten dem so eng befreundeten Krämervolk 20 Städte verpfändet werden als Lohn für die wohlwollende Haltung seiner Politik und als Bezahlung für die Vortrefflichkeit der Beziehungen beider Kabinette.

Aber siehe, auch das war viel zu wenig. „Sie gefielen dem König Hiram nicht“, sagt der Berichterstatter vielsagend. Und so half die verderbliche Freundschaft mit den seefahrenden Vettern auch das politische Verderben herbeiführen. Der Tronfolger Salomos bekam

ein sehr kleines Reichlein. Das unter dem Großvater mühsam mit Blut und Eisen geeinigte Reich zerfiel wieder. Der alte Gegensatz zwischen Norden und Süden trat wieder hervor und brachte eine schwächliche Teilung zuwege. Er mußte sich mit zwei Provinzen von zwölf begnügen.

Dem politischen Untergang folgte der religiöse. Salomo ließ die Ochsen schlachten, die Folgenden beteten sie an.

So starb eine Persönlichkeit, die auf großes Leben angelegt war. Aber in ihr starb ein Haus, ein Land, ein Volk, ein Glaube. Kein Wunder. Der Kitt alles Bestehenden ist nur Geist und Wille. Wo das in Tod sinkt und die Persönlichkeit zu Grunde geht, kann nichts Bestand haben. Der Mensch stirbt dann schnell, einem Volke aber haftet langes Siechtum an. Es verwelkt alles mit, was mit solchen Menschen verflochten war. Hier siechte das ganze Volk seinem untergegangenen Herrscher nach, bis es endlich eine Beute ausländischer Verwickelungen wurde und ganz verschwand.

Welche unbeschreibliche Fülle von Leben und Erquickung der Völker möchte wohl dem Davidssohne gefolgt sein, wenn er als Persönlichkeit bestanden wäre? Wenn der Untergang einer Persönlichkeit solche lange, tiefe Schatten werfen konnte, welcher Glanz muß wohl der Wahrheit und dem Leben einer Persönlichkeit folgen!

Lh.



Eine theologische Streitfrage.

Es war am Vorabende eines ländlichen Festes. Zwei flinke Mägde räumten die Reste eines reichlichen Mahles ab, als der Wirt, ein behäbiger Weizenbauer, erklärte, er werde nun unsere Lagerstätte bereiten lassen. Zwei Räume stünden ihm für die Gäste zur Verfügung. Es möchten sich also die Damen in dem einen, die Herren im andern einrichten. Kaum war's gesprochen, so wurde auch schon unter Leitung der Hausfrau eine Lagerstätte neben der andern am Boden geschichtet, und bald waren wir unsrer Nachtruhe überlassen.

Bei solchen Gelegenheiten ist's mir immer, als wachten alte Studentenzeiten auf. Gerade so war's, wenn wir von Leipzig die Richtung über Naumburg einschlugen. Ein Studentengeist kommt bekanntlich nicht so leicht zur Ruhe, sondern hat immer dann die schönsten Ideen, wenn's eigentlich Schlafenszeit ist. So war's auch heute. Die ungewohnte Unbequemlichkeit unsers Nächtigens rief eine für den erwünschten Schlaf bedauerliche Lebhaftigkeit hervor, und der Unterhaltung schien kein Ende abzusehen zu sein.

Neben mir zur Rechten traf ein alter, schneeweißer Herr, dessen lebhafter, geistvoller Unterhaltung ich schon den ganzen Abend zugehört hatte, seine Anstalten zur Nachtruhe. Er war Prediger und mir schon längst bekannt durch eine für seine Jahre nicht

gewöhnliche Anteilnahme an Fragen, die den modernen Menschen bewegen. Auch ihn schien die studentische Erinnerung zu beeinflussen, oder bewirkte es die Aussichtslosigkeit baldigen Schlafs, jedenfalls wandte er sich ziemlich unvermittelt an mich, er könne sich gar nicht genug verwundern und sei innerlich schon lange beschäftigt mit einer Frage, die vor einiger Zeit sein Vorgesetzter einer großen Predigersynode zu vortragsweiser Behandlung vorgelegt habe. Daß man die Frage aufwerfe, sei ihm an sich nicht verwunderlich, das liege in der Zeit, und der Antworten könne man in modernen Schriften genug lesen, aber daß man sie Predigern vorlege und ihre Behandlung auf einer Synode erwarte, damit komme er nicht zurecht. Darum sei es auch nicht seltsam, daß sich binnen Jahresfrist keiner zur Beantwortung entschlossen habe und das Thema bereits das zweite Jahr wiederkehre.

Die Frage sei nämlich, ob die organisierte Kirche zum Wesen des Christentums gehöre, und wenn nicht welchen Wert sie etwa beanspruchen dürfe. Im Thema selbst liege aber schon eine fatale Antwort, nämlich eine verneinende; werde aber auch die Frage bejaht, es sei in beiden Fällen gerade für eine Predigersynode mißlich. Im ersten Falle rüttle sie an ihrer eigenen Berechtigung, im letzteren scheide sie sich von allem, was man eigentlich glauben zu müssen erwarten solle. Denn nichts minderes bedeute doch das Thema praktisch als die Frage: Kann man Christ sein, ohne zur Kirche zu gehören? Das könne man als Mensch allenfalls bejahen, müsse es aber als Kleriker verneinen.

Ich antwortete, ob er denn glaube, daß ein Prediger nicht auch ein moderner Mensch sein könnte, und ob er ein so geringes Zutrauen zu seinen Amtsbrüdern habe, daß sie nicht unter allen Umständen eine Antwort geben und anhören würden, die von ihrer kirchlichen Stellung ganz abzusehen imstande sei. Schon die ganze Frage beweise, daß der Leiter der Versammlung selbst die Wahrheit höher achte als jede andere Rücksicht, und daß er solches Zutrauen auch seinen Untergebenen in großherziger Weise entgegenbringe. Er möchte doch gewiß nicht glauben, daß ernste, rück-

sichtslose Wahrheitsliebe nicht auch in sehr vielen Geistlichen zur Geltung komme. Im Gegenteil hätte ich die feste Überzeugung, daß gerade hier die neue Zeit unerwartetes Verständnis finden werde, und sich das junge Leben schnell entfalten werde. Übrigens sei es mir ein Vergnügen, eine solche Frage eingehend zu beantworten.

Nein, entgegnete er, eine richtige Antwort zu geben, sei gerade ich die am wenigsten geeignete Persönlichkeit, denn ich könne nun einmal nichts sagen, ohne zugleich zu verletzen und zu kränken, und das wäre gerade im vorliegenden Falle schade.

Nun bat ich, er möge mir das Thema genau geben, ich wolle mich bestreben, ihm schriftlich eine Antwort zugehen zu lassen, die niemand verletzen solle, der aber viele, vielleicht er selbst und sein Vorgesetzter, zustimmen würden. Mit dem folgenden möchte ich mein Wort eingelöst haben. Vielleicht entschließt sich mein verehrter Herr Festgenosse, das seine zurückzunehmen.



Gehört die organisierte Kirche zum Wesen des Christentums, und wenn nicht, welchen Wert darf sie beanspruchen?

Die Frage ist eine hochmoderne Frage. Bisher war es nämlich überhaupt keine Frage, sondern unumstößliche Gewißheit, daß Christentum und organisierte Kirche nicht geschieden werden könnten und dürften. Sie waren so unzertrennbar verbunden, daß die Frage nach ihrer möglichen Nichtzusammengehörigkeit überhaupt nicht aufgeworfen werden konnte. Doch ist der Neuzeit das Gewissen darüber aufgewacht, ob solch eine Verquickung berechtigt sei, und unser Thema hat sie eigentlich schon verneint. Es fragt nur noch nach dem etwaigen Werte einer organisierten Kirche und scheint ihn nicht allzuhoch anzuschlagen.

Da nun die Kirche selbst die Frage gestellt hat, ist sie damit auf ein Gebiet gekommen, in welchem sie mit dem modernen Denken

Verständigung und Fühlung sucht. Das ist ein hochbedeutsamer Fortschritt der Entwickelung und beweist, wie unrecht alle diejenigen haben, die im Kirchenmanne als solchem ein Stück Mittelalter sehen, das nicht sterben will. Nein, auch in der Kirche lebt man und denkt man wie moderne Menschen. Man kann sich nirgends völlig gegen die Luft und ihre jeweiligen Strömungen, nirgends gegen eine Zeit und ihre Ideen abschließen.

Daß aber die Kirche solche Wege langsam geht und mit reiflicher Überlegung: wer will es ihr verargen? Sie ist's, die bei der Verwirklichung solcher Ideen am meisten zu verlieren hat. Wer verliert, mag sich's wohl hundertmal überlegen, ob er seinen Besitz ohne weiteres hergeben soll. Es ist leicht, zur Teilung zu mahnen, wenn man nichts zu verlieren hat. Zwischen kirchlichem und modernem Denken ist etwa das Verhältnis wie zwischen Bauer und Sozialdemokrat. Offen gestanden ist der erstere meistens der solidere und zuverlässigere; vielleicht gerade deshalb, weil er nicht geneigt ist, in aller Eile radikal zu werden.

Die Frage erfordert an sich eine kirchenhistorische Untersuchung. Dazu muß man aber ein Buch schreiben. Professor Sohm in Leipzig hat das gethan in seinem Kirchenrecht, das auch dem Nichtfachmanne reiche Anregung giebt. In diesen Blättern muß aber auf eine solche Behandlung verzichtet werden. Es lag daran, die Frage biblisch zu umreißen. Ich denke nicht daran, sie erschöpfen zu wollen. Nur Anregung zu selbständigem Nachdenken sollte gegeben werden, und es sollte auch nicht in breiter Öffentlichkeit geschehen. Dazu ist's vielleicht zu früh und würde gewiß mißverstanden werden. Aber in dem vertraulichen Kreise dieser Blätter mag die Frage manchen anregend und belebend berühren.

Wir fassen zunächst kurz den Punkt ins Auge, der es auf den ersten Blick verständlich macht, warum Kirche und Christentum Jahrhunderte hindurch in selbstverständlicher Gemeinschaft verbunden waren.

* * *

I. Die organisierte Kirche und das Christentum.

1. Die Kirche.

Was heißt organisierte Kirche? Es wird heute ziemlich allgemein angenommen, daß Kirche ein ursprünglich heidnisches Wort ist, vom nordischen „Kirk“ stammend, das Kultusstätte und wohl schließlich auch Kultusgemeinschaft bedeutet. Es könnte für eine Übersetzung des griechischen, im Neuen Testamente so viel vorkommenden Wortes „ecclesia“ gelten, wenn es nicht durch den zugesetzten Begriff von „Kultus“gemeinde eine fatale Färbung bekommen hätte. Ecclesia ist ganz farblos und bedeutet Gemeinschaft aller. Als Gemeinschaft schlechthin gebraucht, drückt es die einzig wahre Gemeinschaft aus Gott und in Gott passender aus wie jedes andere Wort und Übersetzung.

Doch das Wort hat ja wenig zu sagen. Man hat sich gewöhnt, unter Kirche die christliche Kultusgemeinde zu verstehen, und im Begriffe einer Kultusgemeinde liegt schon der Begriff der Organisation enthalten. Organisation bedeutet gesetzliche Regelung, reglementierte Ordnung. Die kirchliche Reglementierung wirkt sich aus nach drei Richtungen: in Verfassung, Lehre und Kultus.

Eine geregelte Verfassung ist das Verständlichste, dessen jede Gemeinschaft bedarf. Es muß Ordnung sein zwischen Oberen und Untergebenen, zwischen Predigern und Hörern, zwischen Anordnenden und Ausführenden, Sakramente Verwaltenden und Empfangenden u. s. w. Es möchte sonst gelegentlich ein Durcheinander werden, in dem alles predigen und regieren wollte und, weil keiner auf den andern hört, möchte Streit ausbrechen. Wo die Organisation sich lockerte, ist auch stets Streit entstanden. Man kann sich kaum eine menschliche Einrichtung irgendwelcher Art denken, ohne verfassungsmäßige Organisation. Daher muß die Kirche bis zu einem gewissen Grade hierarchisch verfaßt sein. Ja, war nicht Jesus schon unter den Zwölfen der Meister und Herr und sie Brüder? Trug nicht Judas den Beutel unter den Zwölfen, und wurde nicht Petrus zum Felsen ernannt, auf dem die Gemeinde

gegründet wurde? Und er bethätigte diese ihm zugewiesene leitende Stellung unter den Juden bei der Gemeindegründung am Pfingstfeste, unter den Samaritern nach der Taufe des Philippus in Samaria, unter den Heiden bei der Taufe der Erstlinge, der Glieder der damals höchsten Adelsfamilie, der Cornelier. Zudem hatte er in der ältesten Kirche eine ausschlaggebende Stellung. Das sind alles Organisationsspuren. Auch des Paulus erste That in den neugegründeten Gemeinden war es jedesmal, Älteste zu bestellen, und er unterscheidet ausdrücklich Apostel, Propheten, Lehrer u. s. f. Er organisierte also. Ja, wurde nicht auf des Petrus Veranlassung in Jerusalem eine Armenpflege mit einem siebenköpfigen Komitee geschaffen, das christlichen Vereinlern und Organisationsfreunden noch heute als ewig maßgebendes Beispiel vorleuchtet? So muß wohl hierarchische Gliederung im edelsten Sinne des Wortes zu einer geordneten Gemeinde Gottes gehören.

Zur Organisation der Verfassung gesellte sich bald die Organisation der Lehre. Das ist ganz folgerecht und erscheint auch berechtigt. Unmöglich kann der Diakonus anders lehren als der Senior, der Presbyter anders als sein Bischof. Daher fand die Kirche für nötig, gewisse Lehrnormen aufzustellen, ungeachtet der persönlichen Freiheit und geistlichen Beweglichkeit. Die Gemeinden können nicht heute so und das nächste Mal oder unter dem nächsten Gemeindeleiter anders gefärbt werden. Heillose Verwirrung und unendlicher Streit wäre die Folge. Ohnehin ist die Geschichte der Kirche zugleich die Geschichte des Lehrstreites. Lehrnormen giebt schon Paulus dem Timotheus und schleudert sogar dem Engel, der es wagen wollte, anders zu lehren als Paulus, ein Anathema entgegen. Auch die Organisation der Lehre beansprucht apostolische Autorität, und wenn den Lehrwirren der Gnostiker und dergleichen Leuten nach dem Hingange der Apostel durch die ersten maßgeblich ausgesprochenen Glaubensbekenntnisse ein Ende bereitet wurde, war das im Grunde die folgerechte Auswirkung der Organisation der Lehre.

Endlich muß auch Regelung im Kultus von Anfang an als erwünscht fühlbar geworden sein. Auch im Gottesdienst darf kein

Durcheinander sein, sonst ist's ja keine Gemeinde. Der Einzelne, vielleicht noch der Familienvater, darf regellos seinen Gottesdienst verrichten, für die Gemeinde würde das störend wirken. Kultische Regelung schwebt schon dem ersten Korintherbriefe vor und bedarf der Ausführung nicht. Nur einiges sei herausgegriffen. Den Korinthern wird z. B. gesagt: Weissager laßt reden zwei oder drei, die andern laßt richten. So aber eine Offenbarung geschieht einem andern, der da sitzt, so schweige der erste. Oder: Die Weiber sollen schweigen in der Gemeine, und ähnliches. Sind nicht solche Mahnungen Embryonen der spätern Gottesdienstordnungen? Mußten sich nicht bei fest wiederkehrenden Handlungen, als Taufen, Abendmahl, auch feste Formen bilden, und mußte sich nicht bei aller Lehrfreiheit bei solchen Gelegenheiten schließlich doch ein fester Kern bilden, eine gewisse Lehr- und Bekenntnissumme ausgesprochen werden, deren Unveränderlichkeit mehr und mehr wünschenswert wurde? Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis scheint so entstanden zu sein als Taufbekenntnis. Ja, wenn Jesus selbst zu seinen Jüngern sagte: Also sollt ihr beten: Vater unser, der du bist im Himmel . . . . hat er damit nicht den Anfang zur Organisation des Gebets geschaffen?

Mit einem Worte ist's eigentlich gesagt: Organisation, gliedliche Ordnung, ist sie nicht deutlich dargestellt in dem Worte: Ihr seid der Leib Christi und Glieder, ein jeglicher in seinem Teile? Ohne Gliederung ist ein Leib nicht denkbar, ohne organisierte Kirche ist das Christentum nie gewesen und nicht vorstellbar.

Mit dieser einfachen Erwägung, die im wesentlichen allgemein angenommen ist, erscheint eigentlich das ganze Thema erledigt, wenn es nicht erübrigte, noch einige Worte über den Begriff Christentum zu sagen.

2. Das Christentum.

Was ist Christentum? — Gern wüßte ich, wer das Wort gemünzt hat, und wann es zuerst gebraucht wurde. Das Wort Christ für den Anhänger Jesu ist jedenfalls, wie aus der Dar-

stellung der Apostelgeschichte hervorgeht, eine Erfindung der Gassenbuben von Antiochia und wurde, wie so oft, aus einem Spottnamen ein Ehrenname. Ein Spottname nun kann doppelte Ursache haben. Entweder er ist die spöttische oder verächtliche Erfindung eines beschimpfenden Pöbels, oder er ist der spöttische und tadelnde Gebrauch einer Selbstbezeichnung des Inhabers, der durch den Widerspruch seines Wesens und Handelns einen an sich edlen Namen zum Spott und zur Verachtung macht. Ein solcher ist z. B. Jesuit. Das ist eine Selbstbezeichnung, aber heute kein Ehrenname; denn der Jesuit hat sich als den bewiesen, der von allen Mönchen Jesu am unähnlichsten ist.

Der Name „Christ" gehört offenbar zu der ersteren Art, den von Fremden beigelegten Namen. Er ist ein Schimpfname, aber einer, den der Evangelist Lucas registriert. Wer je die originelle Art des Lucas beachtet hat, weiß, daß er nichts ohne besondere Bedeutung und Absicht schreibt, auch sich zu bloß altertums-geschichtlichen, gelehrten Anmerkungen schwerlich herbeigelassen hätte. Zweierlei ist an dem Namen interessant: erstlich die Ursache seiner Entstehung, zweitens seine ungemein schnelle Verbreitung.

Der Name war schon zu Lucas Zeiten der allgemein übliche, auch als Selbstbezeichnung. Jedenfalls ist's ein sehr häßlicher Name. Die deutsche Form namentlich ist lästerlich. Es klingt, als ob wir uns als „Heilande", „Messiase" bezeichneten. Die griechische, ursprüngliche Form ist schon unschön genug: „Christianer". Sie gehört in die Reihe der übel empfundenen „. . . aner" und „. . . . isten" und ist, kurz gesagt, eine Parteibezeichnung. Die Sache Jesu hatte offenbar einen Weg zurückgelegt, seitdem Lucas bedeutungsvoll von ihr berichtet: „Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volke," bis es von denselben Leuten heißt: „Sie wurden in Antiochia zuerst Christianer genannt". Als Christianer hatten sie jedenfalls nicht mehr Gnade bei allem Volke, sonst hätte das Volk sie nicht geschimpft.

Schwer ist es aber, daß sie offenbar diese veränderte Volksstimmung nicht einmal als drückend empfanden, sonst hätte der Name

sich nicht so ungemein schnell verbreitet, so daß es ein allgemeines Interesse hat, daß Lucas berichtet, sie wurden dort „zuerst“ so genannt. Mit anderen Worten: Als sie aus dem Wasser und Geist geboren wurden am Pfingstfeste, wußten sie sich noch nicht als Partei; als ihrer aber in Antiochia viele wurden, kam das Parteibewußtsein auf. Parteiwesen ist aber weltlich, nicht göttlich. In jener Zeit muß eine weltliche, fleischliche Unterströmung das ursprünglich göttlich geheiligte Wesen überflutet haben. Durch mutige Selbstaufnahme des Unnamens suchten sie ihn zwar zum Ehrennamen zu machen, aber seiner Verbreitung Ursache ist doch eine gewisse Unverfrorenheit von Parteileuten.

Vom Christianer zum Christianertum ist dann nur ein Schritt. Es ist die Sache der Christianer als Partei, als System. Auf den Namen Christentum käme es natürlich hier auch nicht an, aber sachlich ist unleugbar, daß Christentum ein Religionssystem ist. Wir werden später noch zu untersuchen haben, ob es im Sinne Jesu war, daß seine Sache auf Erden ein System und seine Anhänger eine Partei wurden, gleichviel welchen Namen man der Sache gab.

Seit jener ersten Partei- und Systembildung sind freilich viele geworden. Auch Systeme haben es an sich, daß sie fortzeugend Systeme gebären müssen. Heute giebt's viele Christentümer. Man kennt ein wahres und ein falsches, ein positives und ein negatives, und ähnliche Sorten. Sogar politische Sorten kennt man: ein römisches Christentum, ein griechisches, deutsches, englisches, amerikanisches, nächstens wird's auch ein japanisches geben. Damit bezeichnet man deutlich die folgerechte Weiterentwickelung derselben Sache, die schon in Antiochia einen Fehler hatte. — Die eine Partei hat sich in Vielheiten gespalten. Ja, es giebt viele Christentümer, wie es auch viele Heidentümer giebt!

Eines ist jedenfalls gewiß, daß die Christen mit dem Auftreten des Namens Christentum bereits organisiert waren; denn Christentum ist die Organisation der Christianer. Als man sie Christianer nannte, hatte die organisierte Kirche ihren Anfang genommen, als sie noch Gemeine, Jünger, Gläubige, Heilige waren und noch

Gnade hatten bei dem ganzen Volke, waren sie offenbar noch nicht organisiert.

Es gab also eine Zeit blühenden Gotteslebens auf Erden, vielleicht eine recht kurze Zeit, in der es eine organisierte Kirche nicht gab!

Mit der Organisation aber war nur der erste Schritt gethan, daß das Christentum auch die Staatskarriere ergriff. Es bedurfte dazu keines Konstantins oder irgend welchen politischen Genies. Es mußte Staatsreligion werden in dem Augenblicke, als die Christianerpartei die mächtigste im Staate ward. Kein Mensch hätte es je hindern können; ebenso wie es zur Republik kommen muß, sobald eine in sich starke Revolutionspartei die Übermacht bekommt. Unorganisiertes ist aber staatlich nicht brauchbar. Mit dem Eingehen in das Staatswesen war die Organisation vollendet. Durch seine innere Gliederung mußte das Christentum ungemein wertvoll werden, weil seine sittliche Kraft dem verlotterten Staatswesen der damaligen Zeit ausgezeichnet aufhelfen konnte. So fanden beide Teile scheinbar ihre Rechnung. Das Christentum fand im Staate gebührende Anerkennung und Sicherung. Es war im Grunde der Eroberer, aber der Staat fand durch das Christentum innere Kräftigung. So wanderten sie Hand in Hand durch die Jahrhunderte, Staat und Kirche, durch Interessengemeinschaft verbunden. Wo sie sich befehdeten, gab es jedesmal Niedergang des Staates, wo sie einig waren, blühten beide. Religion und Polizei verbunden — wer kann diesen Mächten widerstehen? Aber das stärkere Element war immer die Kirche.

Es ist ein folgerechter Weg, den es zurückgelegt hat. In Antiochia kam das Christentum zum Selbstbewußtsein, in Konstantinopel wurde es Staatsreligion und in Rom die Gewalt, die mit gleichem Siegesmut es ebenso mit Heinrich IV. wie mit Bismarck aufnahm. In der Organisation, der gliedlichen Ordnung, liegt die Macht, und die Kirche hat verstanden, sie zu benutzen.

Aber nicht nur mit dem Staate trat das Christentum in Wettbewerb und mußte darum organisiert sein, sondern auch mit den

Religionen. Alle Heidentümer waren in sich auch organisiert, und wie ehern fest das Judentum organisiert war, ist zu bekannt, um der Ausführung zu bedürfen. Wenn das Christentum nicht nur über alle Staaten, sondern auch über alle Religionen triumphieren wollte, so mußte es in seinem innersten Wesen organisiert sein. Seine Organisation mußte ein Werkzeug sein, das nie und nirgends versagte. Was will denn das Christentum? Es will in alle Welt, zu allen Völkern, Sprachen und Zungen gehen und sie gewinnen. Also muß es allem, was je die Welt gehabt hat, an Kraft überlegen sein. Würde es etwas noch Stärkeres antreffen, so müßte es unterliegen. Die Christen hätten vielleicht nie die Welt erobert, wohl aber wird es möglicherweise das Christentum thun. Wären sie ein ungegliederter Haufe gewesen, so hätten sie sich überall zersplittert, und es wäre wohl eine Anschauung, Meinung, Philosophie übrig geblieben, eine welterobernde Macht wäre das Christentum nicht geworden. Und je fester es sich organisierte, um so mehr gewann es die Macht. Also ist Organisation wesentliches Lebensbedürfnis des Christentums.

Das Christentum ist ein System. Im Begriffe System liegt aber bereits der Begriff der Organisation: Seit es ein Christentum giebt, giebt es auch eine organisierte Kirche, und ohne organisierte Kirche ist das Christentum gar nicht denkbar.

Damit wäre die Frage, die das Thema stellt, bejaht. Organisierte Kirche und Christentum gehören wesentlich zusammen. Aber wir müssen eine weitere Frage aufwerfen, die Frage nach der Sache Christi selbst. Ist die Sache der Christianer wesentlich eins mit der Sache Christi? Wollte Christus das Christentum?

⁂

II. Jesus Christus und das Christentum.

1. Die Sache Jesu.

Christentum, Judentum, Heidentum! Christentümer und Heidentümer! Fatale Zusammenstellung! Verschiedenartige Religionssysteme,

die sich im Wesen als Systeme in peinlicher Vertraulichkeit begegnen. Christentum ist das Geistesgefäß, in dem die Christen enthalten sind, und Heidentümer sind die Gefäße der Heiden. Im zweiten Psalm aber steht: „Er wird sie zerschmeißen wie Töpfe", nicht aber: er wird zu den vorhandenen Töpfen noch einen neuen, größeren und inhaltreicheren dazu setzen.

Was sind denn eigentlich Religionen? Es sind zunächst Vorstellungsreihen und Lehren über die Gottheit, die sich in gewissen kultischen Gebräuchen auswirken. Kultus stellt in äußerlichen Gebärden die Lehre und Gedankensumme über die Gottheit dar, die eine Religion bekennt. Religionen sind also menschliche Erzeugnisse, meinetwegen Gedankenreihen über die wirklich vorhandene Gottheit, aber Gedankenreihen, nicht Wirklichkeiten; sie sind Bilder, Dunstgebilde, Schatten der Wahrheit. Darum kommt das Wort Religion in der ganzen Bibel nicht vor, denn die Bibel ist durchwaltet von der Majestät des lebendigen Gottes. Wo Gott ist, giebt's Geschichte und frohes Erleben, aber keine leeren Gedanken- und Gebärdenreihen. Doch kennt das neue Testament den Begriff gut und hat sogar ein Wort dafür, das sich beinah mit unserm „Religion" deckt. Das ist das Wort „Gesetz". Das wird aber durchgehends als etwas behandelt, wovon die Menschen erlöst werden müssen. Paulus namentlich bekämpft heftig das Gesetzeswesen, das sich schon damals dem Himmelreich gegenüber breit machte. Dagegen ist „Religion" ein Leibwort des alten Schwätzers Cicero, der auch über Religion philosophierte, weil damals Philosophie Mode und noble Passion war. Nach Cicero bedeutet das Wort „immer wieder lesen". Offenbar fand schon damals die Religion ihren Ausdruck in ausgebildeten Liturgien. Von Cicero haben's durch Vermittelung von Lactantius die Kirchenväter, aber nicht aus der Bibel.

Der Geist der Bibel hat mit Religion nichts zu schaffen. Das Paradies war religionslos; Abraham, Isaak und Jakob standen hoch über allen Religionen. Sie standen in der persönlichen Nähe des lebendigen Gottes. Erst die Rahel suchte die elterliche Religion einzuschmuggeln. Moses brachte ohne jede Religion Jehovah nach

Ägypten zu seinem Volke, aber Aaron schleppte im Apis die ägyptische Religion mit in die Wüste. Religion giebt's überall, bei allen Völkern und bezeugt das Bedürfnis nach Gott. Aber nur dieses. Überall wo Religion ist, ist das Bedürfnis nach Gott nicht gestillt, denn Gott ist nicht da. Es liegt ein ungeheurer Jammer der Menschheit ausgesprochen in dem Worte Religion. Kein einziges Wort kann gefunden werden, um menschliches Elend, in dem die Geschlechter der Jahrtausende schmachten, deutlicher zu kennzeichnen als Religion, dieses öde „immer wieder lesen" abgestandener Formeln und Liturgien, dieses ewige Hungern nach Wahrheit, nach Leben ohne die Befriedigung, ohne das Aufjauchzen im Erleben des Gottes, der allen Jammer stillt.

Religion ist überall da, wo der lebendige Gott nicht ist. Es giebt auch eine jüdische Religion. Sie entstand in der Wüste Sinai, als dem Volke die Nähe Gottes zu stark und unbequem wurde, und sie zu Moses sagten: Rede du lieber mit Gott und vermittle es uns. Da gab's sofort Priester und Gottesdienstordnungen, und diese bezeichneten stets eine gewisse Jehovahferne. Das Ideal der Bibel ist, wie ein Prophet es tröstlich und verheißungsvoll erklärt: Es wird keiner den andern lehren, sondern sie werden alle von Gott gelehret sein. Wo Gott ist, braucht man weder Lehrer noch Priester noch Opfer. Alle Propheten kämpfen gegen die jüdische Religion zu Gunsten unmittelbarer Beziehungen zu Gott, bis es die Religion in Esra gewann. Als der letzte Prophet verstummte, hatte es die Religion auf der ganzen Linie gewonnen. Jesus fand ein starres Judentum vor.

Solches Religionswesen schließt natürlich nicht aus, daß je und je einzelne sich mit einer gewissen inneren Gewalt darüber erheben und durch allen Formel- und Lehrkram hindurch Wahrhaftiges, Göttliches finden. Aber einmal geht das ziemlich tropfenweise, und sodann wird man in solches Erleben nie die religiös gebundenen Massen hineinheben können. Diese werden stets in einer gewissen Gottesferne ein geistliches Schattenleben führen, wenn nicht besondere Befreiungsthaten eintreten. So fand auch Jesus Israel vor, gebunden im Judentum.

Aber Jesus brachte Jehovah zur Geltung und nannte seine Sache nicht christliche Religion, sondern Reich Gottes, Himmelreich, Herrschaft Jehovahs, und sagte zu den Judentümlern: Ihr müßt von neuem geboren werden, sonst sehet ihr gar nichts von dem Reiche Gottes. Religiöse Juden könnt ihr sein. Das macht euch niemand streitig, das kann man mit natürlichen Mitteln als Fleisch vom Fleische geboren, aber Himmelreichs-Menschen, dazu muß man neu geboren sein aus Wasser und Geist.

Judentum ist die Reflexion über den Gott der Juden und die kultische Folge, die man dieser Reflexion gab. Auch das Christentum hatte offenbar in Antiochia angefangen, Religion zu werden, aber in Jesus war das Himmelreich gekommen und hatte neues Leben geschaffen. Daß sie das Wort „Christianer" so begierig aufgriffen, beweist ihr Christianertum. Es war ein stilles Gericht über die Leute, die aufgehört hatten, über die Religionen der Welt und ihr Elend zu seufzen und priesterlich vor Gott um Erlösung vom Übel einzutreten, und sich im Gegenteil zur christlichen Religion organisierten, die aufgeputzt mit göttlichen Wahrheitsstücken notwendig mächtiger sein mußte, als das verkommene Heidentum, aber als Parteisache nicht mehr voll in dem Geiste des Meisters stand, der die Welt liebend umspannte. Es hatte sich, äußerlich zwar unmerklich, ein stiller Abfall vollzogen, und in diesem wurde es organisierte Religion und trat damit als solche aus dem Lebensbereiche des Reiches Gottes.

Das, was an Jesus zuerst aufgefallen war, war seine Freiheit von allem Parteiwesen. Er aß mit den Zöllnern, erzählt uns Lucas beinahe als Erstes. Diesen Zug hatten seine Jünger noch Apostelgeschichte 2. In Antiochia war er schon verloren. Dort wollte Petrus nicht einmal mehr mit allen Getauften zusammen essen. Die Grundgesinnung Jesu ist nach außen auf die Welt gerichtet, die in ihm von Gott geliebt ward, Parteileute kehren ihre Liebe nach innen, nach der Partei, nicht nach der Welt. Oft genug hat das Christentum geradezu Weltflucht als Losung ausgegeben. Man glaube aber nicht, daß das alles nun in Antiochia

geschehen ist. Dort ist's nur zuerst so klar erkennbar, daß es in einem Worte zum Ausdruck kommen konnte. Das einfache Volk hat ein feines Empfinden für innere Werte und Minderwerte. Und für diese minderwertigen Leute erfand es das Wort Christianer.

Die schwerste Krisis hatte die Sache Jesu etwa durchgemacht in einer Zeit, als nach Lucas die Geschichte von Ananias und Sapphira vor sich ging. Man zweifelt ja neuerdings das Geschehnis textkritisch sehr an. Mag sein. Aber soviel ist gewiß, auch ohne Lucas: es fanden sich in Jerusalem mitten in der Gemeinde Leute, denen neben Gott noch etwas wichtig wurde, so daß sie allerdings den guten Schein wahrten, aber doch gleichzeitig ein wenig logen. Und das ist eigentlich unerhört und ist genau der verwandte Vorgang, wie einst das Naschen der Eva. Es ist eine Unmöglichkeit, neben Gott zugleich ungöttlich zu sein. Man kann nicht zugleich Freund sein und wider den Freund handeln. Die Menschen verstehen zwar heute diese Kunst sehr gut, aber um sie zu erlernen, muß man vorher innerlich vom Freunde gelöst sein. Die innere Lösung von Gott hat aber eine naturgeschichtliche Folge, nämlich den Tod. Der trat damals auch ohne weiteres bei den Schuldigen für ihre Verlogenheit ein. Aber bezüglich der Christenheit stand man im Himmel vor der Frage: Soll man nun alle Lügner und Geizige totschlagen, oder — ja, giebt's denn ein Oder? O ja, man kann sie auch leben lassen, was man so leben nennt, nämlich so lange, bis sie ihr bischen Lebenskraft selbst aufgebraucht haben, aber ihnen die Lebensquelle entziehen, das Reich Gottes. Zu allen Nachfolgern des Ananias hieß es nun: Lüget nur, sparet nur immerhin, nur das Reich Gottes ist nicht mehr da. Man kann ja auch Freunde haben dutzendweise, die man ganz ruhig von Freundschaft und Liebe faseln läßt, soviel es ihnen Vergnügen macht, denen man aber nicht das Leiseste anvertraut. Bekanntlich giebt's solche Zustände in der gebildeten Gesellschaft massenhaft, und viele fühlen sich sehr wohl bei solchem Verkehr und merken das Fehlen der Hauptsache gar nicht. Solche Zustände mußten auch in der christlichen Gemeinde eintreten. Die konnte

geistlich reden, beten, lehren, wie jede Religion thut. Aber die Freundschaftsäußerungen Gottes sind das Reich Gottes und seine Gaben. Das wurde ihnen in immer geringerem Maße anvertraut, und viele merkten nicht einmal den Mangel. Es wurde vieles bloßer Gottesdienst, einseitig menschlicher, nicht Gottesannäherung. Man verließ sich auf die Bibel als das ewig gültige Gotteswort, und hatte kein direktes: „So spricht der HErr". Man deutete gewisse glückliche Umstände als „sichtlichen Segen des HErrn" und unglückliche als „sichtliche Strafen Gottes", und Gott selbst ließ sie in all diesem Thun ganz ruhig gewähren, wie man etwa Kindern ihren Eigensinn sich auslassen läßt. Es wurde alles mehr einseitig menschlich, und daran hat man sich so gewöhnt, daß man es das Echte, Religiöse nennt, ja die Leute würden sich höchlich wundern, wenn sie göttliche Gaben und Kräfte bekämen. Wo sich jemals etwas Göttliches zeigte, hat man ordentlich Jagd auf diese Leute gemacht und sie heilig gesprochen, weil man die einfachsten Äußerungen des Reiches Gottes nicht mehr verstand. Wo aber das Reich Gottes nicht ist, zieht sofort Religion ein. Das ist wie bei dem luftleeren Raum. Sowie er einen kaum erkennbaren Spalt bekommt, besteht er auch schon nicht mehr als nur in der Idee.

Nein wahrhaftig! Jesus wollte kein Christentum. Er wollte solche Vollkommenheit, wie der Vater selbst sie ist, und wollte es nicht nur, sondern hat's auch erreicht. Was heißt denn „des heiligen Geistes voll sein"? Das bedeutet nichts geringeres, als daß die Person des lebendigen Gottes mit der Person des Menschen einheitlich zusammenwachsen will, so daß Menschengeist und Gottesgeist eine heilige Einheit im Geiste werden bei aller individuellen Verschiedenheit. Das Christentum ist das ewige Armsündertum, das zwischen Sünde und Reue hin und her pendelt, das will das Himmelreich einmal erben. Jesu Sache ist das Gotteskindertum, das will heute im Himmelreich leben. Und das ist keine ideale Forderung oder ein frommer Wunsch. Nein, das hat thatsächlich bestanden unter Menschen. Ich weiß nicht, wie lange. Aber es war nach Pfingsten und vor Ananias.

Wir haben vom sündenleeren Raume, dem Reiche Gottes, fast nur die Idee gerettet und haben die schönsten Ideen und die vollkommensten Lehren, nur die Sache selbst nicht; die Schalen, an denen man die Form des Kernes gut sehen und berechnen kann, nur den Kern selber nicht. Das Christentum haben wir eingetauscht gegen das Reich Gottes. Das war schon im Prinzip fertig in Antiochia. Von dort zog das Christentum in die Welt, aber schon als Religion. Paulus kämpft gerade von Antiochien aus für das Reich Gottes und hat ihm viel Raum geschafft, aber bekanntlich hat's die Religion gewonnen, die nun mit ihrer Organisation wie ein Eroberer auftrat.

Und das Christentum siegte, wie ein Eroberer. Es wurde überall die mächtigere Partei, und als solche bezwang es Staaten und Religionen. Es ist wenig zu spüren von einem inneren Überwinden, es ging mehr mit Gewalt. Sogar die protestantischen Fürsten konnten sich nur mit Gewalt behaupten und führten den dreißigjährigen Krieg, verstanden es aber nicht, Papst und Kirche, Staat und Religion innerlich auszusöhnen und ins Himmelreich einzuführen. Daher war es ganz folgerecht gedacht, daß die Neige des neunzehnten Jahrhunderts einen Religionskongreß veranstaltete, um dort das Übergewicht des Christentums über die „andern" Religionen zu erweisen. Eine Religionsausstellung gehört wirklich auf eine Weltausstellung. Aber das Himmelreich ist nicht von dieser Welt. Darum giebt es auch ein positives und ein negatives Christentum, im Himmelreich ist aber alles echt und wahr und wirklich, und das Himmelreich ist Sache Jesu und nicht das Christentum.

Himmelreich ist die wirkliche Verbindung mit dem Vater, Hütte Gottes bei den Menschen, der mit seinen Kräften ewigen Lebens Menschen erfüllt und beglückt, der Sünden vergiebt und vertilgt, der Kranke heilt und gesunden läßt, der Tote aus dem Hades ruft und ins Leben stellt, der aus der Vergänglichkeit heraus in ein ewiges Sein und Leben hineinhebt. Die Religion bezeichnet den Menschenschmerz, das Himmelreich seine Heilung. In der Religion

heult das gefangene Menschenkind, im Himmelreich jauchzt das befreite Gotteskind auf voll Lachens und Rühmens. Die Religion ist das höllische Zerrbild des Himmelsreichs. Sie weiß ja auch zu erzählen von Gott, von vielen Göttern sogar, von Dämonen, Heroen, Heiligen, Engeln, Teufeln; aber das Himmelreich hat den Vater, der der rechte Vater ist von allem, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Auch die Religionen bekennen eine Art Unsterblichkeit, aber es ist ein Leben nach dem Tode, in Dunkel gehüllt, dessen Anfang Verwesung ist; das Himmelreich, das Jesus brachte, giebt einfach und gleich das ewige Leben allen, die es herzlich begehren und glaubend annehmen, ohne irgendwelche Lieferungsverträge mit dem Tode geschlossen zu haben. Die Religion sagt: Stirbst du, so führe ich dich in das ewige Leben; das Himmelreich: Nein, werde geboren, neu geboren, so hast du ewiges Leben.

Das Himmelreich ist die beseligende Erlösung aus der Sünde, aus der Religion, aus dem Tode, kurz, aus allen höllischen Gewalten, die den Menschen knechten. Nein, man sehe alle die hierarchische Knechtung und Ausnutzung argloser, unwissender Menschen, alle Zauberei, Aberglauben, Lüge, Vermummung, Heuchelei und Verstellung an, die im Namen der Religion geschieht, und wem dann der Jammer dieser verratenen, gottverlassenen Menschen nicht zu Herzen geht, und wem dann kein Himmelreichsseufzer ausgepreßt wird, kein „Herr, erbarme dich!“ entsteigt, der hat es auch noch nie gesehen.

So sagen wir also: Das Christentum ist die Sache der Christen, die Sache Jesu Christi ist das Himmelreich.

2. Himmelreich und Christentum.

Es sind hauptsächlich drei wesentliche Dinge, in denen sich das Christentum vom Himmelreich unterscheidet, im Wesen, im Bestande und in den Wirkungen.

Das Himmelreich bedarf keiner Organisation, denn es ist in sich vollendete Harmonie im Geist und in der Wahrheit.

Eine einfache Überlegung kann das etwa deutlich machen. In jedem Menschen liegt wie äußerlich so auch innerlich eine Besonderheit. Das geht durch die ganze Natur hindurch. Es giebt bei aller Gleichartigkeit doch nirgends Kongruenz. Nicht einmal unter den Krystallen. Diese innere Vielgestaltigkeit ist aber schwerlich Zufall, sondern wie alles göttliche Notwendigkeit. Ein verborgenes Gesetz Gottes liegt ihr zu Grunde. Das darf man getrost annehmen. Wäre es nicht so, so regierte der blinde Zufall und Gott wäre nicht imstande, das Weltganze zu übersehen. Auf den Menschen angewandt würde es lauten: Jede menschliche Eigentümlichkeit ist von Gott aus und darum auch für Gott notwendig, oder mit andern Worten: Es giebt für jeden einen Platz, den nur er ausfüllen kann, und zu dem er unbedingt nötig ist. Ziel für jeden muß sein, diesen Platz zu finden, und dann ist er sogleich Glied der vollendetsten Harmonie, die jeden für Gott wertvoll macht. Dann giebt es weder Kleines noch Großes, Bedeutendes oder Unbedeutendes, alles ist gleich wichtig, weil unentbehrlich und unersetzlich. Diese Stellung für jeden zu finden, darin äußert sich die Kraft des Himmelreichs, und damit erreicht es seine höhere Harmonie.

Das Himmelreich stellt überall die Wahrheit her, die im Menschen liegt, und in deren Erreichung die einzige Befriedigung liegt. Das ist nun ja eine Art Organisation, aber eine höhere, keine gemachte und ausgedachte, sondern völlig natürliche. Es wird jedes Wesen so gewertet, daß es seine in ihm liegende göttliche Bestimmung erfüllt, seine eigentliche wahre Natur finden und zur Geltung bringen kann. Das Himmelreich schafft aus göttlicher Natur und auf göttliche Natur, das Christentum aus und auf Organisation. Organisch wirkt sich das Himmelreich aus, organisiert das Christentum. Organisationen sind Nachahmungen der Natur und wirken nur scheinbar harmonisch, das Himmelreich ist harmonische Natur und in sich vollendet. Die Organisation strebt nur nach Vollendung, ohne sie je erreichen zu können.

Demnach erfaßt das Himmelreich das Wesen, das Christentum

die Form. Himmelreichsbürger kann man nur sein aus dem Geiste und aus der Wahrheit, Christ auf mancherlei Weise. Auch hier werde aber wohl gemerkt: Das Christentum schließt das Himmelreich nicht aus. Es giebt überhaupt nichts, was dieser Gewalt widerstehen könnte. Daher kann man Christ sein und zugleich Himmelreichsbürger. Es muß aber auch ein Sein im Himmelreich geben können, das sich in keinen christlichen Verband registrieren läßt. Denn nicht das Christentum wirkt erlösend und befreiend, sondern Christus.

Ein zweiter Unterschied liegt im Bestande. Die Harmonie des Himmelreichs ist voll Leben, eine Organisation lebt im Grunde nicht. Sie wirkt sich aus wie eine Maschine. Leben ist beständige Entwickelung in immer neuer Schönheit und Herrlichkeit. Ein Mensch, der auf Grund des Himmelreichs seinen eigentlichen Platz findet, ist damit in den Anfang einer Entwickelung gestellt, in der immer neue Tiefen seines innersten Seins offenbar werden und beglückend und beseligend für ihn und seine Umgebung und schließlich für die ganze Welt zur Geltung kommen. Der Eintritt in das Himmelreich geschieht durch Geburt, durch Wiedergeburt. Geburt ist aber der Anfang eines neuen, unabsehbaren Werdens, das vorher nicht da und nicht denkbar war. Hier giebt's keinen Stillstand, sondern ewiges Werden, ewiges Leben. Gerade darin unterscheidet sich die Organisation vom Himmelreich. Eine Organisation ist stets auf den Augenblick angepaßt und hört auf, sich richtig zu bethätigen, wenn die Leute fehlen, die die betreffende Rüstung tragen können. Sie veraltet wie ein Gewand.

Um nun die geeigneten Leute immer am rechten Orte zu haben, gehört zur Organisation die Dressur, die Organisation der zukünftigen Vertreter. Die bewunderungswürdige Organisation des Christentums ruht nicht zum letzten auf der systematischen Herrichtung seiner Organe. Die also Hergerichteten nannte man „Klerus". Die schärfste Ausprägung des Klerus hat man bekanntlich im römischen Christentum. Dort wird der Klerus mit

äußerster Strenge ausgebildet, aber gerade dort wird systematisch die Natur des Einzelnen in das System gezwängt, bis er zum Krüppel verwachsen ist. Die Persönlichkeit wird getötet, um den Jesuiten zu bilden.

Auch die evangelische Ausbildung ist im Grunde eine viele Jahre dauernde systematische Abrichtung, die eigentlich mehr auf klassisch-heidnischer Bildung als auf Heiligung ruht, und Prediger kann niemand werden, ohne durch mehrere Examina hindurchgegangen zu sein, die über die Organisation seiner christlichen Zuverlässigkeit versichern. Die Kirche ruht ja darauf und könnte anders nicht bestehen. Aber im Reiche Gottes giebt der Geist das Wort auszusprechen, welchem er will, und die sogenannten Ältesten, die die Apostel in den Gemeinden hin und her ordneten, waren höchstens Verwaltungsbeamte, nicht eigentlich geistliche Leiter und Prediger der Gemeinden.

Der Geist giebt es freilich auch nicht nach Willkür und Zufall. Er mag auch mit dem Einzelnen eine lange innere Vorgeschichte gehabt haben, ehe er ihm das Wort in den Mund legt, aber diese Geschichte ist die Vorgeschichte einer Geburt, der Erweckung einer Persönlichkeit, die gerade nun ihre volle Eigenart auswirken darf, nicht die Herrichtung eines Maschinenteils in einer organisierten Einrichtung.

So hat das Himmelreich einen andern Bestand und die Kirche auch einen andern. Aber auch hier schließt die Kirche das Himmelreich weder aus noch ein. Es kann also jemand ein sehr großes Kirchenlicht sein und im Himmelreich ein Gegenstand des Seufzens, und umgekehrt hat man Leute zur Kirche hinausgeworfen, ja sogar in den Tod befördert, die gerade hervorragende Vertreter des Himmelreichs waren. Man hat viele auf dem Scheiterhaufen verbrannt, deren Namen im Himmel angeschrieben waren. Sie waren also im Himmelreich, aber in der Kirche duldete man sie nicht einmal. Jesus sagt auch einmal zu Paulus bezüglich der Hafenstadt Korinth: Ich *habe* ein großes Volk darin. Zur Kirche gehörten damals noch sehr wenige von ihnen. Es wäre also gar nicht

undenkbar, daß einmal auf der Erde ein Gottesvolk würde, das nicht zu irgend einer organisierten Kirche gehörte. Denn Christus erlöst, nicht die Kirche. Die Kirche kann nur helfen, wo und soweit sie Christus dient, und Christus könnte seine Sache treiben ganz ohne Kirche. Darum darf man auch nicht sagen, daß am Pfingstfeste in Jerusalem die organisierte Kirche gegründet worden sei. Was damals geschah, war überhaupt nichts grundsätzlich Neues. Es war die Ausdehnung der Herrlichkeit Gottes, die auf Jesus geruht hatte, auf seine Gläubigen und im Keime und ersten Werden auf die ganze Menschheit der Sünde und Verlorenheit. Pfingsten ist das Fest der Erscheinung des Reiches Gottes für alle Menschen, nicht der Gründung der Kirche, die sich erst im Laufe der Zeit herauskrystallisierte und in ihrem Bestande niemals mit dem Reiche Gottes gedeckt hat.

Der dritte hauptsächliche Unterschied zwischen dem organisierten Christentum und dem Himmelreiche aber besteht in den Wirkungen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Das Himmelreich ist die Freude, die allem Volke wiederfahren soll, das Christentum, die Organisation, hat nie vermocht, alles Volk zu erfassen.

Bekannt ist, daß es in den ersten Jahrhunderten wesentlich die Städte waren, die das Christentum annahmen. Bis das Landvolk verchristlicht wurde, hat es Jahrhunderte gedauert. Aber auch dann, als Völker mit dem Firnis eines offiziellen Christentums überzogen waren und ein Netz von Klerikern die Länder überspannte, hat es stets Menschen zu tausenden gegeben, die sich auch dem engmaschigsten Netze zu entziehen wußten und nicht nur innerlich ihr Sonderleben führten, sondern auch äußerlich außerhalb kirchlicher Ordnungen standen. Während das Christentum in seinen Organen danach trachtete, alle Lebensäußerungen der Gesellschaft in seine Hände zu bekommen, widerstrebte ihm stets aus der Gesellschaft heraus eine natürliche Reaktion.

Es gab Zeiten, in denen der Staat, die Ehe, die Geburt, der Tod und jede öffentliche Lebensregung kirchlich-christlich beeinflußt

und geleitet war. In manchen Ländern ist's auch heute noch so, daß kein Haus, keine Brücke, kein Brunnen, keine Eisenbahn in Gebrauch genommen werden kann, ohne daß die Kirche das Neue mit Segen besprengt. Aber andererseits giebt es Länder, in denen die Neuzeit ebenso die Loslösung aller ihrer Lebensregungen von der Kirche ausgesprochen hat, ihr Staatswesen selbst besorgt, ihre Ehen selbst schließt, ihre Kinder nicht kirchlich tauft, ihre Toten selbst begräbt oder verbrennt, und bei irgendwelchen profanen Unternehmungen an christliche Weihen gar nicht denkt. Wäre die Gesellschaft innerlich vom Christentume überwunden, so würden alle ihre Lebensregungen in selbstverständlicher Natürlichkeit christlich sein; aber sie ist's nicht und nie gewesen. Sie steht in der Organisation und weiß sich dieser ebenso auch zu entziehen, weil ihr Lebenskern anderswo ist und die Organisation diesen gar nicht trifft. Der Lebenskern aller Menschen ist schließlich göttlich und jede Organisation ist menschlich und kann ihn nicht treffen. Die außerchristlichen Lebensregungen können ebenso ihren göttlichen Kern haben wie die innerchristlichen.

Aber wenn sich nun auch das Christentum wohl oder übel in solche Entwickelungsreihen gefunden hat, so daß das Unchristliche und Irreligiöse neben der religiösen Christlichkeit heute kaum auffällt und Gewohnheitsrecht gewonnen hat, so hat es doch stets in sich soviel göttliche Lebensregungen gehabt, daß es eigentlich niemals ganz in der Organisation verrostete. Das Welterobernde ist ein urecht göttlicher Zug und ein vom Himmelreich herübergenommenes Wahrheitstück des Christentums. Die Bethätigung war nur nicht immer auf der Höhe des Himmelreichs. Es hat aber Wandlungen in dieser Bethätigung erlebt.

In alten und mittelalterlichen Zeiten hatte die Organisation sehr wesentlich politische Ideale. Religion und Politik waren eng verschwistert. Es giebt ja noch heute christliche Religionsgebilde, die diesen atavistischen Standpunkt mit Wärme und großem Geschick und Erfolg vertreten. Erleuchtetere Richtungen bekennen sich indessen längst zu einem geistlichen Standpunkte, der entschieden der

göttlichere ist. Das mittelalterliche Ideal der politischen Organisation ist heute namentlich bei uns auf ein sittliches Gebiet übertragen — natürlich ein hochbedeutsamer Fortschritt. Wir organisieren in unsern edelsten christlichen Regungen die Sittlichkeit im weitesten Sinne, „deutsch" gesagt, wir missionieren. Wir missionieren draußen und drinnen.

Warum missionieren wir? Weil wir ein göttliches Empfinden haben gegenüber dem herzbrechenden Jammer der vielen Elenden, Verlassenen, Verwilderten, die nie eine christliche Organisation erreicht hat. Mitten in völlig christlichen Ländern, die nach außen unter die Heiden Scharen von Missionaren entsenden, um ihr Christentum anzuempfehlen, lebt eine Armee Verlassener und Verwilderter, vom Christentum schlechthin nicht berührter Leute. Es ist ja wesentlich Organisation und vermag als solche das reiche Menschenleben nicht zu umspannen. Darum unternahm es doch, das Elend christlich zu organisieren und stiftete die innere Mission, und es wäre schon himmelschreiend, wenn wir sie nicht übten. Ich meine, diese Organisation ist höher und edler als die mittelalterliche, politische, päpstliche. Auch hier ist das Christentum Großmacht. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: Wenn eines Tages statt der Hafenarbeiter und Fabrikarbeiter das wohl organisierte Heer der Arbeiter der innern Mission Ausstand machen wollte, so würde eine Revolution ausbrechen, die keine Polizeigewalt niederhalten könnte. Die kirchliche Organisation ist immer stärker als die polizeiliche. Und doch nur Organisation, nicht Himmelreich!

Mir ist noch in erschütternder Erinnerung, als ich einmal als Student in einem Vortrage einen bedeutenden Vertreter der innern Mission sagen hörte: Je mehr wir arbeiten, um so tiefere Abgründe thun sich vor uns auf, in die wir gar nicht hineinreichen können. Je mehr wir thun, als um so unzulänglicher offenbart sich unser Thun. Seitdem das Wort den Jüngling erschreckte, ist's deutlich geworden für jedermann. Es war ein neuer Lappen auf das alte Kleid. Unser Thun, so ideal es ist, so unentbehrlich es ist, so unzulänglich ist's. Der neue Lappen reißt, und der Riß wird ärger.

Wir können auch auf sittlichem Gebiete christlich organisierte Unternehmungen machen, soviel wir wollen: keine ist ausreichend und für alles Volk da. Es ist nur christliche Organisation. Das Himmelreich dagegen ist fähig, alle zu erfassen. Es ist gut, daß man das heute klar wissen kann. Denn es gab eine Zeit, da meinte man, mit äußerer oder innerer Mission könne man die Welt erobern und wandte den Befehl Jesu an die Apostel kühn auf das jeweilige Geschlecht an: „Gehet hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker", bloß deshalb, weil es in der Bibel so stand. Aber um den Befehl wahrheitsgemäß ausführen zu können, muß man das Himmelreich bringen, nicht das Christentum. In alle Welt gehen ist nicht schwer, besonders heute nicht, aber göttlich wirken wird nur der, der nicht Lehren bringt, sondern Kräfte des Himmelreichs hinausträgt, den der Geist Gottes abordnet, nicht eine christlich organisierte Gesellschaft. Letzteres ist natürlich für den Geist kein absolutes Hindernis — solche giebt's nicht — aber das einzig wirksame ist nur der Geist Gottes. Wer nur ein christliches Komitee hinter sich hat, bleibt besser zu Hause, und wer das Himmelreich bringt, bedarf keiner Organisation.

Wir sehen also: Alles was jemals das Christentum unternommen hat, um die Welt zu erobern, sei es nun menschlich oder göttlich gedacht gewesen, war niemals ausreichend für alle Menschen, die unter seinen Einfluß traten, und selbst wenn einmal alle menschlichen Millionen der weiten Welt christlich würden, wovon wir ja ungeheuer weit entfernt sind, so würden innerhalb dieses christlichen Kreises ungezählte Millionen der christlichen Organisation entschlüpfen.

Dagegen hat das Himmelreich stets noch, wo es sich zeigte, seine allumfassende Fähigkeit erwiesen. Als die Kinder Israel in die Wüste zogen, war das Himmelreich da, und siehe, kein einziger blieb zurück, sondern alle willigten freudig ein, die Fleischtöpfe Ägyptens zu verlassen. Die in der Wüste starben, waren nur Leute, die unfähig und unwillig waren, sich in dem Neuen zu behaupten. Sie fielen durch eigene Schuld mittelst Strafe.

Johannes der Täufer brachte Himmelreich, und alle kamen, auch die verwildertsten Volksschichten. Die nicht eingeschlossen wurden, blieben durch eigene Schuld draußen. Auch das pfingstliche Erscheinen des Himmelreichs zeigte seine allumspannende Kraft in Jerusalem, in Ephesus u. s. f. Und von allen, die etwa nicht einbezogen wurden, hat man den Eindruck: Ihr Kommen ist nur Frage der Zeit. Paulus ist in seiner Person dafür das verheißungsvolle Beispiel. Bezüglich des Christentums aber, das doch heute schon so lange auf unserem Volke liegt, macht man mehr und mehr die erschreckende Erfahrung, daß weite Volksschichten sich ihm zu entziehen trachten. Natürlich. Das Himmelreich ist die Wahrheit jedes Menschen, eine Organisation kann das gar nicht sein. Eine solche wird vielen stets widerstreben und wirkt bindend, nicht lösend.

Wir sagen also kurz: die organisierte Kirche gehört nur zum Wesen des Christentums, aber das Christentum ist nicht das Reich Gottes. Das Reich Gottes kann eine Organisation überhaupt nicht brauchen, denn es ist in sich schon von Ewigkeit durch den Geist Gottes organisiert.

Aber haben wir nicht selbst gesagt, daß auch die Apostel und sogar Jesus organisiert hätten? Es lohnt sich der Frage näher zu treten. Ja, sie haben organisiert, aber nur da, wo das Reich Gottes aufhörte, nicht da, wo es sein Wesen hatte. Man giebt doch Kindern nur dann Gebote und Regeln, wenn sie nicht im Geiste des Hauses stehen. Handeln sie selbst im Sinne der Eltern, denkt man nicht an Befehlen und Gebieten. Aber sind sie ungehorsam, unverständig, unbeständig, dann muß man befehlen und sie organisieren. So that auch Jesus und die Apostel ganz natürlich.

Judas trug den Beutel, weil die beseligende und heiligende Nähe Jesu noch nicht vermocht hatte, seinen natürlichen Geiz auszuschmelzen. So gab man ihm dieses Kassenämtchen, das er sich vielleicht selbst mehr anmaßte. Aber man hoffte, diese kleine Ehrenstellung werde ihn eher zur Vernunft bringen. An sich hätte der

Meister mit den Jüngern ohne Beutelträger sehr gut bestehen können. Diese organisierte Geldangelegenheit war jedenfalls für Jesus mehr ein Gegenstand des Seufzens als der Erleichterung, und diese geregelte Kassenverwaltung ein Zeichen, daß das Himmelreich noch nicht zum völligen Siege in diesem Kreise gekommen war.

Oder warum rief Petrus die organisierte Armenpflege ins Leben? Nicht wegen der Armut — die Leute waren durch den heiligen Geist überreich an Segen und Herrlichkeit — sondern weil trotz der herrlichen Wirkungen des heiligen Geistes in den Reihen der Jünger und Jüngerinnen Murren und Murmeln entstand, ein schreckliches Symptom nachlassender Gemeinschaft in Gott. Der erste christliche Verein verdankt seinen Ursprung dem ersten christlichen Klatsch. Wären die Leute göttlich geblieben, so hätte Petrus an den Verein nicht gedacht. Jeder einsichtige christliche Vereinsmensch wünscht ja auch heute nichts sehnlicher, als daß die Vereinsarbeit durch das Reich Gottes ausgelöst werde. Jede Vereinsarbeit geschieht nur da, wo das Reich Gottes nicht da ist, und das Christentum irgend einen Ersatz zu schaffen trachtet als Notbehelf für fehlende Kräfte.

Oder warum hat Paulus unter den Korinthern organisiert? Weil sie nicht mehr unter der Zucht des Geistes standen, sondern trotz aller herrlichen Gaben, die ihnen in der Taufe geworden, lieber geistreich sein wollten als geheiligt.

Oder war's eine Organisation, die den Petrus zum Leiter der Angelegenheiten Jesu berief? Es war ein kümmerlicher Notstand, in dem Jesus sich befand. Ich wundere mich, daß niemand die Frage aufwirft, was eigentlich aus den Zwölfen geworden? Alte Legenden kursieren über sie und werden als bare Münze von Geschlecht zu Geschlecht weiter geschleppt. Aber wo sind die Zwölf geblieben?

Abgesehen davon, daß einer sich erhenkt hat, hören wir von den übrigen zwar, daß sie einmütig und stets bei einander waren, daß sie auch einen Apostelkonvent hielten; aber weiterhin liegen hier große historische und psychologische Rätsel. Als ihnen Jesus gebot, nicht

von Jerusalem zu weichen, sondern auf die Verheißung zu warten, gingen sie nach Galiläa, Fische zu fangen; als sie in alle Welt gehen sollten, nach der Ausgießung des heiligen Geistes, blieben sie in Jerusalem sitzen. Vielleicht zerstreuten sie sich, als die Gerichte hereinbrachen und sie mit Gewalt auseinander gejagt wurden, aber ausgerichtet haben sie kaum etwas. Jakobus ließ sich lieber den Kopf abschlagen, aber in die Welt ging er nicht.

Zu ernstlichem Nachdenken kann man durch die Geschichte der apostolischen Gefangensetzungen kommen. Es ist, als wollte Jesus durch jede Gefangennahme sagen: Gehet doch fort von Jerusalem in die Welt. Aber sie blieben beharrlich sitzen. Auch sonst fehlte es nicht an göttlichen Weisungen direktester Art. Petrus ließ sich mehrmals durch den heiligen Geist schicken: zu den Samaritern, zu den Heiden, aber jedesmal ging er zurück nach Jerusalem, wie auch Johannes. Nur einer ging, der Feind, der Pharisäer, Paulus, den sich Jesus durch ein unerhörtes, direktes Eingreifen in unsre Geschichte, durch ein einzig dastehendes Sichtbarwerden zu bereiten wußte, weil von den andern keiner ging.

Wenn man einmal ein „Wenn" wagen darf, so muß man sagen: Wären diese zwölf Männer wirklich in die Welt gegangen, sie hätten die Welt erfüllt mit der Sache Jesu Christi, unwiderstehlich, siegreich. Weder Sprache noch irgend eine Grenze oder Gewalt hätte sie gehindert, die Völker hätten ihnen entgegengejauchzt im Lichte der Befreiung von ihrer Knechtschaft, und die Weissagung vom Völkerfrühling hätte damals ihren Anfang genommen. Aber statt dessen scheidet Lucas von der Thätigkeit des ersten Apostels, Petrus, mit dem klassisch nichtssagenden Worte der Apostelgeschichte, das gewiß nicht ohne schmerzliche Absicht so nichtssagend herauskam: „Er ging hinaus und zog an einen andern Ort."

In die Welt war er nicht gegangen, sondern Paulus. Aber auch des Paulus Stellung im Reiche Gottes nahm ein jähes Ende. In dem Augenblicke, als er sich wieder bereden ließ, sich auf reli-

giöses Wesen einzulassen, hörte unmittelbar sein Weltberuf auf. Er wurde gefangen und hat nie mehr im Großen wirken dürfen. Mit einer schmerzlichen Disharmonie schließt die Apostelgeschichte. Lucas stellt das dar, indem er sein Werk gleichsam mitten im Satze, mit einem langen, schweren Gedankenstrich auslaufen läßt. Das Werk, das begonnen hat mit der Erzählung, daß der Himmel aufging und seine Herrlichkeit auf Menschenkinder schüttete, endet mit der genauesten Schilderung eines Schiffbruches. Sollte das Zufall sein?

Und man glaube ja nicht, daß in Jesus etwa Anfänge zu einer Organisation des Gebets liegen könnten, daß etwa das Vaterunser eine kleine agendarische Weissagung darstelle. Es war gewiß nicht Jesu Absicht, daß die Christen von nun an Vaterunser hersagen sollten. Damals öffnete er im Vertrauen den Jüngern die Bahnen, in denen ihr Geistesverkehr mit dem Vater sich bewegen dürfe, um Hoffnung zu haben, vor Gott zu kommen. Organisierte Beterei, das eben hatten die Jünger von Jugend auf gehabt im öffentlichen Gottesdienste und im eigenen Leben. Gerade davon wollten sie los werden, wenn sie baten: Herr, lehre uns beten. Denn sie sahen an Jesus Himmelreich. Diese Bitte selbst war schon ein stiller Befreiungssieg Jesu. Sie wollten im Gebet keine Andachtsübung mehr haben, sondern den Vater wirklich finden. Wenn wir aber nun unsrerseits wieder mit dem Vaterunser oder irgendwelchen göttlichen Wahrheitsstücken das Gebetsleben organisieren, so fallen wir in den alten Zustand der übrigen Weltreligionen zurück: Ihr sollt gerade nicht Worte machen wie die Heiden und nicht lange Gebete vorwenden. Organisiertes Beten ist ein Zeichen von Gottesferne. Geist und Wahrheit kann man nicht organisieren und agendarisch formulieren.

Nein! Jesu Sache läuft nur im Geiste Gottes und ist nie organisiert worden. Nur wo Geist fehlt, nun da stellt eine Organisation zur rechten Zeit sich ein. Organisationen sind die deutlichsten Kennzeichen mangelnder Geisteskräfte.

* * *

III. Unsere Stellung zum Christentum.

Wir müssen übrigens dem Thema gerecht werden. Das Thema setzt offenbar das Christentum gleich mit der Sache Jesu Christi, und es schwebt ihm vor,[1] daß Organisation zur Sache Jesu Christi wohl äußerlich, aber nicht wesentlich gehöre. Wenn wir nun fanden, daß das Christentum wesentlich auf Organisation hinausläuft und vom Reiche Gottes wohl zu unterscheiden ist, so muß jedenfalls die Frage beantwortet werden: **Warum sind wir denn überhaupt im Christentume drin, und wenn wir schon drin sind, warum bleiben wir drin? Wie verhalten wir uns überhaupt als Himmelreichsmenschen zum Christentum und seiner Organisation, zu der Kirche?**

Vielleicht wollen wir lieber das Christentum und die Kirche abschaffen zu Gunsten des Himmelreichs Jesu! Das haben je und je viele versucht. Es scheint die einfachste Schlußfolgerung zu sein, und es kommt den Leuten dann immer so vor, als wenn ihr Gewissen ihnen nicht mehr erlaubte, „am fremden Joche zu ziehen mit den Ungläubigen", oder als wenn der heilige Geist ihnen befehle „aus Babel zu fliehen", wie sie sich ebenso biblisch als lieblos auszudrücken belieben, wenn sie die Kirche verlassen und sich besonders als Gemeinde der Heiligen etablieren. Man muß überaus mißtrauisch sein gegen alle solche „Gewissensregungen", wie man sie nennt. Die Gewissen der Menschen haben schon den allerwunderlichsten Inhalt gehabt und sind nur zu sehr geneigt gewesen, sich mit dem Eigensinne zu verschwistern und die eigene Blöße mit Bibelsprüchen oder sonst einem religiösen Mantel zu decken.

Alle, die solchen Forderungen des vermeintlichen Gewissens nachgaben, haben stets nur eine Sekte als Resultat erreicht, und Sekten waren stets noch viel dürftiger als die Kirche war, von der sie jedesmal ausgingen. Eine Zeit lang ist's immer gut gegangen, so lange die leitenden Geister das Feuer anfachten. Aber mit ihrem Verschwinden nahm auch ihre Sache ab. Es war immer nur Menschengeist in der Sektiererei, nicht heiliger Geist, christliche Gegenorganisation, aber entfernt nicht das Himmelreich, und während

die Kirchen wenigstens noch ihres weltumspannenden Charakters sich stets bewußt blieben, verliefen die Sekten stets in immer engeren Kreislein und Gemeinlein mit immer zarter gefärbten Unterschieden, die schließlich ebenso wie die der Regenbogenfarben für menschliche Augen die Wahrnehmbarkeit verloren. Heute würden viele es nicht einmal bis zu einer Sekte bringen. Sie könnten ja einfach auch aus der Kirche austreten, würden aber dann zweifellos geistlich verkommen.

Nein, zum Abschaffen haben wir kein Recht. „Er wird sie zerschmeißen wie Töpfe". Zu halten wird einmal von allem organisierten Wesen nichts sein. Aber Er wird's thun, nicht du und ich. Dazu ist das Christentum ein Gefäß, das neben viel leeren Organisationsmenschen jedenfalls sehr viel Himmelreichsmenschen enthalten hat und enthält, in denen in aller Stille der göttliche Funke weiterglimmt, wenn auch hoch organisierter Schutt darüber liegt. Sicher dient auch das Christentum irgend einem tiefen göttlichen Plane, so wie einstmals alle Heidentümer und jedenfalls auch das Muhammedanertum. Ja, das Christentum hat vor den Heidentümern noch einen sichtlichen Vorsprung, den auch das alte Judentum hatte. Man kann von ihm nicht sagen, daß Gott es seine eigenen Wege gehen läßt, sondern es waltet in unserer Geschichte bald deutlicher, bald verborgener ein leises Gottesthun, an dem man merken kann, daß wir im Flusse einer zielbewußten Entwickelung stehen. Es ist wie bei Schachfiguren. Manchmal bewegt der Meister die eine, dann die andere und schließlich muß jede dem Spielplane des Meisters dienen. Die nicht bewegte Figur ist dabei gerade so wichtig, wie die jeweilig bewegte. Die christlichen Denominationen sind die Schachfiguren. Sie sollen aber nicht denken, wenn gerade mit ihnen ein Zug gethan wird, sie seien nun die einzig wahren Schachfiguren. Die gar nicht bewegt werden, sind genau ebenso wichtig. Z. B. tritt das schwere Geschütz des Turmes meistens erst zum Schlusse in das Spiel handelnd ein, obgleich seine Wirkungen gerade in Folge seiner schwerfälligen Unbeweglichkeit stets von ihm ausgegangen sind. So mögen

auch noch christliche Denominationen in Handlung und Bewegung kommen, die jetzt noch in bleierner schwerfälliger Ruhe verharren, und dann im Spiele ausschlaggebend eingreifen. Je beweglicher eine Figur ist, um so leichter verschwindet sie vom Schauplatze. Nein, jetzt müssen wir schon warten, bis das Spiel aus ist. Die ersten Christen hatten, ebenso wie die ersten Menschen, viel in Händen. Sie waren die zweiten Menschen. Wir müssen nun schon warten, bis dritte Menschen geboren werden. Jedes vorzeitige Eingreifen giebt Frühgeburten. Die sind aber meistens nicht lebensfähig. Die Geschichte der Sekten ist die Geschichte der geistlichen Frühgeburten. Jedes vorzeitige Eingreifen würde nur störend wirken und müßte sich am Urheber rächen, wie es bisher die Kirchengeschichte auf jeder Seite predigt.

Aber die rechte Stellung zum Christentum ist biblisch so genau vorgezeichnet, daß man keinen Zweifel haben kann über die richtige Wertung des organisierten Christentums.

Welche Wertschätzung darf die Organisation des Christentums wohl beanspruchen? Wir sahen, überall wo die Menschen lebendige Fühlung mit Jehovah hatten, verschwand der Dunst der Religionen. Wo diese Fühlung verloren ging, entstand eine Religion. So sind die Heidentümer entstanden, die wegen der Länge der Zeit sich zu so grauenhaftem Götzen- und Zauberdienste entwickeln konnten. Ohne Jehovah ist Todeszustand. Auch der Tod hat seine Grade. Wie das Leben ein Vorwärts, so bedingt der Tod eine Abwärtsentwickelung. Darum versanken die Heidentümer allmählich im Kote des Götzendienstes und Heroendienstes, der grauenvollen Todesnacht menschlicher Verirrung.

Aber in der Jehovahferne entstand auch das Judentum. Weil es nicht so lange Zeit hatte, sank es nicht so tief und behielt wenigstens noch die Lehre von Jehovah und gewisse Einrichtungen, die schließlich auch in loser Beziehung von Jehovah ausgegangen waren, obgleich natürlich die innere Verbindung längst gelöst war. Es ist ja hochinteressant, daß fast sämtliche Propheten Gegner der jüdischen Religion waren und ganz ungeschminkt sagen, Opfer,

Brandopfer, Feiertage, Sabbathe, Böcke- und Kälberblut und all das religiöse Beiwerk sei ebenso unnütz als wertlos, ja göttlich unangenehm.

Dennoch wurde mitten im Judentum Jesus geboren und lebte Jesus, der Himmelreichsmensch. Wer nun heute in Jesus, als dem Himmelreichsmenschen, mitten im Christentum lebt, hat jedenfalls an Jesus einen deutlich vorgezeichneten Weg. Die Regel lautet einfach: Stelle dich zum Christentum wie Jesus zum Judentum. Er ward beschnitten am achten Tage, er kam in den Tempel als zwölfjähriger, etwa zum Konfirmationsalter, er ehrte die Priester, besuchte die jüdischen Feste, bezahlte freundlich seine Tempelsteuer, nahm sich sogar die Mühe, den jüdischen Tempel zu reinigen, kurz ließ der Organisation des Judentums alle Rechte widerfahren.

Andrerseits merken wir ihm auf Schritt und Tritt an, daß er wohl in alledem darin stand, aber ohne jegliche innere Berührung damit. In ihm war nur Ein Sehnen und Ein Beherrschendes, das war die direkte Stellung zum Vater. Aus Gott und in Gott hielt er durch alle Schranken des Judentums hindurch einzig den Vater fest. Dadurch gewann in ihm der Vater die Machtausstrahlung, daß viele Leute zur Rettung und Erlösung in seine Stellung mit hineingezogen wurden. So war er im Judentum, aber nicht vom Judentum. Mitten im Judentum richtete er das Himmelreich auf, in das viele durch ihn eintraten, ohne nur zu merken, daß sie innerlich vom Tempel und all seinem Wesen, wie auch von der Synagoge gelöst waren. So durfte er der Samariterin verkündigen, daß schon jetzt die Zeit sei, die kommen werde, in der man nicht mehr im Tempel, nicht im Judentum, nicht im Samaritertum, sondern im Geist und in der Wahrheit den Vater anbeten werde.

Über all das redete er aber gewöhnlich gar nicht. Er sprach überhaupt selten über religiöse Dinge, sie empfehlend oder davor warnend. Es war, als hätte alles das keine Statt mehr in ihm, und es war auch innerlich in ihm völlig überwunden.

Natürlich liegen in solcher Haltung die Keime zu den ernstesten Konflikten. Kein Mensch ist imstande irgend etwas zu sagen oder

zu thun, was wirksamer und durchdringender wäre, als eine Haltung, wie sie Jesus der Religion gegenüber einnahm. Jesus mußte entweder die unendlichste Hingabe hervorrufen oder den glühendsten Haß. Im Namen Jesu Gähnen zu erzeugen, ist überhaupt unmöglich. Wo man gähnt, ist er nie dabei gewesen.

Seine schlichte Unabhängigkeit von der Religion veranlaßte damals seinen Tod. Sein inneres Lossein von der Synagoge bedingte seinen Konflikt mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, sein inneres Lossein vom Tempel den Konflikt mit den Sadducäern und Priestern. Und doch predigte er fast nie den geistlichen Unwert dieser religiösen Einrichtungen, sondern ließ den Unwert an sich selbst deutlich werden. Der Eindruck des Vaters, der von ihm ausging, war so stark, daß über dem lebendigen Gott alles Volk Tempel und Synagoge vergaß und des Himmelreichs froh wurde. Religionen sind immer ernste, beinahe finstere Gewalten: um Jesus her jauchzte man auf in der Freude an Gott. Es war eine Befreiung, eine Erlösung, die er auf Schritt und Tritt vollbrachte. Da sagt ja selbst ein Psalm: Unser Mund wird voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein. Er schaffte mit andern Worten die Religion dadurch ab, daß er Neues, Großes, Himmlisches brachte, nicht dadurch, daß er gegen vorhandene Mißbräuche predigte. So war er weder Revolutionär noch Reformator, sondern wirkte schöpferisch, indem er das brachte, was allein ewig neu und ewig erneuend ist, das Reich Gottes. Damals mögen die Pharisäer auch gepredigt haben vom wahren und vom falschen Judentum und einander positiv und negativ, liberal und orthodox geschimpft haben, Jesus wußte von alle dem nichts und schuf Neues, Ewiges, Göttliches. Das waren die Werke, die er that, und die der Vater ihm aufgetragen.

Und der Erfolg? Er konnte ihnen getrost sagen: Brechet diesen Tempel, in drei Tagen baue ich ihn neu auf. Soviel Neues hatte sein Wirken geschaffen, daß er getrost des Tempels und all seines religiösen Schimmers entraten zu können glaubte. Man hält meistens das Abbrechen von Religionsgebilden für furchtbar ge-

fährlich. Die Religionsdiener jammern immer um das arme Volk, das für religiöse Mündigerklärung durchaus nicht reif sei. Schuld des Volkes, der Masse ist das ja nicht. Es mag auch sein, daß jedes Abschaffen hergebrachter Religionsgewohnheiten auf Viele verwirrend und gefahrbringend wirkt. Wenn aber die neue Stellung zu Gott Ursache des Abbruchs vom Veralteten ist, braucht man weder Revolutionen noch irgend welche Verwirrungen zu fürchten. Die Menschen sind dann statt an Religion an Gott gebunden. Sie sind darin zwar frei von allen Regeln und Formenwesen, aber man braucht nicht zu glauben, daß dann alles drunter und drüber gehen werde, im Gegenteil, die sittliche Kraft des Neuen offenbart sich als stärker wie die Gesetzlichkeit des Alten. Damals war das Neue schon soweit fertig, daß Jesus nach Abbruch des Alten in drei Tagen ein Neues erhoffen konnte, das sich auf seine Auferstehung gründete. Das Neue wäre auch beglückend eingetreten, wenn die Religionsdiener nicht mit Gewalt und Erbitterung das Alte festzuhalten gesucht hätten. Im Abbrechen des Tempels sahen sie ihre eigne Existenz bedroht und unabsehbare politische Verwickelungen im Gefolge. Da hieß es freilich: Besser, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe.

Das war die wirkliche Ursache seiner Verurteilung und Verwerfung von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten. Alle andern Gründe, die man vorbrachte, als Gotteslästerung und politische Umtriebe waren Ausflüchte, um seiner Verurteilung den bekannten Schein des Rechts zu geben. Er fiel, weil der Selbsterhaltungstrieb der Religion ihn tötete.

Doch scheint das damals nicht deutlich geworden zu sein, und zwar ganz dem Sinne des Meisters entsprechend, der durchaus nichts Bestehendes abschaffen wollte, sondern nur Neues brachte, das wie ein Sauerteig das Alte durchdringen und erneuern sollte und mußte. Wir sehen also die Jünger und Apostel nach wie vor zum Tempel pilgern, ohne irgendwelche Separationsgelüste, obgleich im Tempel die Mörder ihres Herrn Gottesdienst hielten. Namentlich Petrus hatte einen starken Religionszug an sich.

Der einzige, der in der ersten Zeit die klaren Wirkungen des Seins Jesu deutlich aussprach, war Stephanus. Das war aber auch sein Untergang. Er wurde verklagt, weil er gelehrt habe, Jesus werde diese Stätte zerbrechen und ändern die Sitten, die Moses gegeben habe. Also er sagte das Aufhören der jüdischen Religion voraus durch das Erstarken der Sache Jesu. Dafür wurde er gesteinigt. Es scheint auch, daß er der jerusalemischen Gemeinde „zu weit ging", wie man so nett sagt, und sich „doch recht mißverständlich ausdrückte." Wenigstens hören wir nicht, daß die Gemeinde bei seiner Verurteilung irgendwie teilnehmend eingriff. Als Petrus einmal gefangen war, „betete die Gemeinde für ihn Tag und Nacht", hier schwieg sie. Auch Lucas übergeht mit beredtem Schweigen die Gemeinde. Um so deutlicher und eingehender läßt er Stephanus zu Worte kommen.

Als teilnehmender Zeuge saß Saulus dabei. Er bewachte die Kleider während der Steinigung. Es war aber wie einmal bei dem Elias. Der Mantel, der dem Scheidenden entfiel, ward dem Elisa. Saulus sollte fortan im Geiste des Gesteinigten die Predigt des Stephanus aufnehmen, die von der Gemeinde zu Jerusalem nicht verstanden wurde. Aber wenn auch Paulus das Neue Jesu Christi predigte, so that er's doch nie im Sinne der Verneinung irgend etwas Bestehenden, sondern stets im Sinne neuen positiven Werdens von Gott in Christus. Die Offenbarung der Gnade auch für die Heiden, als Weltvölker, ohne Religion und Judentum, allein durch die Kraft, die Jesus offenbarte, den Glauben, verkündigte Paulus. Aber für seine Person blieb er in jüdischen Religionsschranken und predigte wohl Jesus und das Himmelreich, aber niemals Abfall vom Judentum, nur Rettung für das Judentum. Nur Eines duldete er auch nicht: Rückkehr der Heiden ins Judentum. Solche Schritte wären ein Hohn auf die Befreiungsthaten Jesu gewesen, und Christus wäre vergeblich gestorben.

Das ist also als Grundgesetz der Ausbreitung des Reiches Gottes hervorgetreten. Es kann in alles hineingehen, überall erstarken und durch geistiges Erstarken neue Beziehungen schaffen, und das

nicht als System oder Partei, die Kraft einer Summe menschlicher Individuen, sondern als Kraft, die Gott darreicht, die ohne jede Verabredung befreiend und beglückend zur Geltung kommt. Wir dürfen also nirgends Separationen der Jünger Jesu finden, auf Grund ihrer höheren Erkenntnis, wohl aber giebts Ausstoßungen seitens der Religionsleute nach Erfahrung von Geist und Kraft.

Auch Luther war kein Sektierer. Er verkündigte der ganzen Christenheit, die alte Wahrheit, die ihm neu geworden war, und hätte am liebsten Papst und Kirche mit dem Neuen erfüllt. Aber die Religion stieß ihn aus der kirchlichen Gemeinschaft aus, ebenso wie einmal das Judentum die Jünger Jesu ausstieß und als Religion eigensinnig weiter bestand. Nur Religionen haben sich je separiert, nie die Sache Jesu. Diese suchte stets alles Fleisch zu umfassen und zu erfüllen. Alle Separationen müssen als ungöttlich offenbar werden. Zugleich ist aber uns ein Weg gezeigt, die wir im Christentum stehen und das Reich Gottes lieb haben.

Das ist ja gewiß. Wenn heute jemand Jesus in irgend eine christliche Konfession oder Kirche oder Partei oder Richtung, auch unter Zusicherung unbedingtester Anerkennung, zu ausschließlicher Zugehörigkeit hereinnötigen wollte, so würde er antworten: Ihr müsset von neuem geboren werden, sonst sehet ihr nichts vom Reiche Gottes. Oder könnte man sich seine hehre Lichtgestalt aus dem Evangelium im heutigen Christentumsbetriebe vorstellen, etwa kirchliche Handlungen öde registrierend, mit Schul- und Polizeigewalten gleichgültige Korrespondenzen führend, die Kirchlichkeit von Gemeindegliedern statistisch berechnend u. s. f.? Nein, ihr müsset von neuem geboren werden, daß ihr von alle dem nichts mehr wisset und neu anfanget, aber göttlich.

Aber unter denen allen, die erst noch neu geboren werden sollten, blieb stets Jesus und schied sich in keinem Stücke von ihnen, nicht einmal im Tode und im Hades: Überall muß ich mit dabei sein, sonst giebts keine Neugeburten. So müssen auch wir heute sagen im Namen Jesu Christi: Gerade wir müssen im Christen-

tum mit dabei sein in allen seinen Schattirungen als Gefäße des Neuen.

Jesu Haltung ist kaum durch ein anderes Wort so eigentümlich beleuchtet als durch das eigenartige: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen". Diesen demütigen Gehorsam unter die religiösen Vorschriften, der zugleich die stärkste Waffe gegen ihre Bedrückung ist, begreift man erst an Jesu Wesen. Er erlöste vom Gesetz, indem er es erfüllte, und schuf Freiheit, indem er alle Gesetzlichkeit endgültig ausfüllte. Das muß auch die Haltung der Seinen sein, die auch überall erfüllen sollen und dadurch am besten für die Freiheit des Geistes eintreten. So sind wir auch weder revolutionär noch reformatorisch, sondern neuschöpferisch.

Es liegt in dem Worte auch eine feine Ironie. Die Religionen sind als Gefäße gedacht, die man voll machen kann. Dann laufen sie naturgemäß über. Sie sind also endlich und zeitlich. Das Göttliche kann nie voll laufen, es ist ewig und unendlich. Also hilf selbst, lieber Mensch, daß dein Religionsgefäßlein recht bald gefüllt werde, laß dir dazu viel edle Kraft nicht zu schade sein, ganz im Sinne des Meisters. Ist's erst ganz gefüllt, dann giebts von selbst Freiheit für Neues und Erquickendes.

Es ist daher nicht so sehr nötig von einer Konfession zur andern überzugehen. Gleichwohl werden die freiesten immerhin die empfehlenswertesten sein. Namentlich schwächere und der Anlehnung bedürftige Gemüter werden nicht ohne wesentliche Hülfe irgend welche evangelische Konfession erwählen dürfen. Aber freilich bedürfen alle Konfessionen dringend der Anwesenheit von Gotteskindern, um neu werden zu können. Wirklich starke Geister, aber nur solche, sollten bleiben, wo sie sind. Nur innerlich müßte jeder los sein vom Katholischen, Orthodoxen u. s. f., allein an Gott gebunden in Christus, verborgener Träger der Keime des Reiches Gottes mitten in der Religion, mitten im Christentum. Ja, je mehr jemand an Gott gebunden ist und etwas sieht vom Reiche Gottes, um so leichter wird es ihm werden, alle Gerechtigkeit zu

erfüllen. Er wird sich weder über neue Gottesdienstordnungen, Gesangbücher, Bibelübersetzungen oder irgendwelche religiöse Maßnahmen aufregen oder über politische Fragen sich ereifern, so wenig wie man sich über den Wechsel der Witterung viel Unruhe macht, wohl aber wird er alles Angeordnete freiwillig ausführen, aus dem Frieden heraus, der höher ist als alle Vernunft und nie aufhört, aus der Freudigkeit und Kraft, die ins ewige Leben quillt.

Also welchen Wert darf die Organisation beanspruchen? Sie hat nur einen Wert, wo es sich weltlich um rein weltliche Dinge handelt. Sowie Göttliches eintritt, ist sie wie Nebel vor der Sonne.

Welche Stellung werden wir aber zu ihr einnehmen? Wir werden sie dulden, und das mit Freudigkeit; denn auch Gott hat sie bisher unter großer Geduld und Langmut getragen. Also üben auch wir sie aus, aber in der Demut als vor Gott stehend.

Organisationen sind stille Gerichte Gottes, die verhängt werden und verhängt werden müssen. Sie sind in ihrer seichten Unzulänglichkeit unbewußte Zeugen einer höheren Wahrheit. Gerade darum dürfen wir sie nicht abschaffen. Unter Gerichte, die der Vater verhängt, muß man sich beugen mit äußerster Aufopferung nach dem Vorgange des Meisters. Erst dann hat der Vater die innere Möglichkeit, sie aufzuheben. Organisationen sind eine Art Tod. So fremd unserem wahren Wesen der Tod ist, so können und dürfen wir ihn nicht abschaffen. Aber je demütiger gegen Gott wir dieses Gericht über uns ergehen lassen, um so mehr verliert er seine Macht. So hat Christus dem Tode die Macht genommen und das Leben an's Licht gebracht. So dürfen auch wir ihm nach in allem organisierten Religionsjammer durch Demut und Gehorsam unvergängliches Wesen an's Licht bringen helfen.

Als die Kinder Israels in der Wüste die zehn Gebote, diesen schlichten und doch so herrlichen Ausdruck des Reiches Gottes nicht halten und sich als freie Gotteskinder im Namen des Vaters froh bewegen wollten, da mußten sie organisiert werden: Die Alten versanken ausnahmslos im Tode, und die Kinder und Kindeskinder ließ Gott unter die levitische Organisation schließen, ein

Joch, das ehrlich gesagt, niemand gern tragen wollte. Jesus wollte es ihnen einmal abnehmen als die Zeit erfüllt war, aber sie wollten nicht, und tragen's bis auf diese Stunde und werden's tragen, bis Gott in Christus sie wieder losschließt.

So werden wir uns in Gottes Namen darunter stellen, weil wir innerlich gelöst sind durch Gott. So gerichtet haben wir das Beste gethan, daß auch die Organisation selbst neu geboren werde. Denn es muß alles neu werden, nicht nur die Menschen, sondern auch die Verhältnisse, und letztere nur durch Menschen Gottes. Auch wir müssen schließlich, wenn die menschlichen Organisationen zerbrechen, die Lebenswege des Himmelreichs finden. Diese sind aber nicht gemacht sondern geworden, organisch gewachsen aus dem Geiste und aus der Wahrheit. Und wer weiß, ob's noch einmal nur dreier Tage bedarf, um das Neue aufzurichten, wenn das morsche Alte zerfällt und zerbricht!

Lh.

Die Kulturaufgaben der neuen Zeit.

1.

Wir leben gegenwärtig zweifellos in einer Zeit des Übergangs. Nicht die Jahrhundertwende an sich macht es, sondern die Wandlungen der Verhältnisse, der Niedergang der Flutwellen, die die vergangene Zeit trugen, das Auftauchen ganz neuer Probleme und Aufgaben, daß der Anbruch des neuen Jahrhunderts ungefähr mit einem neuen Knotenpunkt in der Geschichte zusammenfällt. Um die Wende des 19. Jahrhunderts beginnt eine neue Zeit.

Wie in der Vergangenheit Äußeres und Inneres immer ineinandergreift, und es deshalb eine Kulturgeschichte giebt, die sich auf alle Gebiete des menschlichen Lebens erstreckt und ihre einheitliche Entwicklung aufrollt, so beobachten wir auch gegenwärtig

die überraschendsten Wandlungen nach allen Dimensionen hin, so sehr uns auch der innerste Zusammenhang unter ihnen oft noch verborgen bleiben mag. Welche Wandlungen und Verschiebungen haben wir in den letzten fünf Jahren auf der Bühne der Politik erlebt! Wir sind von einer Festlandspolitik zur Weltmachtspolitik getrieben worden. Auf die Zeit der nationalen Begründung folgt die nationale Ausdehnung. Der Aufbau unserer Wehrkraft auf dem Lande muß sich auf dem Wasser wiederholen. Das ist nicht der Wille und nationale Ehrgeiz unsers Kaisers, der dazu drängt, das ist die Macht der Verhältnisse, deren Organ er geworden ist. Der Streit auf dem Festlande wird weit überboten von dem Kampf ums Dasein auf dem Erdball, und wessen Stimme hier nicht wie Donnerhall über die Meere schallt, der wird nicht gehört, und mit Recht, denn ihm fehlt die nationale Kraft, die allein seine Ansprüche begründen kann.

Die treibende Macht in dieser Entwicklung war nicht allein der ungeheuere Aufschwung unsrer Industrie und unsres Handels, sondern vor allem das Erwachen des nationalen Bewußtseins in allen über die Welt verstreuten Volksgliedern, die sich in der Zeit, wo die Entfernungen schwinden, als eins zu fühlen beginnen, der lebhafte Wunsch, unsre Nationalität zu behaupten, wo auch immer deutsche Siedelungen als Kulturfermente in der Welt entstehen, das Streben nach einer Sicherung der Kulturarbeit deutscher Kraft und deutschen Geistes an der Menschheit. Das Interesse der Industrie und des Handels an einer überseeischen Machtentfaltung des Reichs liegt auf der Oberfläche und wird deshalb bei den Erörterungen vor allem in Betracht gezogen, aber der treibende Faktor in der Tiefe des Bewußtseins, der den Ausdehnungsdrang erweckte, ist nicht Krämerpolitik, sondern nationaler Instinkt.

Die industrielle Versorgung der Welt, in der Deutschland schließlich die Spitze gewann, wird der neuen Zeit überhaupt nicht mehr das Gepräge geben. Wir stehen vor einem Rückschlag, den die Börse bereits zu ahnen beginnt. Und zwar ist es nicht nur die Überproduktion, die die Bedürfnisse weit übersteigt, sondern ein

Volk nach dem andern fängt an, mündig zu werden, und die westeuropäische Industrie macht überall Schule, wo ungeförderte Schätze der Erde und überschüssige Arbeitskraft eine Fülle bequemer und billiger Mittel bieten, mit den alten Ländern in siegreiche Konkurrenz zu treten. Deshalb wird die Zukunft der wirtschaftlichen Aufschließung der Länder und kulturellen Erziehung der Völker unter Führung der Alten Welt gehören. Wer hier nicht bloß ausbeutet, sondern solide Kulturarbeit thut und die fremden Nationen mit der eigenen Kraft befruchtet, der wird die größte Gefolgschaft gewinnen und die führende Rolle in dem wirtschaftlichen und politischen Ringkampf der weißen und der gelben Rasse übernehmen, der unausbleiblich ist.

Die wirtschaftliche, politische und nationale Ausdehnung hat mit ihrer ersten Periode, die das vergangene Jahrhundert schließt, den Internationalismus gebrochen, dem frühere Zeiten huldigten und zustrebten. Es ist das einer der Siege der Wirklichkeit über die Theorie, die uns der Ausgang des Jahrhunderts auf den verschiedensten Gebieten gebracht hat. Die starke gegenseitige Berührung der Völker ließ ein jedes sich selbst in seiner Eigenart empfinden, und die gegensätzlichen Interessen zwangen jedes einzelne, sich selbst zu behaupten. Der erfüllte Drang in die Ferne und der Überdruß am Fremden führte zur Wertschätzung des Eigenen und der Kraftquelle intensiv nationalen Lebens zurück. So stehen wir an der Schwelle streng nationaler Politik im eigentlichen Sinne nach innen wie nach außen.

Daran wird auch die internationale Sozialdemokratie nichts ändern, die dem letzten Viertel des Jahrhunderts nach einer Seite das Gepräge gab. Sie wird der Macht des nationalen Gedankens Rechnung tragen müssen, oder sie wird ihr unterliegen, wovon uns Österreich in den letzten Monaten das Vorspiel gab. Aber sie selbst wird auch in ihren Grundlagen und Zielen den Sieg der Wirklichkeit über die Theorie, den wir schon in ihren eigenen Reihen beobachten, nicht aufhalten können. Die neue Zeit wird schließlich durch die Not Arbeiter und Arbeitgeber zu der Gemeinschaft treiben, die

ihre Lebenslage, die sie aufeinander anweist, verlangt. Kein Interessengegensatz wird auf die Dauer das einheitliche organische Leben der Nation lähmen.

Wie die wirtschaftliche und kommerzielle Ausdehnung das nationale Bewußtsein belebt hat, so haben die Durcheinanderschüttelung der Menschen infolge der Leichtigkeit des Verkehrs, der übermäßige Austausch aller möglichen Kulturprodukte und die industrielle Hochflut das Verständnis für den Wert des Bodens, des eigenen Hauses und Grundes für die ökonomische und sittliche Lebensführung geweckt. Der Bodenwucher treibt uns einer Bodenreform entgegen, und die ausheimisch gewordene Menschheit gewinnt Sinn für die Kultur des Heims, für die Kultur im Heim. Der Sinn für die Heimat erwacht in Kunst und Litteratur. Man wendet sich vom Eklektizismus zum wurzelechten Schaffen und vom Allerweltsgenießen zur Pflege des Eigenständigen. In der Bewegung zu eigenem Grund und Boden im wirtschaftlichen wie im geistigen Gebiete erblickt man auch die einzige Rettung aus den Gefahren und Schäden, die unser modernes Leben und unsere hochgepriesene Kultur mit sich gebracht haben. Es ist das nur eine neue Weise des alten Rufs: „Zurück zur Natur!" der in keiner Zeit so lebendig war wie in unserer und das Leitmotiv aller Zukunftsstimmen ist.

Die innere Lage der Menschen ist nämlich am Ende des Jahrhunderts keineswegs so glänzend wie die äußere. Im Gegenteil, hier zeigt sich uns ein allgemeiner Niedergang, und wenn wir auch hier von einer neuen Zeit sprechen und hoffnungsfroh in die Zukunft schauen können, so kommt das nur daher, daß der Bankrott der alten Zeit offen zu Tage liegt und sich bereits allenthalben die emporstrebende Bewegung eines Aufschwungs geltend macht.

Das vergangene Jahrhundert ist das Zeitalter der Theorien. Nicht nur die Wahrheit und die Formel für das menschliche Glück suchte man in der grauen Sphäre der Theorie, sondern auch den Fortschritt und das Wohl der Menschheit strebte man theoretisch zu begründen und zu konstruieren. Aber die Versuche nach jener

Richtung sind ausnahmslos gescheitert, und die Unternehmungen nach dieser nicht minder, ja sie bilden zum Teil das Verhängnis, unter dem wir noch leiden.

Mit der allgemeinen Annahme der Theorie der französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" meinte man sich über die harten Thatsachen der Wirklichkeit, daß die Menschen durchaus ungleicher Art und ungleichen Werts, zur Freiheit zunächst unmündig und deshalb der Bevormundung bedürftig, sowie zur Brüderlichkeit gänzlich unwillig und unfähig sind, hinwegsetzen zu können und gründete auf die unhaltbaren Vernunftaxiome die Kultur, die man wollte und erstrebte. Dadurch machte man das Jahrhundert zur Tragödie der Vernunft, die sich auflehnt gegen die ehernen Thatsachen und Ordnungen der Natur. Und das selbsterwählte Geschick nahm unaufhaltsam seinen verhängnisvollen Verlauf.

Der Gleichheitsatz wurde die Grundlage des politischen Lebens und der Jugenderziehung, der sozialistischen Hochflut und der Frauenbewegung, und überall war die Wirkung eine Auflösung des organischen Bestands, des organischen Lebens und Werdens des Volkskörpers. Eine ungeheuere Nivellierung des Eigentümlichen und Hervorragenden war die Folge. Was die erste Hälfte des Jahrhunderts angebahnt hatte, brachte die zweite hervor: die Massenherrschaft, die Massendressur und den Massenkultus. Sobald aber das wüste Chaos der Masse die Oberhand gewinnt, stockt jede höhere Kultur. Denn jede Kultur ist aristokratisch, sie ruht auf der schaffenden Kraft und auf der Verehrung der Besten, oder sie ist nur mühsam verhüllte Barbarei. Parlamentarismus und Schule stehen ebenso wie Presse und Bühne unter dem Fluch der Masse, daher ihre schöpferische Unfähigkeit. Der unpersönliche Aktenbetrieb und das bureaukratische Wesen, das Avancement der Unfähigkeit auf Grund des Dienstalters, die Überschwemmung der Hochschulen mit unfähigem Menschenmaterial, das Schwinden der starken Persönlichkeiten und schöpferischer Genialität ist alles nur eine Folge der zum System erhobenen Gleichsetzung des Ungleichartigen. Der Fabrikbetrieb zerstört die Kunst.

Dieses Verhängnis konnte durch die Mündigkeitserklärung jedes erwachsenen Menschen, die sich aus dem Freiheitssatz ergab, nur gesteigert werden. Wo die innere Selbständigkeit fehlt, kann niemand frei sein. So führte der Anspruch auf Freiheit äußerlich nur zur Abhängigkeit von Dogmen und Schlagwörtern, von Partei und Konvention, von Presse und Masse und innerlich zu willkürlichem Sichgehenlassen und prinzipieller Zuchtlosigkeit, zum Versumpfen jeder persönlichen Entwicklung und Selbsterziehung. Als positiven Ersatz dafür gab die Illusion der Freiheit die Illusion der Bildung. Der deutsche Geist verlernte das Suchen und Ringen. Weithin dehnt sich das Reich der Bildungsphilister, der gesättigten Spießbürger, die in den Errungenschaften der Neuzeit schwelgen und mit „dem Neusten" die Blöße ihres Nichts bedecken.

Über alledem aber breitete die proklamierte Brüderlichkeit den sentimentalen Schleier einer fadenscheinigen Humanität. Ich verkenne nicht, daß sie sich bethätigt hat, aber bringt man in Abzug, was von ihren Werken christliche Liebesthätigkeit geleistet hat, und was persönlicher Eitelkeit entstammt, so bleibt nur eine theoretische Stimmung übrig. Im praktischen Leben stehen wir in einem offenbaren moralischen Bankrott. Ich weise nur auf zweierlei hin, auf das Geschäftsleben, das nicht mehr auf Treu und Glauben, sondern auf grundsätzlichem Mißtrauen ruht, und auf die Nichtachtung des Nächsten, die aus der gewissenlosen Ausbeutung der Habsucht und Genußsucht spricht. Über die Zivilisation aber, der sich unser Zeitalter rühmt, spricht die eine Thatsache, daß das fromme England den ruchlosesten und grausamsten Krieg im offenbaren Dienste des Mammons vor den Augen der ganzen Welt führen kann, das vernichtende Urteil. Hier liegt der ganze Humbug der Errungenschaften offen zu Tage.

Überblicken wir die Ausläufer und Auswirkungen der verhängnisvollen Ideen, die das vergangene Jahrhundert bezauberten, und verfolgen wir sie bis in ihre mannigfaltigen Verzweigungen und Verknüpfungen, so begreifen wir, daß keine höhere Kultur aufkommen konnte, sondern vielmehr alles, was man bis dahin davon

hatte, darin ersticken oder versanden mußte. Wenn jemand dagegen auf die geradezu ungeheueren Fortschritte in Handel und Industrie, Unterricht und Wissenschaften, in staatlicher Ordnung und sozialer Wohlfahrt, auf die Unsummen der Entdeckungen und Erfindungen hinweist als auf einen Einwand gegen dieses Urteil, so weiß er nicht, worum es sich bei der Kultur im eigentlichen Sinne handelt, so ahnt er z. B. nicht, daß das Problem der Freiheit, d. h. der persönlichen Selbständigkeit durch die Fülle der Daseinsmittel und die Kompliziertheit des Lebens nur noch brennender und schwieriger wird.

Die Errungenschaften des 19. Jahrhunderts auf allen Gebieten sind erstaunlich und einzig in der Geschichte der Menschheit. Aber sie haben das Glück nicht gebracht, das man von ihnen erwartete. Durch die tiefen Geister unserer Zeit verbreitet sich alledem gegenüber die Stimmung: alles ist eitel; die wahre Befriedigung kann sich nur gründen auf das eigene Sein. Aber nicht genug damit: infolge der Verwüstungen, die ich vorhin schilderte, ist die Menschheit so geschwächt worden, daß sie der Überfülle der Errungenschaften, die sie hervorbrachte, nicht gewachsen ist. Sie kann sie nicht mehr bewältigen und zu ihrem Vorteil benutzen, sondern sie wird von ihnen bewältigt und ausgenutzt. Wir leiden unter unsern Errungenschaften. Die ganze Nervosität und Erschlaffung unsers Geschlechts auf körperlichem und geistigem Gebiete, die allgemeine Zerstreutheit, Oberflächlichkeit und Kraftlosigkeit zeigt uns als Opfer unserer Kultur, der wir rettungslos unterliegen.

Soll ich noch auf eins besonders hinweisen: die gewaltige wissenschaftliche Forschung des 19. Jahrhunderts hat das Problem unsers Wesens nicht gelöst. Wir hören immer häufiger das Geständnis aus dem Munde der berühmtesten Forscher: die Wissenschaft kann es nicht lösen. Wir haben es weiter im vergangenen Jahrhundert erfahren, daß das Wissen keine Macht ist. Es klärt auf, aber es birgt keine Kraft in sich. Aus dem Wissen quillt kein Können. Aber nicht genug: wo das Können fehlt, schadet das Wissen. Der Mensch ist nicht, was er ißt, sondern nur was

er verdaut. Kann er aber nicht verdauen, so geht er an der Nahrungsaufnahme zu Grunde. Unter unserer gelehrten Bildung ist die wahre Bildung verkümmert.

Das alles erklärt es, daß das 19. Jahrhundert in einer allgemeinen Dekadenze ausläuft, wir leiden peinlich unter einem ungeheuern Niedergang persönlichen Lebens. Überall Verständnislosigkeit und Unfähigkeit für Selbsterziehung und Selbstbildung, Ohnmacht, mit dem Leben fertig zu werden, und Kraftlosigkeit wahrhaft selbständigen Handelns, Zerrüttung und Zersplitterung, eine Öde an genialer Schöpferkraft und starker, gesund entfalteter Eigenart. Denken wir nur an den bittern Mangel an Männern in unserer Zeit, den selbst die Masse so stark empfindet, daß sie jeden byzantinisch vergöttert, der sich etwas von ihr abhebt, oder an die Unfähigkeit, den uns gemäßen Stil des Glaubens, Lebens und künstlerischen Darstellens zu finden. In diesem Niedergang schwand das Selbstempfinden so völlig dahin, daß die Gesamtheit der materialistischen Strömung erliegen und ihr Selbst aufgeben konnte, ja daß sie in ihrem sinnlosen Vegetieren verharrt, so sehr auch der Materialismus wissenschaftlich bereits überwunden ist.

Aber das alles ist kein Ende, sondern nur eine Ebbe. Schon fühlen wir die Unterströmung, die sie überwindet und uns auf die Höhe emporführen wird. Das erste Symptom des kommenden Aufschwungs ist, daß der Niedergang als solcher empfunden wird. Das zweite ist, daß die Menschen aus ihrem Treiben und Arbeiten, Genießen und Sichzerstreuen aufwachen und zum Bewußtsein ihrer selbst kommen. Die Empfindung, etwas Höheres zu sein und etwas Höheres zu sollen, wird wieder lebendig. Die Seele, die sich in die Kirchen und Andachtsbücher geflüchtet hatte, macht in Kunst und Litteratur wieder von sich reden und reckt sich heißhungrig nach Leben aus dem Banne des Materialismus empor. Die Menschheit durchzuckt das Sehnen nach Kraft und persönlicher Macht, das Verlangen nach Sein gegenüber der Übersättigung am Haben. Immer zahlreicher werden die Proteste laut gegen die liberale Verflachung und demokratische Nivellierung der kostbaren Menschenart,

gegen die Erstickung der jugendlichen Ursprünglichkeit im uniformen Massenbetrieb der Schulen. Immer allgemeiner kehrt man sich von den Theorien ab und ruft nach Wirklichkeit: zurück zur ursprünglichen Natur und zu ihrer gesunden Entfaltung, hinweg mit allem Scheinwesen zur Wahrheit menschlichen Seins. Wer kennt sie nicht und hört sie nicht heraus aus allen möglichen Bewegungen der Gegenwart, die oft so unartikulierten, ungefügen uud unklaren Laute der Sehnsucht, die urwüchsigen prophetischen Stimmen einer neuen Zeit!

2.

Worin sah die alte Zeit ihre Kulturaufgaben, was betrachtet sie beim Rückblick auf das vorgangene Jahrhundert als ihre Kulturleistungen, was ist der Begriff von Kultur, der sich praktisch im Laufe der Zeit als allgemeine Anschauung und anerkanntes Urteil herausgebildet hat? Wenn wir uns mit diesen Fragen, in denen als Unterton ein starker Zweifel an der Kultur herauszuhören ist, an das Bewußtsein unserer Zeitgenossen wenden, so wird man uns auf die ungeheueren Fortschritte und Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen, auf die radikale naturwissenschaftliche und psychologische Umwälzung der Weltanschauung, auf die Erschließung dieser Ergebnisse für alle, von der allgemeinen Schulbildung an bis zur Popularisierung in Schriften, Presse und Hochschulkursen, hinweisen. Man wird weiter die Bewältigung und Ausnutzung aller Naturkräfte für menschliche Bedürfnisse, den ganz neuen Lebensapparat für die Menschheit, den die jungen technischen Wissenschaften geschaffen haben, hervorheben, die naturmächtige Umwälzung des Lebens, die allein das vergangene Jahrhundert von allen früheren unterscheidet. Und endlich wird uns die volle rechtliche und polizeiliche Sicherung des Individuums, die soziale und humane Bekämpfung der Lebensnot einerseits und die kommunale und politische Selbstverwaltung des Volks andrerseits vor Augen gestellt werden.

Wir könnten danach also sagen: Die Menschheit hat sich durch die Jahrhunderte mit wachsendem Eifer rastlos bemüht, etwas, großes, alles zu leisten, hervorzubringen, zu entdecken und auf Grund dieser umfassenden Ausnutzung aller menschlichen Fähigkeiten und Naturkräfte sich das Leben so vollkommen und sicher wie möglich einzurichten. In der hochgradigen Ausbildung aller Fähigkeiten, in dem Reichtum der Errungenschaften auf allen Gebieten, in dem Genuß dieser überströmenden Daseinsmittel und in der ungestörten Sicherheit der Produktion und des Genusses dank der staatlichen, gesellschaftlichen und sittlichen Bändigung aller verwüstenden Kräfte und Eingriffe sah man bisher das Wesen der Kultur und fühlte sich deshalb auf der Höhe der Kultur. Das ist aber nur eine Kultur der menschlichen Vegetation und eine Ordnung der äußeren Verhältnisse, nicht aber eine Kultur des menschlichen Wesens und gemeinschaftlichen Lebens. Diese persönliche Kultur aber erst und allein erhebt den Menschen aus der Barbarei, und fehlt sie, so führen ihn auch die höchsten Errungenschaften auf allen Gebieten nur noch tiefer hinein.

Diese eigentliche Kulturaufgabe hat das vergangene Jahrhundert weder mit Bewußtsein erkannt noch gewollt, obwohl sie Goethe, das Vermächtnis des 18. Jahrhunderts an das 19., durch seine Person und seine Lebensarbeit klar genug vor Augen gestellt hatte. Die Veräußerlichung der Kulturarbeit und des Kulturbegriffs in der vergangenen Zeit bedeutet also eine Verirrung und einen Rückschritt von dem wahren Kulturziel der Höherentwicklung des menschlichen Wesens sowie der harmonischen und organischen Herausbildung menschlicher Gemeinschaft. Dieser Rückschritt wird auch durch die glänzendsten Errungenschaften auf allen Gebieten nicht wett gemacht. Denn erst durch die fortwährende Beziehung aller äußeren Errungenschaften auf das persönliche Werden und Leben der Menschen für sich und in der Gemeinschaft und ihre gesunde Ausnutzung dafür erlangen sie Kulturwert und werden sie Kulturfaktoren. Geschieht das aber nicht, so hemmen und schädigen sie die Entwicklung des menschlichen Wesens, so werden die Lebensmächte, die wir schufen, zu Dämonen, die uns überwältigen und

erschöpfen, so werden alle Errungenschaften zu Faktoren einer zunehmenden Barbarei. So hat die Hochflut wissenschaftlicher Kenntnisse, die im vergangenen Jahrhundert durch Unterricht, Litteratur, Presse und Vorträge ohne Wahl alles überschwemmte, eine Verwüstung des menschlichen Wesens angerichtet, die unabsehbar ist. So hat der Überschwang der Errungenschaften die persönliche, geistige und körperliche Erschöpfung, die Dekadenze, gezeitigt. So hat der gewaltige Aufschwung technischen Könnens nur die Ohnmacht künstlerischen Schaffens, der Genuß aller vergangenen künstlerischen Gebilde nur eine wilde Stillosigkeit und die Überfülle geistiger Anregung nur eine wüste Willkür des Lebens hervorgebracht. Alles Symptome einer Barbarei, die um so mächtiger im Schwange geht, je weniger man sie als solche erkennt.

Demgegenüber wird sich die Kulturaufgabe der neuen Zeit, die schon allenthalben im Bewußtsein der Menschen aufzudämmern beginnt, am kürzesten in das Progamm zusammenfassen lassen: Es kommt in erster Linie nicht darauf an, daß wir etwas leisten, besitzen und gebrauchen, auch nicht, daß wir uns so oder so verhalten und betragen, sondern daß wir etwas w e r d e n, daß wir im Kultursinne leben lernen, um unter allen Umständen menschenwürdig leben zu können. Es muß in zweiter Linie alles, was die menschliche Vegetation hervorbringt, hierauf bezogen und verwendet, hiernach gewertet und bewirtschaftet, hierfür beherrscht und organisiert werden. Dann wird ermöglicht werden, worauf es schließlich ankommt: die wahrhafte Herrschaft des Menschen über die Natur und alle Lebenselemente, sein genial schöpferisches Sichausleben und Gestalten der Verhältnisse nach dem Maß der Vollkommenheit sowie die Entfaltung des menschlichen Wesens und der menschlichen Gemeinschaft zur höchsten Blüte, Reife und Fruchtbarkeit.

So fern diese Aussicht auch liegen und in ihrer Verwirklichung unbegreiflich sein mag, so ist sie doch keine spekulative Theorie ohne praktischen Wert, sondern das Ziel einer bewußten und zähen Kulturarbeit der That und des Lebens, die eine allgemeine Umwertung aller Werte im Bewußtsein derer hervorruft, die sie über-

nehmen, sie in eine neue Lage des Lebens und Strebens versetzt und ihnen ganz konkrete Aufgaben stellt, die sie zu erfüllen haben.

Über die Umwälzung in den Urteilen brauche ich weiter nichts zu sagen, denn der ganze Aufsatz hat sie vor Augen geführt. Sie entsteht mit Notwendigkeit daraus, daß die Zuträglichkeit für die persönliche Kultur des Menschen und ihre Verbreitung im Volk der durchgängige Maßstab des Urteils wird. Die neue Lage ergiebt sich zunächst daraus, daß die Menschen ein Ziel haben, sobald sie Kultur wollen, ein Ziel, das dem Leben des Einzelnen und des Volks einen Sinn giebt. Dieser Übergang von der Ziellosigkeit zur Zielgemäßheit des Lebens ist der erste entscheidende Schritt aus der Barbarei in die Sphäre der Kultur und birgt eine innere Befreiung von der barbarischen Willkür und Sinnlosigkeit in sich. Dann aber schafft das eine Ziel eine unwillkürliche Einheitlichkeit des Lebens und Strebens in den kulturkräftigen Elementen eines Volks, die sich mit der Zeit immer mehr vertiefen und auswirken wird. Damit wird aber schon ganz von selbst durch die einheitlich gespannte Lebenshaltung und Lebensarbeit der einheitliche Stil begründet, der bei einem Kulturvolk alle seine Lebensäußerungen durchdringen muß. Er ist in dem Kultursauerteig eines Volks eine unwillkürliche, innerlich notwendige Gleichartigkeit der Form: die zur Auswirkung und Ausbildung gekommene Volkseigenart in genialer Ursprünglichkeit und künstlerischer Reinheit, die aber auch durch die Übermacht des Höheren der zähen barbarischen Masse ihre Form und ihre Gesetze aufprägt.

Die konkreten Aufgaben endlich, die Wege zum Ziel, die sich für den ergeben, der Blick und Verständnis dafür gewonnen hat, liegen auf der Hand. Die neue Kultur, von der wir behaupten, daß sie die allein wahre ist, giebt ein neues Bildungsideal, einen neuen Bildungsbegriff. Was man bisher darunter verstand, war ein Schmuckbehang möglichst allseitiger Kenntnisse und eine gewisse Wohlanständigkeit des Herzens und Charakters. Demgegenüber verzichten wir zunächst völlig auf Schmuck und Tournure und sagen: Werde, was du bist, und lebe dich selbst. Nur wer das lernt und

kann, ist gebildet. Der Kern unseres besonderen und einzigartigen Wesens, den jeder Mensch in sich birgt, muß zum Keimen und Wachsen gebracht werden, sich gesund und voll entfalten, zur Blüte und Frucht kommen. Wir müssen aus dem Menschenentwurf, den wir zunächst mit unseren eigentümlichen Anlagen und Neigungen darstellen, ein vollkommenes künstlerisches Menschengebilde herausschaffen, das in seiner ganzen Gestaltung stilrein und in jeder Lebensäußerung stilecht ist. Nur wer ein solches Gebilde ist, der ist gebildet.

Ist das die Aufgabe, dann wird die Erziehung eine umfassende Kulturbedeutung im Leben der Menschen gewinnen. Nicht mehr Unterricht und wohlanständige Dressur, sondern individuelle Erziehung der Kinder und Pflege des keimenden persönlichen Lebens wird die Aufgabe der Eltern sein. Es gilt, der Kinder sprossende Eigenart sorgsam zur Entfaltung zu bringen nnd sie zu innerer Selbständigkeit und Selbstbeherrschung zu führen, daß sie sich dann eifrig und zielbewußt ihrer ferneren Selbstkultur widmen können. Denn die Selbstbildung geht durch das ganze Leben, und wer sie will, wird immer Erzieher brauchen und sich selbst immer zu erziehen suchen. Ohne zielgemäße eiserne Selbstzucht und zähe Selbsterziehung werden wir nie aufhören, Barbaren zu sein und barbarisch zu leben. Ich will nicht ausführen, was für eine Umwälzung das im ganzen geistigen Leben des Volkes geben wird, wenn der neue Kulturdrang durchbrechen wird, was für eine Revolution in unserm ganzen Bildungs- und Unterrichtswesen eintreten muß, das jetzt nicht der Menschenkultur, sondern der Berufsausrüstung dient. Das führte zu weit, aber jeder kann schon von hier aus erkennen, daß die ganze innere Politik eines Volks eine andere werden muß, sobald sie sich dem Kulturziel der Menschheit unterwirft.

Während die Pseudokultur der vergangenen Zeit eine Erschöpfung der persönlichen Kraft und genialen Ursprünglichkeit durch alle ihre Einrichtungen und ihren ganzen Lebensbetrieb, besonders aber durch die Nivellierung und gelehrte Überladung der Jugend gezeitigt hat, die sich auf allen Gebieten bitter peinlich zeigt, wo der handwerksmäßige Fleiß versagt, wird sich die wahrhafte Kultur

der Krafterhaltung und Stärkung alles Genial-ursprünglichen widmen. Es wird freilich lange dauern, bis wir die trostlose Verwüstung, die das vergangene Jahrhundert auf dem herrlichen Boden des menschlichen Wesens hervorgebracht hat, wieder ausgeheilt haben; aber eine allgemeine Rückkehr zur Natur aus der gesteigerten Unnatur, zur Einfachheit aus der Kompliziertheit des Lebens und der Überfülle der Bedürfnisse, zum Selbstschutz gegen alle aufreibenden Mächte der modernen Zeit wird uns die Quelle der Kraft und die Ursprünglichkeit des Empfindens wieder erschließen, ohne die alle Kulturarbeit unfruchtbar bleiben wird.

Verbinden sich dann durch rechtes Ringen nach Kultur Kraft und Maß, Können und Wissen, Wucht und Klarheit, treibendes Leben und harmonische Gestaltung, dann werden wir nicht nur Herren und Meister des Reichtums der Lebensbedingungen, mit denen uns das vergangene Jahrhundert überschüttet hat, sondern auch im Schaffen und Genießen der künstlerischen Kultur teilhaftig werden, die vorderhand nur ein schöner Traum philosophischer Dichter ist. Die Kultur ist aber keine Materialisation schöner Gedichte, sondern das Gebilde schaffender Kunst auf dem Gebiete des menschlichen Wesens und Lebens. M.*

---

*) Dieser Aufsatz verdankt seine Entstehung der Redaktion der Illustrierten Leipziger Zeitung. Sie bat mich um einen Leitaufsatz für die Jahrhundertwende mit der Ueberschrift: „Die Kulturaufgaben der neuen Zeit". War die Aufforderung an mich hierzu, die wohl ein Ergebnis meiner Vorträge in Leipzig ist, schon an sich ein eigentümliches Symptom für die innere Stimmung unsrer Zeit, so überraschte mich noch viel mehr, daß der Aufsatz mit dem, was er enthielt, wirklich aufgenommen wurde. Von hier aus gewinnt er ein besonderes Interesse. Aber ich denke, er wird viele Leser auch sonst interessieren. Deshalb bringe ich ihn zum Abdruck, da die Redaktion der L. J. Z. nichts dagegen einzuwenden hat. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß das Bild, das er entrollt, nur in ganz wenig Skizzenstrichen entworfen ist. Das verlangte der beschränkte Umfang, der mir gestattet war. Mögen die Leser den Entwurf sich selbst ergänzen und nachsinnend ausführen. Die Aufmerksameren unter ihnen wird er an den Aufsatz „Menschwerdung" (1. Band S. 193) erinnern: sie werden ihn von da aus tiefer verstehen und den Untergrund gewinnen für die Oberfläche, die er vor Augen stellt.

Glaube und Sittlichkeit.

Nach Vorträgen in Berlin, Leipzig und Halle.

Lange Zeit hat man darüber gestritten, ob es Moral ohne Religion geben kann, heute ist es wohl keine Frage mehr. Auch wenn man es von manchen Seiten aus noch zu bestreiten sucht, es läßt sich nicht mehr leugnen, daß es moralisches Leben und sittliche Grundsätze giebt, die weder religiös begründet sind, noch religiös verklärt werden. Alle theoretischen Einwände dagegen scheitern an der praktischen Erfahrung. Die Moral ist der religiösen Bevormundung entwachsen, und es wäre verhängnisvoll, im Widerspruch zu den wahren Verhältnissen künstlich und gewaltsam daran festzuhalten, daß sie ohne Religion unmöglich sei. Wir können niemals die Entwicklung dadurch aufhalten, daß wir uns dagegen auflehnen oder die Augen davor verschließen. Es ist ein natürlicher Fortschritt, den wir beobachten können: nachdem lange Zeiten hindurch die Religion fast schrankenlos über die Mächte des Lebens der Völker geherrscht hatte, emanzipierte sich zunächst nach hartem Ringen der Staat, dann die Wissenschaft, dann die Volkswirtschaft,*) dann die Weltanschauung und zuletzt die Lebensführung.

Wer einigermaßen Menschen und Völker kennt, der weiß, daß die Moralsätze, die Sitten, Sittengesetze und sittlichen Überzeugungen so mannigfaltig sind wie ihre Vertreter. Will man daher sagen, was Moral ist, so muß man ganz von ihrem Inhalt absehen und von ihrer eigentümlichen Bedeutung für die Lebensführung ausgehen. Moral finde ich überall dort, wo man nach bestimmten Grundsätzen lebt. Das erinnert lebhaft an eine Definition der Sünde, die wir im Neuen Testament finden: Die Sünde ist die Gesetzlosigkeit. Also das Unmoralische ist die Willkür, Zuchtlosigkeit und Unordnung, das Zufällige und Unstete, die Maßlosigkeit und Schrankenlosigkeit in der Lebensführung, kurz: das barbarische Verhalten. Wo aber

*) Dadurch, daß sie sich dem kirchlichen Verbote, Zins zu nehmen, entzog.

dieses wüste Dasein durch ausgeprägte Grundsätze beherrscht und einer bestimmten Norm unterworfen wird, da waltet Moral. Moral ist Zucht nach allen Dimensionen des Sinns dieses Wortes, welches auch die Grundlage der bestimmenden Zucht sei, sie ist der Versuch einer Kultur des menschlichen Wesens in seinem Verhalten.

Besteht aber die Moral in der konsequenten Zucht unseres Lebens, so gehört irgendwelche Beziehung zur Religion nicht zu ihrem Wesen, was man auch unter Religion versteht. Sie kann ohne Religion bestehen. So giebt es denn auch genug Religionslose, die in strenger Zucht ihr Leben führen.

Was ist Religion? Die meisten werden mich mit Mißtrauen diese Frage aufwerfen hören, da sie aus den Blättern zur Genüge wissen, daß wir jede Art der Religion für uns ablehnen, so sehr wir das verfolgen, was Jesus wollte, denn wir sind zu der Einsicht gelangt, daß die einzige Beziehung zwischen Jesu Vorhaben und den Religionen die war, sie zu erfüllen und damit ihr Ende herbeizuführen. Deshalb wähle ich die Definition, mit der man uns zu schlagen sucht, so sehr ich sie als unzutreffend abweise: „Religion ist Gemeinschaft mit Gott." Sagen wir irgend welche Beziehung zu Gott, so können wir sie zur Not auf alle Religionserscheinungen anwenden, heben sie aber auch gleichzeitig damit als Definition auf, denn wenn es einen Gott giebt, steht alles in Beziehung zu ihm: religiöse Ekstatiker wie Atheisten, Menschen und Tiere, Pflanzen und Steine. Wir sprechen also damit eine ganz allgemeine Wesenseigentümlichkeit aus, aber keine besondere Erscheinung im persönlichen und gemeinschaftlichen Leben der Menschen.

Bezeichnen wir aber die Beziehung näher als persönliche Gemeinschaft, so drücken wir damit einen ganz einzigartigen Anspruch des Christentums aus, der es, wenn er auf Wirklichkeit beruht, wesentlich von allen Religionen unterscheidet und ihnen gegenüberstellt. Denn allenthalben treffen wir wohl eine Beziehung des Verstands, des Gemüts und des Willens auf die vorgestellte Gottheit, aber nirgends eine wechselseitige persönliche Lebensgemeinschaft zwischen Gott, dem Lebendigen, und den Menschenwesen. Nun

wohl, wo das nur eine nebelhafte Idee bleibt und thatsächlich lediglich das innere Leben auf Gott gerichtet ist, konstatiere ich christliche Religion, Religiosität durchdrungen von christlichen Ideen. Wo das aber Wirklichkeit ist, da ist eine Erscheinung des neuen Lebens Christi vorhanden, d. h. ungefähr das Gegenteil von Religion und Religiosität, soweit jedenfalls als die Wirklichkeit das Gegenteil ihrer bloßen ahnenden Idee oder ihrer Illusion und der Besitz der Gegensatz des instinktiven dunklen Dranges darnach ist.

Religiosität ist also die Beziehung des Bewußtseins auf Gott, Religion ist die nach Seiten der Empfindung, Anschauung und des Verhaltens ausgeprägte und ausgestaltete, organisierte und disziplinierte bewußte Pflege der Beziehung zu Gott, die ein Volk oder eine Gemeinschaft einheitlich und gleichartig beherrscht. Dann ist aber Moral untrennbar von ihr. Denn wenn Gott irgendwie der beherrschende Gesichtspunkt ist, und alles auf ihn bezogen wird, so ergiebt sich ganz von selbst von ihm aus eine besondere Perspektive der Anschauung und Beurteilung für das Leben nach allen seinen Richtungen. Sobald sie es aber beherrscht, steht es in ihrer Zucht. So wirkt schon die Religiosität moralisch, die Religion aber prägt die Moral aus und legt sie fest. Deshalb finden wir keine Religion ohne Moralgesetz. Es giebt also Moral ohne Religion, aber nicht Religion ohne Moral.

Von hier aus erkennt man die ungeheure Bedeutung der Religion für die Moral. Sie stellt ihre Zucht unter eine übermächtige alles überragende Autorität, unter Gott, unter die einzige Autorität, der sich auch der reifste und selbständigste Mensch willig unterwirft. Deshalb ist die Emanzipation der Moral von der Religion eine gefährliche Sache. Welche Autorität vermag seine Stelle einzunehmen, so lange der Mensch sich selbst noch nicht beherrscht, also für Kinder und Unreife, für Unselbständige und Haltlose? So sehr man also ohne Religion an sich moralisch leben kann, unter den praktischen Verhältnissen wird es den zähesten Schwierigkeiten begegnen. Wir können ruhig sagen, daß ohne Religion die Moral niemals imstande gewesen wäre, die Menschen

durch Selbstzucht davor zu bewahren, sich und um sich verwüstend auszuarten. Und auch heute gelingt es nur Auserlesenen, ohne Religion zu moralischem Leben zu kommen. Man sehe nur auf die Massen gebildeter und ungebildeter Religionsverächter, die geradezu willkürliches sich Ausleben zum Prinzip erhoben haben und daran selbst zu Grunde gehen und andere zu Grunde richten. Oder man beobachte nur, wie energisch das Strafgesetz in Anspruch genommen werden muß, wo die Entfremdung von der Religion wächst, damit die Selbstverwüstung der Menschen nicht schrankenlos um sich greift, weil die Moral für sich außer stande ist, sie in Schranken zu halten.

Da es aber in keines Menschen Willen und Vermögen steht, sich oder andern die Autorität Gottes wieder aufzurichten, wo sie zusammengebrochen ist, muß man mit allen Mitteln darnach streben, den für Gott Verständnislosen die Verpflichtung zu moralischem Leben zu Gemüte und zur Überzeugung zu führen, so sorgsam man sich auch hüten wird, die göttliche Autorität dort zu untergraben oder außer Acht zu lassen, wo sie besteht.

Wer wollte leugnen, daß das möglich wäre? Ist es doch zweifellos ein Zeichen der Reife und tiefer Einsicht, wenn wir nach bestimmten Grundsätzen nicht bloß aus Furcht oder Liebe Gott gegenüber, sondern um unsrer selbst und unsrer Mitmenschen willen leben! Der selbständige Mensch ist sich selbst die Autorität, er handelt nach seiner Überzeugung, die er sich selbst errungen hat.

Bei der Emanzipation der Moral von der Religion ist aber das treibende Element nicht die Ablehnung irgendwelcher Gottes-vorstellung gewesen: darin erblickt man auch zumeist heute noch etwas von dem menschlichen Wesen Unlösliches, wo die Ausnahmen überzeugter Atheisten nur die Regel bestätigen, sondern vielmehr der Widerwille gegen die Religion in allen ihren wesentlichen Elementen. Im heiligen Eifer für eine menschenwürdige Moral, in der Begeisterung für sittlich durchdrungene und freie Menschen verabscheute man jede dogmatische Begründung, konfessionelle Prägung und traditionelle Überlieferung moralischer Grundsätze, alle

religiösen Impulse, mochten sie der Rücksicht auf Gott oder das Jenseits entspringen, jede biblische Gebundenheit, die die Entwicklung der Menschheit seit jener Zeit ignoriert, jede hierarchische Bevormundung und Ausbeutung des moralischen Lebens, wie sie die Herrschaft der Religion fast immer im Gefolge hat, alle Ceremonien, Symbole und Kultushandlungen, kurz den ganzen religiösen Apparat, dem man die Menschen zur moralischen Zucht unterwarf. Es ist kein Zweifel, daß es Moral giebt, die von alledem unabhängig ist, und im Interesse der Menschheit liegt es, sie als ein freies Naturgewächse zu haben und zu pflegen. Je näher es aber der Wahrheit kommt, was die Religion als erzieherischen Faktor in sich birgt und was die religionslose Moral als Lebensideal aufstellt, um so mehr werden sich die geschiedenen Mächte auf dem praktischen Gebiete finden. Damit stehen wir aber schon vor der Frage nach dem Inhalt der Moral. Doch zuvor müssen wir den Glauben ins Auge fassen und sein Verhältnis zur Religion.

* * *

Was ist Glaube? Der Begriff Religion ist bekanntlich der Bibel ganz fremd, was immer noch zu wenig beachtet wird. Der Ausdruck Glaube dagegen ist dem Christentum und Heidentum gemeinsam, aber nur der Ausdruck, nicht die Sache, geschweige der Inhalt. Glaube ist ohne Zweifel die Religiosität, die der Religion entspricht, das ist er auch in der „christlichen Religion:" Die Beziehung des Bewußtseins auf Gott, die auf bestimmten Vorstellungen beruht und sich in einer eigentümlichen Stimmung und Sinnesrichtung äußert. Da die Vorstellung Gottes aber nicht auf Erfahrung beruht, erhält der Glaube als hervorstechendsten Charakterzug die Eigentümlichkeit, daß er sich lediglich auf autoritative Zusicherungen (z. B. auf die Bibel) gründet und deshalb in unheilbarem Gegensatz zum Wissen steht, das auf Erfahrung ruht, daß er grundlose Annahme verlangt und das Opfer des Verstands voraussetzt. Es ist deshalb nur zu begreiflich, daß einerseits nach volkstümlicher Auffassung Glaube soviel wie haltlose Annahme ist,

und daß es andrerseits christliche Religionsdiener giebt, die leidenschaftlich darauf bestehen, daß der Glaube als solcher Erfahrung ausschließe und sofort aufhöre Glaube zu sein, sobald Erfahrung auftrete. Ich brauche aber nicht erst zu sagen, daß diese in die Augen fallende Eigentümlichkeit des Glaubens nur eine Seite von ihm ist. Ebenso eigentümlich ist ihm Vertrauen und Hingabe, Verehrung und Gehorsam der vorgestellten Gottheit gegenüber.

Was aber zur Zeit Jesu in den Menschen erwachte, war wesentlich etwas andres, wenn es auch Glaube genannt wurde. Damals war man sich jedenfalls darüber klar, sonst hätte Paulus nicht anstandlos sagen können: „Ehe denn der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetz verwahrt und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbart werden." Es ist etwas ganz Neues, daß durch sein Hervortreten ohne weiteres die Menschen der Religion und ihrer entsprechenden Religiosität entnimmt: „nun aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister." An Stelle der Befangenheit in der Religion tritt ein ganz neues Menschsein: „ihr seid alle Gotteskinder durch den Glauben an Christus Jesus". Der neue und der alte Glaube war wesentlich (vom Inhalt sehe ich hier ganz ab) damals so entgegengesetzt wie Sein aus Gott und Gerechtigkeit vor Gott.

Die Erscheinung, um die es uns zu thun ist, wenn wir von Glauben reden, ist die lebendige Empfindung Gottes, die das Bewußtsein durchdringt und den Lebenswillen elektrisiert. Glaube ist das unmittelbare, unwillkürliche Erzittern der Seele unter der Berührung Gottes, des Lebendigen. Wenn die Lebensströme Gottes ein Wesen treffen, das als reines elastisches Mittel auf ihn gestimmt ist, so werden sie es in lebendige Schwingung versetzen. Das ist die göttliche Belebung des Menschen. Glaube ist die Schwingung des Lebens Gottes in der Seele, die sich durch das ganze Wesen des Menschen ausbreitet und auf Gott zurückflutet. Wenn die Stimme Gottes sie trifft, so fängt „die Stumme des Himmels" an zu tönen. Es ist kein toter Wiederhall, sondern der Klang erwachenden Lebens, der unter den göttlichen Lebenswellen

immer mächtiger anschwillt. Glaube ist also die Lebensbewegung im Menschen, die aus Gott quillt, sobald sein Inneres für die flutenden Ströme seines Lebens empfänglich wird.

Jesus erschien in der Welt als die grundlose unerschöpfliche Quelle göttlicher Lebensenergie, und sobald er auftrat, ging eine wunderbare Bewegung durch die Menschen. Alle, die in die Sphäre seiner Persönlichkeit traten, wurden von den göttlichen Schwingungen getroffen. An vielen prallten sie ab, viele fühlten sich wundersam berührt, manche erschauerten bis auf den Grund ihrer schlafenden Seele, und in manchen pochte eine neue Bewegung im reinen Rythmus ewigen Lebens. Der Glaube, der damals offenbar wurde, war gewiß nach seinem Grade sehr verschieden. Aber ob es Glaube oder Kleinglaube oder Unglaube war, er war wesentlich verschieden von aller Religiosität, vom Glauben und Unglauben in den Religionen. Denn alle hatten hier etwas von Gott erlebt, wie sie auch darauf reagierten. Hier war der Glaube eine Lebensbeziehung, die von Gott ausging, dort ist er eine Reflexion auf die Gottheit, die von den Menschen hergestellt und festgehalten wird. Die Menschen machten damals die Erfahrung Gottes, und ihr Glaube war nur die Wirkung davon. Deshalb bedurfte es da gar keiner Vergewaltigung des intellektuellen Gewissens, um glauben zu können, sondern grade die von ihrer Erfahrung Gottes grade aus dachten, die consequenten Denker, die waren es, die ihn im Glauben ergriffen. Damals war Zweifel Halbheit, ein innerer Widerspruch, ein „Auseinandersein", wie es die ursprüngliche Bedeutung des Wortes bezeichnet. Ebensowenig gab es einen Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, denn was sie erlebten, brachte ihnen nur eine Erweiterung des Gebiets ihrer Erfahrung ins Übersinnliche.

Glaube im Sinne Christi ist also ein neuer Zustand des innern Seins, der Zustand des Lebens, des Lebens aus Gott. Die entsprechende Lebensbewegung ist der Glaube in Thätigkeit, als Thätigkeit, die an Gott festhält und seine Lebensanstöße nach allen Richtungen ausschwingt. Das ist eine neue Existenz des Menschen, ein

höherer Lebensvorgang, der ihm in jeder Beziehung eine neue Art Leben verleiht und nichts mit alledem gemein hat, was man in den Religionen treibt und pflegt. Als ursprüngliche und alles umfassende Lebensbewegung ist er freie von Gott durchwaltete Natur, für die alle Religion versinkt, wie für die Fülle der Notbehelf gegen die Leere, wie gegenüber der aufsteigenden Sonne alle organisierte Hut des spärlichen Lichts in der Nacht. Es mag sein, daß der Glaube trotz der Religion lebendig bleiben kann, aber innerlich ist er frei davon, so lang er lebt, und seine elementare Naturkraft wird immer mit allen Festsetzungen der Religion im Kampfe liegen und sie im Geiste zersprengen, so pietätvoll man sie auch behandeln mag.

Hieraus ergiebt sich, daß alles, was die freie Moral an der Religion verabscheut, nicht zum Glauben gehört. Der Glaube ruht nicht auf dem Dogma Gottes, sondern auf dem Erlebnis Gottes, und er kennt keine Dogmen, sondern lediglich die Thatsachen und Gesetze des göttlichen Lebens, dessen menschliche Erscheinung er ist, so weit er ihrer inne wird. Er kennt keine theologische Begründung, sondern lediglich die Geschichte seines Werdens, keine religiösen Impulse, sondern nur die Triebkraft, die in ihm waltet, keine priesterliche Bevormundung und hierarchische Ausbeutung, sondern die volle Selbständigkeit eigenen Wachstums, keine Ceremonien, Symbole und Kultuselemente, sondern freie Entfaltung im Geist und in der Wahrheit. Alles religiöse Gemächte ist ihm fremd. Vielmehr wird und muß sich auch der Glaube, in dem Maße als er „geoffenbart wird", von der Religion emanzipieren; das ist eine innere Notwendigkeit, die Paulus klar genug ausgesprochen hat.

* * *

Moral ist Zucht. Was ist aber das Ziel der Zucht, von dem aus sich die Grundsätze ergeben, nach denen die Menschen erzogen werden und ihr Leben in Selbstzucht führen sollen? Es giebt kein moralisches Programm ohne ein beherrschendes Leitmotiv. Wenn es auch nicht ausgesprochen wird, so liegt es doch unausgesprochen

bestimmend zu Grunde und kann aus seinem Inhalte erschlossen werden. So viel ich sehe, ist es überall und zu allen Zeiten dasselbe, wenn wir von dem mythischen Zeitalter des reinen Individualegoismus absehen, in das Nietzsche seine Herrenmoral hineingedichtet hat. Allenthalben ist es das Wohlbefinden des Einzelnen und der Gemeinschaft. Dies Interesse verfolgen die moralischen Bemühungen vornehmlich negativ, indem sie vor allem Verhalten zurückzuhalten suchten, das das Wohl des Nebenmenschen und das eigene gefährdet oder schädigt, aber mehr und mehr wird die Forderung auch positiv und befiehlt alles, was es fördern kann. Du sollst nicht töten, Ehe brechen, stehlen, betrügen und hinterrücks übel reden, habsüchtig und neidisch sein, sondern helfen und Gutes thun einerseits; du sollst Maß halten, ehrlich und ordentlich sein, arbeiten und die Pflichten deiner Lebensstellung (gegen die Familie, Untergebene und Arbeitsgenossen) erfüllen andrerseits.

Die Moral will demnach nichts andres, als das willkürliche und maßlose blinde Walten der Instinkte, das den Einzelnen zu Grunde richtet und zu einer rücksichtslosen gegenseitigen Schädigung, also zu allgemeiner Verwüstung und sicherm Untergang führt, einschränken und beherrschen und an seine Stelle die bestimmende Macht zielbewußter Grundsätze stellen, die geeignet sind, die gebändigte Wildheit im eignen wie im gemeinschaftlichen Interesse zu zähmen. Die Moral kann die Natur der Individuen und die Verhältnisse der Gemeinschaft nicht ändern, aber sie kann die einen in Zucht und die anderen in Ordnung halten. So ist also die Moral ein Notschutz und eine Nothilfe gegen das Chaos in den Menschen und in der Menschheit.

Als einst ein Fremder nach Athen kam und Sokrates sah, sagte er: dieser Mann ist eine Höhle aller Laster. Sokrates, der es hörte, antwortete: Du hast mich erkannt, aber ich habe sie alle gebändigt. Das ist die Höhe und das Ideal aller Moral. Will man es einheitlich bezeichnen, so ist es völlige Selbstbeherrschung. Nur ist das nicht eigentlich die höchste Verwirklichung des Inhalts aller Moral, sondern die notwendige Voraussetzung,

um alle ihre Forderungen erfüllen zu können. Denn Selbstbeherrschung heißt nichts andres als Beherrschung aller Instinkte und Neigungen, aller Reize und Einflüsse, als Ursachen und Motive unsers Verhaltens, und ihre Unterwerfung unter das Moralgesetz. Nicht mehr und nicht weniger besagt der berühmte kategorische Imperativ Kants: „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.“ Das treibende und entscheidende Motiv soll unabhängig von uns in allgemeingültigen Grundsätzen liegen: der Mensch soll schrankenlos von der Moral beherrscht werden.

Natürlich werden alle Anstrengungen, die Moral zu allgemeiner Geltung und absoluter Herrschaft zu führen, immer am Willen sowohl wie am Können der Menschen scheitern. Sie wird ein höchst unzulänglicher Notschutz und eine unzureichende Nothilfe bleiben. Denn was hat man denn für Mittel, um zur Unterwerfung unter die Moralsätze zu führen? Belehrung, Übung und Zwang. Man kann durch Einsicht in den Notstand, dem die Moral entsprungen ist, ihr Motiv den Menschen zur verpflichtenden Überzeugung bringen, die unmündigen durch straffe Erziehung zu freiwilliger Selbstzucht führen, durch strenge Familiensitte, gesellschaftliche und moralische Konvention und Strafgesetze einen starken Druck auf das Verhalten ausüben. Aber mehr kann man nicht. Wer dagegen unempfindlich bleibt, sich allen verpflichtenden Grundsätzen und allen moralischen Einflüssen entzieht, mit dem ist nichts zu machen.

Wen nicht der Respekt vor Gott oder einer Vergeltung im Jenseits den moralischen Forderungen unterwirft, für den sind, und zwar je mehr er eine selbständige Natur ist, die nach Gründen fragt, ganz bestimmte Grundanschauungen die Voraussetzung, daß er für die Interessen der Moral gewonnen werden kann, z. B. daß das Leben einen Sinn hat, daß unser Dasein uns zu einem lebenerhaltenden Verhalten verpflichtet. Also auch die Moral kann gar nicht der Dogmen entbehren, so sehr sie sich gegen religiöse wehren mag. Man versuche nur einmal ganz voraussetzungslos jemanden,

der keine Autorität und keine verpflichtende Instanz anerkennt, von irgend einem moralischen Grundsatze zu überzeugen! Ich habe es einmal thun müssen, es galt jemanden zu überführen, daß er die Wahrheit zu sagen hat. Ich versichere, es war ein Waten und Versinken im Flugsand. Zuletzt appellierte ich an seine Selbstachtung, man müsse zu vornehm sein, um die Unwahrheit zu sagen. Das wirkte, aber die Moral hatte damit kapituliert vor den Instinkten, vor einer unmittelbaren Empfindung.

Wie führen wir nun aber den guten Willen zum Können? Wieviele, die gern moralisch leben möchten, unterliegen immer wieder und fortwährend ihren Instinkten! Man sagt: Wissen ist Macht und verlangt Verbreitung ethischer Wissenschaft, um die sittliche Ohnmacht zu überwinden. Das wagt man noch zu sagen und zu empfehlen, nachdem dieser Satz seit Sokrates sich andauernd als unhaltbar erwiesen hat! Das Wissen ist keine Macht, sondern giebt uns lediglich die Direktive, allein die geübte und gestählte Willenskraft, die stärker als Instinkte und Gewohnheit ist, führt uns zum Können. Wie aber kann das Ich die Übermacht gewinnen über die sinnliche Natur, über den Druck unsrer Vergangenheit (unsre Charakteranlage, wie sie geworden ist), und die fortwährend erkannt und nicht erkannt auf uns eindrängenden Einflüsse unsrer Umgebung, unsrer Verhältnisse, eintretender Ereignisse? Das ist unmöglich. Deshalb werden wir immer wieder mit fortgerissen werden. Deshalb wird ewig der Zwiespalt zwischen Wollen und Können uns quälen und lähmen.

Darum wird es die Moral nie weiter bringen, als gewisse äußerste Schranken aufzurichten, die unseren Lebensweg einplanken und die gröbsten Ausschreitungen verhüten, aber es wird ihr nie gelingen, wirklichen Notschutz und Nothilfe zu schaffen. Sie kann die Selbstverwüstung des Einzelnen und die Schädigung des Nächsten mäßigen und verfeinern, sie kann den Kampf aller gegen alle eine gewisse zivilisierte Form geben, aber sie kann niemals das Chaos überwinden.

* * *

Wie verhält sich nun der Glaube zur Moral? Gar nicht. Er hat gar keinerlei Beziehungen zu ihr und ist im Vergleich zu moralischem Verhalten eine seinem Wesen nach entgegengesetzte und durchaus verschiedene Erscheinung. Ich meine natürlich Glaube im eigentlichen Sinne, nicht was sich gemeinhin dafür ausgiebt.

Glaube ist, wie wir sahen, die Schwingung göttlichen Lebens in der Seele, die das ganze persönliche Leben des Menschen in eine Bewegung höheren Seins versetzt, es durchdringt und trägt. Glaube ist also nicht ein grundsätzliches Verhalten, sondern die Wirkung eines Erlebnisses, das Ausschwingen eines objektiven persönlichen Ereignisses in subjektiven Empfindungen und Trieben. Glaube ist nicht eine Anstrengung und Leistung unter irgendwelchen Gesichtspunkten, getragen von irgendwelchen Reflexionen und Absichten, sondern die lebendige Energie göttlicher Kraft, die durch den ganzen persönlichen Organismus glüht, pocht und pulsiert. Glaube ist nicht ein sittlicher Entschluß, sondern das Aufflammen der Seele unter der zündenden Berührung Gottes.

Was hat das mit Moral zu thun? Der Glaube hebt den Menschen aus der ganzen Misere, gegen die Moral ein unzulänglicher Notbehelf ist, in ein höheres Sein empor, wo diese Misere nicht mehr existiert.

Der Glaube als die von oben stammende Lebensbewegung im Menschen ist das Medium des göttlichen Einflusses auf die Seele. Der ist aber vor allem eine Mitteilung von Kraft. Während sie sich vorher in einer Ohnmacht befand, wo sie weder leben noch sterben konnte, vermag sie jetzt die Schwingen wahrhaftigen Lebens zu regen. Ihre Lebenskraft und Leistungsfähigkeit wächst aus den Tiefen göttlicher Kraftquellen nach dem Maß ihres Glaubens d. h. nach ihrer reinen Empfänglichkeit und tiefen Aufnahmefähigkeit Gott gegenüber.

Hat aber der Glaube eine wirkliche Abhängigkeit des persönlichen Lebens von Gott hergestellt, so äußert sich Gottes Wille unmittelbar in ganz deutlichen Direktiven und starken Impulsen, die als intuitive Klarheit und instinktive Triebe über den Menschen

kommen. So gewinnt der Mensch unwillkürlich, rein dadurch daß er der starken Anziehungskraft Gottes nachgiebt, die rechte Stellung für sich und zu seinen Mitmenschen und, rein dadurch daß er den lebendigen Antrieben seines Genius folgt, der von Gott durchwaltet wird, das rechte Verhalten sich selbst und den andern gegenüber.

Wer glaubt, steht also über aller Moral, weil ihm das gesunde Leben aus dem Innern quillt. Er ist frei von jedem Moralgesetz, denn er trägt das Gesetz seiner Auswirkung und Entfaltung, seiner Haltung und Stellung allem gegenüber in sich: es herrscht in ihm die innere Notwendigkeit der Entfaltung des Lebens, das in Gott gegründet ist. Paulus drückte es aus: „Das Gesetz des Lebens in Christus Jesus hat mich frei gemacht von dem Gesetz (im Reiche) der Sünde und des Todes", oder „alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes." Der wahre Glaube emanzipiert sich also notwendig von der Moral, weil das Leben, das ihm entstammt, eine überschwängliche Erfüllung der treibenden Motive aller Moral ist.

Das erreicht er aber auf einem der Moral ganz unzugänglichen und ihr entgegengesetzten Wege. Das schöpferische Wirken Gottes wandelt und gestaltet hier der Wahrheit gemäß, die in ihm ruht und aus ihm sich lebendig entfaltet. Dort ist es menschliches Machen und Mühen, das nur kümmerlich aus bittrer Not geboren und von einer schwankenden dunklen Ahnung getragen wird, wie es unter Menschen sein sollte. Hier ist alles Entfalten von innen nach außen, dort Wirken von außen nach innen. Hier vollzieht sich alles unwillkürlich, instinktiv in der Freiheit innerer Notwendigkeit, dort ist alles reflektiert, absichtlich und mühsam erzwungen, in sklavischer Abhängigkeit von gesetzlichen Normen. Hier vermittelt sich alles durch Lebensanstöße in genialem Drang, dort durch Gedanken und mühselige Umsetzung in Thaten oder peinlich ängstliches Nachmachen im Verhalten. Dort scheitert schließlich alles im Zwiespalt zwischen Wollen und Können, hier ist alles möglich dem, der da glaubt.

* * *

Moral ist eine Selbsthilfe der Menschheit in der schwierigen Lage des Lebens, des Einzelnen für sich und aller unter einander. Sie ist aber nur ein Notbehelf, denn sie hebt die Not nicht auf, sondern schränkt sie nur ein. Deshalb kann sich kein Mensch, dem der Blick für das Problem unseres Daseins aufgegangen ist, bei der Pflege der Moral beruhigen, auch wenn ihr Notschutz nicht so unzulänglich wäre und so undurchführbar bliebe, wie er es ist. Wir müssen nach einem höheren Ziel streben, als es sittliche Selbstbeherrschung und moralische Erziehung der Menschheit ist. Denn wenn auch die vollkommenste Moral unbeeinträchtigt ins Leben umgesetzt werden könnte, so würde sie immer nur die Instinkte in ihrer verhängnisvollen Wirkung bändigen, aber nicht umwandeln. Sie beschränkt nur das Übel, aber hebt es nicht auf.

Alle unsere Instinkte sind aber gut von Natur. Sie sind nur entartet und verwildert, verkehrt und verdorben. Das niedere Ziel ist dann, sie nach Grundsätzen in Schranken zu halten, die man aus den schlimmen Erfahrungen ihrer Verwüstungen gewonnen hat. Das ist die Herrschaft sittlicher Grundsätze. Das höhere aber ist, sie zu ursprünglicher Gesundheit und heilsamer Bethätigung zu führen. Gelingt das, so bedarf es keiner Schranken mehr, denn der Gesunde bleibt im normalen Gleichgewicht und in den zuträglichen Grenzen seiner ursprünglichen Natur und lebt in jedem Augenblicke unmittelbar nach seinem gesunden Empfinden.

Die niedere Stufe ist das Leben nach sittlichen Grundsätzen, die höhere das Leben nach sittlichen Instinkten. Wenn jemand sich mit fester Hand von allem zurückhält, was unmoralisch ist, und sittliche Forderungen die Richtschnur seines Handelns bilden, so lebt er sittlich. Aber nur wer aus innerem Drange nicht anders kann, als das sittliche Ideal zu verwirklichen, nur der ist sittlich. Denn sein Wesen ist sittlich und nicht bloß sein Verhalten dem sittlichen Ideale entsprechend, und er handelt aus ursprünglichen Empfindungen, die sittlich sind, und nicht aus moralischen Grundsätzen, die seinen Neigungen widersprechen. Sokrates war, wenn wir seinem Selbstzeugnis glauben dürfen, ein Vorbild und Meister

auf der niederen Stufe, aber mehr nicht. Stünde er auf der höheren, so hätten seine Laster zu Tugenden wiedergeboren sein müssen, denen er freies Spiel hätte lassen können.

Oder drücken wir es anders aus: Es giebt eine Sittlichkeit des Verhaltens. Aber mag sie tadellos und völlig sein, höher steht die Sittlichkeit der Gesinnung, der Sinnesrichtung. Aber am höchsten die Sittlichkeit der ursprünglichen Empfindung. Sie schließt die Sittlichkeit der Gesinnung und des Verhaltens ein, denn sie kann nicht anders. Die Sittlichkeit der Gesinnung dagegen schließt nur die Sittlichkeit des Verhaltens ein, denn sie will nicht anders. Aber die bloße Sittlichkeit der That bändigt das anders Können und anders Wollen durch das anders Sollen. Alle moralischen Anstrengungen erreichen im besten Falle die zweite Stufe, nämlich wenn die sittlichen Grundsätze das Bewußtsein völlig beherrschen, aber nie die dritte. Denn unsere Gefühle stehen nicht in unsrer Hand. Darum scheitert die Moral überall, wo sie Empfindungen fordert, wie bei der Nächstenliebe, und muß sich mit Nachahmung ihrer ursprünglichen Äußerungen begnügen. Sie kann nichts Originales schaffen, sie kann nur kopieren und imitieren. Originales läßt sich nur aus der unmittelbaren Empfindung heraus schaffen. Das gilt allgemein. Deshalb wird die gleiche sittliche That ganz anders in Erscheinung treten, je nachdem sie einer ursprünglichen Empfindung entsprungen oder nur Anwendung eines sittlichen Grundsatzes ist.

Die Unzulänglichkeit der Moral, das Befriedigende zu leisten, zeigt sich aber allenthalben. Sie strebt wohl, wenn sie höhere Ziele kennt, darnach, die Menschen von der äußern Schranke zum innern Halt zu führen, aber sie hat keine Mittel als Grundsätze und Anweisungen, die immer mehr oder weniger äußerlich bleiben und äußerlich wirken. Da sie nicht die feine Empfindung für das, was sie will, wecken kann, wird ihre Bethätigung immer roh und unbeholfen bleiben. Auch hierfür bietet die Nächstenliebe genug Beispiele, wenn sie geübt wird.

Ebenso kümmerlich wie die Art ist aber auch der Umfang der

sittlichen Leistungen. Selbst wenn die Norm, die aufgestellt ist, zum inneren Eigentum wird, erstreckt sich die sittliche Sinnesrichtung doch immer bloß auf die Punkte, auf die sie bezogen wurde, statt unwillkürlich eine ganze Wirkens *sphäre* um sich zu bilden. Das vermag nur ein neues Sein. Es giebt z. B. Menschen, die infolge guter Erziehung eine Unwahrheit einfach nicht mehr zu sagen imstande sind, aber gar kein Verständnis dafür haben, was es heißt, wahrhaftig zu sein und die Wahrheit zu thun, weil die Morallehren immer nur die Pflicht die Wahrheit zu sagen vor Augen stellen. Sie werden nie etwas andres sagen, als was sie „eigentlich" sollten, aber ganz harmlos sich fortwährend aus irgend welchen Rücksichten anders verhalten, als sie „eigentlich" sollten. Wäre ihnen Wahrhaftigkeit zur andern, zur neuen Natur geworden, so wäre das unmöglich: sie würde sich in allen Äußerungen ihres Wesens entfalten. So bleibt die Moral aber immer an der Oberfläche und am Einzelnen hängen, sie erreicht nicht die Tiefe des Wesens und umfaßt nicht den ganzen Umfang seines Lebens.

Daß auch die sittlichen Thaten selbst auf der niederen Stufe die kümmerliche Gestalt ihres Ursprungs tragen, liegt auf der Hand. Alle genialen, ursprünglichen, eigentümlichen, freien Züge wird man hier vergeblich suchen. Da sie nur durch Einsicht und Urteil, Überlegungen und Entschlüsse zustande kommen und an bestimmte Gebote gebunden sind, zerstören sie jede Harmlosigkeit und Unmittelbarkeit des Lebens. Alles ist hier reflektiert, mühsam und im gewöhnlichen Gleise, nicht geschaffen, sondern gezwungen. Der kategorische Imperativ ist keine lebendige Macht, die über den Menschen kommt, sondern ein hartes Joch, dem er sich beugt. Die sittlichen Leistungen sind Arbeiten unter dem Zuchtmeister, nicht treibende Sprossen blühenden Lebens. Sie setzen die Bewältigung der eigentlichen Neigungen voraus, darum werden sie immer die Male asketischen Zwanges an sich tragen. Sie sind Bastarde zwischen Theorie und Leben, darum fehlt ihnen die Reinheit der Race. Wer sie sich vergegenwärtigt, der versteht die instinktive Abneigung der

Kunst vor den Gestalten der Moral, denn es fehlt ihnen die Schönheit.

Da die Moral ferner an den Menschen ein Verhalten züchtet, das im Widerspruch mit ihren natürlichen Empfindungen steht, so legt sie in ihnen den Widerstreit zwischen Wollen und Sollen fest. Um gegen das verderbliche Widereinander der Menschen zu schützen, begründet sie den Widerstreit im Innern. Das ist aber ein heilloser Notbehelf. Es muß ein Höheres geben, wo nicht die innere Einheit im Einzelnen der Einigkeit in der Gemeinschaft geopfert wird, sondern er vielmehr dadurch die rechte Stellung zu den andern gewinnt, daß er eins wird und bleibt mit sich selbst. Der Zwiespalt im Innern, den jede Moral befestigt und vertieft, erweckt die Sehnsucht nach einer Einheit des Wesens und des Verhaltens, des Wollens und des Sollens, die sich aus dem Wesen ergiebt.

Da schließlich die Moral von allen Äußerungen schlimmer Leidenschaften zurückhält, ohne von ihnen zu befreien, so drängt sie sie in's Innere zurück, wo sie nun ihre verheerende Wirkung entfalten. Gelingt es den Durchbruch schlechter Neigungen zu verhindern, so tritt kein Symptom der inneren Gebreste zu Tage, und der Mensch kann sich ungestört verhängnisvollen Täuschungen über seinen inneren Zustand hingeben. Deshalb schleicht allenthalben die Heuchelei im Gefolge der Moral, die unbewußte Heuchelei meine ich, die sich bei dem äußeren Scheine moralischen Verhaltens beruhigt und Sinn und Wertmesser für das innere Sein verliert.

Treten aber die Symptome innerer Fäule zu Tage, so sucht sie die Moral zu vertreiben, wo sie erscheinen. Damit treibt sie aber die Krankheit zur Ausbreitung im ganzen inneren Organismus des Menschen. Sie kann sie nicht heilen und hemmt den Heilungsprozeß der Natur, der sie zum Ausbruch kommen lassen würde. So erwacht in uns die Sehnsucht nach einer Sittlichkeit, die ursprüngliche Gesundheit ist, und nach einer moralischen Behandlung, die heilen kann und wiederherstellen.

Allenthalben weist also die Moral über sich hinaus nach einer höheren Stufe, wo sich ein sittliches Sein in ursprünglichem Leben

entfaltet und bethätigt. Und wir dürfen uns nicht bei ihr beruhigen. Denn sie wirkt verderblich, wenn sie nicht über sich hinausstrebt, sondern meint mehr zu sein als bloß ein vorläufiger Notbehelf bis auf die Zeit, wo ein ursprünglich sittliches Leben geoffenbart wird. Solange es noch nicht da ist in Menschen und Zeiten, bedarf es des Zuchtmeisters. Aber das Ziel ist Mündigkeit und sittliche Freiheit auf Grund sittlicher Verfassung des inneren Lebens. Wie wir es nennen, ist gleich. Wer aber meint, daß es durch sittliche Kraftanstrengung und methodische Erziehung zu erreichen sei, der hat nicht verstanden, worum es sich handelt. Denn alles, was wir auf diesem Wege zustande bringen können, hilft ja nicht einmal zu einem ausreichenden Notbehelf!

Jesus hat zuerst den Menschen dieses Ziel gesteckt, denn er stand auf der höhern Stufe des sittlichen Seins. Er sah in dem Gesetz und in den Propheten auch nach der moralischen Seite lediglich ein Verlangen nach etwas Höherem, das er erfüllen wollte. Deshalb öffnete er die Augen für eine bessere Gerechtigkeit, als es bisher gab, für die Moral des Himmelreichs. Die Sittlichkeit, die hier waltet, ist vollkommenes Sein. „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Man muß dies Wort richtig verstehen. Es ist nicht eine göttliche, eine absolute Vollkommenheit, sondern eine menschliche, eine endliche, relative gemeint. Aber die sollen wir haben. Volle, ganze Menschen sollen wir werden, so vollkommen in unserem Sein, wie es Gott in sich ist.

* * *

Die Richtung nach dieser Höhe bemerken wir auch in der moralischen Bewegung unsrer Zeit. Die Philosophie wie die ethische Kultur, von denen die eine theoretisch, die andere praktisch die Emanzipation der Moral von der Religion durchzuführen suchte, mühen sich ab die Sittlichkeit theoretisch und praktisch unabhängig zu begründen. Lehnt man es dabei ab, sich auf dogmatische Annahmen, d. h. auf von vornherein angenommenen Vor-

aussetzungen zu gründen, so bleibt nur der Rückgang auf die menschliche Natur übrig, festzustellen, was ist, um daraus zu entnehmen, was sein soll. Der Sinn für Natur, der in unserer Zeit aufgewacht ist, muß uns ja ganz besonders dazu befähigen, und wenn wir es in der Erkenntnis der Natur weiter gebracht haben, als vergangene Jahrhunderte, muß es uns gelingen, die wahre Sittlichkeit deutlicher als jemals früher zu erkennen.

Sittlichkeit gewinnt hier die Bedeutung von Gesundheit. Das Gesunde ist das Natürliche, der Natur entsprechende im Gegensatz zum Unnatürlichen und Widernatürlichen. Das ist aber zunächst lediglich ein neuer Gesichtspunkt, der zwar den Schein der Askese, der bisher über der Moral lag, verscheucht, aber uns noch keineswegs sagt, was gesund ist. Das müssen wir erst aus der Kenntnis unsers Wesens und unsrer Art erheben. In ihr liegen die Direktiven für unsre Bestimmung verborgen, der Sinn unsres Seins, der uns sagt, was wir werden sollen, und uns von da aus lehrt, wie wir sein und uns verhalten müssen, um das werden zu können, was wir werden sollen. Ich brauche aber hier diese Untersuchung weder auszuführen noch das Ergebnis darzulegen, denn das habe ich schon im ersten Aufsatz der Blätter: „Die Bestimmung des Menschen" eingehend gethan.*)

Es ist klar, daß dieser Rückgang auf das Wesen des Menschen über die vulgäre Moral hinausführt. Denn hier ist der äußere Gesichtspunkt, wie wir ihn auch formulieren, verlassen und eine innere Grundlage gewonnen, hier ist die negative Richtung von Schutz und Schranke durch die positive der Entfaltung und Auswirkung überwunden, hier ist als Ziel die Gesundheit der Natur, das sittliche Sein aufgestellt und infolgedessen der Zwiespalt zwischen Wollen und Sollen im Prinzip wenigstens aufgehoben, hier strebt man nach Gesundung der inneren Verfassung und der Blüte der ursprünglichen Schönheit des Menschen.

---

*) Band 1, S. 1.

Wir dürfen aber dabei zweierlei nicht aus dem Auge lassen: Wenn die moralische Bewegung diesen Höhenflug wagt, so erhält sie die Schwungkraft ihres aufsteigenden Flügelschlags lediglich von der Lösung des Problems unsers Daseins. Erst der Sinn des Lebens, der im Menschen lebendig wird, giebt uns die Kraft und Klarheit unmittelbar und einheitlich zu erfassen, was wir sollen. Gelingt uns aber das, so wird ferner jeder Einzelne seine besondere sittliche Haltung einnehmen und sein sittliches Verhalten wird konkret-individuelle Züge tragen, was sich notwendig aus der Eigentümlichkeit seines Wesens ergiebt. Dann kann man aber nicht mehr allgemein gültige sittliche Gebote darüber geben, was jeder zu thun und zu lassen hat, da das ganz individuell verschieden sein wird, sondern nur allgemeine Direktiven, die vollen Spielraum für die individuelle Freiheit lassen. Ist das aber der Fall, dann wird jedermann in seinem Verhalten nur auf seinen Genius hören können, um von ihm Klarheit und Weisung für sich zu erhalten. Kein Mensch und keine Satzung kann uns die persönliche Empfindung für das Gehörige ersetzen, aus der sich die sittliche Verpflichtung ergiebt, und keine Moral die Stelle des eigenen Gewissens einnehmen, das nichts andres ist als die verborgene Wahrheit unsres Seins, die sich in uns regt.

Zu dieser Höhe dringen aber nur Menschen empor, die zu sich selbst gekommen und selbständig geworden sind. Wo diese Reife fehlt, bedarf es statutarischer Bevormundung, von der man nur verlangen muß, daß sie das Ziel sittlicher Mündigkeit verfolgt, nicht etwa für ihre eigenen Bemühungen, denn niemals wird die Zucht moralischer Gebote einen Menschen zu sich selbst und zur Reife persönlichen Lebens bringen können. Aber sie soll im Auge behalten, daß er zu sittlicher Freiheit geboren ist, und sich damit bescheiden, das keimende persönliche Leben in ihre schützende Hut zu nehmen, bis es zu voller Selbständigkeit erstarkt ist.*)

---

*) Vgl. über das Keimen und Erwachen persönlichen Lebens Band 2, S. 81—112.

Gehen wir aber nun im Drange nach einer höheren Sittlichkeit, die über die Unzulänglichkeit der zuchtmeisterlichen hinausführt, und den Menschen zu einer bestimmungsgemäßen und befriedigenden Lebensweise erhebt, auf das Wesen des Menschen zurück, so ergiebt sich als sittliches Ideal für jeden Einzelnen: kraft souveräner Selbstherrschaft sein eigentümliches Sein, das er darstellt, zu einem reinen, harmonischen und völligen Gebilde herauszuschaffen und die Stelle in der Gesamtheit, die ihm darnach zukommt, auszufüllen, im wechselseitigen Lebensaustausch mit den andern sich selbst zu behaupten und auszuwirken. Das ist das einheitliche Prinzip höherer Moral. Wer es lebendig erfaßt, in dem wird es sich lebendig entfalten, bis es als wahrhaftige Sittlichkeit ihn ganz durchdringt und in allen Lebensäußerungen bestimmend zu Tage tritt. Ich brauche nicht auszuführen, welch eine herrliche Erfüllung aller Moral dieses Ziel offenbart. Wem die Augen dafür aufgegangen sind, der ist davon überwältigt.

Aber es ist zunächst ein Ziel, ein Ideal, eine Theorie. Wie erreichen wir es, wie wird sie eine Erscheinung wirklichen Lebens? Ist es denn überhaupt möglich?

Die unumgängliche Voraussetzung ist Selbstherrschaft, nicht Selbstbeherrschung. Selbstbeherrschung ist als Unterwerfung aller Antriebe unsers Handelns unter die Moralordnung die Vorbedingung des Lebens nach sittlichen Grundsätzen. Selbstherrschaft ist aber die Herrschaft unsres Selbst. Das ist nun keineswegs die Befreiung der Triebe und Reize zu willkürlicher Bethätigung. Sie bleiben unterworfen. Aber an Stelle der bevormundenden Moral, die unser Verhalten bestimmte, tritt unser Selbst, das in eigner Vollmacht das Steuer unsers Lebens nach dem neuen Ideale richtet, das der Stimme unsers Genius Geltung verschafft, die aus den Tiefen unsers Wesens zu uns spricht. Wie kann aber unser Ich zur Selbstherrschaft gelangen, wenn es nicht die Übermacht gewinnen kann über unsre sinnliche Natur, unsre Vergangenheit und die überströmenden Einflüsse der Gegenwart? So lange das unmöglich ist, bleibt unser Ideal ein schöner Traum.

Gesetzt aber es hätte sie erlangt und ginge daran, das eigentümliche Sein zu einem schönen Gebilde herauszuschaffen, woher gewinnt es das Unterscheidungsvermögen zwischen Echtem und Unechtem, Natürlichem und Unnatürlichem, Gesundem und Krankhaftem in uns? Wie will es zu der feinen Empfindung kommen, die Stimme seines Genius zu erkennen und herauszuhören aus dem wüsten Geräusch, das in uns erschallt und nach Bethätigung verlangt? Dazu bedarf es der Selbsterkenntnis, d. h. der Erkenntnis unsers eigentlichen Seins. Aber wenn wir keine unmittelbare Empfindung dafür haben, wie wollen wir mittelbar dahinter kommen. Alle unsre Selbsterkenntnis wird in der zähen Schicht der Täuschung und in den Anschwemmungen fremdartiger Einflüsse stecken bleiben, die den echten Kern unsers Wesens bedecken. Wir würden uns wohl ein Bild von uns machen können, aber wir würden niemals unsre wahren Züge treffen. Hier ist alles Mühen aussichtslos. Das Erkenne Dich selbst ist eine undurchführbare Aufgabe.

Ich will nicht weiter die Frage aufwerfen, ob wir im Besitze der künstlerischen Intuition unsers eigentlichen Seins es auch herausschaffen könnten — es ist die Frage, denn die künstlerische Auffassung giebt noch lange nicht die Fähigkeit der Gestaltung — ich frage nur weiter: wie können wir die eine alleinige Stellung im Leben finden und gewinnen, die uns zukommt, die wir unbedingt einnehmen müssen, wenn wir unsrer Bestimmung nachkommen wollen? Sie ist ein einziger Punkt. Aber nicht genug. Von diesem Punkte aus geht eine Linie, die Linie unsrer Lebensführung. Halten wir sie nicht Punkt für Punkt inne, so scheitern wir wieder an unsrer Bestimmung. Das Problem, die rechte Stellung zu finden und die rechte Haltung einzunehmen, ist also nicht nur ein einmaliges, sondern ein fortwährendes. Alle Menschen fühlen sich dem gegenüber in der großen Unsicherheit, daß sie nicht wissen, wo sie stehen, und wie sie vorwärts schreiten sollen.

Und endlich: das neue Ideal überwindet den Gegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft. Denn es sagt, daß wir nur andern etwas sein können, wenn wir selbst etwas geworden sind, und daß

wir die Nebenmenschen ebenso zum Leben brauchen wie sie uns, daß wir in demselben Maße etwas von ihnen haben, als wir ihnen etwas leisten. Aber nur in der Theorie vertragen sich die beiden Interessen einträchtig. Im praktischen Leben wird sich in jedem Augenblicke das Problem erheben, wie sie mit einander zu vereinigen sind, und es führt nur ein scharfer schwindelnder Grat zwischen den Abgründen des Egoismus und des Altruismus. Wie kann ich mich auf ihm halten?

So sehr also alles darauf hinweist und darauf hintreibt, die menschenwürdige Sittlichkeit ist etwas Übermenschliches, und kein Weg sittlicher Arbeit an sich selbst führt uns zu ihr hinan.

* * *

Sie herrscht allein in einer höhern Welt, nach der unsre Seele sich sehnt und strebt, so lange sie lebt, denn wir sind für sie geschaffen. Wären wir es nicht, so würden wir das Ideal ja gar nicht erfassen können! Es kann doch nur eine Ahnung sein, die unsrer Art entsteigt! Aber verwirklichen können wir es nicht; unter den Vorbedingungen, die uns zur Verfügung stehen, ist es absolut ausgeschlossen, das ist eine klare Einsicht. Wir brauchen eine neue, die das Unzulängliche zum Ereignis werden läßt. Das ist der Glaube.

Glaube ist die Lebensbewegung, die das eigentliche Dasein des Menschen begründet und ausmacht. Das Weben und Walten des Glaubens macht erst den Menschen zum Menschen und offenbart in seiner Erscheinung das Geheimnis seines Wesens. Wo er die Grundschwingung des Lebens ist, und alles von ihm belebt wird, da ist ein höheres menschliches Sein, das ebenso aus der Fülle wächst, wie alles ohne ihn am Mangel vergeht. Denn der Glaube ist nur die Erscheinung des lebendigen Waltens Gottes, unter dem das menschliche Wesen zu einem wahrhaftigen Leben aufatmet und sich erhebt. Wenn es einen Gott giebt, so kann der Mensch unmöglich ohne ihn zu Stande kommen, und wenn ihn das von allen Erscheinungen, die ausnahmlos nur in naturhafter Verbin-

dung und durch sie mit Gott existieren, unterscheidet, daß er ein beseeltes Wesen ist, so kann sich ohne seelische Fühlung mit ihm seine Seele schlechterdings nicht in voller Herrlichkeit entfalten, verkörpern und ausleben. Ohne Gott ist er ein unbenutztes Organ, eine stumme, tote Saite, die niemand in Schwingung versetzt, ein elastisches Mittel, das kein Kraftstrom berührt, ein Auge, das kein Lichtstrahl trifft. Alle diese Dinge sind auch an sich etwas, aber sie erreichen für sich ihre Bestimmung nicht. Sie haben alle ihre Schicksale und Geschichte, aber sie ist sinnloser Verfall. Leben kennen sie nicht.

Wenn nun das wahrhaftige sittliche Ideal nichts andres ist, als die praktische Lösung des Problems Mensch in seiner individuellen Erscheinung jedes Einzelnen, nichts als die Verwirklichung seiner Bestimmung und die Offenbarung seiner verborgenen Wahrheit in seinem Sein und Verhalten, so ist es nur zu erreichen in der Sphäre des Lebens Gottes, in dem Reiche, das er schöpferisch beherrscht. Aber nicht so, daß er als Hilfskraft aufgerufen und verwandt wird, um mit einzelnen moralischen Forderungen fertig zu werden, an denen unsre Willenskraft scheitert: Gott ist kein deux ex machina, kein eilfertiger Diener unsrer Ohnmacht, sondern dadurch daß unser ganzes Dasein auf unsre unumgängliche Lebensbedingung gestellt wird, die der alles durchwaltende Gott ist. Ohne ihn ruhen die Wurzeln unsers Wesens im Nichts. Welken und Verkümmern, Verirren und Verfallen ist das, was wir Leben nennen, und unsre moralische Anstrengung ist die Mühe des Arztes, der die schwindenden Kräfte hütet. Sind wir aber in dem Kraftboden Gottes eingepflanzt, so steigen seine unerschöpflichen Lebenssäfte aus der Tiefe, und wir fangen an zu leben. Es wachsen die Zellen, ein herrliches Gebilde steigt in reicher Mannigfaltigkeit empor, alles grünt und sproßt, Blüten schimmern und Früchte glühen.

Unser wahrhaftiges sittliches Ideal können wir nur erreichen, wenn wir uns selbst zu dem wundervollen Gebilde herausschaffen und umwandeln, dessen Vorwurf in dem verborgnen und ver-

schütteten Keime unsers eigentlichen Wesens ruht. Wir können uns nicht konstruieren, wir müssen uns schaffen, und wir erreichen es nicht durch Modeln an der Oberfläche, sondern durch Keimkraft, die schafft, indem sie sich entfaltet. Das steht aber in keines Menschen Willen und Einsicht. Wir können es ebensowenig, wie ein Arzt neue Lebensquellen in einem zerfallnen Körper aus der erschöpften Natur schlagen kann. Aber Gott vermag es. Aller schaffenden Kräfte und alles schöpferischen Werdens Urstand und Urquelle ist er allein. Alles, was in der Welt geschaffen ist und geschaffen wird, geht auf ihn zurück, und wo der Mensch schafft, ist es schließlich nur ein äußerstes Auszittern von kraftvollen Schwingungen Gottes, das in ihm als schöpferische Fähigkeit halb wach vibriert und geniale Gebilde aus unergründlichen Tiefen steigen läßt. Deshalb können auch wir selbst nur von Gott geschaffen werden. Die Lebensschwingungen seines Geistes, die uns bewegen, sind die Keimkräfte unsrer Seele, die treiben und gestalten, und die schöpferische Energie, die uns von ihm aus durchflutet, ist der Glaube. Er ist das Element des Werdens, durch das die schöpferische Weisheit und Macht Gottes in uns bildend und entwickelnd sich entfaltet. Was aus dem Glauben stammt, ist dann naturnotwendig und unfehlbar sittlich, was nicht aus dem Glauben quillt, das ist unbedingt unsittlich, so sittlich es nach allen Moralgrundsätzen sein mag.

Der Glaube ist also die Sittlichkeit, als Fähigkeit und Organ für das gestaltende und waltende sich Offenbaren Gottes in dem Menschen. Er ist das Ferment wahrhaftigen Lebens, das sich in allen seinen Äußerungen als einzig wahre Lebensweise, als ideale Sittlichkeit kundgiebt. Mit dem Glauben bricht die Schöpfung des Menschen an, die sich bei jedem ursprünglich vollziehen muß, weil jeder etwas ganz Besondres und Neues ist. Sie ist aber ein Werden von innen heraus und aus der Tiefe des Wesens empor. Die Wahrheit gewinnt Gestalt und wirkt sich aus durch den Glauben von Gott belebt und bestimmt. Es sind unmittelbare Lebensvorgänge keimender Erscheinungen und triebkräftiger Äußerungen des eigentümlichen Wesens. Darum ist alles unmittelbar und instinktiv,

naiv und ursprünglich in der Freiheit innerer Notwendigkeit. Wir empfinden, was wird. Das Leben trägt das Bewußtsein, in dem es sich ungebrochen reflektiert. So entfaltet sich das sittliche Empfinden zu immer größrer Klarheit und erstreckt sich nach allen Seiten unsers Verhaltens.

Was aus Gott flutet, ist lebendige Wahrheit. Im Anschluß an ihn werden wir ihrer inne und teilhaftig, los von ihm gehen wir in der Irre an Verständnis und Neigung. Deshalb entfaltet sich durch den Glauben die sichtende und schaffende Macht Gottes als der Wahrheit an uns. Was unserm heißesten Bemühen nicht gelingt, über den echten Kern unsers Wesens und über die darin liegenden Normen unsers Verhaltens klar zu werden, und uns darnach zu reinigen und wiederherzustellen, wie wir sein sollen, um leben und thun zu können, was recht ist, das vollzieht sich unter der Empfänglichkeit für Gott, die der Glaube ist, ganz von selbst, unwillkürlich wie ein Naturprozeß in uns, denn es ist Wirken Gottes. Es lichtet sich das Rätsel unsers Lebens. Wie im Licht die Welt Formen und Farben gewinnt, so werden wir uns sichtbar im Lichte Gottes, und die durch ihn erweckte Empfindung für Wahrheit wird inne, was wahr an uns ist und Wert an uns hat. Eine Krisis ruft der Glaube in uns hervor, die von allem Fremden und Verkehrten, das in uns eingedrungen und in uns entstanden ist, reinigt und alles, was vor der Wahrheit besteht, sich entfalten läßt. So wandeln sich die Instinkte zu reinen Trieben, und der Organismus gesundet, die charakteristischen Züge treten hervor und die ursprüngliche Schönheit unsers Wesens entfaltet sich immer herrlicher. So werden wir unsers Selbst unmittelbar gewiß, und es äußert sich mit instinktiver Sicherheit nach allen Dimensionen unsers Lebens.

Der Glaube ist weiter das rückhaltlose Nachgeben gegenüber der Anziehungskraft Gottes, die uns ohne weiteres die einzige Haltung im Dasein verleiht, die für uns in dem Momente die rechte ist, und uns Punkt für Punkt die Linie führt, die wir zu gehen haben. So kommen wir mit dem sichern Instinkte des

Glaubens selbst aus den schlimmsten Lagen durch andauernd sicheres sittliches Verhalten an die Stelle, an die wir gehören, und in die Lebenslinie, die wir zu ziehen haben. Der Glaube schafft also nicht bloß sittliches Sein, sondern auch sittliches Leben in einem Sinn und einer Weise, die höher ist als alle Vernunft.

Das ist aber nur möglich, weil wir durch den Glauben die Selbständigkeit gewinnen, die die Vorbedingung der Vollmacht sittlichen Könnens ist. Die lebendige Macht Gottes, deren Wirkung wir durch den Glauben unterstehen, ist stärker als der Druck unsrer Vergangenheit und ihre Macht, die sie sich in unsern Neigungen und Urteilen geschaffen hat, und stärker als die Summe aller Einflüsse unserer Verhältnisse und Umgebung. Durch den starken Rückhalt an Gott werden wir Herren der Situation und unsers Lebens Meister. Eine wahrhafte Selbständigkeit, eine lebendige, freie bewegliche, das Gegenteil starrer Eigensinnigkeit und peinlicher Pedanterie nach moralischer Schablone, besteht allein in der Abhängigkeit von Gott. Wenn der Schwerpunkt unsers Seins in ihm liegt, sind wir nicht umzuwerfen, und wenn wir aus dem Gleichgewichte geraten, gewinnen wir es sofort durch den Zug der Schwere wieder zurück. Je abhängiger wir von Gott sind, um so selbständiger sind wir an uns selbst und aller Welt gegenüber, um so mehr können wir, was wir sollen.

Von Gott aus wird schließlich der Interessengegensatz zwischen Individuum und Gemeinschaft überwunden, denn er ist der lebendige Einheitsgrund der bunten Fülle Menschen und ihrer mannigfaltigen Bedürfnisse. Wo er waltet, schafft er Einigkeit, und wo der Glaube sich seinen Impulsen öffnet, wird Harmonie. Dann einen sich die Rücksichten auf dich und deinen Nächsten, daß du dich befriedigst, wenn du ihm dienst, und ihm hilfst, wenn du für dich sorgst. So wird aus dem Chaos der Menschen Reich Gottes, organisiert und in wunderbarer Ordnung seines gemeinschaftlichen Lebens beherrscht von seinem Geiste, der vernommen wird im Glauben. M.

cf. Aufsatz in der Kirche" D.C.S.U. 1910 Nr 2: S 33 ff.
„unsere dogmat. Stellung zu Christus".



Wer war Jesus von Nazareth?

1.

Zwei Jahrtausende sind es beinahe, daß die Menschen die große Frage beschäftigt: wer war Jesus von Nazareth? Die Zeiten haben sich gewandelt, die Kultur ist mächtig emporgestiegen, die menschliche Erkenntnis durchmißt den Weltenraum und ringt der Natur ihre Geheimnisse ab, aber diese Frage ist geblieben: ungelöst, unerschöpflich, in das Unendliche sich vertiefend für den forschenden Geist. Wie eine rätselhafte Quelle ursprünglichen und urkräftigen Lebens, wie ein Jungbrunnen ewiger Jugend stand und blieb dieser Mann im rastlosen Drange der Zeiten und im erdrückenden Gewühle der Völker. Gewiß ist es nur wenigen gelungen, durch ihn eine ganz neue Art Leben zu finden und zu führen, aber Millionen haben an der Kunde von ihm die lechzende Qual ihrer Seele gestillt, gleichgültig wo und wann sie lebten. So ragt er herein in die moderne Zeit als das große Geheimnis eines wunderbaren persönlichen Seins, und auch wo seine Lebensglut nicht persönliches Ereignis wird, erhellen seine Strahlen doch die nächtlichen Tiefen unsers Schicksals und verbreiten das verheißungsvolle Leuchten des Abendfriedens über eine untergehende Welt.

Wohl schien es manchmal, als ob die hereinbrechenden Wogen emporkommender Anschauungen ihn überfluten und die Brandungen

der Kritik ihn unterwühlen würden, als ob er in das alles verschlingende Grab der Vergangenheit mit hinein gerissen werde. Aber immer wieder tauchte seine Gestalt aus den feindlichen Flutwellen empor fest und unerschütterlich wie ein Fels. Es ist ganz eigentümlich, je siegreicher sich die herrschende Meinung der Masse ihm gegenüber fühlte, um so sieghafter brach er immer wieder durch, um so elementarer entfaltete er seine Macht. Wenn jemals, so haben wir das im vergangenen Jahrhundert erlebt.

Als die Vernunftkritik die absoluten Wahrheiten vom Throne stieß und ihren Kultus verhöhnte, als das Verständnis für das allgemeine Werden sie als auftauchende und verschwindende Ergebnisse der menschlichen Erkenntnis und ihrer Geschichte begreifen lehrte, da glaubte man auch das Ende dessen sei gekommen, der gesagt hatte: „Ich bin die Wahrheit". Aber mitten durch das Geschrei und den Tumult vernahm das heutige Geschlecht seine Stimme: Ich bin keine theoretische Wahrheit, kein totes Dogma, kein Werk der Erkenntnis, ich bin die Wahrheit, weil ich das Leben bin. Ich bin Wirklichkeit, persönliche, geschichtliche Wirklichkeit und als solche ein bleibender Gegenstand eurer Erkenntnis, aber unabhängig von eurem Begriff und Urteil, wie alles, was wirklich ist. So enthüllte der Aufruhr nur seine erhabene Stellung. Jetzt weiß es alle Welt, soweit sie nicht rückständig ist: Jesus ist kein Nebelbild religiöser Stimmung und Betrachtung, sondern lebendige Wirklichkeit.

Von der anderen Seite kam aber sofort die historische Kritik und wollte scheiden zwischen Sein und Schein. Die Hoffnung tauchte ja allerdings nur auf, um sofort zu verschwinden, daß man seine Persönlichkeit überhaupt aus dem Gebiete der Geschichte in das Bereich religiöser Dichtung werde verweisen können. Aber man meinte wenigstens, es werde sich dieses Rätsel, das nur der gläubige Enthusiasmus von Jahrhunderten geschaffen habe, als eine sehr einfache, natürliche Erscheinung enthüllen. Und man fand vermeintlich, was man zu finden wünschte. Bald wurde es auf allen Gassen ruchbar, Jesus sei nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, ein religiöser Schwärmer, vielleicht ein jüdischer Revolutionär gewesen,

von dem man nicht viel Sicheres wisse. Aber das Gerücht zerstob vor der eindringenden wissenschaftlichen Forschung. Die Wasser der litterarischen Kritik verliefen sich, und das feste Land zuverlässiger Urkunden stieg empor. Nun hatte die historische Untersuchung sichern Boden unter den Füßen. Je sorgfältiger sie aber aufzunehmen suchte, was sich ihr aus den Quellen ergab, um so mehr wuchs die Einsicht, daß wir es hier mit einer geschichtlich greifbaren Persönlichkeit einziger Art zu thun haben. Je treuer und realistischer, je geschichtlicher und menschlicher Jesus erfaßt wurde, je ungezwungener er sich aus seiner Zeit und Umgebung heraushob und davon abhob, um so erstaunlicher und unbegreiflicher erschien er in seinem ganzen persönlichen Sein und Wirken nach Art und Herkunft. Wenn die geschichtliche Forschung etwas enthüllt hat, so ist es eine bisher ungeahnte Tiefe des Geheimnisses, das Jesus darstellt; wenn sie etwas erwiesen hat, so ist es die platte Thorheit seiner voreiligen Beurteiler. Denn das geschichtliche Sein hat sich gewaltiger und wunderbarer gezeigt als der religiöse Schein.

Und endlich haben wir die materialistische Hochflut erlebt. Allen Gottesglauben, alles ewige, geistige Leben schien sie zu begraben und die Frage nach Jesus von Nazareth auf immer zu ersticken. Aber niemals ist wohl aufgeblasene Weltweisheit so als Thorheit offenbar geworden. Die ohne Gott die Welt begreifen wollten, mußten die Unbegreiflichkeit alles Seins und Werdens erkennen und am Wissen verzweifeln; die eine Selbständigkeit des Geistes leugneten, verloren den Sinn für die Seele und führten eine ungeheure Verwüstung des persönlichen Lebens herauf; die die Lösung des Rätsels unsers Daseins in Jesus verschmähten, mußten den Unsinn des Lebens bekennen und sich selbst das Urteil durch ihren Pessimismus sprechen: allenthalben Zusammenbruch. Äußerlich prahlen sie wohl noch als Sieger und glauben es, weil es die Masse noch glaubt, aber innerlich sind sie gerichtet, zu Grunde gerichtet. Das positive Unvermögen und die zerstörende Energie einer von Gott losgelösten Weisheit ist der dunkle Hintergrund, auf dem sich Jesus von neuem als die erlösende Wahrheit

in sonnenhaftem Glanze erhebt. Alles, was ihn verdunkeln sollte und wollte, mußte unfreiwillig zur Enthüllung seiner Herrlichkeit dienen und die dringende Frage nach ihm erwecken.

*   *   *

Aber ist denn auf diese Frage überhaupt eine Antwort möglich? Giebt es nicht so viele verschiedene Antworten, daß eine zutreffende ausgeschlossen scheint? Sind sie nicht so mannigfaltig wie die Menschen, die sie suchten, als ob das Urteil über Jesus immer dem Spiele der Willkür unterliege? Sind sie nicht so widersprechend und entgegengesetzt, daß sie sogar die gemeinsame Unterlage seiner geschichtlichen Persönlichkeit verdächtigen? Wenn man ihn einerseits für den leibhaftigen Gott, der auf Erden wandelte, und andrerseits für einen ganz gewöhnlichen Menschen erklären kann, ja war er denn dann überhaupt etwas außer und unabhängig von menschlicher Anschauung und Betrachtung?

Diese Einwände wären bedenklich, wenn das, wovon sie ausgehen, so verwunderlich wäre. In der That aber ist es nur zu begreiflich, daß die Urteile über Jesus so mannigfaltig sind, wenn wir in Betracht ziehen, wie sie zustande kommen. Wieviele treten denn überhaupt unbefangen an diese Frage heran! Vielleicht sind wir ja alle durch die Einflüsse und Überlieferungen, unter deren Abhängigkeit wir gerieten, befangen und müssen es naturnotwendig sein, aber wieviele wollen auch nur unbefangen und voraussetzungslos der Frage näher treten! Und doch ist dieser Wille, der sich jedes bestimmten Wunsches, wie die Antwort ausfallen möchte, entäußert, die unerläßliche Vorbedingung zutreffender Erkenntnis. Denn der Wunsch verblendet den Blick und trübt die Auffassung, weil er die Reinheit und Ruhe des empfänglichen Sinnes stört. Wieviele besitzen ein solch empfindliches Wahrheitsgewissen, daß sie eingeprägte und angeflogene Urteile, woher sie auch stammen, nicht mehr in sich ertragen können und nicht eher zur Ruhe kommen, bis sich eine eigenständige Anschauung des Lebens auf dem Boden der eigenen Erfahrung wachstümlich bildet! Und doch ist diese persönliche

Wahrhaftigkeit unsrer Urteile und Anschauungen, unsers Glaubens und Wissens das klare Auge, das allein die Wahrheit schaut. Dürfen wir uns dann wundern, wenn sich alle möglichen Schlagworte und Vorurteile über Jesus in immer üppiger wuchernder Mannigfaltigkeit von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und in diesem Unkraute die Keime der Wahrheit über ihn ersticken?

Aber der unbefangene Sinn und das lautere Interesse an der Wahrheit allein thut es nicht, wenn wir nicht den Weg einschlagen, der uns zum Ziele führt. Was hilft einem Forscher die peinlichste Voraussetzungslosigkeit und strengste Gewissenhaftigkeit, wenn er die rechte Methode verfehlt? Das gilt allenthalben, wo man fragt, sucht und forscht. Damit, daß es jemand ehrlich meint — gesetzt den Fall, er meinte es wirklich ehrlich, er wäre thatsächlich nicht für irgend welches Ergebnis voreingenommen, und glaubte nicht bloß, es ehrlich zu meinen —, hat er noch keine Bürgschaft, das Richtige zu treffen. Das ist ein verhängnisvoller Wahn, der zusammen mit der drückenden Empfindung, nicht selbständig und notwendig zu seinem Urteile gekommen zu sein, den heimlichen Herd der häßlichen Leidenschaftlichkeit im Kampfe über die Person Jesu bildet.

Wie macht man es denn im allgemeinen, um darüber klar zu werden, wer Jesus war? Soweit man sich nicht unbesehens irgend ein Schlagwort oder eine Lehrmeinung über ihn aneignet, wird sich schließlich jeder Mensch einmal vor die Frage gedrängt sehen: wer war Er? In dem Maße, wie ernstlich er es meint, wird er sich dann zu stillem Nachdenken in sich zurückziehen: wer könnte er wohl sein, was mag wohl an ihm gewesen sein? Er beschäftigt sich innerlich auf der Grundlage seiner Erinnerungen aus dem Religionsunterricht und dessen, was er seine Weltanschauung nennt, des mehr oder weniger verworrenen Niederschlags seiner Erlebnisse und Eindrücke, so lange damit, bis irgend ein Ergebnis herausspringt, was ihm einleuchtet, und das ist dann die Wahrheit über Jesus, der gegenüber nun alle abweichenden Meinungen im Unrecht sind. Das Verfahren bleibt im Grunde dasselbe, wie

umständlich es auch werden mag, wenn jemand von dieser Frage gequält anfängt darüber zu lesen und zu hören, was ihm nur irgend zugänglich ist. Er wird sich schließlich für die Meinung entscheiden, die ihm am meisten einleuchtet, oder sich selbst eine aus dem krausen Wirrwarr bilden, das er in sich aufgenommen hat. Es liegt auf der Hand, daß hier jedes Ergebnis, welches es auch sei, gänzlich von den jeweiligen Einflüssen persönlicher oder litterarischer Art abhängt, unter denen man erwuchs, oder unter die man geriet, und die individuelle Anlage und Neigung des Einzelnen den Ausschlag giebt. Das Urteil, das auf diesem Wege gewonnen wird, ist also zufällig willkürlich begründet und eigenmächtig gestaltet und muß es sein. Sorgfalt und Umsicht kann das wohl beschränken, aber den Sachverhalt nicht wesentlich ändern. Der Begriff, den sich jemand von Christus macht, wird immer eine subjektive freie Schöpfung aus dem Stoff und Anhalt sein, der ihm gerade zur Verfügung steht, und darum widersprechend und eigensinnig, unzutreffend und unsicher. Geändert wird daran an sich auch gar nichts, wenn man mit Eifer in der Bibel forscht, denn man liest hinein und heraus, was man nach seiner Art und unter den Einflüssen, unter denen man steht, darin finden muß, und die Geschichte wie die tägliche Beobachtung zeigt, daß die zur Schau getragene Unterwerfung unter die Schrift nur eine verhüllte Herrschaft über die Schrift ist, die man um so gewaltsamer übt, je weniger man davon ahnt, was man eigentlich mit ihr treibt.

Wir müssen einen andern Weg einschlagen, den uns die wissenschaftliche Forschung sowohl wie das praktische Leben zeigt. Früher verfuhren die Gelehrten den Problemen der Natur und Geschichte gegenüber genau so, wie es alle Welt gegenüber der rätselhaften Erscheinung Jesu thut. Sie dachten darüber nach, wie sie wohl am besten zu erklären seien, und erschien ihnen eine Annahme einleuchtend, oder fiel ihnen eine neue Idee darüber ein, so legten sie sich die einzelnen Umstände, die dabei in Betracht kamen, zurecht, so gut es ging, und behaupteten dann: so ist es

wirklich. Die Erklärung der Natur wie das Verständnis der Geschichte war spekulativ, und zum Besten der klug ersonnenen und sorgsam aufgebauten Theorie vergewaltigte man die Wirklichkeit. Die Naturwissenschaft war wesentlich Naturphilosophie und die Geschichte Geschichtsphilosophie. Die Folge war dieselbe: ein bunter Wechsel und jähe Gegensätze der Auffassungen und kein zuverlässiger Fortschritt im zutreffenden Verständnis. Öffentlich ist dieses Verfahren gegenwärtig überwunden, so unbewußt heimlich es auch noch weithin gepflegt werden mag. Die Nüchternen und Vorsichtigen aber sind sich über eins ganz klar: Die Wirklichkeit ist unabhängig von unsern Anschauungen und richtet sich in ihrem Bestande nicht darnach. Wollen wir darum das erreichen, was ist, so müssen wir von ihr abhängig werden und unser Urteil von ihr richten lassen. Deshalb ist nur ein Weg gangbar, und das ist die Erfahrung. Wir verschmähen darum alle Theorien, wie einleuchtend sie auch seien und suchen mit allen Mitteln empirischer Untersuchung festzustellen, was ist. Wir verzichten auf alle vorläufigen Erklärungen und verhalten uns rein beobachtend. Wir bleiben uns bewußt, daß wir alles nur auf Grund unsrer Erfahrung verstehen und uns nichts erklären können, was nicht von selbst uns klar wird, wenn wir es möglichst gründlich und umfänglich aufzufassen suchen. Deshalb lassen wir die Natur und Geschichte sich uns offenbaren, indem wir sie allenthalben rein und tief aufnehmen. So spricht die Wirklichkeit selbst zu uns durch die Fülle der Eindrücke und zeigt sich uns, wie sie ist.

Das ist eine grundsätzliche und vollständige Wendung im Verfahren. Früher stellte man sich über die Dinge, jetzt darunter, früher verhielt man sich in der Erkenntnis vorwiegend aktiv, jetzt passiv, früher schöpferisch, jetzt empfänglich. Es liegt auf der Hand, daß dieser Weg allein zielsicher ist, denn wir geben dann nicht mehr die Antwort und Lösung, sondern wir lassen sie uns geben und behaupten keine weitere Einsicht, als unsrer Beobachtung zu Teil wird, kein tieferes Verständnis, als unsrer Erfahrung entspringt. Gewiß, die Demut vor der Wirklichkeit führt uns zur Bescheidung mit dem,

was uns zugänglich ist, und verleitet uns die geistreichen Sprünge ins Bodenlose, aber mit der Bescheidung auch zur Gewißheit, denn die Erkenntnis wird reines Erlebnis, wo das subjektive Element auf das äußerste zurückgedrängt ist, und Raum geschafft wird für die Selbstoffenbarung der objektiven Wahrheit. Natürlich wird die Fassung immer subjektiv, d. h. von unsrer Eigenart abhängig sein und darum auch der Ausdruck individuell verschieden bleiben, aber das, was erfaßt wird und zum Ausdruck kommt, ist nichts Erdachtes, sondern etwas Erlebtes, keine Meinung, sondern Wirklichkeit, etwas Objektives, das für alle, denen es zur Erfahrung kommt, das Gleiche ist. Gewiß, sie werden es verschieden sehen nach dem Grade ihres Sehvermögens, aber was sie sehen, ist dasselbe.

Das alles gilt auch für die Frage nach der Person Jesu. Wollen wir wissen, wer er war, so führt uns der Weg der Erfahrung allein zum Ziele. Was helfen uns alle die künstlerischen Gebilde der religiösen Spekulation, was helfen uns die Mosaikbilder biblischer Sprüche, was helfen uns die vollendetsten dogmatischen Theorien und die schlagkräftigsten Formeln! Mögen sie auch so allgemeine Anerkennung gefunden haben, daß man sie für etwas Objektives hält, sie bleiben doch durchaus subjektive Erzeugnisse menschlichen Nachdenkens. Ein Bild Christi bleibt ein Bild, das ein Künstler schuf, und wird weder durch die Länge der Zeit noch durch die Allgemeinheit der Verehrung eine zutreffende Wiedergabe seiner Wirklichkeit, und wenn es auch nicht bloß alle Concilien, sondern sogar alle Welt behauptete, so hinge doch diese Behauptung in der Luft.

Andrerseits: Christus war, der er war. An seiner Wirklichkeit, die er hatte, läßt sich nicht rütteln. Sie läßt sich weder steigern noch vermindern. Wir können ihn weder in den Himmel heben, noch unter die Erde drücken. Das können wir nur mit dem Phantom unsrer Gedanken, dem wir seinen Namen geben. Er selbst bleibt stehen, als der er stand. Und wenn Millionen Märtyrer mit dem Tode besiegeln, daß er etwas war, was er

nicht war, oder Millionen Kritiker nachweisen, daß er etwas nicht war, was er war, so wird dadurch die Thatsächlichkeit seiner Erscheinung auch nicht um eine Linie verändert. Es thut Not, daß der ungeheure Respekt vor der Wirklichkeit, der sonst unsre Zeit auszeichnet, endlich unsre Seelen auch gegenüber der geschichtlichen Person Jesu erfüllt und uns in die Demut unbedingter Anerkennung dessen beugt, was uns mit ihr entgegentritt.

Wollen wir das aber wissen, so müssen wir ihn kennen lernen. Wir lernen ihn aber nicht dadurch kennen, das wir uns von andern über ihn etwas vorreden lassen — dadurch erfahren wir nur, was andre von ihm denken, wie sich Kirchen und Zeitalter ihn vorstellen —, sondern dadurch, daß er selbst, so wie er war, unser persönliches Erlebnis wird. Wir müssen ihn durch Erfahrung kennen lernen, oder er bleibt uns ewig unbekannt. Wie kann das zugehen? Ganz einfach: wir müssen uns unter den Eindruck seiner Persönlichkeit stellen, wie sie uns aus den Evangelien, den Urkunden seiner Geschichte entgegentritt, und ihn ganz unbefangen und aufgeschlossen auf uns wirken lassen. Wenn wir so mit tief empfänglichem Sinne die Geschichte seines Lebens unzerstückelt im Zusammenhange lesen, so steigt seine Gestalt vor unserm Auge auf und erscheint uns, wie er war, und je stärker wir ihn auf uns wirken lassen und dadurch auf ihn gestimmt werden, um so lebhafter wird unser Verständnis für ihn werden. Er wird ein Ereignis unsers Lebens, wir lernen ihn kennen und erfahren, wer er ist. Wenn wir so von dem Eindrucke seiner Persönlichkeit überwältigt werden, und seine Erscheinung übermächtig sich uns einprägt, dann sind wir es nicht, die die Antwort geben, sondern er sagt es uns selbst, wer er ist. Er offenbart sich uns, indem er in unser Leben tritt. Unabhängig von uns zwingt er uns in die Abhängigkeit von ihm durch die Wucht seiner Wirklichkeit und prägt in das weiche Wachs unsrer unmittelbarsten Empfindungen das zutreffende Bild seines Wesens. Dann kennen wir ihn, und unsre Kenntnis ist empirisch begründet. Vielleicht können wir es nicht sagen, wer er ist, aber wir wissen genau, wer er ist.

Das alles ist nichts Sonderliches und Ungewöhnliches. Jeder Geschichtsforscher weiß, daß das der einzige Weg ist, um hinter irgend eine Erscheinung der Vergangenheit zu kommen: ihr Bild, wie es uns aus den Urkunden aufsteigt, unmittelbar und umfassend in uns aufzunehmen, um sie von dem unwillkürlichen Gesamteindruck aus in allen Äußerungen ihres Wesens zu verstehen. Das erfordert aber Unbefangenheit, Hingabe, Gleichgesinntsein (Congenialität) und lebendigste Empfänglichkeit.

Das ist noch weniger etwas Besonderes im gewöhnlichen Leben. Wenn du hinter einen Menschen kommen willst, dann setzest du dich nicht in eine Ecke und sinnst darüber nach, was könnte an dem Menschen sein und behauptest dann, wenn du dir so ein Bild von ihm gemacht hast: so ist er. Du läufst auch nicht in der Stadt herum und liesest alles zusammen, was man von ihm redet und bildest dir aus dem Niederschlage des Klatsches der Gesellschaft ein Urteil über ihn. Nein, das thust du nicht, wenn dir an der Wahrheit liegt, sondern du gehst hin und suchst persönliche Beziehungen zu dem Menschen. Du suchst selbst einen Eindruck von ihm zu gewinnen, indem du ihn im direkten Verkehre auf dich wirken lässest. Zunächst wird es ein schwacher sein, aber je länger du mit ihm zusammen bist, und je näher du ihm kommst, um so deutlicher und lebendiger wird er werden. Deshalb ist das Erkennen einer Person ein kennen Lernen. Hast du ihn aber so erkannt, so weißt du, was an ihm ist, und fährt dir dann jemand mit einem widersprechenden Urteile dazwischen, so läßt dich das unerschüttert in deiner Gewißheit: das weiß ich besser, denn ich kenne ihn persönlich.

* * *

Daß Jesus von Nazareth nicht mehr unter uns lebt, ändert daran nichts, wenn wir nur ausreichende und zuverlässige Urkunden haben, die uns in treuer Unmittelbarkeit die Erscheinung seiner Persönlichkeit und sein geschichtliches Auftreten wiedergeben, so daß wir einen lebendigen Eindruck von ihm gewinnen können. Solche

Urkunden besitzen wir in den vier sogenannten Evangelien. Ob sie ausreichend sind, um Klarheit über ihn zu gewinnen, wie er war, kann nur der Versuch entscheiden, ob sie zuverlässig sind, hat die wissenschaftliche Untersuchung festzustellen.

Auf diesem Gebiete haben wir ein Jahrhundert umfassender Forschung hinter uns, die in ihrer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunehmenden Gründlichkeit, in ihrem rücksichtslosen Ernst, in ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit und in ihrer unbeugsamen Zähigkeit in der gesamten wissenschaftlichen Arbeit wohl einzig dasteht. Ihr Ergebnis ist, wie sich jeder überzeugen kann, daß wir in den drei ersten Evangelien im wesentlichen durchaus zuverlässige Berichte des Auftretens und Wirkens Jesu vor uns haben, die noch der kurzen ersten, jüdischen Epoche des Christentums angehören. Das vierte ist heute noch ein ungelöstes Problem und darum für den, der auf festem geschichtlichen Boden wandeln und ein ungefärbtes Bild, wie es damals wirklich war, gewinnen will, nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen. Beschränken wir uns deshalb auf die drei ersten Evangelien, deren einzigartiger Quellenwert von der Kritik allgemein anerkannt ist.

Aber selbst wenn wir in diesen drei Evangelien eine Urüberlieferung besitzen, die auf dem Zeugnis unmittelbarer Zeitgenossen Jesu ruht, selbst wenn wir aus ihnen die Geschichte Jesu mit zweifelloser Sicherheit erheben können, bieten sie uns denn damit schon die volle Zuverlässigkeit des Bildes Jesu, geben sie uns die Gewißheit seiner photographischen Treue? Damit an sich gewiß noch nicht. Denn bei der genauesten Berichterstattung über sein Leben, seine Thaten und Meinungen ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die plastische Kraft ihres Enthusiasmus den Helden ihrer Darstellung verklärte und über die Wirklichkeit erhob. Überliefern uns also doch nicht vielleicht auch die ältesten Evangelien statt des geschichtlichen Jesus den Christus des Glaubens, wie er in der ältesten Gemeinde lebte?

Diesen Einwand hören wir nur von solchen, die die Evangelien nicht wirklich kennen. Wer sie aufmerksam liest, erhält den

unmittelbaren Eindruck, daß das nicht der Fall ist. Infolgedessen spielt er auch in der eigentlich wissenschaftlichen Litteratur über die Anfänge des Christentums keine Rolle, sondern hier wird allgemein anerkannt, daß die Persönlichkeit Jesu, „das innere Leben Jesu unantastbar vor uns steht". Aber wir können auch den unmittelbaren Eindruck durch mannigfaltige litterarische und psychologische Beobachtungen im Einzelnen als richtig erweisen.

Vor allem sieht jeder, daß die Evangelien keine schriftstellerischen Schöpfungen im eigentlichen Sinne sind. Die Verfasser gestalten nicht, sondern sie geben einfach wieder. Sie sammeln lediglich Reminiscenzen und zwar mit bewußter behutsamer Peinlichkeit. Das gilt ebenso von den Worten wie von den Zügen Jesu. Die Individualität des Verfassers tritt ganz zurück. Sie beschränkt sich nur auf Auswahl und Anordnung. Aber auch hier setzt der Verfasser nur zusammen und verbindet kaum, geschweige daß er es verschmölze. Ja oft genug bescheidet er sich auch in der Anordnung, wenn ihm etwas bereits in einem bestimmten Zusammenhange entgegentrat. Aber noch mehr: wir finden zuweilen Äußerungen Jesu, die die Verfasser offenbar nicht verstanden haben, z. B. wenn sie in einen Zusammenhang gesetzt sind, in den sie zweifellos nicht gehören, und wir empfangen allenthalben den Eindruck wörtlicher Wiedergabe. Also unterlag das, was sie berichten, weder ihrer Kritik noch ihrer geistigen Verarbeitung. Hätten sie es geistig verarbeitet wiedergegeben, so hätte es bei jedem eine individuelle Fassung gewonnen. Das ist aber nicht der Fall. Es ist eine mechanische Wiedergabe, die nicht nur die Treue des Inhalts, sondern auch des Ausdrucks gewährleistet. Das alles spricht ganz außerordentlich für die zutreffende Überlieferung der Züge der Persönlichkeit Jesu, wenn wir allenthalben beobachten, wir sie unmittelbar wiedergeben, was sich ihnen eingeprägt hatte. Insofern kann man die Evangelien sogar als einzigartige geschichtliche Dokumente hinstellen, wie wir sie selten finden.

Die Verfasser sind also offenbar nicht von dem Bestreben ausgegangen, ein deutliches Bild Jesu den Gemeinden vor Augen zu

stellen, sondern nur, was ihnen erinnerlich war, niederzuschreiben. Wenn wir nun trotzdem ein einheitliches klares Bild von ihm aus ihrer Überlieferung gewinnen, so ist es nicht ihre Schöpfung, keine religiöse Konstruktion, sondern das unmittelbare Ergebnis des Zusammenwirkens der gesammelten Überreste. Deshalb ist es auch in allen Evangelien dasselbe. Es giebt nicht einen Jesus nach Matheus, einen nach Marcus, einen nach Lucas. Hätten sie den Christus ihres Glaubens gestaltet und nicht bloß die Erinnerungen von seinem Erdenleben gesammelt, so wäre er bei jedem ein anderer, das erfordert die Verschiedenheit der menschlichen Individualität. Daß er das nicht ist, ist ein sichererer Beweis der geschichtlichen Zuverlässigkeit des Bildes, das sie uns geben.

Endlich ist es ein psychologisches Grundgesetz, daß wir alles nur verstehen können auf Grund und nach Maßgabe unserer Erfahrung. Wir können uns nichts vorstellen und andern nichts darstellen, wofür uns die Anschauung fehlt. Deshalb können Künstler streng genommen nur nachschaffen. Sie sind darauf angewiesen, das, was in ihnen selbst ist, plastisch zum Ausdruck zu bringen oder nach lebendigen Vorlagen nachzubilden. Die sogenannten freien Phantasieschöpfungen entbehren immer des konkreten Lebens, es sind Schemen, Masken, Romanfiguren, aber nicht Menschen von Fleisch und Blut. Wenn wir nun von Jesus den Eindruck gewinnen, daß er ein vollkommener Mensch war, wie wir nirgends einen treffen, und er andrerseits als eine greifbar lebendige, konkret eigentümliche Gestalt erscheint, die nichts Schemenhaftes an sich hat, so giebt es nur die zwei Möglichkeiten: entweder die Verfasser waren vollkommene Menschen und stellten sich selbst in Jesus dar — das waren sie aber nach allem, was wir von ihnen merken, nicht, und die Gleichheit des Bildes Jesu in allen drei Evangelien hebt diese Möglichkeit auf — oder sie geben nur die Eindrücke einer unerhörten Wirklichkeit wieder, die sie erlebt hatten, d. h. sie stellten Jesus dar, wie er war.

* * *

Damit wäre nun der Weg gewiesen und geebnet, der jedermann zur Klarheit über Jesus von Nazareth führt, und ich könnte mit der Aufforderung schließen: geht ihn, wenn ihr wissen wollt, wer er war. Lest die Evangelien im Zusammenhang, laßt die Geschichte vor euch aufsteigen, die sie berichten, vertieft euch in den Anblick des Mannes, den ihr vor euch seht, erschließt eure Seelen der Leuchtkraft seiner Persönlichkeit und gebt den Antrieben nach, die von ihm ausgehen, dann werdet ihr inne werden, wer er ist, wenn ihr durch die Macht seines Wesens überwältigt werdet. Jeder kann diesen Weg selbständig gehen, und er wird das Ziel gewinnen, wenn er sich unbefangen und ernstlich, aufrichtig und demütig vor der geschichtlichen Wirklichkeit unter den Eindruck der Person Jesu stellt. Die Urkunden sind ganz einfach und so klein an Umfang, daß es keiner besondern geistigen Fähigkeiten bedarf, um ihren Inhalt in sich aufzunehmen, als einer reinen Empfindung und eines einfachen Sinns.

Aber die meisten Leser werden wissen wollen, zu welchem Ergebnis ich gekommen bin. Nun habe ich zwar immer gemeint, das komme für sie nicht in Betracht, sondern berge nur die Gefahr in sich, sie zu beeinflussen. Deshalb habe ich bisher gezögert, davon Mitteilung zu machen. Aber da mein Zögern vielfach falsch aufgefaßt worden ist, habe ich mich trotzdem dazu entschlossen. Doch mache ich mit Ernst und Nachdruck darauf aufmerksam: Was ich mitteile, das habe ich gesehen und erlebt. Was für Eindrücke jemand zunächst von Jesus gewinnt, und in welcher Folge sie kommen, in welchem Lichte er ihn sieht, und wofür er an ihm in erster Linie empfänglich wird, das ist individuell verschieden, das hängt von unsrer Eigenart, von der Bildung unsrer Persönlichkeit und von unsrer Lebensgeschichte ab. Ich warne jeden, hier nachempfinden zu wollen, sonst verirrt er sich in die Welt des Scheins. Hier haben nur ursprüngliche Eindrücke Wert. Denn nur wer aus der Wahrheit ist, der höret seine Stimme.

2.

Der überwältigende Eindruck, den ich von Jesus in allererster Linie empfange, ist die tiefe Empfindung, die mich immer wieder aufs neue elementar durchdringt, sobald ich in die Evangelien schaue: das ist die Wahrheit des Menschen. Seit langen Jahren quält mich das Problem des Menschen, das Rätsel unsers Daseins, und erschüttert mich immer wieder durch seine grenzenlose Tiefe. Seine grauenvolle Erscheinung, dieses Gemenge von Unsinn und Ohnmacht, Leiden und Verzweiflung marterte mich furchtbar und stachelte mich immer wieder auf, nach seiner Lösung zu suchen. Andere bemühten sich darum wohl auch auf den Pfaden der wissenschaftlichen Forschung und philosophischen Spekulation. Aber jene kann doch nur feststellen, was ist, also das Elend des Menschen und die Unsinnigkeit seines Daseins, aber nicht, was sein soll, und diese sich nur Gedanken darüber machen, was vorliegt, aber nicht entdecken, was sein könnte. So wurde mir klar [1]), daß dieses Rätsel jedenfalls nur durch das Leben gelöst werden könne, durch persönliches Sein und Werden, das durch seine Erscheinung auch andern die Augen dafür zu öffnen vermag. Deshalb suchte ich seine Lösung unter den Menschen, der Gegenwart und der Vergangenheit. Aber so viel ich auch an Einzelnen Andeutungen und Verheißungen sah, nirgends fand ich einen, vor dem es mir wie Schuppen von den Augen gefallen wäre, daß ich das noch nie Dagewesene hätte schauen und an ihm das Rätsel unsers Wesens und Schicksals begreifen können, bis ich vor Jesus stand und ihn rein in seiner geschichtlichen Erscheinung erblickte. So hatte ich ihn ja früher nie gesehen, als den Mann mit Fleisch und Blut, voll Leben und Eigenart, als einen von uns mit dem Schicksal Mensch. Da sprang das Geheimnis auf, und vor mir stand die Wahrheit des Menschen, der einzige wirkliche Mensch, dem gegenüber wir alle untermenschliche Existenzen sind, das Ziel und die Höhe des Menschen, und

[1]) Vgl. Was ist Wahrheit? Bd. 3 S. 81.

wie mit einem Schlage breitete sich volle Klarheit über unser Schicksal aus, und aus der grauenvollen Tiefe bahnte sich ein Weg der Erlösung. An ihm hat die Menschheit die Erfahrung ihrer Wahrheit und Bestimmung gemacht, und wenn wir heute davon zeugen können, so beruht das darauf, daß uns an ihm das Verständnis dafür aufgegangen ist.

Was meine ich damit: die Wahrheit des Menschen? Worin besteht sie, wie sieht sie aus? Das wird niemand auch nur annähernd verstehen, der nicht wenigstens schon unter der Unwahrheit seines Daseins gelitten hat. Und dann läßt es sich nicht schildern, es läßt sich nur erleben. Unser Urteil ist ja nur der Ausdruck eines unmittelbaren Eindrucks nicht das Schlußergebnis, das wir aus einer Summe von Beobachtungen gezogen hätten. Deshalb bleiben alle einzelnen Hinweise unvollkommen und können den Eindruck bei niemandem hervorrufen. Das vermag nur die Anschauung. Und sie allein erweckt auch das Verständnis für das, was wir sehen.

Ich habe allenthalben von Jesus den Eindruck eines vollkommenen Menschenwesens. Wie ein tiefer, starker, reiner, harmonischer Akkord klingt die Schwingung seines Lebens durch das verworrene Geräusch der Menschheit, und uns ist, als ob er alle unsere Dissonanzen auflösen könnte in seine Harmonie. Er ist eine einfache und klare, geschlossene und ebenmäßige Persönlichkeit, einheitlich durch und durch in fester innerlich notwendiger Verfassung und Erscheinung seines ganzen Seins, ganz in allem, was er ist und thut. Nichts ist an ihm überflüssig, willkürlich, unwesentlich, alles richtig, sinnvoll, zweckmäßig, von Wert und Bedeutung. Kein unnützes Wort kam aus seinem Munde. Nichts ist zu finden, was anders sein sollte. Seine Gestalt ist ohne Makel. Jeder beugt sich vor dieser Reinheit, die an sich die Möglichkeit eines Fehls ausschloß. Er ist allen Maßen gewachsen und hält jede Prüfung aus. So war er ein wundervolles völliges Gebilde, das mit der Wucht und Hoheit der erschienenen Wahrheit auf uns wirkt und aufrichtige Ehrfurcht erweckt, wie wir uns auch zu ihm stellen mögen.

Wie kümmerlich sind wir ihm gegenüber! Wir alle mit den zwei Seelen in der Brust und dem tiefen Zwiespalt unsers Wesens. Wie leiden wir unter der Zerrissenheit unsers innern Lebens, unter unserm zerfahrnen und zwiespältigen Sinn! Bei Jesus finden wir nichts von alledem. Wir sehen ihn in unerschütterlicher Einigkeit mit sich selbst, in ursprünglich fester Gradheit, frei und stark, ganz und mächtig, unberührt von Halbheit und allem Zwitterwesen. Wir sind unrein gemengt, kompliziert, überspannt, umständlich und mühsam. Wie werden wir es an ihm inne, diesem ungemischten, elementar einfachen, heldenhaften Mannestum!

Wo wir ihn erblicken, überall stehen wir unter dem Eindruck seiner starken und reinen Eigenart. Unnachahmlich und unverkennbar spricht sie aus allen Zügen seiner Erscheinung und verleiht ihr den strengen Stil unverletzter Eigentümlichkeit in jeder Linie und Bewegung seiner Gestalt, in jeder Äußerung seines Wesens. An dieser unerhörten Vollkommenheit, die ganz in den Schmelz unberührter Ursprünglichkeit getaucht ist, liegt es, daß wir in ihm allenthalben die wundersame Erscheinung vollendeter menschlicher Schönheit sehen. In allen Wendungen und Weisen ist er original, klar und deutlich, immer er selbst. Nichts Fremdes ist in ihm und an ihm. Ohne Trübung und Fehl äußert er sich in ganz klaren Eindrücken seines Wesens, denn jede Haltung, die er einnimmt, jedes Wort und jede That trägt deutlich und unverwischbar das klare Gepräge seiner Persönlichkeit. Deshalb spricht man von unerfindbaren Jesus-Worten, weil sie alle so unverkennbar echt sind, und niemals etwas Fremdartiges bei ihm Raum fand. Deshalb sind die Wirkungen seiner Züge so stark, weil die Eindrücke so rein sind und uns ungehemmt treffen. Deshalb ist auch das Geringste, was wir von ihm hören so bedeutungsvoll, weil auch das Unscheinbarste an ihm eine klare Kundgebung seiner Persönlichkeit ist.

Soll ich nun erst noch unser Gegenbild schildern und das Abstandsgefühl wecken, damit man merkt, was das heißen will? Ich denke nicht, denn wer es nicht selbst empfindet und nichts von seiner unreinen Häßlichkeit weiß, dem hilft auch der Spiegel nicht, den

man ihm vorhält. Wer noch in der Eitelkeit befangen ist, die sich selbst schön und recht finden kann, der ist blind für die Herrlichkeit des Schönsten unter den Menschenkindern.

* * *

Dieser Erscheinung Jesu entspricht aber auch sein innres Sein und Leben. Hier sehen wir nichts von Spannung oder Zwiespalt zwischen Bestand und Bewußtsein. Beides fällt in eins zusammen, es steht in vollem Einklang und festem Verband. Nichts schiebt sich dazwischen. Sein Bewußtsein ist nur der unwillkürliche Reflex seiner Empfindung. Überall stehen wir bei ihm unter dem Eindrucke einer ungebrochenen genialen Naivität in allen Vorgängen seines Innenlebens. Es quillt ursprünglich aus dem Grunde unmittelbarer und urwüchsiger Empfindungen, die ihm rein und einfach zum Bewußtsein kommen und seinen Geist mit dem Lichte tiefer Anschauung der Wahrheit erfüllen. Da giebt es keine umständlichen Gedankengänge und abgeleiteten Vernunftschlüsse, von allem theoretischen Unwesen ist er unberührt. Bei ihm waltet und äußert sich eine geniale Intuition, die die Dinge unmittelbar erfaßt, wie sie sind. Darum spricht er niemals begrifflich, sondern stets anschaulich. Die Folge dieser elementaren Unmittelbarkeit und Tiefe seines ganzen geistigen Lebens macht es begreiflich, daß er für die schwierigsten Fragen mit der Sicherheit des Genies immer die einzig wahre und daher vollständige Lösung giebt, für die tiefsten Dinge den einfachsten und absolut zutreffenden Ausdruck findet, daß in allen Offenbarungen seines Wesens die gewaltige Selbstverständlichkeit elementarer Wahrheit herrscht. Was er sagt und thut, ist vollkommen, denn es kommt ganz und unbeeinträchtigt zum Ausdruck, was aus dem Boden der Wahrheit seines Seins erwächst.

Sein Bewußtsein ist ein reiner Spiegel der Wirklichkeit, und die Schwingungen seines Geistes werfen das Bild, das er empfing, ungebrochen zurück. Niemandem wird bei Jesu tiefen Worten der Gedanke kommen, daß er sich etwas ausgedacht habe. Wir em-

pfinden unwillkürlich: es ist so, weil wir etwas davon fühlen, daß er einfach nur aussprach, was er erlebte. Und wer ihn kennen gelernt hat, der vermag es nicht in Frage zu stellen, denn er steht unter dem Eindruck seines unfehlbaren Auges für die Wirklichkeit. Infolge seiner unverdorbenen tiefen und zarten Empfindung durchdrang ihn alles, was er sah, mit ungehemmter Macht bis in die letzten Gründe seiner Seele: das Verhängnis der Menschheit sowohl, das auf uns lastet, wie der lebendige Gott und seine Gnade, die herrschende Unwahrhaftigkeit wie das verborgene Schluchzen nach Erlösung. Deshalb hatte er den scharfen Blick bis auf die tiefsten Grundlagen unsers Schicksals und bis in die ursprüngliche Wahrheit aller Verhältnisse des Lebens. Deshalb wußte er, was im Menschen war, und bedurfte nicht, daß es ihm jemand sagte. Das alles kannte er, weil er die Wahrheit des Menschen war und nicht eine Karikatur seiner Bestimmung wie wir alle, die wir im Dunkeln tappen und in Irrtum und Thorheit verkommen.

Alles aber, was er ist und äußert, ist durchglüht von einem Selbst, dessen Strahlen leuchtende Blitze sind aus der Herrlichkeit der menschlichen Seele. Wie stark tritt dieses Ich überall hervor als die Brennlinse seiner innern Lebensbewegung und seines Lebensaustausches, als die treibende Macht der Offenbarung seiner Persönlichkeit und der Auswirkung seines Berufs. In allem flammt seine Persönlichkeit voll reiner, starker Leidenschaft und belebt es mit der Energie seines eigensten Wesens.

Und nun dieses Selbstbewußtsein, diese Herrschaft des Selbst! Ich sehe jetzt ganz davon ab, als was er sich wußte, sondern denke nur daran, wie er sich wußte. Wo wir ihn treffen, überall ist er seiner selbst gewiß und mächtig, in unerschütterlicher Ruhe der Tiefe seiner Seele. Wie es auch um ihn stürmt und in ihm wogt, nichts vermag ihn aus dem innern Gleichgewicht zu werfen: im tiefsten Grunde bleibt er frei, unabhängig und übermächtig, fest beruhend in sich selbst. So beherrscht er sich selbst und jede Lebenslage, in die er kommt. Welche Überlegenheit zeigt er in den bedenklichsten und verwickeltsten Lagen! Darum vermochte auch niemand die

Klarheit und Milde seiner Seele zu hemmen oder zu trüben. Wer würde nicht überwältigt von der völlig sichern Haltung, die er überall einnimmt! Ohne eine Spur von Anstrengung und Gewalt, sie ist ihm Natur, denn sie ruht auf der tiefen Notwendigkeit seines innersten Seins, die die wahre Freiheit ist. Wie steht er im Leben — und in was für einem Leben! — ohne Zweifel und Reue, ohne Sorge und Furcht, um sich herum eine Sphäre von Zuversicht und Lebensmut verbreitend. Wahrer Frieden und volles Genügen ruht in seiner Seele und strahlt von ihm aus.

* * *

Diese innere Verfassung war die Ursache, daß sich alle Regungen seines Wesens, die sich den Menschen mitteilten, in ungebrochener und ungehemmter Ursprünglichkeit äußerten, und alles, was er wollte, im vollen Einklang mit seiner innersten Gesinnung ganz und ungeschwächt ins Leben trat. Kein Zwiespalt zwischen Bewußtsein und Erscheinung, zwischen Sinn und Wille, zwischen Wille und That. Was er von sich gab, kam voll zum Ausdruck, und was er auch that, da war er ganz dabei. Alles war fest gefaßt in seinem Innersten und stand zu dem treibenden Bewußtsein seines Lebens in straffem Bezug.

Deshalb spiegelte sich in allem, was er that, seine innerste Natur. Da war nichts Gemachtes, Gekünsteltes, Gewaltsames, sondern alles einfach und grad in der Taufrische der Ursprünglichkeit. Bei aller Klugheit und unerhörten Schärfe des Blicks auch für die versteckteste Verschlagenheit keine diplomatischen Umstände und Listen, sondern überall Unmittelbarkeit ohne Nebengedanken. Ein Feind alles Scheins, war er immer ein rückhaltloser Bekenner der Wirklichkeit. So tief unmittelbar wie in allen Selbstäußerungen war er auch in seiner Empfänglichkeit für alles. Welch feines Gefühl und zarter Takt für Menschen und Verhältnisse, für die eigene wie die fremde Lage! Allenthalben trifft er den Kern der Sache und der Seelen. Wie keusch war er in seinen Reden und in seinem Schweigen! Alle Selbstbeleuchtung lag ihm fern auch bei der stärksten und rückhaltlosesten Selbstbetonung, die er ohne Scheu allen Mißverständ-

nissen aussetzte, wenn es darauf ankam. Er war ohne Falsch und doch voller Rücksicht, er that immer das Eigentliche und schadete doch Niemand, und war er ganz niederschmetternde Wucht, so erfüllte ihn doch immer nur reiner Eifer und sachlicher Zorn.

Kein Wunder, daß er immer das Richtige traf und das Gewiesene fand. Wie schwierig war seine Lebenslage! Eine ganz neue Art Leben lebte er in fortwährender Reibung mit einer Welt ihm fremder Art. Wer etwas davon ahnt, weiß, wie verzweifelt schwer es ist, immer in seiner Stellung zu den Menschen wie zu den Verhältnissen das einzig Wahre zu treffen — und es giebt überall immer nur eines, was das ist — Jesus traf es immer und unwillkürlich. Hierin wurzelt der tiefste Respekt, den er allen einflößte. Er konnte mit den Sündern essen und mit den Selbstgerechten verkehren, ohne sich und seiner Sache untreu zu werden und andern zu schaden. Er konnte das Unerhörteste thun, ohne mit der Wimper zu zucken, wie z. B. die Reinigung des Tempels oder die Abweisung seiner Verwandten: Die Wahrheit sprach immer aus ihm, wir fühlen es, auch wenn wir uns vielleicht noch nicht Rechenschaft davon ablegen können. Ich will nur auf eines hinweisen. Er überwand mit der freien Leichtigkeit des Genies die Schwierigkeit, sich selbst zu erhalten und andern zu dienen. In der vollen Hingabe an die Menschheit behauptete er sich selbst. Er war selbstbewußt und selbstlos.

Er konnte leben. Er ging auf den Wogen. Er bändigte und bezwang aus der Übermacht seiner Persönlichkeit den Sturm der Ereignisse und die Wut der entfesselten Elemente menschlicher Leidenschaft. Er blieb immer im Übergewicht und in Wahrheit der Sieger. Denn er stellte allen Anfechtungen einfach sich selbst gegenüber. Er brauchte keine Hilfe und nichts Fremdes, um sich zu behaupten. An seiner Persönlichkeit brach sich jeder Widerstand, und vor der Übermacht der Wahrheit menschlichen Seins, die er entfaltete, konnte niemand bestehen. Und wie lebte er sich aus! Welch eine Fülle von Leben konnte er ausströmen, ohne erschöpft zu werden, wie konnte er sich den Menschen hingeben, ohne sich selbst zu ver-

lieren, wie vermochte er sie an sich zu ziehen, zu sich empor zu ziehen in eine neue Welt, in ein neues Leben hinein! An ihm erlebte die Menschheit die Liebe, die Überschwang der Seele ist aus unversiegbaren Brunnen und imstande ist alles Übel zu heben. Ja das ist die Wahrheit des Menschen.

Seine Lebensführung aber ist unvergleichlich. Denken wir an unser Zaudern und Schwanken, an das ewige Hin und Her zwischen allen Möglichkeiten, an den ganzen Zickzacklauf unsers Lebenswegs, und sehen wir Jesus mit der ungeheuren Sicherheit gradeaus Schritt für Schritt gewissen Trittes seinen Weg in die wallenden Nebel der Zukunft nehmen. Man sagt aus dogmatischem Interesse, er habe alles gewußt, dann wäre es kein Kunststück und Verdienst gewesen, der geschichtliche Christus jedenfalls wußte es nicht, daß sehen wir deutlich aus den Evangelien, aber er ging ohne Zucken und Zaudern so sicher, als ob er es wüßte, unverrückbar wie ein Stern seine Bahn, und seine ahnende Seele durchdrang mit dem hellen Blick für innere Notwendigkeiten mehr und mehr, was ihm bevorstand bis ans Ende.

Alles aber, was er sprach und wies, was er that und unternahm, war erfüllt von einer elementaren Kraft persönlichen Lebens. Er schloß in sich die Vollmacht eines Könnens, wie es die Erde noch nie sah. Welche Gewalt der Seele, welche Wucht innersten Lebens erfaßt uns heutigen Tages noch, wenn wir seine Augen über die Jahrtausende hin auf uns gerichtet fühlen! Wer vermag ihm Stand zu halten, wenn sein Herz ihm nicht entgegenzuckt in jauchzender Unterwerfung!

* * *

Das sind einige unbeholfene und lückenhafte Andeutungen von dem, was ich meine: Jesus, die Wahrheit und Herrlichkeit des Menschens. Wer könnte die Züge alle umfassen! Wer sie schaute, weiß, daß wir davon nicht reden können, ohne zu scheitern. Denn wir müssen von Erscheinungen sprechen die hoch über unserm Horizonte liegen. Und noch etwas. Alles, was ich vor Augen

zu stellen suchte, ist eine Gesamterscheinung, die ich nur für das Verständnis nach verschiedenen Seiten entfalten mußte. In Wirklichkeit ist alles eins und zusammen, wo eins das andere bedingt und eins zum andern gehört. Wer es also lebendig verstehen will und nicht nur begrifflich, muß es zusammen schaun, in einander schaun, um das Ganze in seinem Nebeneinander, Ineinander, Auseinander zu erfassen. Wer das kennt, der leidet darunter, wenn er es für andere auseinander nehmen muß. Denn jede Analyse zerstört, indem sie zeigt und erklärt. Aber es ist nun einmal die einzige Möglichkeit, um darauf aufmerksam zu machen. Doch nur wer des Ganzen selbst inne wird, kann verstehn, worum es sich handelt, wenn ich sage: die Wahrheit des Menschen.

Das war Jesus von Nazareth. Aber damit ist das Geheimnis seiner Erscheinung noch nicht erklärt. Im Gegenteil, es vertieft sich nur ins Unfaßbare. Wie war er möglich, in seiner Zeit: diese unerhörte Lebensfülle in vollkommner Gestalt und Entfaltung, dieses übermenschliche Gebilde von Wahrheit und Herrlichkeit im Zusammenbruche der damaligen Zeit, auf dem Schutte einer unfruchtbaren Vergangenheit! Keine Summe von Unvollkommenheiten kann die Vollkommenheit erzeugen. Wie wollen wir ihn als endliches Gewächse, als Ergebnis seiner Vorfahren und Verhältnisse begreifen? Die Geschichtsforscher bescheiden sich, das Rätsel seines Daseins anzuerkennen, ohne es zu erklären. Wie vermöchten wir es erst, die Blicke in die Tiefe seiner Persönlichkeit gethan haben! Wir vermöchten es nicht, wenn nicht die Lösung schon aus seiner Erscheinung spräche.

Auch der oberflächlichste Betrachter erhält den Eindruck, daß die Wurzeln der Einzigartigkeit Jesu gänzlich und ausschließlich in seiner Lebensgemeinschaft mit Gott, seinem Vater, liegen. Dadurch war er, der er war, dadurch konnte er, was er vermochte. Die innere Zuversicht und Lebensfreudigkeit, die ihn erfüllte, entsprang aus der Empfindung, daß Gottes Wohlgefallen auf ihm ruhe. Die Sicherheit seines Verhaltens und die Unfehlbarkeit seiner Entscheidung ergab sich daraus, daß Gottes Wille in ihm lebte. Die

Vollmacht seines Könnens hatte ihre Quelle in der Kraft Gottes, die durch ihn wirkte. Gottesgewißheit war die Grundlage seiner Selbstgewißheit und Gottesbewußtsein das Licht seines Weltbewußtseins. Er hatte sich gefunden und kam in der Welt zurecht, weil er sich in Gott fand, und Gott in ihm sich kund gab. Er war nicht aus dem Gleichgewichte seiner Lebensstellung zu bringen, weil der Schwerpunkt seiner Persönlichkeit in Gott ruhte. Auf ihn gründete sich sein Selbst, und aus ihm quoll sein Leben. Und je mehr er sich ausbreitete und ein Volk, eine Menschheit umspannte, um so tiefer trieb er seine Wurzeln in den ewigen Grund seines Gottes.

Dieses organische Leben seiner Persönlichkeit in Gott und aus Gott war keine bloße Idee, etwa das Bewußtsein der Liebe Gottes, seiner Vorsehung und seines Beistands, sondern es war ein objektiver Bestand, der sich nur unwillkürlich und unmittelbar in der Empfindung seiner Seele spiegelte. Man versuche es nur — und wie viele haben es schon versucht! — man eigne sich Jesu Sohnesbewußtsein an, und man wird sehen, wie man an der unwahren Gewaltsamkeit einer fixen Idee scheitert. Bei Jesus erblühte das Bewußtsein aus der Wirklichkeit, die er erlebte, und die Macht, die ihn erfüllte, war nicht bloß die Spannkraft eines tiefen seelischen Empfindens, sondern die Quellkraft eines objektiven persönlichen Vermögens, das sich nährte aus göttlicher Energie.

Wenn wir ihn beobachten, wie er uns in den Evangelien erscheint, haben wir überall den Eindruck einer ungestörten und ununterbrochenen Einheit des Lebens mit seinem Vater. Seine Seele ist ganz und dauernd Gott erschlossen, und Gott erschließt sich ohne Maß seinem lieben Sohne. Jesus ist rein und ausschließlich auf ihn gestimmt und vernimmt mit klarster Deutlichkeit die Stimme seines Vaters. Er ist ein vollkommnes Organ der Aufnahme göttlichen Geistes und himmlischer Kraft und ein zart empfindlicher Sammelpunkt für alles Menschliche vor Gottes Angesicht. So unerschütterlich steht er zu ihm, wie er unausgesetzt aus ihm lebt. Nichts läßt er neben ihm gelten und für sich Bedeu-

tung gewinnen, ihn allein hält er fest in allen Momenten seines Lebens und behauptet ihn einer Welt gegenüber, die nichts von ihm weiß.

Sehen wir das alles, dann wird es uns gewiß, daß die ganze vollendete Persönlichkeit Jesu eine reine Schöpfung Gottes war. Wie er in ihm bestand, so war er auch aus ihm erwachsen als die Wahrheit und Herrlichkeit des Menschen. Gott ist der Schöpfer und Lebensquell dieser wunderbaren Erscheinung, die unsre Augen zu den himmlischen Höhen unsrer Bestimmung empor lenkt. Ist das aber der Fall, dann löst sich auch das Rätsel unsers Daseins in seiner dunkeln Tiefe. Dann ist es klar, daß die Wahrheit des Menschen nur in Gott begründet werden und aus der Gemeinschaft mit ihm sich entfalten kann.

3.

Die Klarheit, die wir bisher über Jesus gewannen, entsprang dem gesammelten Eindruck seiner Persönlichkeit, wie sie sich aus den Quellen vor uns erhebt. Sie giebt uns eine lebendige Anschauung davon, wer er war, und läßt uns eine Ahnung davon aufgehen, wie er es sein konnte, aber sie führt uns noch nicht auf den Grund seines Wesens. Sie zeigt uns deutlich die Gestalt seines Seins und die Bewegung seines Lebens, aber nicht den Gehalt seines Seins und das treibende Element seines Lebens. Aber ihn erhebt über alle Menschen nicht allein, was er war, sondern vor allem, was er schuf. Erst wenn wir davon etwas erleben, können wir ermessen, wer er war. Wir müssen der Wirkungen inne werden, die von seiner Persönlichkeit ausgehen, weil erst die Wirkungen das Wesen der verschlossenen Erscheinungen enthüllen. Denn Wirkungen sind die einzigen direkten und unmittelbaren Wesensoffenbarungen, die es giebt.

Wenn es uns auf solche ankommt, können wir natürlich nicht die Fülle indirekter und abgeleiteter Wirkungen in Betracht ziehen,

die von Jesus ausgegangen sind, auf denen schließlich unsre ganze Gegenwart nach ihrer innersten Seite ruht, sondern nur die unmittelbaren Wirkungen seiner Persönlichkeit, die Menschen seiner Zeit und wir noch heute an ihm erleben, die Erfahrungen im eigentlichsten Sinne, die wir an ihm machen. Die Erlebnisse, die seinen Zeitgenossen widerfuhren, werden in unsern eignen ihre Bestätigung finden, wenn anders die Wirkung seiner Persönlichkeit noch die gleiche ist wie zu der damaligen Zeit, und die Gestalt, die uns die Evangelien zeigen, dieselbe ist, die damals unter den Menschen wandelte.

Die erste und grundlegende Wirkung, die Jesu Erscheinung hervorrief, war das Erlebnis des lebendigen Gottes. Will man das Außerordentliche dieses Vorgangs ermessen, so muß man sich vor Augen halten, daß in dem Volke Israel der damaligen Zeit seit Generationen das Verständnis für Gott, den Lebendigen, ganz verschwunden war. Man pflegte wohl die Erinnerung, daß Gott durch seine Propheten in einer langen Kette von Kundgebungen seinem Volke immer wieder nahe getreten war und in seiner Geschichte sich lebendig bezeugt hatte. Aber das war nur heilige Sage einer großen Zeit. Es war schon so lange her, daß kein Prophet mehr aufgestanden war und der Himmel schwieg. Das Bewußtsein, daß es anders sein müßte, hatte man verloren und ganz vergessen, daß die Propheten eine Steigerung und nicht ein Aufhören der Fühlung mit Gott erwartet hatten. Alles, was von Gott überliefert war, verstand man je länger je mehr dogmatisch, als eine Wahrheitsoffenbarung, die man in seiner Weltanschauung festzuhalten habe. Infolgedessen trat Gott selbst immer mehr zurück in eine jenseitige Weltferne und schrumpfte zusammen zu einem religiösen Begriff, und so eifrig man sich auch dem Kultus der erhabenen Idee des Einzigeinen widmete, in der Welt und Geschichte, im Volk und Leben hatte er keinen Platz mehr, da nahm seine Stelle das heilige Gesetz ein.

Da trat Jesus auf, und wie unter einem Erdbeben erzitterte auf einmal das Mausoleum, das man der vergangnen und ver-

sunknen Gotteszeit gebaut hatte, und die darin mit den göttlichen Überresten heiliger Schriften Kultus trieben, spürten Lebensluft und ein Wehen vom Himmel. Wo Jesus hinkam, erbebten und entsetzten sich die Menschen wie unter dem Einbrechen von etwas Unerhörtem. Hin und her flutete die Erregung und brandete in heftiger Bewegung empor: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht". Jesus entfaltete die Macht seiner Persönlichkeit, und sie priesen Gott. Er war wieder da, er lebte, und sie spürten bis in das Mark ihres Wesens die elektrischen Schläge seiner Selbstoffenbarung. Sie hatten nicht nötig darüber belehrt und aufgeklärt zu werden, sie frugen nicht nach Erklärung und Beweisen, denn sie erlebten es ja, und das Leben brachte Verständnis und Gewißheit. Wir finden nirgends eine Spur, daß Jesus über die lebendige Wirklichkeit und persönliche Gegenwart Gottes gelehrt hat. Er setzte sie vielmehr voraus (z. B. bei seiner Mahnung, nicht zu sorgen), und er konnte es, denn alle Welt erlebte Gott an ihm. In Jesus erschien er ihnen als der Lebendige, Gegenwärtige, und was sie an ihm erlebten, empfanden sie als Offenbarung des Ewigen.

Dieselbe Erfahrung machen auch wir heute, wenn wir uns unter den Eindruck und Einfluß der Persönlichkeit Jesu stellen. Wir werden an ihm Gottes inne. Es ist ganz unmöglich, durch Erörterungen jemandem das Verständnis für Gott zu wecken und durch Beweise und Vorstellungen die Gewißheit seiner lebendigen Wirklichkeit zu geben. Was wir können, ist jemand, der dafür zugänglich ist, zur Annahme eines irgendwie Gottes führen und den Begriff Gottes als beherrschenden Mittelpunkt einer einleuchtenden Weltanschauung zeigen. Mehr vermögen wir nicht. Wir bleiben mit unserm Gedankengelichter in der Theorie und verhungern in der Ungewißheit. Wie könnte es auch anders sein! Verständnis giebt es nur durch Erfahrung, und was uns gewiß werden soll, müssen wir erleben. Wie wird aber Gott unser persönliches Erlebnis? Die Seelen der Menschen unsrer Zeit schreien nach Gott, wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser. Aber nach

dem lebendigen Gott: keine Lehre und Theorie stillt ihren brennenden Durst nach Leben. Und manche sind schon verdurstet und verzweifelt zu Grunde gegangen, weil sie nichts von Gott vernahmen, und der Himmel verschlossen blieb! In dieser furchtbaren Not giebt es nur einen Ausweg, der sicher ist und offen steht: Jesus Christus.

Ich zweifle nicht im Geringsten daran, daß jemand auch sonst Gottes inne werden kann. Wenn er tief versunken ist im Anblick der Natur oder Geschichte, wenn er unter der Schönheit erzittert, wie sie ihm auch entgegentritt, wenn seine Seele den Odem des Lebens spürt, der durch die Schöpfung geht, ja bei dem Kleinsten und Unscheinbarsten, sobald nur in seinem innern Auge der Sinn für das, was dahinter liegt, lebendig wird: dann durchschauert ihn die Empfindung Gottes, daß er wohl noch zweifeln, aber nicht mehr leugnen kann. Ja es giebt nichts, durch das wir nicht Gottes inne werden könnten, und die Zugänge, die er zu der zentralen Lebensempfindung des Menschen hat, sind so mannigfaltig wie sie selbst in der Fülle ihrer besondern Art. Aber darnach geht das Fragen und Suchen der Menschenseele nicht. Sie verlangt über den unbewußten Naturzusammenhang mit ihm, in dem sich alles befindet, was ist, nach einer persönlichen Fühlung des Herzens mit ihm und nach dem lebendigen Walten seiner Gnade im eignen Leben. Darum dreht sich Sehnsucht und Zweifel, Ahnung und Erschütterung.

Hier ist der Weg zu Leben und Wahrheit Jesus Christus. Wer von ganzem Herzen Gott sucht, wird an ihm seiner inne werden. Wenn wir uns ganz dem Eindruck seiner Person unterstellen, und er Macht über uns gewinnt, dann wird unser blindes Auge für die Herrlichkeit Gottes geöffnet. Die Empfindung für ihn wird in uns lebendig, denn wir sehen ihn aus der Persönlichkeit Jesu herausleuchten und spüren den mächtigen Einfluß seines Waltens auf unser ganzes Dasein. Die Scheinwelt, in deren Schatten wir lebten, versinkt, und die Welt der Wirklichkeit, die Gottes ist, taucht vor uns auf. Wir fühlen sein Nahesein und werden in den Grundtiefen unsers Wesens von ihm erfaßt. Er ergreift uns, wir fühlen

uns in seiner Hand, und sein Geist bewegt Seele und Willen. Unter seinem Wehen erhebt sich in uns eine Hochflut neuen Lebens. So wird uns Gott in außerordentlichen Erlebnissen selige Gegenwart und persönliche Wirklichkeit, je mehr wir Jesu Persönlichkeit in uns aufnehmen und die Richtung seines Lebens einschlagen. Denn aus seiner Erscheinung offenbart sich uns das Walten des lebendigen Gottes, und in der Richtung seines Lebens finden wir den Zugang zu ihm. Wird uns so, in dieser Tiefe und in diesem Umfange, Jesus persönliches Erlebnis, so wird uns Gott lebendige Gegenwart. Darum sucht uns Gott heute noch heim in ihm, denn er ist die Gotteserfahrung der Menschheit schlechthin.

Eine weitere nicht weniger grundlegende und weittragende Wirkung der Persönlichkeit Jesu war es, wenn die Menschen an ihm zum Bewußtsein ihrer selbst kamen. Dadurch allein wäre er die Wende und der Begründer einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit. Denn vor ihm hatten die Völker in einem Halbdunkel des Selbstgefühls dahin gelebt. Wohl hatte sich das geistige Leben der Menschen in den verschiedensten Kulturen in wunderbarer Weise entfaltet, die Anschauung und Erkenntnis umspannte den ganzen Horizont der Erfahrungen und erhob sich, wie z. B. in Indien, in kühnen Spekulationen weit über die Grenzen der Vernunft, die ursprüngliche Empfindung genialer Denker fühlte die verborgenen Wahrheiten des Schicksals durch und verdichtete sie in wunderbaren Schöpfungen, aber über dem geheimnisvollen Wesen des Menschen lag noch ein undurchdringlicher Schleier. Ahnungen und halbwaches Träumen, aber nirgends ein Erwachen. Man grübelte wohl über sich selbst, aber man empfand sich nicht selbst bis in die Tiefe seines Wesens. Im innersten Kern war sich der Mensch verschlossen geblieben wie eine noch nicht aufgesprungene Knospe. Und weil man noch nicht sich selbst bis auf den Grund seines Seins erlebt hatte, deshalb wußte man nichts von den verborgenen Tiefen der Seele, auf deren Oberfläche sich das Empfindungsleben und die Thätigkeit des Geistes abspielte. Das Wesen des Menschen hatte sich noch in keinem offenbart.

In Jesus trat es zum ersten Male in vollständiger Entfaltung seines innersten Kerns zu Tage und blühte in vollkommener Schönheit auf. In ihm erschien die Wahrheit des Menschen, wie wir sahen, als lebendige persönliche Wirklichkeit. Darum schlug in ihm zum ersten Male das Menschenbewußtsein in vollerwachter Klarheit die Augen auf und ward seines eignen Wesens inne. Die Menschheit kam in Jesus zu sich selbst, sie verstand sich und begriff ihr Dasein, ihre Bestimmung und ihr Schicksal, sie wurde ihres ewigen Wesens und Wertes bewußt. Wie Blitze durch die Nacht zuckten die Worte Jesu über die traumverlorne Menge: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nehme doch Schaden an seiner Seele? Was kann der Mensch thun, daß er seine Seele erlöse?" Aber sie hätten die Menschen nur wie ein grelles Licht aufgeschreckt und wären unverstanden geblieben — sie sind ja auch durch die Jahrtausende unverstanden geblieben, und wer versteht sie heute denn in der Tiefe ihres Lichts! —, wenn ihnen nicht in der Persönlichkeit Jesu die Sonne aufgegangen wäre und die graue Dämmerung ihres Bewußtseins mit ihrem Lichte gehoben hätte.

An Jesus kamen die Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst. Sie wußten nicht recht, was mit ihnen geschah. Aber sie wachten auf. Ihre Seele regte sich und wurde lebendig. Sie merkten, daß in ihnen etwas geschlummert hatte, das jetzt leben wollte. Mit Staunen wurden sie gewahr, wer sie eigentlich waren, und erschauerten über die Schattenexistenz, die sie bisher geführt hatten. Der ewige Keim ihres Wesens lebte in ihnen auf und stimmte ihren Sinn auf ewige Höhen und Ziele. So wurde es damals im eigentlichen Sinne lebendig unter den Menschen. Es ging eine merkwürdige Bewegung durch das Volk. Die Lebensschwingungen, die von der Person Jesu ausgingen, zitterten durch alle Kreise und Schichten, und allenthalben wachten Menschen auf. Selbst unter den verkommensten Elenden, im Abschaum der Gesellschaft, unter den in den Schmutz getretenen Existenzen regte es sich, und unsterbliche Seelen drängten zu der Lebensquelle, die sie witterten, indem sie erwachten. Wie mächtig stieg damals die Flut eines

höheren Sehnens empor, wie rücksichtslos überwog der Drang nach der Verwirklichung ihrer Bestimmung alle Güter und Ideale. Man machte sich auf und folgte Jesu nach.

Dieselbe Erfahrung machen wir auch heute. Gewiß giebt es Menschen genug, die noch meinen, man könne andere durch Belehrung oder leidenschaftliches Rütteln aufwecken. Aber das ist eine verhängnisvolle Täuschung. Alle unsere Darlegungen verstehen sie nicht, oder sie bleiben ihnen theoretische Gebilde, die sie interessieren wie die Phantasien eines Künstlers, und leidenschaftliche Zurufe erregen nur schwere Träume, die sie quälen und nervös machen. Leben entzündet sich nur am Leben. Deshalb erwachen die Seelen nur an lebendigen Menschen, unter dem unmittelbaren Eindruck persönlichen Lebens. Wer hätte das nicht heute schon oft beobachtet, wo ein Hauch höhern Lebens und Verlangens durch die Menschen zieht! Wer es aber beobachtet hat, der weiß auch, wie schwer es ist, daß Menschen, in denen die Seele sich regt, zu vollem Bewußtsein und heller Tagesklarheit kommen. Ein mühsames Kämpfen mit dem Schlaf, halbwache Morgenträume und Lichtempfindungen wechseln mit einander ab. Aber die Menschen werden ihrer selbst nicht inne und nicht von der verborgnen und im Keime verkümmerten Herrlichkeit ihres Wesens überströmt, noch von dem elementaren Drange ihrer Bestimmung emporgetrieben.

Da ist die einzige Hilfe, die es giebt, daß sie sich in den Lichtkreis der Wahrheit des Menschen stellen. In Jesus steht sie verkörpert vor uns. Deshalb sehen wir, wie schlafende Seelen an ihm erwachen, und wach gewordene zum vollen durchdringenden Bewußtsein ihrer selbst kommen. Wer sich dem Eindrucke seiner Persönlichkeit hingiebt, der fühlt sofort den Herzschlag seiner Seele, und wenn er unter ihren Strahlen bleibt, so wird die Bewegung in ihm immer mächtiger, bis Morgenhelle über ihn kommt, und das erwachte Selbst nach Leben verlangt, nach Sättigung im Ewigen und nach dem vollen Genügen in der Verwirklichung seiner Bestimmung.

* * *

Wenn unter dem Eindrucke der Persönlichkeit Jesu die Seelen erwachten und Gottes inne werden, so war das ein Vorgang. Indem Gott sie heimsuchte, kamen sie zu sich selbst. Sie erkannten sich im Lichte Gottes, das aus der Erscheinung Jesu strahlte, und erwacht sahen sie sich Gott gegenüber. Unter dem Ereignis der Wahrheit des Menschen zerstob der Augenschein altersgrauen Dämmerbewußtseins, und die ursprüngliche Wirklichkeit, die dahinter liegt, wurde sichtbar. Das, was ist, trat zu Tage. Die Tiefe kam an die Oberfläche und lag jedermann vor Augen. Die Grundbeziehung zwischen Gott und der Seele wurde lebendig und von allen Empfänglichen empfunden. Was man erfuhr, war also eine Lebensoffenbarung. Es handelte sich nicht um abstrakte Anschauungen oder theoretische Gewißheiten, sondern die Flut einer konkreten Lebensfülle stieg in den Seelen empor. Deshalb wurde man sich weder Gottes noch seiner selbst an und für sich bewußt, sondern nur für einander. Die Menschen erlebten Gott nicht als solchen, sondern in seiner lebendigen Stellung zu ihnen und empfanden sich nur in ihrer Stellung zu Gott.

Das war die erstaunliche Wirkung Jesu, daß Alle, die der Wahrheit zugänglich waren, Gott auf einmal als ihren Vater erkannten und sich selbst fühlten als seine Kinder. Er faßte nur in Worte, was sie empfanden, wenn er unter sie trat, denn hätten sie es nicht an ihm erfahren, wie hätten sie es verstehen und glauben können! So aber strahlte aus ihnen wieder, was von ihm aus in ihr Innerstes hineinleuchtete: Gott, unser Vater, wir seine Kinder. Wie einfach und selbstverständlich mochte ihnen alles erscheinen, was er ihnen erzählte, daß Gott sie liebe und für sie sorge, über ihnen wache und an ihnen hänge, wie ein Vater an seinen Kindern, da sie überwältigt wurden von der Liebe Gottes, die ihnen in Jesus selbst so überschwänglich entgegentrat! Wie natürlich mochte es sie anmuten, daß nichts zwischen sie und ihren Vater im Himmel treten solle, daß sie sich in allem an ihren Vater wenden und gewiß sein dürften, er höre sie, und daß sie ihm

vertrauen könnten, da ihm alles am Heile ihrer Seele liege: hatte er doch durch Jesus ihre Herzen ganz gewonnen!

Und uns geht es nicht anders. Wenn wir ihn anschaun, und er unser Herz bewegt, so schauen wir in die treuen Augen unsers Vaters im Himmel, die sich mit dem tiefen Blick der Liebe in unsere Seelen senken. Da öffnet sich uns das Vaterherz Gottes und zieht uns an sich. Da wird es uns so klar und gewiß, daß wir aufjauchzen möchten: er kennt uns und hat uns lieb. Und es wird uns so wohl wie einem Kind in Vaters Arm und Schoß. Wir fühlen uns in seiner Hut und Vorsehung, von ihm umsorgt und umhegt. Unsre Seele klingt wieder unter seiner Stimme und fühlt sich gedrungen nach seinem Willen. Was uns bewegt, steigt zu ihm auf. Wir haben längst zu ihm gebetet, ehe uns das Verlangen überkommt, zu ihm zu rufen. Überströmende Freude und hoher Lebensmut schwillt unsre Brust, wenn wir im Angesicht Jesu als Kinder Gottes aufleben. Eine tiefe Ruhe und starke Sicherheit kommt über uns. Sorge und Furcht verzieht sich wie ein Dunst, über uns leuchtet der Himmel unsers Gottes. Was uns Jesus darüber sagt, ist nur der klare und einfache Ausdruck dessen, was wir an ihm erleben. Wie könnten wir es fassen und glauben, wenn nicht die Wahrheit des Seins uns in Jesus überwältigend entgegenträte, und uns diese Grundlage unsers Lebens, auf die wir ursprünglich gehören, empfinden ließe! Wie wären alle diese Ungeheuerlichkeiten für uns denkbar, wenn wir sie nicht ebenso einfach und unmittelbar erführen wie die Ungeheuerlichkeit unsers Lebens überhaupt. So aber werden wir ihrer ganz naiv inne, wie irgendwelcher neuen Erscheinungen, die durch unsre Erfahrung an uns herantreten, und kommen erst durch andere, denen diese Erlebnisse fremd sind, zum Bewußtsein, wie unsinnig sie für alle die sind und sein müssen, die sie nicht kennen.

Gott, der das Weltall umspannt, in dessen unendlichen Räumen unsre Erde wie ein Stäubchen schwebt, sieht einen jeden von uns, kennt ihn nach seiner Eigenart und verfolgt mit heißer Vaterliebe jede Lebensbahn im Gewirre der Millionen! Jede Seele hat vor

ihm ewigen Wert und wird durch keine Welt aufgewogen. Gott selbst sorgt für uns in jedem Augenblicke unsers Lebens und hat alle Haare auf unserm Haupte gezählt. Nichts entzieht sich seiner Hut, und was unser Herz bewegt, vernimmt er, und weiß alles zuvor, was wir bedürfen. Denk nur an das ungeheure Gefüge von Ursache und Wirkung, an den unauflöslichen Zusammenhang alles Geschehens: durch das unendliche Ursachengewimmel waltet sein Wille über deinem Haupte und wendet dein Leben nach seiner Weisheit zu deinem Besten. Können wir uns wundern, wenn das alles jedem Menschen als ausgemachter Wahnwitz erscheint, der alles, was wir wissen und kennen, auf den Kopf stellt? Kann man das jemand verständlich machen und als Thatsache beweisen? Nein und abermals nein.

Das bleibt ein schauerliches Opfer des Verstands für jeden, der die Welt wirklich erblickt, wie sie uns erscheint, wenn er es nicht erlebt. Niemand kann den Widerspruch in der Erscheinung zwischen dieser innern und der äußern Seite des Seins und Geschehens ertragen, der ihrer Wirklichkeit nicht unmittelbar inne wird. Jeder Glaube daran ist ein haltloses Schaukeln auf einem Meere von Zweifeln, der nicht naive Gewißheit ist auf dem Felsengrunde der Erfahrung. Erst von hier aus können wir die gewaltige Wirkung der Persönlichkeit Jesu auf uns ermessen. Denn tritt er in unser Leben herein, und erschließt er uns die Wirklichkeit, die er war und in sich barg, dann ist es uns als würde die ganze Welt der Erscheinung, unsers nächsten Eindrucks, durchsichtig, und wir schauten ihr auf den Grund, zu dem kein Schluß von der Oberfläche führt. Wir empfinden den tiefen Lebenszusammenhang zwischen uns und dem Ich alles Seins und spüren ein höheres Leben in uns anbrechen, in dem wir das Wesentliche und Wirkliche gegenüber dem Unwesentlichen und Vergänglichen der oberflächlichen Erscheinung erkennen. Jesus führt uns aus der Welt des mechanischen Lebens in die letzte Tiefe der Welt des persönlichen Lebens, wo die Seele ihren Gott und das Kind seinen Vater erblickt.

Das ist aber nur der Mittelpunkt der wahren Weltordnung

auf deren Niveau der Mensch eigentlich gehört. An Jesu persönlicher Erscheinung geht sie uns nach allen Seiten auf. Es ist hier wie überall: Jesu Persönlichkeit ist die unmittelbare und anschauliche Offenbarung, seine Kundgebungen fassen nur in den einfachsten Ausdruck, was uns seine persönliche Haltung und Lebensführung über die Grundverhältnisse des Daseins vor Augen führt, die ursprünglich für uns gelten:

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von den Lebensäußerungen Gottes, nicht davon, daß er viele Güter hat, sondern daß er reich wird in Gott. Also das persönliche Leben ist das Wesentliche, Bleibende, Wertvolle, das äußerliche mit all seiner Herrlichkeit das Unwesentliche, Vergängliche, Wertlose. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Sorget nicht und fürchtet euch nicht. Fahrt nicht hoch her, sondern der Größte sei euer aller Diener. Eure Rede (alle Äußerungen des Wesens) sei ja ja, nein, nein, hütet euch vor der Heuchelei (dem Scheinwesen). Ihr sollt nicht Widerstand leisten dem Übel, sondern seid wie die Schafe unter den Wölfen in Klugheit ohne Falsch, in Hingabe ohne Hintergedanken, in Vergebung ohne Maß. Anerkennt das Gute und verurteilt nicht. Liebet auch eure Feinde, wie euer Vater im Himmel seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, und seid vollkommen wie er. Trachtet vor allem nach dem Reiche Gottes, der Herrschaft und Ordnung Gottes in euch und eurem Leben. Es ist eures Vaters Wohlgefallen, es euch zu geben, sucht nur, bittet nur, klopft nur an. Glaubt doch der Frohbotschaft, die für alle erschallt, und lernt umdenken nach den eigentlichen Grundgesetzen, die für den Menschen gelten. Das sind einige Grundlinien, die die neuen Ordnungen, Wege und Ziele des Lebens umschreiben, das aus dem Grundverhältnis Vater und Kind quillt.

Wer könnte Jesus über sich Macht gewinnen lassen, ohne von den Wirkungen seiner Persönlichkeit etwas zu spüren, die diese Neuordnung der Dinge herzustellen suchen, ohne in die Richtung seines Lebens gedrängt zu werden, ohne Verständnis dafür zu gewinnen und inne zu werden, daß hier die Wahrheit liegt, der

gegenüber die herkömmliche Lebensweise, Weltanschauung und Sittlichkeit Verirrung ist!

*   *   *

Gewiß wird das nicht sofort in allen Zügen klar werden, sondern nur wie etwas unfaßbar gewaltiges Neues erscheinen, das übermächtig sich uns erschließt. Aber erschüttert werden wird jeder von der schmerzlichen Empfindung, wie fern er bisher seinem Gott war, und wie tief er unter der Höhe wahrhaftigen Lebens steht. Die ursprüngliche Wirklichkeit, für die uns das Verständnis und die innere Bestätigung unter dem Eindrucke Jesu erwacht, wird überschattet durch unser gegenwärtiges Sein, dessen Verhängnis wir um so klarer und schwerer empfinden. Das Gefühl des Abstands und Widerspruchs unsrer ganzen Existenz zittert durch unsre Seele und läßt uns erschauern. Das ist die Gegenwirkung, die wir von Jesus ausgehen sehen, daß an ihm das Unwesen und die Mißwirtschaft, die Sünde und Schuld der Gottlosigkeit offenbar wird.

Als Jesus auftrat, erzitterte das ganze Volk unter dem tiefen Ernst der Nähe Gottes. Sie erschraken, denn sie spürten das Hereinbrechen des Gerichts. Und wie ein Gericht kam er über die Seelen der Menschen, unter dem alle ihre Güter und Ideale als vergängliches Zeug zusammenfielen, und die Nichtigkeit, Leere und Öde ihres Daseins offenbar wurde. Arm, leidvoll und gedemütigt, hungernd und sehnsüchtig standen sie vor ihm, an dem alles zu Tage kam, was im Menschen war, und was an ihm war. Wie eine Krisis wirkte er, die zwischen Aufrichtigen und Unaufrichtigen, zwischen Recht und Schlecht, zwischen Wert und Unwert schied. Alles wurde erkannt an dem Maßstabe der Wahrheit, die er war, und nichts bestand vor ihm. Die Heiligkeit Gottes sprach aus ihm und weckte die Gewissen. Da kam ihnen das Bewußtsein ihrer Sünde, und sie empfanden ihre Schuld als das Verhängnis ihres Lebens.

Allerdings finden wir gar keine Spur, daß Jesus im kirchlichen Sinne Buße gepredigt und den Menschen ihre Sünden vorgehalten hätte, so oft wir auch das Heilandswort vernehmen: dir sind

deine Sünden vergeben. Man hat daraus den Schluß ziehen wollen, als ob Jesus Sünde gar nicht anerkannt habe, und seine erlösende That darin bestehe, daß er die Menschen vom Sündenbewußtsein befreit habe wie von einem bösen Traum. Welch oberflächliche Betrachtung! Wer empfand tiefer die Verlorenheit in der Sünde, ihr Elend und ihr Verhängnis als Jesus? Wie oft hat er darauf hingewiesen! Aber allerdings Buße zu predigen hatte er nicht nötig, denn wenn die Menschen zu ihm kamen, brachen sie angesichts der Heiligkeit Gottes, die aus ihm sprach, unter der Last ihrer Sünde vor ihm zusammen, so daß er allerdings nichts mehr darüber zu reden brauchte, sondern sie sofort aufrichten konnte: dir sind deine Sünden vergeben.

Wir wissen das, denn uns geht es genau so. Wenn uns unter der Lebenswirkung Jesu das Verständnis dafür erwacht, was eigentlich unser Los ist, und wie es sein sollte, wenn uns von ihm aus die Wahrheit ins Herz und Gemüt leuchtet, die uns gehört, dann stürzt alles zusammen, was bisher unsers Lebens Inhalt und Ziel war, dann wird alles hohl und faul, was uns von unsern Leistungen befriedigte, dann ekeln uns alle Genüsse an, mit denen wir den Hunger unserer Seele immer vergeblich zu stillen suchten, dann erscheint uns alles, was um uns und in uns ist, ungeheuerlich verzerrt und verkehrt, entartet und verdorben, widersinnig und gemein. Riesengroß erhebt sich vor uns unsere Verlorenheit in der Gottesferne, und wie warm uns auch die Liebe Gottes von Jesus aus in unser Herz scheint, sie löst den Krampf unsers Elends doch nur zunächst in tiefes Weh auf über unsre Versündigung gegen unsern Vater im Himmel. Wie ein undurchdringlicher Nebel voll Gift und Dunst zieht sie sich zwischen uns und ihn, und unsere Vergangenheit lastet auf uns wie eine einzige ungeheure Schuld. Grade der Blick für die Wahrheit, der uns geworden ist, zeigt uns die Abgründe unserer Verlorenheit. „Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße“, es ist unmöglich, daß ich herauskomme. Mit tausend Fesseln zieht es mich hinab, und mit tausend Lasten erdrückt es mich im Verderben. Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.

Ich gehöre mit Haut und Haaren der Welt an, die nicht Gottes ist. Mir bleibt der Himmel verschlossen.

Aus dieser Verzweiflung, die uns packen will, giebt es nur eine Hilfe: unverrückt den Blick auf Jesus. Den Kopf empor aus den Fluten unsrer Sünde zu ihm: Herr hilf, ich verderbe. Dann erleben wir, wie sein Arm uns emporzieht und uns auf den dunkeln Wassern unsrer Vergangenheit aufrecht und festen Trittes wandeln lehrt. Wir lernen ihn kennen als Erlöser. Niemand wird aus der Qual seiner Seele seinen Blick Hilfe verlangend auf ihn richten, ohne von ihm bis in die Grundtiefen seines Wesens den Eindruck zu gewinnen, den er selbst in die Worte faßte: „Ich bin nicht gekommen der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten; ich bin gekommen zu suchen und zu retten, was verloren ist".

Das war damals wie heute. Der Eindruck des Abstandes wurde von der Gewißheit überströmt, daß es anders werden sollte, ja von dem Erlebnis überholt, daß es anders wurde. Wie erschien dann Jesus seinen Zeitgenossen, wie heißt doch die himmlische Überschrift über seinem Leben, die seines Wirkens Frucht in ein Wort faßt? „Herrlichkeit Gottes in der Höhe und Friede (Eintracht) auf Erden unter Menschen, auf denen Gottes Wohlgefallen ruht". Kürzer und völliger läßt sich kaum fassen, was die Wirkung seiner Erscheinung war: die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes und die Herstellung seiner Ordnung in einer Menschheit, deren er sich freut.

Von Jesus ging ein Strom göttlicher Gnade aus. Wer vor ihm im Bewußtsein seiner Sünde zusammenbrach, schaute in das Herz seines gnädigen Gottes, das von Liebe und Erbarmen flammt. Da wurde es dem bedrückten Gemüte wohl, und es gewann eine kühne Zuversicht zu seinem Vater im Himmel, der jedem entgegenkommt, um ihn in seine Arme zu schließen, wenn er sich verlangend zu ihm wendet. Da strömte seine überschwengliche göttliche Liebe in die Seelen und erfüllte sie mit sprengender Gewalt. Ich erinnere nur an die ergreifende Szene, wie Jesus aus der großen Liebe der Sünderin, die sie zu Jesu Füßen getrieben hatte und sich nicht

genug thun konnte, sich ihm zu bethätigen, erkannte, daß Gottes Gnade ihr viele Sünde vergeben hatte, weil sie so zu lieben vermochte. An ihm war sie ihrer Gnade inne geworden, deshalb drängte es sie zu ihm. Diese Macht der Gnade sehen wir allenthalben sich von Jesus aus entfalten. Sein Zuspruch: „dir sind deine Sünden vergeben" war nur das begleitende Wort und die hörbare Besiegelung dessen, was sich zwischen dem Vater und seinem Kinde innerlichst vollzog. Er sprach nur aus, was sie an ihm erfahren hatten.

Aber Jesus brachte den Menschen seiner Zeit keineswegs bloß die Gewißheit eines gnädigen Gottes, dann wäre er der Begründer des immer wieder getrösteten „ewigen Armensündertums" gewesen, sondern er brachte Rettung, Erlösung, Erneuerung, ewiges Leben. Darin vollendete sich erst die Heilswirkung seiner Persönlichkeit, damit wurde er erst der Schöpfer einer neuen Welt, einer neuen Menschheit, eines neuen Lebens. Es ist eine vollständige Verkennung alles dessen, was wir von Jesus wissen, wenn man meint, daß die Liebe Gottes, die Jesus der Welt offenbarte, wesentlich in der väterlichen gnädigen Gesinnung Gottes gegenüber den irrenden Menschen bestanden habe, in einer ins Göttliche erhobenen humanen Gesinnung menschlicher Unvollkommenheit gegenüber, und sein Absehen unter den Menschen darin aufgegangen wäre, ihnen das kindliche Vertrauen dazu aus dem Herzen zu locken, also den herrschenden religiösen Pessimismus in Optimismus umzukehren; dann allerdings hätte er nur die Bedeutung des Abendsonnenscheins über einer untergehenden Welt.

Nein, die Liebe Gottes, die Jesus offenbarte, war nicht nur Stimmung und Gesinnung, sondern That und schöpferische Energie. Wie sie sich in Jesus offenbarte, war sie die umfassende Bewegung Gottes auf die Menschheit hin, die göttliche Bewegung des Suchens und Heimbringens alles Verlorenen. Diese Liebe war Hilfe, Rettung, Befreiung, Erlösung, Wiedergeburt durch den Geist und die Kraft Gottes, des Lebendigen. Freilich finden wir sie in ihrer Vollwirkung, d. h. in der Reife ihrer Früchte, erst nach Jesu Erden-

tagen in der Apostelzeit, aber thätig, schöpferisch sich erweisen sehen wir sie an allen aufrichtigen Seelen, die in die Sphäre der Persönlichkeit Jesu traten. Er befreite die Menschen von allen ungöttlichen Mächten, die der Menschen Seelen im Banne hielten, vom Mammon, von Fleischeslust, und wie sie alle heißen. Er verhalf ihnen dazu, los zu kommen aus der verkehrten Weltordnung und in Selbstverleugnung ihm nachzufolgen. Es ist ein ganz wunderbares Schauspiel, das wir nach den Quellen beobachten können. Mit den Strahlen göttlicher Gnade leuchtete Jesus in das Meer der Verlorenheit hinab, auf dessen Grunde die versunkenen Seelen in Gottesferne ohne Leben verkamen, daß sie aus ihrem scheintoten Zustande erwachten, und hob sie mit elementarer himmlischer Anziehungskraft aus den Tiefen der Sünde, die sie von ihrem Gott schieden, empor in seine Vaternähe, in den Sonnenschein seiner Liebe, in die Lebensluft seines Geistes, wo sie atmen konnten und zu leben begannen. So verhalf er ihnen zur Vollmacht der Kinder Gottes.

Entfaltet nun Jesus diese Wirkungen heute nicht mehr? Müssen wir uns, wenn wir nüchtern und aufrichtig bleiben wollen daran genügen lassen, daß wir in festem Gottvertrauen in der verkehrten Lebensweise bleiben, daß wir zeitlebens nach einem Leben höherer Art ringen, das unerreichbar ist, weil es in keines Menschen Macht steht, es zu erlangen? Gewiß werden unter der großen Zahl derer, die diese Frage verneinen, viele sein, die es nicht aus Erfahrung bestreiten können, und gewiß treffen wir heutzutage nur allzuviele, die sich immer wieder mit Hilfe religiösen Enthusiasmus unter Gebetszuckungen und leidenschaftlicher Erregung in diese Lebenssphäre der Kinder Gottes emporzuschnellen suchen, um immer wieder herabzufallen, und sich verführen lassen, eine Illusion krampfhaft festzuhalten. Aber grade weil alles eigne Mühen hier eitel ist, und kein Mensch seine Seele lösen kann, können wir hier aus Erfahrung sprechen, wenn wir sagen, daß auch heute noch durch die Machtwirkung Jesu Banden zerspringen, die keines Menschen Kraft lösen kann.

Wer hat schon sich selbst oder andern die harte goldne Schale gesprengt, in der die Seele keimlos verfällt, wer hat schon sich oder andern das Blut von dem Gifte verdorbener oder widernatürlicher Sinneslust gereinigt, wer hat schon einmal das flackernde Feuer des Ehrgeizes ausgelöscht, die zunehmende Versteinerung der Selbstsucht aufgehoben oder die in Trauer Verwesenden dem Leben wiedergewonnen? Wer es versuchte, der weiß: hier hilft alles Reden nichts. Es ist eitel Geschwätz. Es bedarf befreiender Lebensthaten, die mächtiger sind als die Banden des Todes. All diesem Verhängnis gegenüber ist auch heute noch Jesus der Retter. Wer sich ganz unter die Wirkung seiner Persönlichkeit stellt, dem springen auch heute noch die Ketten, ursprüngliche Gesundheit zieht in die Welt seiner Empfindungen ein, und sein Herz wird lebendig im steinernen Tode. Und wer dann bei ihm bleibt, der erfährt es, wie er emporgehoben wird in ein ganz neues Leben und wiedergeboren wird zu einer neuen Kreatur in der Lebenssphäre Christi.

Hierdurch kommt die Wirkung der Persönlichkeit Jesu zu ihrer Vollendung. Er verkündigt nicht nur das Heil und weckt den Glauben daran, sondern er schafft es. Seiner Lebensentfaltung entspringt eine neue Lebenswirklichkeit: die Gottesverfassung der Seele und die Gottesordnung im gemeinschaftlichen Leben der Menschen. Durch die Erscheinung seiner Persönlichkeit bringt uns Jesus die Lösung des Problems Mensch zur Anschauung, durch ihre Wirkungen aber setzt er sie in uns in's Leben.

Ich sage: das ist die Wirkung seiner Persönlichkeit, der Einfluß des Lebens, das in ihm pulst und aus ihm glüht. Seine Verkündigung verstehen wir nur aus ihr heraus, sie erst giebt seinen Worten den lebendigen Gehalt und die wirksame Kraft. Man streitet sich heute in der Theologie merkwürdigerweise darüber, ob die Person Jesu in seinem Evangelium eine Stelle gehabt habe oder nicht, und sucht unfaßlicher Weise das Entscheidende dabei darin, ob er viel oder wenig von seiner Person gesprochen hat. Solches Bemühen wäre eigentlich erheiternd, wenn es nicht tief

traurig machte. Haben denn die Menschen keinen Eindruck des gewaltigen Lebens, das hier wogt, daß sie Spruchstatistik treiben können! Und wenn Jesus kein Wort über seine Person gesprochen und nirgends ausdrücklich das Heil von der Stellung, die man zu ihm einnimmt, abhängig gemacht hätte, Er war es doch, der das Evangelium brachte und verkündigte. In ihm tritt die Heilskundgebung Gottes, die allen Menschen gilt, in Erscheinung. Er ist selbst das Evangelium, das er verkündigte, und das Leben, das er brachte. An ihm schauten die Menschen, was Gott wollte, und erlebten, was er ihnen darreichte. Wie hätten sie ihn verstanden, und wie wären sie etwas durch ihn geworden ohne die lebendige Wirkung seiner Persönlichkeit? Seine Worte waren nur die Strahlen der Sonne seines Wesens, seine Verkündigung nur die Stimme seines Lebens, sein Evangelium nur die Kundgebung der Bedeutung seiner Erscheinung. Nehmen wir ihn heraus, so erlischt das göttliche Feuer, das es durchglüht, das Sonnenleuchten, das aus ihm strahlt, versinkt in der grauen Dämmerung eines humanen Optimismus, und das Leben voll Kraft und Geist des lebendigen Gottes, das sich aus ihm offenbart, verflüchtigt sich und läßt ein sittlich-religiöses Zuchtmittel zurück.

Das Schicksal der von seiner Person losgelösten Worte Jesu in der Menschheit ist dafür der beste Beweis. Sie haben keine Schöpferkraft, wenn sie ihm bloß nachgesprochen werden. Die Anschauungen und Ideen, die sie enthalten, bereichern nur die Gedankenwelt und die sittlichen Grundsätze, die man ihnen entnimmt, die Rüstkammer moralischer Prinzipien. Sie wecken die Begeisterung für die Höhe der Betrachtung und Ziele, auf der sie sich bewegen, bilden die Unterlage für Sittengesetze und moralische Programme, verbreiten Gottvertrauen, schlichten Sinn und schlichte Sittlichkeit unter den Menschen, aber sind außer Stande das zu schaffen, was Jesus wollte und brachte. Wie ist das Evangelium seitdem unausgesetzt verkündigt worden! Aber es wirkt nirgends sein Werk, wo er nicht in dem Träger seiner Worte Gestalt gewonnen hat, oder seine Person sich nicht vor den suchenden

Seelen aus den Quellen seiner Geschichte erhebt. Wenn er nicht lebendig wird, giebt es kein Leben.

* * *

Wer etwas von diesen Wirkungen der Person Jesu in seinem Leben zu sagen weiß, vor allem wo sie die Wende des Schicksals herbeiführten, wer in seiner Kraft zu einem ganz neuen Leben kam und aus dem mechanischen Weltgetriebe zur persönlichen Freiheit der Kinder Gottes hindurchgedrungen ist, der kennt ihn, der weiß, wer er ist, denn er hat die Macht seiner Person erfahren und ist von der Wucht seines Wesens überwältigt und umgewandelt worden. Er bedarf nicht, daß es ihm jemand sage. Wenn ihm nun aber gerade unter dem Eindrucke dessen, was er ihm war, in tiefster Seele die Frage aufklingt: wer war Er? Wenn ihm der Blick für die unendliche Tiefe des Geheimnisses aufgeht, das ein Mensch solcher Wirkungen ist, so wird ihm eins ganz klar sein: das alles sind heute wie damals Wirkungen Gottes, des Lebendigen, die von Jesus ausgehen. Das steht in keines Menschen Macht und Kunst. Was wir an ihm erleben ist ein Erwachen aus dem wahnbefangenen Traumleben unsers Selbst angesichts unsers Vaters im Himmel, ein Sterben in allem, was uns bisher beseelte, und ein Auferstehen zu einem neuen Sein. Das ist nur möglich aus Gottes Kraft und Geist. Die Entstehung des neuen Lebens der Seele ist unmöglich ein Ergebnis rein menschlicher Anlässe, sie bedarf göttlicher Keime und Kräfte. Wenn wir uns an Jesus halten, schlagen wir Wurzel im Ewigen, und von ihm aus steigen in uns Säfte des göttlichen Lebens empor, aus denen sich unser neues Sein und Werden nährt, und göttliche Gesetze entfalten ihre bestimmende Macht, nach denen unsre Gestalt sich entwickelt und unser Leben sich aufbaut. Dann ist also Jesus ein dauernder Quellort Gottes, des Lebendigen, ein menschlich gefaßter Jungbrunnen göttlicher Kräfte in der Geschichte der Menschheit, und ich weiß keine treffendere Antwort auf unsre Frage als das Wort des Paulus: „Gott war in Christus, die Welt versöhnend mit sich selbst". So lichtet sich uns das Rätsel der Erscheinung und Wirkung seiner Persönlichkeit.

4.

Verträgt sich diese Antwort mit seinem Bewußtsein von sich selbst? Wenn das normale, gesunde Selbstbewußtsein eines Menschen nur möglich ist auf Grund eines entsprechenden Seins, das vor dem Bewußtsein vorhanden ist, weil es ihm zu Grunde liegen muß, dann dürfen wir doch jedenfalls bei ihm, wo Bewußtsein und Bestand ohne Mißton zusammenklang, wo das Bewußtsein lediglich der unmittelbare Reflex der Wirklichkeit war, sicher sein, daß er sich wirklich als der wußte, der er war, wenn auch in naivster Fassung, und daß er sich nur als der wußte, der er war, so sehr es fraglich bleibt, ob er sich völlig darüber ausgesprochen hat. Ich weiß wohl, daß man den Rückgang auf das Selbstbewußtsein Jesu als sichern Weg, um zur Klarheit über ihn zu kommen, verdächtigt hat, indem man behauptete, er sei in einer Art Größenwahn über sich befangen gewesen, er habe sich in den Maßen alttestamentlicher Verheißung angeschaut. Aber wer das behauptet, hat ihn niemals gesehen noch erkannt. Denn die ursprüngliche Klarheit seiner Persönlichkeit und die geniale Unmittelbarkeit seines geistigen Lebens schließt das aus.

Grade sein Selbstbewußtsein trägt diesen Charakter in jeder Beziehung an sich, ja man könnte daran solchen, die es nicht verstehen, verständlich machen, was unreflektierte Unmittelbarket des Bewußtseins ist, so urbildlich ist es in seiner Art. Wir finden bei Jesus nirgends einen fest umschriebenen, nach allen Seiten entfalteten, vernunftgemäß begründeten theoretischen Begriff seiner Person und ihrer Bedeutung. Keine Spur davon, daß sich sein Selbstgefühl aus Überlegungen, Geschichtsbetrachtungen umständlich geben hätte, so sehr er sich auch natürlich das, was sich in ihm regte, mit allen verfügbaren Mitteln zur Anschauung zu bringen suchte. Kein Anhalt, daß er sich mühsam und allmählich zu seiner Selbstanschauung durchgerungen und sie dann allen Zweifeln und entgegengesetzten Erfahrungen zum Trotz gewaltsam festgehalten habe, sondern

wo wir überhaupt in seinen innern Entwicklungsgang hineinschauen können, wie z. B. bei der Taufe, sehen wir überall, wie es über ihn kommt und ihn unmittelbar erfüllt, ein unwillkürliches Aufleuchten tiefer Klarheit. Es ist ein geniales Aufblitzen der Wirklichkeit im Bewußtsein. Dem entsprechend äußert sich auch das Bewußtsein, das er von sich hatte, nirgends in absichtlichen Belehrungen und eingehenden Erklärungen, sondern nur in seiner Haltung, die er einnimmt, in Ansprüchen, die er erhebt, in mannigfaltigen Äußerungen vielfältiger Anlässe, wo es unwillkürlich zu Tage tritt. Wo es sich aber einmal völlig kund giebt, da trägt es den Charakter des Hervorbrechens geheimnißvoller Tiefen der Seele unter einer hinreißenden innern Gewalt. Auf dieser Ursprünglichkeit beruht seine Zuverlässigkeit, die es für uns hat.

Jesus fühlte sich als die Wende der Zeiten und des Schicksals der Menschheit. Er schloß die Epoche der bisherigen Weltentwicklung ab und eine neue auf. Mit ihm brach der Aeon des Reiches Gottes an, in dem der Kleinste größer ist als der größte bisher von Weibern Geborene. Er war sicher, die Erfüllung des Sehnens und Ahnens der Propheten zu sein: der, der da kommen soll. „Diese Schrift ist heute erfüllt vor euern Ohren" war das Leitmotiv, das ihn durchdrang, wenn er sich darauf bezog. Er stellte den neuen Bund her: „ich aber sage Euch". Er ist der Grund- und Eckstein der Gotteszeit, die kommt. Den Armen und Elenden bot er den Trost Israels, allen Verlornen und Kranken trat er entgegen als Heiland und Retter. Das Himmelreich wollte er bringen in das Wirrsal der Welt, eine göttliche Verfassung des Einzellebens und der Menschheit, die Beherrschung aller Beziehungen und Verhältnisse durch Gott. Daß das von innen heraus werden sollte, verhüllt ja flüchtigen Blicken die ungeheure Umwälzung auf allen Gebieten des Lebens, die damit ins Auge gefaßt war. Aber Jesus war sich ihrer grundstürzenden Bedeutung und weittragenden Folgen bewußt. „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert . . ." „Wer nicht absagt allem das er hat, der kann nicht mein Jünger sein", und wie die Worte alle heißen. Aber

nicht nur den furchtbaren Widerstreit und Kampf im persönlichen und privaten, sondern auch im öffentlichen Leben erregte und kündigte er an. Erst von hier aus bekommt man eine Ahnung davon, was er trug mit diesem Bewußtsein ungeheurer Sendung: „Ich bin gekommen ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennte schon!"

Jesu Bewußsein seiner Stellung und Aufgabe wäre unerträglich gewesen, wenn er nicht den Grund dazu unter den Füßen gefühlt hätte. Er wußte sich eins mit Gott. Ich beziehe mich dabei nicht auf das bekannte vieldeutige Wort aus dem Johannesevangelium: „Ich und der Vater sind eins". Das sagen uns viel deutlicher alle Züge seines innern Lebens, die uns die drei ersten Evangelien berichten, von der Versuchungsgeschichte an bis zum letzten Wort am Kreuz. Er weiß sich mit ihm in tiefster Einigkeit und persönlicher Gemeinschaft, ganz zu ihm gehörig und ganz in ihm aufgehend. Seine Sache ist Gottes Sache, und Gottes Sache ist seine Sache. Er fühlt sich als Sachwalter und Bevollmächtigter Gottes, der ihn vertritt, und Gottes Schicksal in der Welt, parador ausgedrückt, hängt an seiner Person und seinem Werk. Er weiß und bekennt sich als Gottes Sohn, der zu ihm „mein Vater" sagen kann, denn er ist der liebe Sohn, an dem Gott Wohlgefallen hat.

Andrerseits wußte er sich ganz eins mit der Menschheit. Was auch schließlich der tiefste Sinn von seiner Selbstbezeichnung, des Menschen Sohn, gewesen sein mag, den er damit verband, er fühlte sich als Mensch, wie keiner vor ihm. Nichts Menschliches war ihm fremd, alles, was Menschen betraf, erfaßte er als eigne Sache. In ihm bäumte sich der Mensch auf gegen das religiöse Joch. „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbath willen". Er fühlte sich als Sachwalter und Fürsprecher aller verachteten und zertretenen, aller elenden und schuldigen Menschlichkeit. Er empfand sich als das Herz der Menschheit, in dem sich alles Leiden, was ihren Körper durchwühlte, wie in einem ungeheuern Schmerz zusammen krampfte. „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt", das war der Eindruck

seiner Person, als er auftrat. So hatte er gemeinsame Sache mit der Menschheit gemacht. Ihr Schicksal war sein Schicksal, und sein Schicksal war ihr Schicksal. Ihr diente er mit Bewußtsein und für sie gab er sein Leben hin mit Willen. So klammerte er Gottheit und Menschheit zusammen in seiner Person.

Dieses Bewußtsein ist es, das sich allenthalben in seinem Auftreten kundgiebt. Nur so wird die Versuchungsgeschichte, wie vorher die Taufe, seine Stellung zur Religion, ihren Einrichtungen und Vertretern, sein Gebrauch der Schrift und die Beziehung zur Vergangenheit von der Predigt in Nazareth an, von einer unerhörten Kühnheit zur andern, wie man wohl damals gesagt haben wird, sein Verhalten im Sturm der Wellen wie der Geister, kurz alles, was wir von ihm hören, menschlich wahr und für uns begreiflich. Nur von hier aus haben die unfaßlichen Äußerungen des Selbstgefühls Grund und Gehalt, psychologisch und sachlich Sinn: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet und haben es nicht gesehen.“ „Wehe dir Chorazin, wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, als bei euch geschehen, sie hätten längst im Sack und in der Asche Buße gethan.“ „Brechet diesen Tempel, und ich will ihn in drei Tagen wieder aufbauen.“ Ich kann hier unmöglich alle aufzählen. Aber nirgends haben wir den Eindruck, daß Jesus sich überhebt, sondern überall machen seine Worte den Eindruck wahrhaftigster Empfindung. Ja sie scheinen gering, wenn wir an die grundlegende und ausschlaggebende Heilsbedeutung denken, die er für seine Person in Anspruch nimmt. Und doch tragen alle hierher gehörigen Worte so unverkennbar den Stempel unberührtester Naivität, daß wir vor der Tiefe des Geheimnisses seiner Person erschauern, die sich damit vor uns aufthut.

Allenthalben macht er das Heil abhängig von der Stellung zu seiner Person. Er ist nicht etwa nur der Führer, sondern der Weg, die Thür. Welche Rolle spielt in seinen Reden das „um meinetwillen“! z. B.: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen,

der wird es finden.“ Niemals in der Geschichte ist ein Mensch aufgestanden, der gewagt hätte, sich so allen Mitmenschen überzuordnen, daß er sich zur Grundbedingung ihres Heils gemacht hätte. Die Juden empfanden es als Gotteslästerung, daß er zu sagen wagte: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ „Wer kann Sünden vergeben außer Gott?“ Aber er bekräftigte es, „daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden Sünden zu vergeben.“ Er ging aber noch weiter: „Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“. „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater, wer mich aber verleugnet vor den Menschen, denn will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ „Folgt mir nach.“

Wie er eine einzigartige Stellung zu Gott einnimmt: „der Sohn“, so schließt er sich auch nirgends mit den Seinen zusammen, er steht über ihnen: „Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen: Einer ist euer Meister, ihr aber seid alle Brüder.“ Da verlernt man es sich zu wundern, sondern man beugt sich erschüttert, wenn man Worte von einer schwindelnden Erhabenheit hört, die wie Blitze aus dem Unendlichen leuchten, wie das aus der Bergpredigt: „Es werden viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt: weichet alle von mir ihr Übelthäter“, oder das Gewaltigste unter allen: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.“

* * *

Dieser Inhalt seines Bewußtseins stimmt gänzlich zu seiner persönlichen Erscheinung, unter deren Eindruck wir stehen und zu den Wirkungen, die sich von ihm aus auf uns entfalten. Aber

unser Sinn ist uns doch benommen von dem, was sich da offenbart. Es ist die göttliche Herrlichkeit des Wesens Jesu, die uns entgegenstrahlt und uns blendet. Wer das nicht nur vom Hörensagen kennt, dem vergeht es wohl, es sich erklären zu wollen. Aber eine andere Lösung dieser wunderbaren Erscheinung als die, die Jesus selbst gab, findet er nicht: Jesus von Nazareth war Gottes Sohn.

Jesus hat es zweimal ausdrücklich und feierlich auf die Frage, wer er sei, bekannt. Es waren Höhepunkte seines Lebens. Einmal vor seinen Freunden und einmal vor seinen Feinden. Als er seinen Jüngern selbst die Frage stellte: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei", antwortete Petrus: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn", und Jesus bekräftigte es als eine Offenbarung Gottes, die ihm geworden sei: „Selig bist du Simon, Jonas Sohn, denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel". Andrerseits als der Hohepriester im hohen Rat ihn frug: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du seist Christus, der Sohn Gottes", da antwortete Jesus mit der Schwurformel: „Du sagst es", und damit Niemand es mißverstehen kann, setzte er hinzu: „Doch sage ich euch, von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels."

Freilich, „Sohn" ist ein Bild. Wir wollen das nicht vergessen. Es ist hergenommen von endlichen Verhältnissen und angewandt auf Jesu Beziehung zu Gott, dem Unendlichen. Wenn nun schon die Bildersprache wie die Begriffssprache an sich nur annähernd wiedergeben kann, was sie ausdrücken möchte, um wievielmehr, wenn irdische Verhältnisse angewandt werden auf die unendlichen Dimensionen des göttlichen Wesens! Wir müssen uns das vor Augen halten, damit uns die Einzigartigkeit der Person Jesu nicht durch das Bild verkümmert wird, indem wir das Unfaßliche in die Grenzen unsers Fassungsvermögens zwingen, und das geschieht, auch wenn wir es mit unendlichen Maßstäben entwerfen. Denn es bleibt dann immer eine groteske Menschelei.

Sohn Gottes im Munde Jesu von ihm selbst ausgesagt, ist nur

wie eine schweigende Handbewegung und ein bedeutsamer Fingerzeig ins Ewige, weil hier alle menschlichen Ausdrucksmittel versagen. Man kann nicht darüber sprechen, ohne zu profanieren. Man kann nicht näher bestimmen, ohne zu verkümmern. Aber die Richtung ist deutlich gewiesen. Denn eins dürfen wir wohl beherzigen: Sohn ist nicht das Bild für innigste innere Gemeinschaft, das uns geläufig ist. Für Seelenverwandtschaft, Willensgemeinschaft haben wir andre Ausdrücke. Sohn ist das Bild, das den Ursprung ins Auge faßt und dorthin weist, woher unser Wesen stammt. Jesus trug also das Bewußtsein in sich, daß sein Sein und Wesen in einzigartiger Weise in Gott urstände. Es ist dieselbe Richtung, in die uns schon der Eindruck wie die Wirkungen der Persönlichkeit Jesu wiesen.

Mehr kann ich nicht sagen und mehr will ich nicht sagen. Jesus Christus ist ein Geheimnis und bleibt ein Geheimnis. Mir scheint es unter dem Eindruck von Gott, unter dem ich stehe, als ein halsbrecherisches Unternehmen und wie eine Blasphemie, dieses Geheimnis mit menschlichen Begriffen ausmessen zu wollen, denn wer es wagt, stürzt in die Abgründe des Unendlichen und zieht den Unfaßbaren in die Maschen menschlicher Gedanken; es müßte denn sein, er setzte mit Augustin dazu: „Wir reden davon, nicht weil wir wähnen, hiermit etwas ausgesagt zu haben, sondern nur, weil wir nicht schweigen können.“ Ich kann schweigen und ich will schweigen, denn ich besitze nicht die Naivität des Kindes, das mit einer Muschel das Weltmeer ausschöpfen will, und ich weiß, daß hier Grenzen für unsern endlichen Verstand gesetzt sind, über die wir nicht hinüber dringen. Ohne Einschränkung und Vorbehalt hat Jesus gesagt: „Niemand erkennt den Sohn, denn nur der Vater“. Mir genügt es, dieser wunderbaren Erscheinung Gottes in der Menschheit inne zu werden. Je mehr jemand das erlebt, um so mehr wird er von der Tiefe des Geheimnisses, das hier waltet, überwältigt, so daß ihm alle dogmatischen Bestimmungen der Kirche, aber auch alle, nichts sind als ein unzulängliches Gestammel.

5.

Das ist meine Stellung und Überzeugung. Ich bitte ausdrücklich darum, nichts andres darin zu sehen, als eine ganz persönliche und private Meinungsäußerung. Sie ist nicht darauf berechnet und gethan, um zu überzeugen, sondern um anzuregen. Ich will Niemand überzeugen, nie und nirgends, an keinem Punkte, am allerwenigsten aber hier. Ich wünsche nachdrücklich, daß sich jedermann allenthalben selbst überzeugt. Überzeugungen müssen wachsen aus eigenem Erleben. Läßt sich aber doch jemand durch meine Ausführungen beeinflussen, so wasche ich meine Hände in Unschuld.

Es hat auch gar keinen Wert sich anzueignen, was ich zum Ausdruck brachte. Es hat nur Schaden für den, der es thut. Was ich sagte, ist auf meinem Boden gewachsen. Wer es sich aneignet, vergreift sich an fremdem Eigentum. Das thut mir nichts, aber ihm. Denn unrechtes Gut gedeiht niemals. Es ist für ihn eine persönliche Unwahrheit, und auf unwahrem Boden wächst nichts, wenigstens nichts Wirkliches, sondern nur etwas Eingebildetes. Ich dächte, das persönliche Christentum unsrer Tage in seiner Unsicherheit und Schwäche warnte uns ernstlich genug, krumme Wege zu gehen, denn seine Schwäche liegt im Nachempfinden, Nachsagen, Nachmeinen, Nachmachen. Christus aber ist gekommen, daß etwas Ursprüngliches in uns werde.

Ich gebe also die Frage: Wer war Jesus von Nazareth? an die Leser zurück zur eignen Beantwortung, denn ich kann sie für Niemand beantworten. Es muß sich jeder selbst darum bemühen. Doch soll das nur antreiben, zu kommen und selbst zu sehen, aber niemanden schrecken und ängstlich machen. Ich weiß ja, daß man lange Zeit den Menschen vorgepredigt hat und es auch jetzt noch zuweilen thut, der Zugang zum Reiche Gottes könne nur mit dem Schlüssel des rechtgläubigen dogmatischen Bekenntnisses über die Person Jesu aufgeschlossen werden. Das ist aber nicht wahr. Wie

du bist und was du von Jesus hältst, ist ganz gleichgültig, wenn du zu ihm willst. Du brauchst nur zu kommen. Denn er hat ohne jede Bedingung gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen," und er rief nicht: Kommt her zu mir, die ihr wißt, wer ich bin, sondern die ihr mühselig und beladen seid. Er schloß das Himmelreich auf vor den Menschen. Die Thüre dazu ist er selbst, seine lebendige Persönlichkeit, aber keinerlei Dogma über ihn und seine Bedeutung, und über dem Eingang steht nur: Folge mir nach. Sollte aber jemand doch einmal mit dogmatischen Zumutungen bedrängt werden, so halte er dem, der ihn quält, ein Wort Jesu als Abwehr entgegen, das hierher gehört: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäer, die ihr das Himmelreichzu schließt vor den Menschen — mit dem Schlüssel der Erkenntnis (Luc. 11,52) —, ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, laßt ihr nicht hineingehen." (Matth. 23, 13).

Es kommt also nicht darauf an, daß wir auf die Frage: wer war Jesus von Nazareth? mit einer geweihten Formel antworten. Das Formelwesen ist in den dunkeln Schattenreichen religiösen Wahns zu Hause, und in dem Maße, als der Glaube Kultus mit Formeln treibt, nähert er sich dem Aberglauben. Es ist auch nicht nötig, daß wir uns an offiziell festgestellte Ausdrücke halten. Statutarischer Wortlaut hat in der juristischen Sphäre Sinn und Existenzberechtigung, also auch im Gefüge der rechtlichen Verfassung der Kirche als menschlicher Anstalt. Hier gilt der Buchstabe, wo aber der Geist ist, da ist Freiheit. Es bedarf auch keiner Definition. Das ist Sache der Theologie als der Wissenschaft von der christlichen Religion. Sondern es kommt nur darauf an, daß wir einen lebendigen Eindruck von Christus selbst erhalten. Denn nur davon haben wir etwas. Wenn er uns persönliches Erlebnis und sein Walten das umwälzende Ereignis in unserm Leben wird, dann erfahren wir, wer er ist. Dann haben wir eine tiefe eigne Anschauung von ihm, so daß wir ihn kennen, wie er ist, ob uns auch der Ausdruck fehlt, das Überschwengliche in unzulängliche Worte zu fassen. Denn nur in dem Maße, als wir in der

Gnade Jesu Christi wachsen, wachsen wir in seiner Erkenntnis. Es ist verhängnisvoll, wenn unsre Erkenntnis seiner Gnade vorauseilen will, denn auch auf dem Gebiete des Glaubens soll man nicht über seine Verhältnisse leben. Sonst droht der Bankrott.

Du mußt also selbst den Weg gehen, und du mußt ihn auch wirklich gehen, du kannst dich nicht tragen lassen. Also nimm die Evangelien hervor. Lies sie im Zusammenhang und vertiefe dich hinein. Sind sie dir durch den Religionsunterricht zu abgegriffen und leblos geworden in ihrer Redeweise, so nimm eine andere Übersetzung (Weizsaecker, Stage), oder ließ sie in einer fremden Sprache, die dir geläufig ist. Das hat vielen schon wieder zu einem lebendigen Eindruck der Erzählung verholfen.

Laß dich auch durch nichts aufhalten. Vieles wirst du zunächst nicht verstehen, und manches wird dir ganz wunderlich erscheinen. Laß es bei Seite und halte dich an das, was du verstehst. Halte dich an die Persönlichkeit Jesu, wie sie dir erscheint, und laß sie Macht über dich gewinnen, dann wird dir allmählich immer mehr verständlich werden. Geht es uns ja doch genau so, wenn wir fernstehende Menschen kennen lernen. Was uns erst unverständlich schien, wird allmählich begreiflich. Also mache nicht dich und dein Verständnis zum Maß der Wirklichkeit und Glaubwürdigkeit. Das wäre sehr kurzsichtig und beschränkt. Wir können ja alles nur verstehen nach Maßgabe unsrer Erfahrung. Damit haben wir das Recht, alles, wozu uns eine entsprechende Erfahrung fehlt, die uns das Verständnis dafür öffnet, bei Seite zu legen, aber die Pflicht, seine Möglichkeit unbestritten zu lassen, und zu warten, ob uns nicht, wenn wir näher kommen, das Verständnis dafür aufgeht. Als einmal jemand mit mancherlei, was er von Jesus hörte, nichts Rechtes anzufangen wußte, sandte er zu ihm, ob er denn der wirklich sei, der da kommen solle. Da wies Jesus auf die Wirkungen seiner Persönlichkeit und entließ die Boten mit der ernsten Mahnung: „Selig ist, der sich nicht an mir ärgert". Also ärgern wir uns auch nicht und lassen wir uns durch nichts zurückstoßen.

Gehen wir zu ihm. Es ist der entscheidende Gang unsers Lebens. Denn wenn wir vor Jesus stehen, so stehen wir vor unserm Schicksal, und wie wir uns zu ihm stellen, so entscheidet sich das Schicksal unsers Lebens. M.

Mißverständnisse.

„Lieber Kunz, wollen Sie mir einen kleinen Gefallen thun?"

„„Recht gern, Herr Pfarrer." "

„Ich sehe, Sie fahren gerade nach Hause, nach Großneudorf. Morgen hat Ihres Nachbarn Hinz Tochter Hochzeit. Wollen Sie so freundlich sein, dem Hinz zu sagen, er möchte mir zur Trauung keine Pferde hierher nach Altorf schicken, sondern nach Kleinneudorf. Ich muß in Kleinneudorf vorher ein Begräbnis vollziehen. Haben Sie mich verstanden?"

„„Gewiß Herr Pfarrer. Hinz soll keine Pferde schicken, weil der Herr Pfarrer in Kleinneudorf zu begraben hat." "

„Jawohl. Aber nach Kleinneudorf soll er sie schicken."

„„S' ist Recht, Herr Pfarrer." "

Die mutigen Braunen zogen an, und der stattliche Bauer mit seinem Gefährt war bald den Blicken des Pfarrers entschwunden.

Am nächsten Tage waren die Hinzschen Pferde nicht in Kleinneudorf, und der Pfarrer war genötigt, mit andern Pferden zu Hinz zu fahren, wo sich die Sache als Mißverständnis herausstellte.

Also Kunz hatte den einfachen Auftrag mißverstanden, dachte der Pfarrer im Heimfahren. Wie konnte er wohl? Aus Bosheit? — Gewiß nicht. Aus Nachlässigkeit? — Er ist aber sonst sehr genau und würde sich schon aus gewohnter Ehrfurcht zusammennehmen. — Aus Dummheit? — Dumm ist er nicht. Er führt eine große Wirtschaft, und die Wirtschaft blüht und hat ihn reich gemacht. Er führt wahrscheinlich kein Wirtschaftsbuch, aber er hat

alles im Kopf, die Löhne der Dienstleute, die Vorräte im Speicher und die Saaten auf dem Acker. Der Mann ist gescheit. Aber ungebildet ist er, unfähig einen vorgesprochenen Satz nach Stunden zu wiederholen. Das ist Unbildung. Ob er schreiben kann? Gelernt hat er's natürlich in der Schule. Aber ob er's kann? —

Solche Mißverständnisse kommen beständig vor. Man sollte sich's zur Regel machen, niemals mündliche Aufträge, sondern nur schriftliche zu schicken. — Aber ob sie die lesen können? — Es verläßt ja keiner die Schule, ohne gut lesen zu können. Aber auch diese Kunst muß geübt werden, und mit dem Lesen muß es doch recht schwach bestellt sein. Eine Zeitung hat Kunz nicht. In der Bibel lesen wird er wohl auch nicht so eifrig. Bleibt der Kalender und Sonntags ein wenig das Gesangbuch. Die Lieder kann er halb auswendig. Und doch hört man in einer Dorfgemeinde bei einem bekannten Lobliede stets einzelne Stimmen singen: „Kommt zu Haus" statt „zu Hauf". Der fatale Zischlaut verrät, daß man mit den Buchstaben ein wenig im Konflikt lebt. Bekommt also Hinz oder Kunz einen Brief, so läßt er sich ihn vom Lehrer vorlesen. Aber immerhin ist's schlimm, daß man einem erwiesenermaßen gescheiten Bauern einen einfachen Auftrag von Pferden und Wagen nicht mündlich sondern nur schriftlich geben kann, wenn man vor Mißverständnissen sicher sein will.

Der Wagen fuhr in behaglichem, gleichmäßigen Trabe dahin, Michel, der Kutscher, hockte stumm und in philosophischer Ruhe auf dem Bock. So spannen sich dem Heimkehrenden die Gedanken ungezwungen fort.

Mißverständnisse in Pferdeangelegenheiten! dachte er wieder. Was mag wohl der einfache Mann erst aus Predigten herausverstehen? — Behalten kann er doch gewiß nichts davon, höchstens das, was er vorher heraushören wollte, und das ist gewiß nicht das, was ich gepredigt habe. Was predige ich denn? Nun von Pferden und Wirtschaftssachen nicht, sondern die tiefsten Gedanken, die ich aus irgend einem Bibeltexte mit aller Gelehrsamkeit heraus-

studiert, fein disponiert und dann so volkstümlich wie möglich dargestellt habe. Aber mißversteht er, was ich von irdischen Dingen sage, wie kann er von himmlichen Dingen etwas verstehen? Dazu gehört auch eine gewisse Übung und Bildung. Die Zeitung liest er nicht, weil er sie nicht versteht, und die redet nur Weltliches und für ihn vieles höchst Nützliche. Wie kann er die Bibel verstehen und meine Bibelerklärungen? Hinz und Kunz denken unausgesetzt an ihre Wirtschaftsangelegenheiten. Sonst kämen sie auch nicht vorwärts. Aber als kluge Leute unterhalten sie Beziehungen zur Kirche. Diese erscheint ihnen wie eine Versicherungsanstalt — eine Versicherung für den Todesfall. Aber Verständnis? Verständnis für Predigten? Wer das voraussetzt, kennt das Volk nicht.

Unsere gesamte sogenannte Volksbildung ist, so nutzbar sie ist, doch ein recht dünner Firnis, der jedenfalls nicht befähigt, geistlichen Ideengängen zu folgen. Als Hinz und Kunz konfirmirt wurden, hafteten allenfalls einige biblische Geschichten in ihrem Gedächtnis, das Übrige waren nur auswendig gelernte, aber keineswegs voll verstandene Katechismusworte. Letztere waren Fremdstoffe. Sie streiften sich im Leben ab, weil die zu Grunde liegenden Ideen nie erfaßt waren, und wo Begriffe fehlten, bildete sich ein gewisser christlicher Brauch und Gewohnheitsrecht, dem Verständnis wesentlich mangelt.

Ist's ein Wunder? Von klein auf prägen sich als mächtigste Ideen ein, die im Hause herrschen. Die herrschende Idee bei dem Volke aber ist der Erwerb. Nicht mit Unrecht. Die Verhältnisse des einfachen Mannes sind so, daß er alle Sinne anspannen muß, um seinen Unterhalt zu beschaffen. Wo bleibt da Raum zu mehr oder weniger philosophischen Gedankenreihen? Sie werden als Fremdstoffe empfunden und misverstanden ausgeschieden. Die Gewohnheit tritt hilfreich an ihre Stelle und ersetzt Gedankenreihen durch bürgerliche Ehrbarkeit und christliche Gebräuche.

Ist's ein Unglück? Wenn man sich vorstellt, welcherlei Gedankenreihen in den letzten 400 Jahren nacheinander durch die Kirche gewogt sind — wenn alle die vom Volke wären erfaßt

worden, wäre das Volk in beständiger Aufregung erhalten worden, und am Ende wäre es mit hochgradiger Nervosität belastet, die wenig angenehm von seiner biederen Ruhe sich abheben würde. Oder wenn eine Gemeinde den Ideengängen jedes neuen Predigers folgen könnte und müßte — sie kämen geistig nie recht zur Ruhe und müßten auch wirtschaftlich zurückgehen. So behütet sie ein glückliches Mißverstehen vor mancher geistlichen Überstiegenheit. Die Natur bricht überall wieder durch und korrigiert oft die große Kultur, in dem sie Ideenreihen auswischt und dafür Wirklichkeiten setzt.

Es war, als ob die Pferde und Michel den langen Gedanken des Fahrenden spürten und nicht stören wollten. Sie fielen in Schritt und Michel ließ sie gewähren.

Ob auch wir selbst Mißverstehende sind? Das Volk mißversteht unsere Ideen, die wir doch aus der Bibel schöpfen. Am Ende haben wir selbst schon die Bibel mißverstanden und verkündigen Mißverständnisse, die das Volk nur durch unbewußten passiven Widerstand berichtigend bei Seite legt. Warum mißversteht uns das Volk? Weil es in einer ganz andern Welt lebt als seine Prediger. Es hat sich tagtäglich mit bitterer Wirklichkeit auseinander zusetzen, um seinen Beruf zu erfüllen — wir müssen Gedanken auseinanderlegen, um das Gleiche zu thun. Das sind zwei Welten, die einander mißverstehen. Darum sind wir in beständiger Gefahr das Volk zu verstehen, wie wir's uns denken, nicht wie es ist.

Am Ende geht es uns mit der Bibel gerade so. Merkwürdig. Die Bibel macht eigentlich den Eindruck, von einfachen Leuten geschrieben und gedacht zu sein. Gelehrte waren ihre Verfasser nur in geringem Maße. Viele waren offenbar ungelehrt. Auch handelt sich's in ihr wesentlich um Begebenheiten, nicht um Ideen. Die Ideen haben am Ende wir erst an die Begebenheiten geheftet und dann zu Systemen zusammengeschmiedet und predigen dann aus den Systemen heraus, und das Volk mißversteht uns hoffnungslos, weil ihm unsere Systeme viel zu hoch sind und zu abgezogen, weil es

überhaupt für dergleichen keinen Sinn hat und ihm dazu jegliche philosophische Bildung mangelt.

Wollte man dem Volke Ideen bieten, so müßte man es zu derem Verständnis erst schulen. Darum war es ganz folgerecht, daß die Reformationskirchen das Volk schulten, und die ganze Volksbildung der letzten 400 Jahre ist nur entsprungen aus dem kirchlichen Drange des Protestantismus, sich ein gebildetes Hörerpublikum zu erziehen. Man thut also ein schweres geschichtliches Unrecht, wenn man den Predigtkirchen ein Interesse zuschreibt an der Unbildung des Volkes. Im Gegenteil. Diese können gar nicht bestehen ohne eine gewisse Aufnahmefähigkeit des Volkes für Ideen und hätten höchstens ein Interesse, das Volk vor solchen Kenntnissen zu behüten, die noch sehr großer Durchprüfung bedürften, um als allgemeine Wahrheit vorgetragen zu werden.

Aber jetzt kann man wohl fragen: Hat denn die Volksschulung ihren Zweck erreicht? Nun, es ist großes erreicht worden. Das Volk hat begriffen, von kulturellen Fortschritten Nutzen für seine Lebens- und Wirtschaftshaltung zu ziehen; aber um für Ideen zugänglich zu sein, dazu war doch die Bildung noch viel zu wenig tief, oder das Leben zu hart und zu ernst. Es ist alles mehr Firnis geblieben und nicht Volksbestandteil geworden, und es scheint als lege das Volk gewisse Dinge von dem ihm Gebotenen beharrlich bei Seite und scheide es als unbrauchbar aus, während es für andere Darbietungen sehr zugänglich und dankbar ist.

Und das Ausgeschiedene sind unsere Ideen, für die Bibel selbst sind sie weit zugänglicher. Kenntnisse biblischer Geschichten mangeln nicht. Es wird auch die Bibel mehr gelesen wie andere Bücher. Am Ende würden sie sie weit besser verstehen, als unsere Predigten, wenn nur die altertümliche Sprache und die etwas fremden orientalischen Verhältnisse nicht ein kleines Hindernis böten. Aber das ist sehr klein und läßt sich leicht beseitigen. Dann wären also wir Gelehrte die Mißverstehenden, und das Volk einfach fähig, das geschriebene Wort in aller Unbefangenheit aufzunehmen. Wir sind nicht unbefangen. Wir wittern hinter jedem Worte Textver-

stümmelungen, spätere Zusätze und Redaktionen und mustern mißtrauisch die biblischen Auslassungen wie Geheimpolizisten, die das Publikum auf Verbrecher hin durchmustern oder, wenn wir Prediger sind, wie Chemiker die Stoffe, die nur das Eine Interesse haben, was sie daraus bereiten und für ihren Markt herstellen können. Das ist das Hauptmißverständnis, und das harmlose Volk steht der unbefangen niedergeschriebenen Bibel gegenüber im Vorteil vor den Schriftgelehrten.

Das ist gewiß der Grund, warum Jesus nicht predigte wie die Schriftgelehrten. Er machte es sehr einfach. Er erzählte ihnen kleine Geschichten aus ihrem Leben und sagte dann: Gerade so ist's im Himmelreich. Das Himmelreich ist gar nicht wesentlich verschieden vom Erdenreich, sondern eine höhere Stufe, organisch mit dem niederen verbunden. Über eurem täglichen Thun und Lassen seid ihr dem Himmelreich näher als ihr glaubt, näher jedenfalls, als wenn ihr euch über biblische Ideen den Kopf zerbrecht. So gab Jesus im Grunde dem Volke Recht und nicht uns Schriftgelehrten. Einmal hat er übrigens auch über einen Bibeltext gepredigt, aus dem Propheten Jesajas, aber da wurde auch er gründlich mißverstanden. Offenbar will die Bibel nicht gepredigt sein. Sie dürfte gelegentlich überraschend angewandt, aber nicht systematisch ausgelegt werden. Die Auslegungen der Schrift sind die Ursache der Mißverständnisse, und die Mißverstehenden sind ihre Ausleger.

Michel schnalzte mit der Zunge, und die Pferde griffen mit neuem Eifer aus. Auch des Fahrenden bemächtigte sich die Erregung.

Aber was dann? Dann sind wir wirklich in einer übeln Lage dem Volke gegenüber, und das Volk hat's überaus schwer mit uns. Sie sind durch uns führerlos. Richtig. So steht's schon in der Bibel. Schafe, die keinen Hirten haben. Das sind übel beratene Haufen.

Aber was unterscheidet uns denn von den Bibelmenschen?

Wir sagen doch dasselbe, was jene sagten, noch dazu mit peinlichster Genauigkeit. Wir haben außerdem, um ja nicht zu fehlen, einen Zaun um die Bibel gezogen, wie weiland die alten Pharisäer, die die zehn Gebote eingezäunt hatten mit 613 anderen, damit ja keines der zehn übertreten werde. So haben auch wir, um den Sinn der Bibel nicht zu verfehlen, als Zaun die Bekenntnisschriften darum gezogen und sind unnachsichtig gegen jeden, der darüber steigt. Also die gleichen Worte, der gleiche Sinn und doch — wo fehlt's? —

Halt! ich hab's. Die Bibelleute wirkten durch Handeln, und ihr etwaiges Reden war nur ein wenig begleitendes Beiwerk. Wir haben das Reden, aber die rechten Thaten fehlen. Jenes wäre entbehrlich, dieses ist unentbehrlich. Das was in der Bibel Wort heißt, ist weit mehr That als Rede, eine unwiderstehliche Kraftentfaltung, kein disponiertes Gerede. Darum konnte nach biblischer Auffassung das Wort Fleisch werden, sich verkörpern und persönlich darstellen, ein Gerede kann höchstens Buch werden. Das Volk bedarf offenbar Fleisch und Blut, die Gelehrten begnügen sich mit Büchern, und die Worte der Gelehrten sind Täuschungen über die eigentlichen Bedürfnisse der Menschen.

Hier also liegt das Mißverständnis. Diese Täuschungen kann man aber nicht mit Worten nachweisen, die lauten ja gleich, sondern nur mit Thaten. Man darf dem Gelehrten nicht sagen: du täuschest dich und andere. Dann fährt er auf: Beweise! Nein, man muß ihn immerfort reden lassen. Das stört ja niemanden. Aber man muß stillschweigend irgend welche Thaten thun, an denen gesehen wird, was Wort eigentlich ist. Das wäre dann das Ende der Mißverständnisse.

Wie gescheit ist doch das Volk! Das ist ihre Praxis. Sie lassen uns reden, reden, reden, und setzen sich schweigend halb ehrerbietig halb schläfrig daneben, aber es ist als ob sie auf etwas warteten, vielleicht ganz unbewußt warteten: Sie warten auf Thaten und Kräfte. Die werden sie nicht mißverstehen!

Also muß man nicht durch Worte, sondern durch Thaten predigen.

So hat Jesus gethan. Bei ihm gab's wenig Worte, aber einen Blick, der die Not sah, und eine Willigkeit und Fähigkeit, die dann einsprang. So wollte er auch seine Jünger wirkend wissen. Er sandte sie einmal aus und gab ihnen als einzige Ausrüstung Gewalt und Kräfte mit, daß sie die Seuchen heilen konnten. Das nannte er das Reich Gottes predigen. Sie sollten also Hilfe bringen für Kranke, Aussätzige, Besessene, Tote und dazu sagen: Seht, das ist Himmelreich, seht, wie nahe es ist, tretet ein! Wir würden erwarten, sie hätten erst einen Predigtkursus durchmachen müssen, irgend eine geistliche Seminarausbildung erhalten, und dann hätte man sie geschickt, damit sie nach ihrer trefflichen Schulung reden könnten. Aber reden sollten sie offenbar gar nicht, nur Thaten thun. Die Erklärung zu den Thaten findet sich von selbst, und das Volk würde es nicht mißverstehen, wenn man ihm sagte: Seht, das ist das Himmelreich!

Wie einfach sich doch Mißverständnisse beseitigen lassen ohne lange Ausbildung und Schulung auf Verständnis. Und so meisterhaft einfach war Jesus immer. Wer in das Himmelreich hineinwollte, bekam keinen langatmigen Konfirmandenunterricht mit Sprüche Lernen und Lieder Aufsagen, sondern ein — Bad der Reinigung. Das konnte jeder begreifen, daß es nötig, und erleben, daß es heilsam sei. Dieses schlichte Bad, auch Taufe genannt, wurde das geistliche Ereignis seines Lebens. Von da aus konnte er dann selbst weiter denken mit Himmelreichsgedanken. Eine Taufe hielt lange vor, brauchte eigentlich gar nicht wiederholt zu werden. Man war eben im Himmelreich. Oder eine zweite Handlungsreihe, noch einfacher, noch begreiflicher: Esset und trinket alle zusammen. Im Brot und Wein sollt ihr zu mir in Beziehungen treten. Daß man essen muß, begreift jeder ohne Schulung und Mißverstehen. Wie weit es Stärkung werden kann, auch im Himmelreich, wird jeder erleben und inne werden. Jeder Tischgenosse müßte unzweifelhaft darin seine Erfahrungen machen, wäre also wieder den Worten enthoben. Denn das Himmelreich liegt überall hinter der Alltäglichkeit. Es ist gleich einem Sämann, der Samen streute und

gleich einem Weibe, das Brot buk. Warum soll es nicht hinter dem Bad, dem Essen und Trinken liegen? —

So wurde in sinnreicher Weise die That bleibend gestaltet und das Mißverständnis kann nirgends sein, wo Himmelreich ist. Nur wo es nicht ist, und durch Reden ersetzt wird — nun da giebt's Mißverständnisse. Reden könnte man höchstens, wenn man zusammen kommt aus innerem Drange des Mitteilungsbedürfnisses. Das könnte aber ebensogut auch unterbleiben. Ein regelmäßiger Redegottesdienst dürfte kaum dem Himmelreich gemäß sein, er kann höchstens religiöser Gewohnheit entspringen. Aber handeln!

Der Wagen näherte sich inzwischen Altorf, und Michel wollte die Leistungen seiner Pferde zeigen, knallte mit der Peitsche und ließ sie in schärfster Gangart laufen, daß der Wagen angemehm dahin rollte. Auch der Fahrende wurde lebhafter. Handeln, dachte er.

Da haben doch die handelnden Kirchen so unrecht nicht. Es giebt predigende und handelnde Kirchen, die protestantischen und die katholischen. Der Kultus der katholischen Kirchen geht auf in zeremoniellem Thun. Darin liegt ihre Macht auf das einfache Volk, und so gelingt es ihnen unschwer, das ganze Leben zu durchziehen und sich überall zur Geltung zu bringen. Jedes Ereignis im Leben wissen sie, wenn auch nicht an das Himmelreich, so wenigstens an die Kirche anzuschließen. Durch Gewohnheit werden sie dann lieb. Dem Volke ist nichts so lieb wie alte Gewohnheit. Bis Ideen erst ins Volksleben einziehen, kostet's Jahrhunderte lange Arbeit. Denn Ideen sind dem einfachen Manne nur sehr schwer zugänglich. Ein Gottesdienst der Handlungen ist immer leicht verständlich und bequem. Er liegt in den Gliedern und berührt das Ich kaum. Dazu ersinnen sie beständig Wunder. Die Thaten, die im Zusammenhange mit Heiligen berichtet werden, übertreffen an Menge und Wunderlichkeit weit die Evangelien. Freilich tragen sie auch sämtlich einerlei Gepräge für den Kundigen. Die biblischen Wunder haben alle die Wirkung gehabt, daß Gott groß wurde

vor den Menschen, die handelnden Heiligen verherrlichen nur die Kirche und sich selbst. Jesus suchte bei seinen Thaten seine Person stets zurückzustellen. Der Heilige wird immer sehr groß, und sein Schein verbreitert sich beständig. Aber diesen Unterschied beachtet man in jenen Kirchen weiter nicht, und das Volk versteht ja von Ideen nichts und merkt den Unterschied nicht.

Darum ist's auch für die protestantischen Kirchen sehr schwer, den katholischen zu begegnen. Jene wirken sich wesentlich in Ideen aus. Wenn sie aber doch zunehmen, wie geschieht, so verdanken sie das nicht ihrer Lehre. Aber wem denn? — Ihren Kulturthaten. Dem Protestantismus folgt unwillkürlich Aufklärung und der Aufklärung die Kultur. Nicht die Religion hat die evangelischen Völker groß gemacht, sondern die Kultur, die sie ihrer Schule verdanken. Die Religion wollte Religion und weiter nichts, aber sie schuf Kultur. Darin liegt ihre Kraft. Die katholischen Kirchen ketten das Volk an sich durch die Wunder der Religion, die protestantischen durch die Wunder der Kultur. Auf diesem Gebiete der That, aber freilich nicht des Glaubens, haben wir sofort wieder das Volk.

Alles in allem sind die handelnden Kirchen nicht zu beneiden, auch nicht um ihre große Kraft. Es giebt ein doppeltes Handeln, eines aus Gewohnheit, eines aus Sein. Die Thaten Jesu geschahen aus einem erhöhten Sein heraus und tragen eine ungemeine Frische der Belebung an sich. Sie schufen wirklich Leben mitten ins Volk hinein. Ihre Wirkungen in die Weite waren viel größer als ihre Wirkungen auf ihrem Schauplatze. Es waren Ströme lebendigen Wassers. Aber Thaten der Gewohnheit wirken nicht belebend; fesselnd ja, aber nicht befreiend. Sie haben auch Macht, aber eine bindende, keine lösende.

Thaten des Lebens müßten wir thun können, in solche Thaten unsere Lehren umsetzen. Dann würde uns schnell volles Verständnis folgen. Dann wäre aller Bann der Völker zerbrochen. Aber nicht Thaten, die notdürftig als Vereinswirkungen komiteemäßig heraussickern, nein, freie, frische, aus den Impulsen des Augenblicks

belebend geborene, ohne viel Worte und geistliches Gethue, in schlichter Natürlichkeit. O wenn ich solche Thaten thun könnte, dann würden die Bauern verstehen! Ja, wenn — —

Aber warum denn nicht? Wenn das Himmelreich werden soll kann's nur so werden. Soll alles Volk erfaßt werden, dann nur durch Thaten, nie durch Worte; und durch lebendige Thaten, nicht tote. Nie werden Religionen das schaffen, was Jesus das Himmelreich nennt. Also warum nicht? — Halt! ich hab's. Ich dürfte sie nicht thun. Wenn das geschähe, so hätte die Welt nur einen neuen Heiligen. Davor behüte uns Gott. Nein, nicht ein Ich, sondern eine Zeit müßte Thaten hervorbringen. Es gehört nicht nur eine gewisse Kraftlage, sondern auch ein bestimmtes entgegenkommendes Verständnis dazu. Auch Jesus wirkte nicht unvermittelt. Er bedurfte eines Bahnbereiters, durch den man sich auf Großes gefaßt machen lernte. Es mußte vor ihm Jemand sein, der für seine Zeit das lösende Wort sprach. Dann konnte er handeln, und sein Handeln konnte verstanden werden.

Also die neue Zeit muß ersehnt werden, und ihren Eintritt bezeichnet das lösende Wort. Nicht Worte, sondern das Wort. Mir scheint, die Völker harren in atemloser Spannung des lösenden Worts, und es kommt bloß deshalb noch nicht, damit die Spannung noch größer werde, und seine Macht wie eine brausende Flut jauchzend in eigener Kraft alles überströme. Nein! es soll nur noch ein wenig außen bleiben, bis alles danach schreit und lechzt, auch das Satte und Überfütterte, damit es nie wieder ermatten und und von Neuem in Formenwesen verfallen kann. Und das würde verstanden vom Bauern und vom Arbeiter sogar vom Gebildeten, der an Ideen kränkelt. Dieses Wort fände das Verständnis, und es wird gewißlich kommen. O, du lösendes Wort! —

Der Wagen stand und sein Insasse fuhr träumend auf. Richtig schon zu Hause! Dank für die Fuhre!

Michel wandte schweigend um und fuhr im alten Geleise heimwärts.

Lh.



Der Haß.

Hat der freundliche Leser Feinde? Hoffentlich. Ein Mensch ohne Feinde ist wie ein Gericht ohne Salz. Wer keine Feinde hat, der hat auch keine Freunde. Natürlich sind ächte Feinde gemeint, die der Haß geboren hat, nicht schwächliche Gegner. Feindschaft ist immer etwas Persönliches, Gegnerschaft etwas Sachliches. Die Gegner behaupten regelmäßig, bei aller sonstigen Hochachtung für die Persönlichkeit des Gegners müßten sie doch auf ihrem Gegensatze beharren. Das ist schwächlich und für dich wertlos. Aber Feindschaft ist Äußerung des Hasses in Weißglut. Sie ist das eigentlich Wertvolle.

Es giebt freilich einen unächten Haß. Der ist unbeständig wie eine Laune und ist weiter nichts wie eine Ausartung einer dürftigen Abneigung, eine Offenbarung von Erbärmlichkeit und Schwäche. Aber der ächte Haß ist stark und fest, ein glühendes Leben.

Wie entsteht der Haß? Er ist immer eine Anerkennung der Überlegenheit des Gehaßten. Unbedeutendes läßt gleichgültig. Ganz Geringes wird verachtet. Nur Überlegenes wird gehaßt. Zwar braucht auch die Überlegenheit nicht immer ächt zu sein, oft ist sie nur zur Schau getragen. Aber wo und wie sie da ist: der Haß wird ihr stets folgen, und um so glühender, je wahrer sie empfunden wird.

Haß ist immer eine Aufwallung der Gefühle. Viele schläfern sie ein, viele machen sie ganz ersterben, wie von einem Gifthauch berührt, aber etliche erregen sie, und die sie erregen, versetzen uns in eine erhöhte Lebensthätigkeit; und erhöhtes Leben ist immer ein Glück, gleichviel ob es bejahend oder verneinend, in Liebe oder Haß sich äußert.

Der Haß nützt zweien, dem Inhaber und dem Gehaßten. Diesem, weil seine Bedeutung anerkannt wird, jenem, weil er aus dem Tode der Gleichgültigkeit zum Leben erwacht. Der Gehaßte wird in schärfste Beobachtung genommen, kein Stäubchen entgeht dem scharfen Auge des Hassers, nichts wird in schwächlicher Freundschaft verdeckt oder weggelogen. Wer etwas werden will, kann's am besten am Hasse werden. Er ist der strengste Zuchtmeister. Er ist aber auch voller Werdekeime in sich selbst. Wenn er dem Empfinden der Überlegenheit entspringt und diese nicht wegstreiten kann, so muß sie ihn immer weiter steigern, und es muß schließlich einen Siedepunkt des Hasses geben, in dem er umschlägt in Liebe. Überlegenheit in ihrer Absolutheit muß Unterwerfung hervorbringen, freies, starkes sich Hingeben. Das ist Liebe. Feinde müssen in sich die Fähigkeit haben, beste zuverlässigste Freunde zu werden. Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben. Und sie werden's in dem Augenblicke, als der Haß vor der Überlegenheit ohnmächtig zusammensinkt. Ein Freund aber, der jemals Feind war, kann nie mehr umschlagen. Er ist der wahrhaft zuverlässige. Ja, je größer die Feindschaft war, desto inniger und unauslöschlicher muß die Liebe werden können. Wer nach großer Liebe Sehnsucht hat, muß großen Haß wertschätzen lernen.

So betrachtet muß Haß und Feindschaft nur als Vorstufe von Liebe und Freundschaft gelten dürfen. Ja, die Liebe, die aus dem Hasse herausgeschmolzen ist, muß im Grunde die wertvollere sein, als die billige, die überall wortreich und wertlos herumliegt. So bedingen sich Liebe und Haß gegenseitig und können vorläufig ohne einander nicht bestehen. Gerade der Haß ist's, der die Liebe zu immer höherer Glutentfaltung reizt. Zwischen beiden findet ein Ringen

statt um Sein oder Nichtsein, und es wäre die Liebe nicht, wenn sie jemals nachgeben würde. Ächte Liebe muß alles überdauern und sich jeder Zeit als das Stärkere beweisen. Der Haß ist der Liebe Probierstein. Er ist der Lebenserreger der Liebe, und die Liebe ist das unauslöschliche Verlangen, sich immer tiefer in den Haß hineinzusenken, um seine Grenzen zu erreichen und seine Kraft zu erschöpfen.

Nur Eines darf nicht in Betracht gezogen werden, die Zeit. Der Sieg der Liebe rechnet nicht mit Zeitläuften. Sie weiß, der Haß erschöpft sich einmal, die Liebe nie. Wenn es so steht, dann ist das Wann des Sieges nicht mehr wesentlich. Je größer der Haß desto später, aber auch desto herrlicher ist der Sieg. Die Herrlichkeit des Sieges ist ein vollwertiger Ersatz für die Länge der Mühe. Aber unauslöschlichen Haß giebts nicht, vor der Liebe nicht! — oder die Liebe selbst müßte erlöschen können. Aber das ist unmöglich, denn es ist wider Natur und Wesen. Nur die Liebe ist's, die nimmer aufhört. So stellen beide ein großes Problem dar. Sie verdeutlichen Zeit und Ewigkeit. Der Haß ist die Glut des Empfindens als Zeit dargestellt, die Liebe als Ewigkeit. Zeit und Ewigkeit an sich sind beide unfaßbar für unser Denken, aber an ihren Darstellungsformen geht uns ein tiefes Verstehen auf.

Im letzten Grunde muß der Haß verstanden werden als heimliche Sehnsucht nach Liebe, der ungestillte Hunger nach Befriedigung. Seine Glut ist ein heißes Sehnen. Wenn er sich auslösen kann in Liebe, so ist seine Sehnsucht gestillt. Er ist jetzt Haß, weil er sich für sich selbst wehrt. Er fürchtet in der Liebe, in der Hingabe, sich selbst zu verlieren und weiß nicht, daß erst die Liebe wahre Selbstentfaltung ist. Aber die Liebe weiß es, sie erlebt es jauchzend in immer neuer Werdelust. Darum trägt sie in freudiger Geduld den Haß, gewiß, daß auch ihm seine Wahrheit aufgeht, und seine Wahrheit ist Liebe. Denn Haß ist Qual, verzehrende Glut um das Selbst, die Liebe ist Erlösung, die Auslösung des Selbst zu wahrem Werden.

Wenn Liebe groß und tief werden will, so bedarf sie des Hasses. An ihm wird sie ihrer selbst immer gewisser. So erhöht der Haß ihre Seligkeit und ist das einzige ihrer würdige Ziel. Indem sie stets durch ihr ganzes Sein ihn umzuschmelzen trachtet, schätzt sie ihn als ihren rastlosen Erreger. Bewußte Liebe ist voll hoher Wertschätzung des Hasses.

* * *

Theorien — sagst Du? Sag's! Aber erstaunlich praktische, unheimlich naheliegende Zustände. Der Haß ist das Problem der Menschheit, das Problem deines eigenen Lebens. Vielleicht fehlt dir noch der Blick dafür. Wo du hinsiehst, ist alles voll Bitterkeit, Gift und Galle, auch wenn es heuchlerisch das Gewand der wortreichen Liebe anzieht. Du durchschaust es ja sofort.

All das Wesen entspringt dem Neide, der offenen oder heimlichen Anerkennung der Überlegenheit, ist also Haß. Nun denke dir, alles das sind angefangene Werdestücke, noch ungelöste Rätsel, die nach Lösung schreien, und du siehst es und verstehst es nun nach seinem eigentlichen Sein. Da bist du mit einem Schlage in eine Welt voll neuer herrlicher Aufgaben gestellt, in der alles lebt und keimt und zur Lösung drängt. Und die Lösung für Vieles liegt in deiner Hand. Du hast eine Bedeutung und Wichtigkeit, die du gar nicht ahnst. Sie ist weit größer, als wenn du in einer Diplomatenecke säßest und mit Listen und Lügen die Geschicke der Welt zu lenken suchtest. Das ist ein unsicheres und unfruchtbares Geschäft, aber deines ist klar und fruchtbar und des Erfolges gewiß. Er ist in deine Hand gegeben.

Wer jeden Haß ansehen kann als erwachendes Leben, das nach Liebe schreit, und wer ihn betrachtet als im Lichte seines Zieles, der ist damit in eine neue, unendlich herrliche Welt hineingeboren, in die Welt der Liebe, des großen Sieges, ist aus der Zeit gerückt in die Höhe der Ewigkeit. Du brauchst nur vorläufig den Haß umzudenken und, je heftiger er ist, ihn dir als einstige Liebe vorzustellen, und du wirst aufjauchzen lernen am Haß.

Wenigstens ist er nicht mehr die lähmende tote Gleichgültigkeit. Der Werdefluß des Lebens hat ihn erfaßt und treibt ihn dem Meere der Liebe zu. So kannst du ihn umdenken und wirst selbst froh werden.

Aber das ist wenig. Deine neue Erkenntnis bringt eine neue Aufgabe. Du kannst ihn auch umglauben, und damit machst du ihn froh. Mit dem neuen Blicke wirst du gar nicht in die Versuchung kommen, selbst durch ihn erbittert zu werden, und mit der neuen Haltung gewinnst du jene thätige, unendliche Geduld, die nimmer rastend voll fröhlichen Werdens, voll Siegeskraft den Haß umschafft in unendliche Liebe und Hingebung.

Auf diesem Wege macht man eine interessante Beobachtung, die vorläufig Geheimnis zu sein scheint. Jeder Haß, der Liebe und Geduld zu spüren bekommt, nimmt zunächst zu. Er macht's dabei wie ein edles Roß. Nicht von jedem läßt es sich reiten, sondern probiert seinen Reiter auf jede Weise, ob's nicht gelingen möchte, ihm Schwächen abzumerken. Dann wird's ihn abwerfen. Besteht aber der Reiter die Probe, so wird's ihm willig gehorchen. Gerade so probiert der Haß die Unermüdlichkeit der Liebe. Er fühlt instinktiv ihre rettende Kraft. Aber ächt muß sie sein. Sonst hilft sie nichts. Wein läßt sich nie durch Limonade ersetzen. Daher versucht er ihre Dauer durch äußerste Kraftentfaltung. Seine Bosheit ist dabei ganz erfinderisch und läßt keine Gelegenheit durch. Je besser die Liebe Stand hält, desto krampfhafter sind seine Gegenversuche, bis er weinend zusammenbricht vor dem Stärkeren, dem er sich ewig verbindet.

Aber wer das nicht weiß, der erlahmt, und erlahmte Liebe setzt sich um in Verbitterung und ist beinahe der schlimmste Zustand, den es giebt. Statt zu erlösen bedarf sie selbst der Erlösung, und ihr ist schwerer zu helfen wie dem Haß.

Von hier aus werden viele menschliche Zustände deutlich. Die Mehrzahl der kleinlichen, neidischen, verbitterten Philister sind einmal in besseren Tagen wider den Haß ausgezogen und sind erlahmt und unterlegen mit ihrer unächten Liebe. Denn der Haß ist Lebenseifer. In ihm steckt viel Wahrheit, und er schafft bittere

Klarheit um sich her. Alles, was in der Welt grollt und nörgelt und über die Schlechtigkeit der Welt die Hände zusammenschlägt, ist hier gescheitert. Hier ist das Grab herrlicher Lebensanfänge. Das nörgelnde Philistertum ist wie ein Friedhof voll Kindergräber, in dem süße Blüten vor der Zeit hingewelkt und verwest sind, ohne Frucht zu bringen. Aber diese Kinder hat der Haß in die Grube gelegt, nicht die Liebe. Wie jammerschade! Statt daß die Aufgaben der Welt gelöst würden, sind immer neue dazu geboren und haben die Menschenwelt zu einem verworrenen Durcheinander gemacht, in dem der Haß triumphiert und Philister ihr klägliches Dasein fristen, die Heloten und Hörigen des Hasses.

Was soll daraus werden? O ganz einfach. Der endliche Sieg der Liebe. Wenn der Haß triumphiert, kann das nur vorläufig sein. Wenn Tausende fallen und Zehntausende lahm werden, so hört davon die Liebe nicht auf. Sie wird im Gegenteil immer lebendiger glühen, immer neue Kräfte entfalten. Sie wird erst recht vor sich selbst ihres Wesens froh bewußt werden und es ausströmen, daß es die Welt erfüllt. Mit Zeit rechnet sie nicht, nur mit Kraft. Sie wird den Haß herrschen lassen, bis er ausgeherrscht hat und seine Ohnmacht erkennt und wird ihn aufnehmen und seinem wahren Selbst zurückgeben. Der Haß beherrscht vielleicht zur Zeit die Welt, aber die Liebe hält ihn und die ganze Welt liebend umschlossen. Ja, der Haß muß in der ganzen Welt triumphieren, damit Liebe offenbar werde als Liebe.

Welche unbegrenzte herrliche Aufgabe der Liebe: Also hat Gott die Welt geliebt! Damit Gott in der Welt erkannt werde als Liebe, muß sie der Haß in Besitz nehmen, und im Hasse seufzt und schreit die Welt nach dem Wesen Gottes als alleiniger Hülfe und wahrer Befriedigung. Je größer der Haß, desto näher der Sieg der Liebe. Glücklich, wer das weiß und daran teilnimmt. Darum wird das Erdreich mit selbstverständlicher Gewißheit den Sanftmütigen, den Kindern und Genossen der Liebe, gehören — das Erdreich, kein fernes Himmelreich! Denn das Erdreich ist's, das im Haß nach Liebe schreit und seinen Eigner sucht.

Glücklich, wenn du sein Sehnen verstehst und seine Herrschaft dir mit zufällt. Das erst ist die wahre Weltherrschaft, nicht die erlogene Scheinherrschaft mit Kanonen und Kriegsschiffen und goldgierigen Raubzügen der Kultur wider die Unkultur!

* *
*

Willst du teilnehmen? Dann erwirb dir Feinde. Aber ächte und wahre, keine Gegner und keine Verächter. Das ist viel schwerer gethan als gesagt. Ächter Haß entspringt der Anerkennung der Überlegenheit, aber die Überlegenheit ist nicht immer ächt. Wenn man die feindseligen Beziehungen der Menschen verfolgt, so richten sie sich meistens gegen die Gespreiztheit und leere Aufgeblasenheit. Solcher Haß hält nicht Stand und verwandelt sich mit der Zeit in Verachtung oder, was noch schlimmer ist, in gönnerhaften Gleichmut. Der ächte Haß steigert sich an der Kraft stetig bis zum Siedepunkt und schließlichen Umschmelzung, der unächte kühlt ab an der Schwäche und schädigt den Hasser ebenso wie den Gehaßten.

Zwei Dinge sind nötig zur Erweckung von Haß. Erstlich ächtes Sein in Kraft. Je bedeutsamer das Sein ist, desto sicherer erregt es den Haß. Die bedeutendsten Menschen hat die Mitwelt oft gehaßt, verfolgt, verbrannt, gekreuzigt, aber die Nachwelt hat sie sicher geehrt und geliebt. Je glühender der Haß war, desto nachhaltiger ist oft die Wirkung eines Menschen. Die Geschichte der Naturforschung ist eine Geschichte des Hasses und der Verfolgung, und welcher maßlose, sinnlose Haß verfolgte erst den Gekreuzigten! Aber niemals wird er vergessen werden. Er tritt als Lebendiger vor jedes Geschlecht, noch heute gehaßt und geliebt. Nur seine Anhänger werden zuweilen angegähnt — er nie.

Aber noch ein Geheimnis umgiebt den Haß: Du mußt deine Kraft möglichst verbergen. Wer etwas hat und leistet und macht sich damit breit oder drängt sich vor, vereitelt seine Wirkung. Er hat's als Schaustück und erregt damit den Beifall der Menge oder die Erbitterung der Neider, aber keinen Haß. Gerade das Absichtliche und Berechnete stört die Wirkung, das Verborgenhalten erhöht sie.

Aber du fürchtest vielleicht, dann in der Verborgenheit zu verkommen und unbeachtet und ohne Nutzen gelebt zu haben? Glaub das nicht. Keine Bedeutung der Menschen, keine Kraft und Leistung geht in ihren Wirkungen verloren. Wahres Sein setzt sich unter allen Umständen durch. Je wahrer und fester es ist, desto sicherer und wirkungsvoller. Damit kann sich jeder Mensch, der aus der Wahrheit ist, völlig beruhigen. Nur kommt's auch hier nicht so sehr auf die Zeit an. Wahrheit ist ewig und steht über der Zeit. Sie erscheint oft in einem Geschlecht und gelangt erst bei dem folgenden zur Anerkennung. Aber sie setzt sich gewiß durch.

Betrachte alle bedeutenden Leute unserer Zeitrechnung, die der Haß verfolgte. Was ist ihrer aller Gemeinsames? Sie brachten durch ihr Leben und Sein eine Wahrheit zur Entfaltung die keimartig in ihnen lag. Alle ihre Lebenskraft setzten sie ein für die Offenbarung einer Wahrheit, die in ihnen zur Erscheinung drängte. So wurden sie ihre Organe und Propheten. Es ist, als verlange jede Wahrheit nach irdischer Sichtbarkeit und wolle menschlich dargestellt sein. Die Wahrheit als solche ist wohl nicht faßbar für unser menschliches Denken, aber in menschlicher Gestalt wird sie's, und die wahre Menschheit ist ein großes Anschauungsbilderbuch der Wahrheit.

In dir liegt auch eine, die nur du darstellen kannst. Wir gehen immer auf in Bewunderung für andere Leute und in Schwärmerei für Größen. Wer darin aufgeht, wirft sich ja selbst weg. Nein, richte dich auf an ihnen, aber besinne dich auf dich selbst und stelle deine Wahrheit dar. Was sollst du in der Welt? Ganz gewiß mehr als 40—80 Jahre lang satt werden. Und wenn du's nicht weißt, was du bist und was du sollst, warum suchst du's nicht und läßt dich lieber von jedem Winde bewegen, wie Spreu, die der Wind schließlich verweht?

Wenn du aber in dein Sein kommst, so wird sich sofort der Haß wider dich erregen, je weiter du fühlbar wirst, desto mehr. Die eigene Bitterkeit schwindet und macht der Liebe Platz, von außen tritt dir der Haß entgegen. Dann freue dich, denn du bist

im Werdefluß. Hier liegen die großen Aufgaben, durch deine Wahrheit den Haß zu erhitzen bis zum Umschmelzen in Liebe.

Wahrheit und Liebe sind Zwillingsgeschwister. Sie wirken sich beide aus in Geduld des Seins und ihrer ist der endliche Sieg. So winzig der Einzelne sein mag, so unersetzlich ist er doch. Er stellt eine Seite der Menschheit dar. Durch sein ächtes Sein kann Liebe und Wahrheit befreiend zur Geltung kommen. Aber wer seine Aufgabe lösen will, darf vor dem Hasse nicht beben, ja er muß am Hasse froh werden, denn der Haß ist seine Wahrheitsspur und darf nicht rasten bis Haß Liebe geworden. Der Sieg ist sicher.

* * *

Ohne Kampf kein Sieg, ohne Feinde kein Kampf. Also wie erwirbt man sich am besten Feinde?

Ächte Feinde gewinnt man nur durch bewußte Nachgiebigkeit. Nicht jeder kann nachgeben. Viele Leute halten Trotz für ihre Stärke. Diese sind sämtlich krank im Geiste. Ein eigensinniger Mensch ist geistig gefährdet. Solche Krankheitszustände werden aber nicht geheilt durch Widerstreben, sondern durch Nachgeben.

Du glaubst das nicht? Es ist aber ganz einfach. Eigensinn ist krankhafte Schwäche. Giebst du dem Eigensinne nach, so wird er bald nach Kinder- und Krankenart mehr verlangen und immer mehr. Giebst du weiter nach, so wird er stutzen und sich fragen: Warum ist dieser so anders wie andere Leute? und wird dich probieren, probieren mit durchtriebener Bosheit und über dem Probieren sich immer mehr erhitzen, bis er nicht mehr los kann von dir in ohnmächtiger Wut. Denn er fühlt, dein Nachgeben ist seinem Angreifen weit überlegen. Dann wird er selbst sich sagen, was er sich von seinen Freunden niemals sagen ließ: Du hast Unrecht, du bist der Schwächere. Vielleicht wird er dir dann nach dem Leben stehen. Mag sein. Aber schämen wird er sich, bis er unter Thränen umkehrt. Erst dann ist er geheilt. Geheilt im eigenen Willen. Man könnte ihn ja mit Gewalt unterdrücken. Das bändigt

für eine Zeit, aber heilt nicht. Und hättest du darüber dein Leben verspielt, so hast du ein neues Leben gewonnen, vielleicht viele neue Leben und kommst so erst recht zur Geltung. Du fandest dein Leben, indem du es verlorst. Ein großer Gewinn am Feinde! —

Aber wie findet man Feinde? Durch verborgenes Sein, nicht in der Öffentlichkeit. Stelle dich hin wie ein Klopffechter und laß vor dir ausposaunen: Kampf der Liebe wider den Haß. Stell dich und spreiz dich und errege die Aufmerksamkeit der Leute. Glaub mir, du wirst ihr Gelächter erregen, ihr Mitleid, aber nicht ihren Haß. Einige Dumme, leichte Ware, werden sich vielleicht täuschen lassen. Wie lange? Das hängt vom Grade ihrer Oberflächlichkeit ab.

Aber du suchst die Ächten, die Starken. Die findest du nur, wenn du dich verbirgst, wenn du alles Absichtliche, Gemachte, Geprahlte ablegst und einfach kommst, ohne Lärm, ohne Flitter und Blendwerk, ohne Rufen und Schreien auf der Gasse. Zeige immer etwas weniger, als du unbeschadet zeigen könntest. Wer großes wagt, darf nie sein ganzes Kapital rollen lassen, sonst wird er unversehens bankerott. Kommst du aber ganz niedrig daher, so werden sie dich für dumm halten und an dir vorüber stürmen. Denn sie sind immer im Wettlauf um die Größe. Je dümmer du ihnen erscheinst und je unbedeutender, desto besser für dich. Dann kommt ein Augenblick, da werden etliche Strauchelnde und Besinnliche dich sehen und vor dir stehen bleiben. Liebe und Haß wird sich regen. Da trittst du in Wirksamkeit, da erwirbst du dir ächte Feinde, sei dein Kreis klein oder groß.

Ein alter Weiser behauptete, er brauche nur einen festen Punkt, um die Welt aus den Angeln zu heben. Nun sieh, du hast einen, probier deine Kraft. Du wirst so weit wirken, als Kraft da ist. Es ist sehr wohl denkbar, daß eines einzigen Menschen Kraft die ganze Welt bewegen und neugestalten kann. Ein einziger Wille liegt der ganzen Welt zu Grunde — warum soll Ein Wille sie nicht umgestalten können? Wenn erst eine Welt haßt und heiß und ächt haßt, welches Anrecht und Hoffen auf Liebe bringt sie damit entgegen!

Nur eine Gefahr ist dabei, eine schwere: Freunde! Freunde sind weit gefährlicher als Feinde. Feinde schaden höchstens dem Leben, Freunde möglicher Weise dem Sieg. Wer das große Ziel, den Sieg der Liebe in's Auge faßt, darf sich mit Freunden nicht aufhalten. Freunde sind Ablenkung, Anhänger Gepäckstücke, Gönner Beleidigung. Nur die werden uns verstehen, und im Kampfe fördern, die aus Feinden gewonnen sind. Aber die warnenden, teilnehmenden, besorgten, ewig mißverstehenden Freunde können allein für sich eine Manneskraft verschlucken oder unbrauchbar machen. Sie sind eine beständige Versuchung sich zu schonen und im entscheidenden Augenblicke nicht am Platze zu sein, und was das Schlimmste ist, eine Ablenkung der Feinde. Ewig besorgt, Mißverständnisse zu erklären, hindern sie das Verständnis.

Freunde halten sich für ächt, wenn sie uns verteidigen und etwas wagen und zum Schwerte greifen, wenn der Feind endlich zum Schlagen gekommen ist. Aber gerade damit schaden sie am meisten. Wer je vorwärts gegangen ist, hat sich oft der Freunde, weniger der Feinde zu erwehren gehabt. Dieser soll man sich gerade nicht erwehren, sonst werden sie nie wahrhaft überwunden. Man kann sie mit Gewalt unterdrücken, aber mit Gewalt ihren Willen nicht umgebären. Und Freunde fliehen entweder vor dem Feinde oder verteidigen uns. Beide Male schaden sie.

Darum werden auch Vereine niemals entscheidende Siege erringen. Die Größe ihrer Ziele ist stets beeinträchtigt durch die Menge ihrer Mitglieder. Auch über den schwächsten Verein könnte man schreiben: Es ist zuviel Volks bei euch. Solche Gesinnungsgenossenschaften sind meistens Deckmäntel der Schwäche. Die Leute fühlen, es sollte etwas geschehen, aber der Mut erstirbt, und die Kraft ist schon erlahmt, ehe der Gedanke geboren wurde. Da stellt ein Verein zur rechten Zeit sich ein. Vielleicht haben die andern mehr Mut und Kraft wie ich selbst, und diese denken ebenso, und so kommt ein Verein in's Wickeln, bis jedes Vorwärts hoffnungslos verwickelt ist. Die volle Kraft Eines Menschen kann die Welt umgestalten, die halbe vieler nichts.

Wenn das Vaterland in Gefahr ist, vom Feinde übermocht zu werden, so gründet man auch keine Vereine gegen die feindliche Artillerie oder Infanterie oder Kavallerie, sondern schickt Generäle, die rücksichtslos kommandieren, und Einer ist der Feldherr. Sein Wille schlägt die Schlachten, und er hat keine Freunde, höchstens Untergebene, Werkzeuge. Wenn Großes erreicht werden soll, müssen einzelne gehen, nicht Vereine. Es wurde auch nie ein Verein gegründet zur Erlösung der Welt, sondern Einer ging und gewann's, und nie hat diesen etwas so aufgehalten wie seine Freunde. Aber Einer hat ihm geholfen. Und das war sein erbittertster Feind.

Ich glaube, der einzige Mensch, der je den Haß richtig gewürdigt hat, ist Jesus. Er hat die wohlmeinenden klebrigen Leute seiner Zeit erst richtig hassen gelehrt, um sie vom wahren Haß in die wahre Liebe hinüberzuführen. Aber niemand hat ihm je so geschadet, wie viele seiner Anhänger, die die Welt mit klebrigem Fremdstoff erfüllt und je und je Sammelpunkte geistlichen, wehleidigen Philistertums gegründet haben. Aber die Welt wird erst neu werden, wenn sich Menschen finden, die den Haß zu erregen und zu schätzen verstehen, und den Erregten zu behandeln wissen im Sinne des Meisters.

Lh.

Was Einer nach seinem Tode noch erlebt hat.

Zuerst natürlich das Begräbnis. Das war großartig, denn er war immer ein honnetter Mann gewesen. Gutmütig und gesellig. Mit seinem großen Reichtum keineswegs knauserig. Er bekleidete in seiner Stadt Ehrenämter. Darum trug noch das Leichentuch die ehrenden Purpurstreifen. Die ganze Stadt war mit zum Begräbnis, und seine großen Verdienste wurden gebührend gewürdigt.

„Er war wirklich ein guter Mensch, ich weiß es;“ hörte man eine sonore Stimme, „besinnt ihr euch noch auf den ekelhaften

Kerl, der Tag für Tag vor seiner Thüre lag und bettelte? Ein anderer hätte sich's nicht gefallen lassen, aber er ließ ihn ganz ruhig, hatte nichts dagegen, daß er aus seiner Küche mit durchgefüttert wurde, ja schenkte ihm gelegentlich noch ein paar Münzen. Gott hab ihn selig und vergelte ihm seine Barmherzigkeit. . . ."

Unmittelbar hinter der Leiche folgte tiefbekümmert die untröstliche Witwe. Eben hatte sie ein Weinkrampf geschüttelt, und sie wischte sich die Thränen aus den rot verweinten Augen. Man kann nicht immerfort weinen. Da kam ihr ein Gedanke durch den Kopf. Gedanken sind wie Blitze, die unangemeldet durch den Kopf schießen. Sie dachte, du bist mit einem Male eine reiche Witwe geworden und noch in den besten Jahren. Interessante Lage. Natürlich warf sie den Gedanken entrüstet weg, aber er war doch stark genug gewesen, ihre Thränen für eine lange Weile zu trocknen.

Sie kamen erst wieder bei der Leichenrede, die der erste Geistliche der Stadt hielt. Er hatte sein bestes Können eingesetzt und redete erschütternd, tief eingreifend. Kein Auge blieb trocken. Unermeßlich war der Verlust des lieben Entschlafenen.

Endlich war alles vorbei. Der liebe Selige hatte seine Ruhe. Den Hinterbliebenen blieben schwere Unruhen. Erst die allgemeine Abfütterung, Zahlung für Begräbniskosten, Trinkgelder u. s. f. Dann Ordnen des Nachlasses, Erbteilung, tiefeingreifende Veränderungen. Schwere Tage. — —

Lange wußte der Entschlafene nicht, was ihm geschehen war. Sein schneller Tod, kurze Krankheit, Begräbnis, alles war ihm wie ein böser Traum, und er fragte sich wohl: wann werde ich aufwachen? — Zuerst interessierte es ihn, daß man seinem eigenen Begräbnis in aller Umständlichkeit zusehen konnte. Die guten Menschen, wie lieb sie von ihm sprachen! Seine Tugendhaftigkeit wurde ihm selbst ganz rührend. Dann dachte er: Ob sie wohl wieder heiraten wird? — — Dann war alles still. Lange. Drückend.

Nun wär's wohl an der Zeit aufzuwachen. Ob's schon spät ist? — Aber was ist das? Ein erstes, riesenstarkes Empfinden:

Durst, brennender Durst. Endlich. Doch ein Lebenszeichen. O lieber Durst, du verlässest mich doch nie, du warst mir immer der sicherste Begleiter. Dir soll auch geholfen werden. Du wirst den wüsten Traum am besten verscheuchen.

Neben seinem Lager stand immer ein köstlicher Nachttrunk. Hoffentlich ist er gerade heute nicht vergessen worden. Er wollte tastend um sich greifen. Aber die Hand versagte. Regungslos blieb sie liegen. — Also gehört der Durst mit zum Traume, folgerte er.

Aber der Durst wurde brennender. Er muß doch Wirklichkeit sein. Wie war's doch gestern Abend? Hatten wir große Gesellschaft? War ich ausgegangen? — Nein! ich besinne mich. Ich blieb zu Hause, weil ich mich unwohl fühlte. Ich legte mich zu Bette, zeitig, war krank, meine Liebe pflegte mich noch zärtlich besorgt. Meine Brüder kamen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Der Arzt kam .... Geflüster ... Und dann der fatale Traum .... Und der Durst ... Er wollte stöhnen, schreien vor Durst. Aber er blieb ganz still. Am Ende ...

Aber der brennende Durst. Das hab ich doch nie so gehabt. Und doch! Mein Leben war ein großer Durst. Ein unausgesetztes Verlangen, nur fühlte ich's nicht, weil ich es immer stillen konnte. Doch ich besinne mich. Wir hatten eine Lehrerin als Kinder. Die sagte immer zu mir: Du willst immer alles nur für dich haben. Nichts kannst du sehen, du mußt es haben. Das wird dir noch viel zu schaffen machen. — Natürlich wurde die langweilige Person weggejagt. Mama war immer so gut zu mir. Sie half mir immer, auch wenn's sonst nicht gestattet war. Andrerseits. Ich hatte immer reichlich Taschengeld. Versagt habe ich mir nie etwas. Wozu auch? Wir hatten ja die Mittel. Über die Mittel habe ich nie gelebt. Meine Sachen sind in schönster Ordnung .... Nur der Durst ... Wirklich, den habe ich mir selbst groß gezogen. Mein ganzes Leben zugebracht, den Durst zu erziehen. Nach allem, was die Welt Schönes, Gutes, Angenehmes hat, hab ich gedürstet und hab's reichlich genossen, jeden Durst gestillt.

Nun brennt er riesengroß mit unlöschlicher Flamme. Bin ich denn tot?

Offenbar nicht. Dann wäre ich entweder im Himmel oder in der Hölle. Dieses Brennen ist allerdings eine Höllenqual, aber kein Teufel kümmert sich ja um mich. Aber wo bin ich? Was ist mit mir geschehen? Im Grunde gar nichts Besonderes. Ich brenne vor Durst, nur kann ich ihn nicht löschen. Ist denn niemand da, mir zu helfen?

Er sah sich ganz allein — verlassen. Wahrhaftig! allein war ich immer inmitten aller guten Freunde. Hat jemals jemand mich geliebt? Verachtet, wenn auch geduldet, hab ich den Troß, der sich um meinen Reichtum scharte, aber innere Berührungen waren keine da. Und mein Weib . . . Ja, wir waren sehr glücklich verheiratet, wie man sagt, d. h. wir waren beide reich und löschten beide unsern Durst. Jeder auf seine Weise. Bequeme Ehe mit zärtlichen Anwandlungen. Wirklich nahe gestanden haben wir uns nicht. Ich war immer allein. Allein wie jetzt.

Ich lebte in einer Welt des Scheins. Jetzt umgiebt mich lauter Wirklichkeit. Geändert hat sich im Grunde nichts. Und doch ist alles anders.

Wenn nur der Durst nicht wäre . . . Schrecklich, daß das einzige Empfinden eines Menschen Durst sein kann. Durst das einzige aufrichtige Empfinden! Aber es ist mein eigener Durst, den ich selbst in Jahre langem Bemühen groß gezogen habe. Nur eins hat sich geändert. Ich kann ihn nicht mehr stillen. Ja warum nicht? Warum? — — Die Organe dazu fehlen. Ich bin dasselbe alte Ich, nur ohne Sinnlichkeit. Das Ich mit allen seinen Interessen, seinem einzigen Riesendurst, seinem schmachvollen Brennen. Das ist die wirkliche Hölle, und ich habe sie immer in mir getragen und es nie gemerkt und die Flamme selbst genährt!

Aber wer hilft mir? — In diesem Augenblicke fiel ihm der alte elende Bettler ein vor seiner Thüre. Er hatte ihn, gutmütig wie er war, mit durch's Leben geschleppt, ja, ihn sogar gelegentlich eines Gesprächs gewürdigt. Der Alte führte ein richtiges Hunde-

leben auf der Gasse vor seinem Hause, aber er erschien ihm damals wie ein Philosoph. Jetzt auf einmal verstand er ihn. Des Armen Seele war jedenfalls nicht voll Durst gewesen. Sein hartes Loos hatte ihn gelehrt zu verzichten. Aber im Verzichten hatte er sich selbst gefunden und war voll Hoffnung und Vertrauen und hatte seinen Geist ganz gefüllt mit Abrahamshoffnungen. In Abraham sollten alle Geschlechter der Erde gesegnet werden. Das war wie es schien sein einziger Besitz, und der half ihm über die Schwierigkeiten seines Hundelebens hinweg. Wunderlicher Alter! Er allein erschien ihm als der Mensch ohne Durst. Die andern brannten ja alle. Wo mochte der jetzt sein? —

Kaum gedacht, sah er ihn auch schon. Auch Gedanken sind Wirklichkeiten in der Welt der Wirklichkeit und Wahrheit. Und richtig bei seinem Abraham. Wunderbar! Auch der hat alles, was er immer hatte. Das Sein ist geblieben, nur der Schein ist weg. Seine Sinnlichkeit war eine Leidenskette, aber sein Ich behauptete sich in Abraham, und siehe, da war es noch. Kein Himmel, kein Engel, keine Gottesherrlichkeit, wie man immer sagt, nur sein ganzer Besitz, sein Abraham. Ich mit meinem Durst, er mit seinem Abraham! Schauerliche Welt der Wahrheit! Hast du keinen Himmel und keine Hölle? Bist du so unerbittlich und gerecht, daß jeder sich selbst Himmel und Hölle sein muß? — —

„Vater Abraham“ — das religiöse Bewußtsein geht auch in der Hölle nicht verloren! — „Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarum, daß er seine Fingerspitze in's Wasser tauche und meine Zunge kühle“ — ein Wunsch, der selbst wie eine Fieberphantasie des brennenden Durstes anmutet. Ein Tropfen Wasser in den Riesendurst!

„„Mein Sohn““, erwidert Abraham — auch der religiöse Zustand bleibt im Hades und läßt den Verlorenen immer noch in seiner Sohneszugehörigkeit erscheinen — „„Mein Sohn, dein Gutes liegt in deinem Leben. Das Gute des Lazarus lag immer hier, in seinem Leben lag lauter Leid. Das ist nun weg, und sein Gutes in seine Rechte getreten. Was vorher dein Gutes war, ist jetzt deine Qual,

dein brennender Durst. Aber außerdem ist zwischen uns und euch die Kluft befestigt, daß auch der Wille nicht hinüberhebt.'"

Ob wohl der Durstige jemals dem Bettler Lazarus eine Flasche Wein hingetragen hätte, auch wenn Lazarus flehentlich darum gebeten hätte? — Gewiß nicht. Die Kluft war zu groß zwischen ihnen. Die Kluft war immer da. Sie ist überall. Wer sie sehen will, möge den nächsten Menschen ansehen, der ihm begegnet. Die Kluft liegt zwischen euch, größer oder kleiner. Stand, Macht, Besitz, Sprache, Nation, Religion, alles das sind trennende Klüfte. Aber wenn man will, kann man sie gelegentlich überschreiten. Es giebt Reiche, die Armen persönliche Handreichung thun und sie in Krankheiten besuchen — nicht nur für sie zahlen oder Feste feiern. Es giebt Missionare, die Wilden predigen. Es giebt sogar Engländerinnen, die sich der Burenfrauen erbarmen. Der Wille hilft über die Klüfte, wenn er sie auch nicht wegräumt. Die Klüfte bleiben ja, mögen sie nun soziale oder nationale oder religiöse heißen. Das sind ja nur verschiedene Farben der Klüfte, gleichsam die Sinnlichkeit der Kluft.

Aber wenn die Farben verblassen und die Sinnlichkeit verwest, dann ist die Kluft fest geworden, unübersteiglich. Da hilft auch kein Wollen, wenigstens kein Abrahamswollen. Schon hier gehört große Liebe dazu, gelegentlich Klüfte zu durchmessen. Aber giebt es eine Liebe, die festgewordene Klüfte in ihrer ewigen Unerbittlichkeit durchmessen kann und überhaupt keine Kluft anerkennt? Abraham hat offenbar solche Liebe und Kraft nicht gekannt. Schauerliche Welt der Wirklichkeit! —

Und weiter wickelt sich die unendliche Qual. Da kommt dem Gequälten ein höllisch kluger, auch ein höllisch edler Gedanke, eine Idee, für die man sich noch in der Hölle begeistern kann — eine Bekehrungsveranstaltung! Andre Leute bekehren, daß sie nicht in die Hölle kommen. Kein Mensch wird merken, daß die ganze Idee aus der Hölle selbst stammt.

„Vater Abraham" — mit dieser neuesten Höllenidee durchbricht der Unglückselige das Hadesschweigen der unerbittlichen Kluft

– „Vater Abraham, ich bitte dich, sende Lazarus wenigstens in meines Vaters Haus, daß er dort bezeuge meinen Brüdern, daß sie nicht auch in die Hölle kommen. — Bekehrungseifer, und Spiritismus! O Hölle, wie bist du so klug!

Damals kam die grandiose Idee nicht zur Verwirklichung. Abraham erwiedert trocken: „„Sie haben Moses und die Propheten, laß sie dieselben hören."" Aber wenn sie jemals zur Ausführung käme — woran würde man's wohl merken, wenn man etwas göttlichen Verstand hat, wo die Strömungen herkommen?

Merke: Alles was aus der Hölle stammt, quält und bindet, das Himmelreich wirkt lösend und befreiend. Wo die Bekehrungsfolgen irgend welches Bindende, Bewachende, Lauernde, Peinliche, Parteiische, Quälende an sich tragen, und ihre Opfer gebunden erscheinen, da hüte dich vor der Hölle, denn das Himmelreich macht frei und froh und leicht und wirkt überall beglückend und beseligend.

Aber die Idee war zu groß, als daß die Hölle so leicht auf diesen Vorstoß unter die Lebendigen verzichten sollte. Sie war offenbar noch größer als der Durst des Unglückseligen. Eifer ist fest wie die Hölle: „Nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Toten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun."

„„Aber glauben würden sie nicht,"" schneidet Abraham kurz ab. Glaube ist die Befreiungsthat des Himmelreichs, den wirkt kein Spiritismus und auch keine Bekehrerei. Dieses bindet, Glaube befreit. Geh selbst und besieh dir im täglichen Leben, ob Abraham nicht recht hatte.

* * *

Ob die Geschichte wahr ist? —

Es war etliche Jahre, ehe das Schicksal der beiden Verstorbenen seine letzte, entscheidende Wendung nahm. Da trat zu dem Armen auf der Straße ein junger Mann in Arbeiterkleidung, kaum dem Jünglingsalter entwachsen. Er war auf einem Neubau beschäftigt, den der Reiche ausführen ließ, und gerade war's Mittagspause.

Der Arme erregte sichtlich sein Mitleiden. Er erkundigte sich teilnehmend nach seinem Namen und seinen Schmerzen, ob er schon lange so da liege, und wie wohl sein Leben verlaufen sei, daß es eine so schwere Wendung genommen. Der Arme antwortete frei und erleichtert. In Jahren hatte kein Mensch so viel Erbarmen gezeigt, wie aus jeder Frage seines Gegenüber leuchtete.

In dem Augenblicke jagte ein prächtiges Fuhrwerk heran und blieb gerade vor der Thür des Reichen mit elegantem Ruck stehen. Unwillkürlich wurde die Unterhaltung der beiden unterbrochen, während der reiche Besitzer des Wagens, ohne die beiden zu bemerken, abstieg und hinter der Thür, die ein Lakai aufriß, verschwand.

„Armer Freund!" verabschiedete sich seufzend der junge Arbeiter vom Lazarus. Dann lehnte er lange im Schatten des Neubaues wie geistesabwesend. Sollte es wirklich keinen einzigen Weg geben, solchen Armen zu helfen? — Woher kommen diese entsetzlichen Gegensätze im Leben, wie sie hier so ungeheuer heraustreten? — Sind sie ewig und unabwendbar? — Von Gott geschaffen oder von selbst geworden? — Müssen wirklich die trennenden Klüfte mit ewiger Unerbittlichkeit bestehen? — Giebt's keine Möglichkeit für den Menschen, Herr aller Verhältnisse zu werden? —

Während solche Fragen den Jüngling ernst durchwogten, öffnete sich sein Auge, das auf den beiden so scharf ruhte, und er sah sie vor sich stehen in all ihrem Sein und verstand ihr tiefstes Wesen und sah in ihr Leben und sah in ihr Ende und immer weiter, in die Kluft, die fest wurde, in das Schicksal, das ewig werden wollte. — — Und so darf's nicht bleiben, fuhr er plötzlich laut sprechend auf. Im Namen Gottes muß alles anders werden. Ich setze mich selbst dafür ein, daß alles anders wird, daß man dem Elenden ein Lebenswort sagen darf und die Wohllebenden von ihrem Durste heilen, daß die Klüfte zerbrochen werden, und Gott nahe trete den Lebendigen und den Toten.

Und er sah weiter eine neue, lebendige Menschheit werden und die Höllenpforten gegen sie geöffnet und ihren ekeln Inhalt gegen sie ergießend, als wollte sie ihr predigen und sie bekehren. Aber er sah auch, wie die Menschheit es endlich gewann, und die

Höllenpforten sie nicht überwältigten, nud sah auch Abraham, der endlich, endlich froh werden durfte, daß er einen Tag sah des Menschensohnes, der auch sein Schicksal vorwärts wandte. Er sah auch den Durstgequälten und sich selbst neben ihm stehend, niedergefahren zur Hölle, aber als Herr auch im Hades.

Und als der Jüngling zum Manne gereift war, und die Anfänge zu dem Neuen, das er erschaut, aus sich selbst heraus kraftvoll werden sah, da erzählte er den Seinen die Geschichte der beiden Menschen. Hätte der Arme seine neue Zeit noch erlebt, gewiß er hätte ihn nicht liegen lassen, sondern kräftig aufgerichtet: Dein Glaube hat dir geholfen, sei heil und wandle. Aber dieser sah die neue Zeit nicht mehr. Er erlebte sie in Abrahams Schoos mit.

Den Namen des Reichen verschwieg er, weil man ihn in der Stadt noch kannte und seine Verwandten noch lebten. Den Namen Lazarus kannte schon im Leben kein Mensch. Arme Leute haben keine Namen und keine Verwandte. — Die Geschichte ist kein Gleichnis, sondern ein Erlebnis. Ihr Gewährsmann ist ihr Augenzeuge.

Lh.

Aus der Pflaumenblüte.

20. April.

Dieses Jahr ist's wieder einmal wunderbar schön. Je älter ich werde, desto schöner finde ich die Erde. Meine Pflaumenbäume sind eingehüllt wie in lichte Wolken der Verklärung. Bald werden sie grün und dicht belaubt sein. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen und breche eine Blüte ab. Fünf schneeweiße Blättchen stehen um ein Büschelchen Staubfäden und geheimnisvoll verborgen in der Mitte halb versteckt der bedeutungsvolle winzige grüne Fruchtknoten, die erste Weissagung des kommenden Wohlgeschmacks. Ob auch die Fünfzahl eine Bedeutung hat, ob sie die Zahl des Wohlgeschmacks ist? — Alle Obstblüten tragen die Zahl fünf.

Die Blütenfünf umgiebt den Fruchtknoten wie die Madonnen-Maler zuweilen den Heiligenschein malen, nur nicht so abgezirkelt, in schlichter Natürlichkeit und unnachahmlicher Schönheit und Zartheit. Der ganze Baum trägt jetzt einen Heiligenschein. Merkwürdige Entwickelung! Erst im Winter ein kahles Nichts trauriger Erstarrung, dann ein duftiger Heiligenschein, dann die grüne Alltäglichkeit, die die edlen Früchte verbirgt und ganz im Stillen unbemerkt zeitigt, alles Geringwertige, Wurmstichige mit stiller Selbstverständlichkeit ausscheidet, nur das Beste pflegt und ernährt, und endlich als Krone des Werdens, ganz spät im Jahre, das Leuchten der wahren ächten Früchte voll Wohlgeschmack und Gesundheit! O Natur, du bist gewiß eine Einheit, aus einer Quelle entsprossen, denn, wo ich dich fasse, überall bist du dir selbst gleich!

Da fällt ein winziges, weißes Blättchen auf meine Hand aus der dichten Wolke, ein Bruchstückchen des Heiligenscheins. Schade! Das erste Zeichen des Abblühens. Nun ist gewiß die Herrlichkeit da oben bald vorbei. —

Ob's wirklich „schade" ist? In der Natur ist jedes Weitere ein Fortschritt zum Guten. Es ist eigentlich thöricht „schade!" zu sagen. So lange da oben der Heiligenschein steht, so lange lockt der Baum nur die Bienen an und das Geschmeiß. Das schwirrt und summt und rumort da oben von großen und kleinen Kostgängern, erwünschten und sehr unerwünschten. Die loben jetzt den Baum mit Übereifer und posaunen seinen Ruhm aus und heimlich lachen sie doch, daß er immer mehr Süßigkeit heraussteckt und vielleicht bei sich denkt, sie bewunderten seinen Heiligenschein oder gar sie liebten ihn selber. Dabei reden sie ihm stündlich vor, daß keiner im Garten und auf der Flur, soweit sie sie kennen, schöner sei und edler wie er. Aber dasselbe Lied sangen sie gestern dem roten Pfirsich und der zarten Aprikose, und während die Artigkeiten hin und her schwirren, tragen sie ungezählte Lasten Nektar und Blumenstaub fort. Ich versichere dich, Bäumchen, sie kommen nur, so lange etwas zu holen ist. Keiner deiner Gäste wird sich umsehen nach dir, wenn die süßen Nektarquellen versiegen. Das

wird bald geschehen. Das weiße Blättchen hat's mir eben anvertraut, daß die andern alle nachkommen, und daß der schöne Schein herunterfällt. Dann werden die summenden Schmeichler dich nicht mehr umschwärmen, sondern allein lassen.

Nein! Gewiß ist's nicht schade. So lange du den Heiligenschein trägst und von oberflächlicher Süßigkeit triefst, wird dir dein Bestes nur immer gestohlen. Eil' dich, Bäumchen, und kehr die Süßigkeit nach innen, leite den köstlichen Saft in den unscheinbaren Fruchtknoten. Dann werden sie ja erzählen im summenden Bienenstocke: Schade um den lieben Pflaumenbaum. Er war so vielversprechend, aber seine Süßigkeit ist ganz verschwunden. Er ist ganz ins negative Fahrwasser gekommen, und wo wir am süßen Safte uns gütlich thaten und Nektar schleckten, sind häßliche und schamlos saure, bittere Knötchen. Dann werden sie bedauernd die Augen aufschlagen und seufzen: Ja, man erlebt viele bittere Enttäuschungen in der Welt. Der Pflaumenbaum ist eine mehr, und wir haben ihn doch so sehr geliebt und in unsern Berichten so sehr gelobt. So ist wieder eine Hoffnung begraben. Wie ist doch die Welt voll Enttäuschungen, wie ist sie ein Jammerthal!

Schadet nichts, Bäumchen. Du bist mit deinen sauren und bittern Knötchen gerade auf dem rechten Wege. Immer verbirg sie sorgsam unter den Blättern, daß niemand sie sieht und beklatscht. Und wenn das Geschmeiß dich meidet und lästert und von dir nichts gutes zu berichten weiß, so wisse, deine Zeit kommt noch. Nur laß den Heiligenschein fallen, sonst wird nichts aus dir. Das kleine Blättchen auf meiner Hand läßt mich nicht verzagen an deinem Wachsen zum wahren Werte. —

Da klappert die Gartenpforte. Immerfort Störungen. Doch nein! Eine sehr angenehme wenigstens. Der Briefbote kommt und legt mir Zeitungen und Briefe hin.

Ich lese seit zwei Jahren immer zuerst die Zeitungen. Das ist mir früher nie passiert. Aber ich möchte doch zu gern wissen, was die Buren und Engländer machen. Ich habe stets die Engländer geliebt. Von den Buren weiß ich eigentlich erst seit zwei

Jahren etwas. Da stiegen sie als alte geographische Erinnerung auf aus der Kindheit Tagen. Ich weiß noch, wie unser Lehrer in der Geographie sagte: Von Afrika wissen wir wenig. Es ist sehr unerforscht. Im Süden, unweit des Kap wohnen die „Börs" in zwei Republiken. So viel ist mir geblieben. Jetzt ist die alte Lehre ein lebensvolles Erlebnis geworden, das mich zuweilen mehr interessiert, als die Briefe meiner besten Freunde.

Aber England war mir immer gegenwärtig. Die vielen netten Erzählungen und schönen Bücher sind englischer Abkunft. Wer hat Anstoß und Anregung gegeben, die Sklaven zu befreien, neue Länder zu entdecken und zu erschließen, die Bibel in alle Weltsprachen zu übersetzen und zu verbreiten, große Summen zu opfern, um Ärzte und Missionare in alle Länder zu senden? Doch England. Ja, mir scheint, die ganze moderne Christlichkeit mit ihren Meetings, Traktätchen, Thees, Vereinen, Sonntagsschulen, Bekehrungssuggestionen u. s. f. ist englischen Ursprungs. Wir Evangelische sind geistlich ein wenig anglisiert.

Und nun? — Ach wie herbe kommt das alles heraus! Was für schwere Enttäuschungen wird das Zeitungsblatt in meiner Hand vielleicht wieder bereiten! Fast fürchte ich mich, die englischen Brutalitäten zu lesen.

Da pfeift ein harter Windstoß durch mein lichtes Blütendach und wirft eine Handvoll schneeweißer Blätter auf mein Blatt. Ich muß meine Zeitung anderswo lesen. Wir sind weiter vorgeschritten als ich glaubte. Der Heiligenschein fällt ganz herunter. Aber es ist doch sehr, sehr gut, daß er fällt. Nur so wird Wahrheit. Mögen die Früchte heute noch so herbe sein. Sie müssen im Verborgenen werden und reifen. Es wird vielleicht sehr lange dauern. Aber der Schein muß fallen, die Wahrheit muß siegen.

Die Wahrheit wird alle Welt frei machen — auch England, wenn nun sein Heiligenschein nicht mehr ist, und alle Welt weiß, daß die fromme Süßigkeit Heuchelei war, berechnet, das Geschmeiß anzulocken und gute Berichte in die Welt flattern zu lassen. Nein Gottlob, daß endlich die bittere Wahrheit an's Licht kommt, daß die Habsucht und Raubgier und brutale Gewaltthätigkeit und Ver-

legenheit durchbricht durch die fadenscheinige Christlichkeit. Und wenn kein Mensch mehr lobt und berichtet, und die Alltäglichkeit eingetreten ist, wer weiß, ob nicht dann Zeiten kommen, in denen in aller Stille Früchte der Wahrheit auch noch zur Erquickung reifen. Die Hoffnung darf nimmer aufgegeben werden, nur der Schein muß fallen. Und er ist schon gefallen. Lh.

Ein Brief an den Herausgeber.

Zürichthal, am 25. Januar 1901.

Lieber Freund!

Wenn Du meine Aufsätze beanstandest, schätze ich Dich viel höher, als wenn Du sie unbesehens setzen lassen würdest. Im vorliegenden Falle war die Zusendung des Artikels „Vom Anfang" ja wesentlich eine Anfrage. Schon formal erschien er mir für die Blätter zu behaglich breit, und zustutzen wollte ich ihn auch nicht, so nahm ich gleich in Aussicht, ihn einmal zu einer besonderen Schrift umzugestalten und indem Du ihn zurücksendest, ist's mir, als habest Du meine Gedanken erraten. Manche Änderungen werde ich noch anbringen, aber die Sache vorläufig weglegen, bis mein Buch fertig ist, was rüstig vorwärts schreitet.

Weniger einfach liegt die Sache mit dem, daß ich dem Publikum unverdaulich werde. Ich weiß es schon lange, diesen Sommer ahnte ich es, als ich Dir meine Bedenken bezüglich der Dauer der Blätter aussprach. Außer den von Dir übersandten Briefen teilte es auch ein anonymer Brief mit, in dem, allerdings mit wenig Glück, eine biblische Geschichte in meiner Art persifliert war. Daß auf Dich in erster Linie solche Urteile fluten, ist begreiflich. Ich stehe ja überhaupt ganz auf der Seite, so abseit von der großen Menge, wie es heute wenigen vergönnt ist, und freue mich meiner idyllischen Einsamkeit. Darin hast Du gewiß Recht, daß wir uns über solche Urteile nicht ohne weiteres hinwegsetzen dürfen. Ich

bin auch gar nicht geneigt, das zu thun. Aber freilich möchte ich mich auch dem mir nach wie vor unbekannten und vielfach kaum verständlichen Publikum gegenüber etwas wahren. Es liegt in der Zeit und im Publikum, daß die Menschen sich lesen wollen. Wenn ich überblicke, was eigentlich „zieht", so ist's immer das, was in anziehender Form als das Gemeingut der Menge, — Jemand nannte sie die Vielzuvielen, — ausgesprochen wird. Auch wir haben solche Gemeinsamkeiten nicht ohne Geschick und mit entsprechendem Erfolg ausgesprochen und könnten es wohl auch weiterhin. Man würde uns dann mit gewissen modernen auflagereichen Lieblingen der Menge in die ungeheure Rubrik geistlicher Ästhetiker hineinrangieren, und wir könnten ganz gut dabei bestehen. Aber siehe, gerade das möchte ich nicht um meines eigenen Seins willen. Wer erfahren hat, wie schwer es ist, sich selbst zu erhalten und durch alle Vorgänge des Lebens immer wieder sich selbst zu finden, wird sich nie an das Publikum um des Schönen und Geschmackvollen willen verkaufen. Ich habe mit Freudigkeit auf eine geistliche Karriere verzichtet, weil ich mich vor Gott und verständigen Menschen schämen würde, einer der modernen Modeprediger zu werden, und gedenke auf eine schriftstellerische zu verzichten, auch weil ich nicht Mode werden will. Ich glaube, ich könnte es werden, aber ich will lieber verzichten und so sein, wie ich bin, gewiß, daß ich darin einen Beruf erfülle und wenn keinen weiteren, so den, der Pflege der Persönlichkeit. Ich halte das bloße Sein des Menschen, gleichviel ob es anerkannt wird oder nicht, für ungemein wertvoll, ja unentbehrlich. Es ist keineswegs notwendig, zu lehren oder Bücher zu schreiben, um den Menschen etwas zu nützen. Das bloße Sein wird sich, wenn es wirklich etwas ist, stets durchsetzen und weithin fördernd zur Geltung bringen, ungehindert weder durch räumliche noch auch zeitliche Schranken. Deshalb müssen durchaus Menschen werden, die ihr ihnen keimartig gegebenes Selbst zu vollster Entfaltung bringen, unbekümmert um Beifall oder Tadel der Menge. Aber natürlich hat auch das Publikum ein Recht auf sie zu verzichten, und es wäre das thörichtste

von allem, wollten wir unsrerseits publizieren, und das Publikum wollte nichts hören und lesen. Über das Recht des Druckens hat das Publikum allein zu entscheiden, über das Recht des Redens und Schreibens allein der Autor.

Mir kommen die Blätter vor wie eine große Anfrage, die an Tausende ergangen ist: Seid ihr reif zur Pflege persönlichen Lebens? Da haben sie, wie die Menge thut, jauchzend zugestimmt und wollten fröhlich sein eine Weile in unserem Licht. Aber wir mußten selbst auch immerfort werden und wachsen, wollten wir ehrlicher Weise andern zurufen können, wachset ihr auch. Wenn wir aber über die Menge hinauswachsen, wär es doch jammerschade, wenn wir in unsern Kundgebungen auf sie horchen wollten. Wer etwas zu sagen hat, muß verlangen, daß man ihm zuhört, oder er schweigt. Ich bin ja ganz fest davon überzeugt, daß auch noch einmal die großen Massen voll herrlichen Lebens aufwachen werden und dann keineswegs als die Vielzuvielen erscheinen werden. Ich bin fest und gewiß, daß kein Mensch zu viel ist, sondern jeder Einzelne wertvoll und am Ende unentbehrlich ist. Nur sind wir heute noch nicht so weit gekommen, und diese großen Zeiten noch nicht geworden. Daher konnte ich, was ich zu sagen hatte, den Leuten nur so aphoristisch, feuilletonistisch sagen. Das ging eine Weile ganz gut, kann aber nicht von Dauer sein. Mir ist schon immer aufgefallen, daß Aufsätze, auf die ich innerlich am meisten Wert legte, wenig beachtet wurden, und die oberflächlichen am ersten Anklang fanden. Man kann aber nicht immer auf der Oberfläche bleiben und auf dem gleichen Standpunkt. In diesem Falle gedenke ich aber, mich von der Menge nicht herunterziehen zu lassen, wenn ich sie schon selbst nicht heraufziehen kann. Ich bin glücklich über manchen realen Lebensfortschritt, den ich gemacht habe, ich bin auch gerade durch das Schreiben der Blätter innerlich klarer geworden und vorwärts gekommen, kann also nicht auf die Menge horchen, sondern muß das Umgekehrte verlangen.

Aber Du darfst nur das aufnehmen, was Du Deinem Publikum bieten darfst. Ich mache mich also ernstlich auf stets ge-

steigerte Zurückweisungen gefaßt und eine allendliche Kündigung, die, wenn mich nicht alles täuscht, spätestens am Ende des fünften Bandes erfolgen muß, vielleicht schon vorher. Soviel Gutes mir die Blätter bieten, so muß ich doch dem ruhig ins Auge sehen und werde sogar geneigt sein, es für eine Bestätigung von Lebensfortschritten zu halten. Mein Buch will ich noch herausgeben, wenn das aber nicht gut geht, so gedenke ich fürder zu schweigen. Hier wird noch einmal buchmäßig gesagt, was die Blätter nur aphoristisch brachten. Daß ich mich auf Dich so verlassen kann, ist mir sehr viel wert. Du bist mir der Leitungsdraht, der mich mit der Welt verbindet und hast mir viel Erkenntnis erschlossen. Darum schicke nur getrost und ohne Gnade und Rücksicht alles zurück, was für die Blätter nicht geeignet ist, und schicke mich schließlich auch selbst fort und laß mir nur die Pforten deines Verlages so lange offen, als ich seiner bedarf.

Lh.

Ich habe den Verfasser um Erlaubnis gebeten, seinen Brief abdrucken zu dürfen, nicht nur weil er auf Äußerungen eingeht, die ich über seine Aufsätze zu hören bekam, sondern vor allem weil er Sätze enthält, die mir für alle Leser sehr beachtenswert zu sein scheinen. Ich habe nichts dazu zu bemerken, da ich ganz damit übereinstimme, als das eine, daß, wenn ich bisher ein oder zweimal zögerte einen Aufsatz meines Freundes aufzunehmen, die Gründe sich mehr auf die schriftstellerische Darstellung als auf den Inhalt bezogen. Niemals war mein Verständnis und Einverständnis maßgebend, denn ich bin zu sehr von dem Werte seiner Äußerungen überzeugt, auch wenn sie mir einmal ganz fremdartig sein sollten. Deshalb halte ich auch für die Zukunft Zurückweisungen aus sachlichen Gründen für ganz ausgeschlossen. Er wird vielmehr wie bisher in den Blättern die volle Freiheit haben sich auszusprechen. Denn ich weiß niemand, mit dem ich mich innerlich so eins fühle, so verschieden unsere Anschauungen auch sein mögen. Die Stellung, die wir einnehmen, und die Richtung, die wir eingeschlagen haben, ist genau dieselbe. Das war die Grundlage, von der aus ich ihn um seine Teilnahme an den Blättern bat, und so lange sie besteht, sehe ich nicht ein, wie ich dazu kommen sollte, ihm zu kündigen. So lange er also sprechen wird, werden die Leser ihn durch die Blätter hören. Fühlt er sich aber einmal gedrungen zu schweigen, so werde ich das ebenso respektieren und nicht in ihn dringen zu reden. Was dann aus den Blättern wird, kommt dabei nicht in Betracht. Denn wir reden nicht, damit die Menschen etwas zu hören haben, sondern weil und so lange wir etwas zu sagen haben. M.

Wie finden wir uns selbst?

Im zweiten Bande der Blätter habe ich in fünf Aufsätzen das persönliche Leben in seiner Entstehung von der Vorgeschichte über das Erwachen und den Morgen hinaus bis zu den Grundsätzen der Selbsterhaltung und Selbstgestaltung verfolgt. Mit diesen Vorbedingungen der Möglichkeit, selbst zu leben und selbst zu werden, schloß ich damals ab.

Aber damit, daß wir den Grundforderungen folgen, die ich aufstellte, wird das Ziel noch nicht erreicht. Sie zeigen wohl die Richtung persönlichen Lebens: hier, dahinaus liegt es und bewegt es sich. Aber wer sich darnach richtet, der lebt damit noch nicht persönlich, sondern er fördert es nur in seiner Entfaltung. Denn das persönliche Leben ist ja nicht ein bestimmtes, einsichtsvolles Verhalten, das man anweisen und nachmachen kann, sondern ein Leben, das entstehen muß. Für sein wachstümliches Werden schafft uns unsre Lebenshaltung und Führung nach jenen Grundforderungen die günstigsten Bedingungen, weil alles, was sie enthalten, dem persönlichen Leben gemäß ist. Denn was hier als Weisung erscheint, das ist in seiner wurzelständigen Entfaltung innere Notwendigkeit: die wache Nüchternheit und thatkräftige Lebendigkeit einerseits und das wahr, fest und frei Sein andrerseits. Hier ist es das eingesessene, treibende Gesetz seines Werdens, unter dem sich seine Energie steigert und seine Gestalt bildet. Solange darum dieses innere Gesetz noch nicht in uns lebt und treibt, fördern wir das Keimen des Lebens unsrer Bestimmung am besten, wenn wir dem äußeren Gesetze folgen, das ihm enspricht.

Aber so zuträglich unser Verhalten nach dieser Richtung für den werdenden Menschen in uns ist, so wenig ist er selbst das Ergebnis davon und kann es sein. Das zeigt uns die einfachste Überlegung und die tägliche Erfahrung.

Die Grundforderungen der Selbsterhaltung sind, wenn sie befolgt werden, allerdings geeignet, uns in ungetrübter Nüchternheit

und ungehemmter Schlagfertigkeit wach und lebendig zu erhalten. So stärken sie die Fähigkeit des Selbstlebens durch rastlose Übung, wie die vernünftige und stetige Gymnastik die Muskelkraft steigert. Aber sie sagen uns nicht, was wir zu leben haben. Sie offenbaren nicht unser Selbst aus seinen verborgenen Tiefen, so sehr ihm die Klarheit und Gewandtheit unsers Lebens, die sie fördern, erleichtern mag zu Tage zu treten, und sie zeigen ihm nicht die Bahn, die es zu durchlaufen hat, so sehr es die technische Leistungsfähigkeit, die sie hervorbringen, in Stand setzen wird, auf ihr vorwärts zu kommen.

Andrerseits enthüllt das grundsätzliche Leben unter dem Wahlspruch: „wahr, fest und frei" uns zweifellos die Wirklichkeit unsers Seins. Aber unsre Wirklichkeit ist nicht unsre Wahrheit. Wir werden darüber klar, was wir sind und nicht sind, aber nicht, was wir sein sollen. Die radikale Wahrhaftigkeit unsers Verhaltens enthüllt unsre Häßlichkeit, allerdings unsre eigentümliche Häßlichkeit, aber niemals unsre ursprüngliche Schönheit. Die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit wahrt unsern jeweiligen Bestand, aber dadurch, daß wir fest und entschieden auftreten, verlegen wir weder den Schwerpunkt in uns selbst, noch werden wir unsers Selbst gewiß. Und die Selbstemanzipation von jeder Abhängigkeit macht uns noch nicht selbständig, denn sie schafft nicht unser Selbst, auf dem wir stehen könnten.

Diese Erkenntnis wird von der allgemeinen Erfahrung bestätigt, auch im Kreise unsrer Leser. Während man früher vielfach meinte, dadurch daß man sich in der Richtung bewege, die unsre Aufsätze zeigen, werde man die Höhe persönlichen Lebens erreichen, kommt man jetzt immer mehr durch eigne Erfahrung zu der Einsicht, daß es damit allein nicht gethan ist. Es giebt nämlich thatsächlich eine große Zahl Leser der Blätter, die sich nicht etwa im Lichte ihrer Gedanken sonnen und damit nur einen geistigen Genuß bereiten wollen, sondern ihren Antrieben folgen und ihr Ziel zu erreichen suchen. Grade unter ihnen aber herrscht, soweit sie sich darauf beschränkten, den Forderungen persönlichen Lebens

in ihrem Verhalten zu folgen, eine große Enttäuschung und Ratlosigkeit: so geht es nicht; was sollen wir thun?

Die einen sind einmal zum Bewußtsein ihres Selbst gekommen. Ganz unmittelbar empfanden sie sich im tiefsten Kern ihres Wesens. Wie eine Lichtfülle brach diese Erkenntnis in ihr Leben. Sie fühlten sich emporgehoben zu einem ganz neuen Dasein, zu ihrem eigentlichen Dasein. Ein ungeahntes Glück blühte ihnen aus ihrer Bestimmung auf, die in ihnen lebendig geworden war. Sie fühlten sich als Persönlichkeiten und vermeinten auf der Höhe persönlichen Lebens zu wandeln. Aber nur zu bald kam der Rückschlag. Die Herrlichkeit verschwand, und das Selbstgefühl erlosch in dumpfem Unbehagen. Wie ein Bettler, der eine Nacht geträumt hatte, in Reichtum und Besitz zu leben, in seinem drückenden Elend erwacht, so fanden sie sich in ihrer ganzen kläglichen Armseligkeit vor, die sie jetzt erst wirklich empfanden.

Was sie für erreichte Wirklichkeit hielten, war nur eine Ahnung, die ihnen aufgegangen war, nur eine tiefe Empfindung ihrer Bestimmung, die über sie gekommen war, und sie hielten das Bild, das ihnen erschien, für ihr Sein, das höchste Gut, das ihnen zukommt, für ihren Besitz, ihre Empfindung für Fähigkeit, ihr Erkennen für Können. Nun blieb nur Qual und Sehnsucht zurück, und über der enttäuschten Seele liegt drückend tiefe Niedergeschlagenheit.

Der Irrtum, dem sie erliegen, ist derselbe, der dem jungen Menschen die erste, schwere Enttäuschung bereitet, wenn er im vollen Lebensdrange merkt, daß er bei weitem nicht kann, was er will. Es ist die Kurzsichtigkeit, die die Entwicklung vom Ausgang bis zum Ziele nicht sieht, oder der Aberglaube, der sich schmeichelt, Sonntagskindern gelinge der Sprung. Aber er gelingt nie und kann nicht gelingen. Noch immer fand ich die springenden Seelen schließlich gestürzt und niedergeschlagen wieder.[1])

---

1) Wir finden dieselbe Erscheinung in religiösem Gewande unter den Menschen der plötzlichen Wiedergeburt. Sie erliegen der gleichen Naivität, die keinen Blick für Entwicklung hat und meint, von den unbrechbaren Ge-

An diesem Sturze aus erträumter Höhe verunglücken die in jammervollster Weise, die daran festhalten, sie hätten das Heil wirklich besessen. Denn sie halten sich für verloren. Ihr Selbst, das in voller Kraft lebte, ist nun tot. Und nun sind alle Teufel der Phantasie wie losgelassen, um die Nacht, die hereingebrochen ist, mit Gespenstern zu füllen, die die Seele quälen. Kommt dann in unsrer nervösen Zeit das Leiden des seelischen Lebens unter körperlichen Schwächen dazu, so kann ein Zustand der Besessenheit an einer fixen Idee daraus entstehen, der unheilbar zu sein scheint.

Es ist aber weder ein Grund vorhanden, niedergeschlagen zu sein, noch in Verzweiflung zu geraten. Man muß nur die Einbildung aufgeben, man hätte besessen, was man einmal mit prophetischem Blicke erschaute, und sich zu der Armut ehrlich bekennen, in der man sich befindet. Aber nicht um dabei zu verweilen, sondern um sich vorwärts zu wenden und dem Kleinod nachzujagen, das einem in einer Stunde hellseherischer Klarheit erschien.

Andere haben sich gar keiner Täuschung hingegeben, sondern sich voll Sehnsucht nach dem Ziele mit aufrichtigem Sinn auf den Weg gemacht. Aber sie erkannten bald, daß sie nicht vorwärts kamen. Alle Schritte in der Richtung persönlichen Lebens ließen sie nur an unüberwindliche Hindernisse stoßen und lähmende Hemmungen fühlen. Was hilft alle nüchterne Wachsamkeit bei dieser niederschlagenden Ohnmacht! Was kann der Mensch thun, daß er seine Seele löse! Aber Bann und Banden ist nicht das Schlimmste. Je mehr sich jemand bemüht, wahr, fest und frei zu sein, um so

setzen des Werdens entbunden werden zu können. Wenn wir hier so wenig von Zusammenbrüchen hören, darf uns das nicht irre machen. Der Rückschlag kommt schon, aber man meint dann um so gewaltsamer die Illusion der neuen Existenz festhalten zu müssen. Sie wird „Glaubenssache". Und da sie sich eigentlich nur in dem Verhältnis zu Gott reflektiert, so ist das nicht unmöglich, denn da kann sich jeder einbilden, was er will. An Stelle des Lebens aber, das ihr entspringen müßte, setzt man ein conventionelles frommes Gebahren. So entsteht eine Scheinexistenz, an deren Wirklichkeit zu zweifeln man unter so vielen Genossen des Scheins keinen Anlaß mehr hat.

mehr bemerkt er, wie verkommen er ist, um so mehr leidet er unter der Erfahrung, wie mißraten er ist. „Man kommt sich so widerwärtig vor, daß man lieber sterben möchte, als es einem Menschen zeigen und daran verzweifelt, daß überhaupt jemals aus einem etwas werden kann. Es ist eine solche unerträgliche Qual, die man da mit sich herumschleppt; und wenn einmal etwas ganz besonders Häßliches geschehen ist, dem man später verständnislos gegenübersteht, da bricht man wirklich fast zusammen". Wie ist es möglich, davon los zu kommen? Die Vorbedingungen dazu sind ja schon unerfüllbar. „Wie kann ich aufrichtig sein, wenn Unwahrheit mit mir verwachsen ist? Oder wie kann ich mir ein reines Herz verschaffen? Es kommt mir vor, als drehte man sich hier immerfort im Kreise. Wie soll ich wissen, was zu meinem wirklichen Selbst gehört und was zu dem nicht wirklichen? Und wenn ich gewöhnlich nicht das treffe, worauf es ankommt, sondern daneben schlage, so wird es mir natürlich hier grade so gehen. Der Instinkt ist verdorben, und so bin ich in der Richtung total verkommen. So habe ich nur die Wahl, gar nicht zu handeln oder verkehrt zu handeln. Ich wollte ja gewiß gerne das Richtige thun, auch das Schwere, wenn ich es nur klar erkennen könnte. Sie werden vielleicht wieder auf Jesus hinweisen wollen, aber er sagt mir ja nichts für die einzelnen Fälle, zum mindesten ist alles so undeutlich, daß ich mich immer im Verdacht habe, ihm meine Meinung unterzuschieben. Ich habe schon oft in dieser oder jener Lage gewünscht, einen Blick nach Ihnen thun zu können, nur um zu wissen, ob das oder jenes richtig oder verkehrt war, weil ich eben selbst nicht sehe, was das Wesentliche ist, worauf es ankommt, und was unnütze Quälerei."

Diese Klagen aus dem Kreise derer, die strebend sich bemühen, beleuchten die Lage besser als alle Erörterungen. Wie gewinne ich mich selbst, wie werde ich, was ich bin, wie komme ich vorwärts? Auf diese leidenschaftlichen Rufe muß es eine Antwort geben, die nicht tröstet und vertröstet, sondern hilft, die nicht bloß Richtlinien giebt, sondern den Weg weist.

Schließlich giebt es noch eine Art von Menschen, die hier in Betracht kommt. Ich habe sie zwar noch nicht persönlich unter den Lesern der Blätter entdecken können, sondern sie nur sonst hier und da getroffen. Aber sie müssen auch in ihrem Kreise vorkommen. Denn unsere Gegner werfen uns immer vor, daß unsre Ausführungen sie großzögen, und das würden sie doch wohl nicht sagen, wenn sie nicht unter den Lesern Beispiele dafür hätten. Oder sind es nur konstruierte Fälle, die man im Gefolge der Blätter argwöhnt, wie es konstruierte Mißverständnisse giebt, die in Wirklichkeit gar nicht vorkommen und billig unter die Verleumdungen statt unter die Einwände gerechnet werden?

Wie dem auch sei, auf dem Niveau, wo man mit unverstandenen Schlagwörtern Kultus treibt, finden sich heutzutage auch Leute, die dadurch wähnen Persönlichkeiten zu sein, daß sie sich schrankenlos, rücksichtslos, zuchtlos ausleben. Solange man sie mir nicht persönlich vorstellt, bestreite ich, daß diese Sorte Menschen unter den Lesern der Blätter vorkommen kann, denn immer und immer wieder ist ihnen gesagt worden, daß es keine Pflege persönlichen Lebens ohne entschiedene Selbstzucht giebt.

Deshalb kann ich mich kurz darüber fassen. Wer sich in all seinen Neigungen unter dem Drucke aller Anreize grundsätzlich auslebt, erhebt damit das unpersönliche Leben zum Prinzip. Er lebt nicht, sondern er läßt sich treiben, läßt sich leben. Er setzt sich nicht durch, sondern läßt alles mit sich geschehen. Er verhält sich willkürlich und ist ein Spielball aller Regungen in sich und aller Reize um sich. Er ist also niemals ein kultiviertes Gebilde, sondern ein barbarisches Zufallsprodukt. Er kann nie selbständig werden, sondern bleibt von allen Antrieben abhängig, die sich in ihm geltend machen. Er bleibt ein Medium aller Einflüsse. Was er auslebt, ist eine Mischung widersprechender Eindrücke, was er durchsetzt, ist seine Ungezogenheit. Er verwildert in Zuchtlosigkeit, erschöpft sich in Ausschweifungen und verkommt unter Verkümmerung alles Eigentümlichen durch die grundsätzliche Selbstüberlassung an alles Fremdartige, wenn es nur anziehend und reizvoll ist. Was

sie als ihr Selbst verherrlichen, ist nur der Vertreter ihres unpersönlichen Lebens, der eilfertige Lakai ihrer Instinkte und einwirkender Reize, an sich nichts sagend und charakterlos, ohne Gehalt und Eigenwesen, das Werkzeug der Anarchie im Innern, ein reiner Automat allen Einflüssen preisgegeben. Dadurch, daß sie mit ihrer buntscheckigen Individualität kokettieren, wird ihre Häßlichkeit nur gesteigert und ihre Gestalt karikiert. Eine eklige, unausstehliche Gesellschaft mit ihren betonten Widerwärtigkeiten, mit ihrem scheußlichen Egoismus und ihrem gespreizten Geckentum!

Der Weg zu persönlichem Leben geht genau in der entgegengesetzten Richtung. Dahinter wird auch jeder bald kommen, der sich etwa unter die Persönlichkeitsgigerl im Renaissancekostüm verlaufen haben sollte, wenn er noch einen Funken von Ehrlichkeit gegen sich selbst in sich trägt. Denn er wird merken, daß das, was er verherrlichen soll, noch gar nicht vorhanden ist, daß wir uns erst finden müssen, ehe wir selbst leben können.

* * *

Wie finden wir uns selbst?

Auf keinen Fall dadurch, daß wir unsern Eigenwillen durchsetzen und unsre Eigenart betonen. Denn gesetzt, unser Wille wäre mehr als der Druck äußrer und innrer Verhältnisse, den wir als eignen Wunsch empfinden, er wäre das Steuer, das wir zielbewußt richteten, ja sein Kurs stünde unverrückt auf das Heil unsers Selbst: wir wissen ja nicht, wo es liegt, und kennen darum auch nicht die Richtung, aus der sich jeden Augenblick unser zielgemäßes Verhalten ergeben würde, wenn wir sie unbeirrt einhielten. Wäre aber unser Eigenwille noch so sittlich geläutert und wir selbst unbeugsam, ihn durchzusetzen, so erreichten wir uns dadurch doch niemals selbst, sondern wir näherten uns nur einem Vorbilde, das wir uns absichtlich oder unwillkürlich vor Augen hielten. Das können wir anschaulich oder begrifflich erfaßt haben, es kann ein Ideal oder eine Theorie sein. Was es aber auch ist, es ist niemals unser Urbild, sondern eine allgemeine Maske, in der grade

unsre eigentümlichen Züge fehlen und unser ursprüngliches Leben nicht hervortritt. Wir werden dann pedantische Prinzipienreiter, verfolgen eigensinnig eine bestimmte Theorie, setzen treulich eine Weltanschauung ins Leben um, aber finden niemals unser Selbst, den verlornen Königssohn, der auf den Herrschersitz unsers Daseins gehört, sondern wir leben nach einer bestimmten Schablone.

Das ist ja die Angst, die mich immer wieder über den Blättern zur Pflege persönlichen Lebens erzittern macht und sie mir oft fast verleiden möchte, daß sich die Leser ganz harmlos aus ihren Ausführungen eine Lebenstheorie zurecht machen könnten und dann meinten, wenn sie ihr Verhalten nach ihr richteten, lebten sie persönlich oder befänden sich wenigstens auf dem rechten Wege. Und doch würden sie damit ganz unpersönlich leben, nämlich nach der Schablone „Persönliches Leben". Prägen wir uns das eine so tief wie möglich ein: Die größte Gefahr und das unüberwindliche Hindernis für jeden, der sich selbst finden will, ist das theoretische Verhalten und das reflektierte Leben, ein festes System von Grundsätzen, einen fertigen Lebensentwurf vor sich zu haben, nach dem man sein Verhalten in jedem Momente mühsam einstellt und jeden Schritt peinlich konstruiert. Dabei kann nichts Ursprüngliches gedeihen und zu Tage kommen. Woran uns liegt, ist ja das genaue Gegenteil einer solchen Dienstbarkeit unter theoretischen Vorlagen, wir wollen, daß das freie Leben unsers Selbst mit seinen unmittelbaren Äußerungen in uns erwache, wir wollen, daß unser Genius in uns lebendig werde und uns in jedem Augenblicke deutlich sage, was wir zu thun haben, wir wollen instinktiv das für uns Richtige treffen. Deshalb steht über dem Eingang zu diesem Leben das Wort: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in sein Reich kommen. Wer hier eintreten will, lasse alles Ausgedachte und Zurechtgemachte zurück und gebe alles Wissen davon auf, denn wir wissen nur, daß wir über unser eigentliches Wesen und Leben nichts wissen, solange wir es nicht gewonnen haben.

Verhält es sich doch mit unsrer Eigenart genau so. Ja hier

tritt es noch deutlicher und allgemein sichtbar zu Tage. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum zu meinen, daß wir unser eigentliches Wesen fördern und aus seiner Verborgenheit herausführen könnten, wenn wir unsere Individualität betonen. Dieses Streben verbildet und verzerrt nur. Denn indem wir betonen, übertreiben wir. Es ist bekannt, daß das Wesen der Karikatur darin besteht, die charakteristischen Eigentümlichkeiten einer Person oder Erscheinung stark vor den andern hervortreten zu lassen und zu übertreiben. Das gilt genau so auf dem Gebiete der plastischen Selbstdarstellung des Lebens. Wer immer originell sein will und alles, was er an sich für originell hält, betont, verstärkt, in den Vordergrund und starke Beleuchtung rückt, der wirkt wie eine Satire auf sich selbst und wird schließlich eine kuriose Erscheinung. Das Übermaß, das er anwendet, verzerrt, die absichtliche Mühe verkünstelt und die Gewaltsamkeit ruiniert auch das Ursprüngliche, das vielleicht da ist.

Unser Selbst braucht nach der ganzen Natur des menschlichen Wesens in seiner Eigenart gar nicht betont zu werden. Wo es lebt, tritt es von selbst zu Tage und prägt sich in jedem Zug und in jeder Bewegung mit der Stärke aus, die es hat. Durch die Betonung wird es auch gar nicht stärker, sondern es muß von innen heraus wachsen. Nur so bleibt es seinem Wesen nach etwas unwillkürlich Naives. Tritt aber an Stelle tiefer unmittelbarer Selbstempfindungen hysterische Großmannssucht, so entsteht lediglich eine jämmerliche Manier, eine künstliche Maske, und alles natürliche Werden stockt und stirbt. Also auch hier zeigt es sich: wir können uns kein Idealbild von uns machen und uns danach prägen. Laßt alle Einbildungen und Selbstideale hinter euch, auch wenn ihr sie euch vielleicht sogar mühsam mit Hilfe von Handschriftauslegern zurecht gemacht habt, um sie zu verwirklichen, rein durchzubilden und zu vollenden. Wir können nicht unser Selbst herausleben, es muß sich selbst in seiner Eigenart entfalten, sonst werden wir seiner nie inne werden.

Nun kommt ja aber noch dazu, daß alles Eigenartige, was wir versucht sein könnten zu pflegen, in uns zunächst gar nicht rein

vorhanden ist, und daß wir, solange sich nicht unser Selbst mit reinem ursprünglichen Geschmack äußert, gar nicht wissen, was echt an uns ist und was nicht. Wir würden also unsre Mißgestalt fördern und unsre Unarten pflegen, wenn wir diesen Weg beschritten, und ich wüßte nicht, wie dann die Stimme unsers Selbst vernehmlich werden könnte. Wir wissen also zunächst ebensowenig, wie wir sein sollen, als was wir zu thun haben, wir kennen nicht unser Selbst, darum müssen wir es suchen, aber wir finden es nicht dadurch, daß wir es uns künstlich nach seinen unsichern und verwischten Spuren, die wir an uns zu entdecken meinen, darstellen und uns darnach in unsrer Haltung und Lebensführung richten. Das ist nicht der Weg zur Wahrheit und Ursprünglichkeit unsers Seins, sondern zu einem Unwesen und Zerrbild von ihm. Es ist ein Irrweg und bringt uns weiter von dem Ziel.

Wir brauchen also in allererster Linie eine Sichtung und Gesundung unsers Bestands und eine Kritik und Richtung unsers Lebens. Dazu können wir gewiß wesentlich beitragen, und zwar dadurch, daß wir nach Wahrheit ringen, nach Festigkeit streben und uns von aller verhängnisvollen Abhängigkeit zu befreien suchen. Hier gewinnen die drei Grundforderungen der Selbsterhaltung volle Bedeutung.

Wir müssen vor allem darnach trachten, die Wahrheit zu thun. Was ich darunter verstehe, kann man im zweiten Bande nachlesen (S. 252 ff). Wir müssen uns prüfen, ob wir in der Wahrheit stehen (unsre innere und äußere Lebenslage, unsre persönliche Haltung mit all ihren Ansprüchen, Interessen und Zielen kommt dabei in Betracht), ob unser Handel und Wandel sich damit in Einklang befindet, und unser Leben einheitlich darnach gestaltet und geführt wird. Und haben wir uns dieser Selbstkritik unterworfen, dann müssen wir unser ganzes Leben nach diesem Ziele richten. Dann kommen wir an das Licht auch aus den dicksten Finsternissen.

Gewiß ist es nicht leicht, die Wahrheit zu thun. Wir müssen erst durch Aufmerken darauf, für die Wahrheitsforderungen, die sich aus unsrer Lebenslage ergeben, empfänglich und für die Ab-

weichungen davon empfindlich werden. Wenn man vergleicht, wie allgemein die Pflicht, die Wahrheit zu sagen, anerkannt und auch geübt wird, und wie wenig Verständnis dafür vorhanden ist, in seiner ganzen Erscheinung und in seinem Verhalten wahrhaftig zu sein, so will es einem erscheinen, als ob dies Ziel noch nicht einmal aufgerichtet sei, geschweige, daß es Geltung gewonnen habe. Man vergleiche nur, wie man sich scheut, etwas anderes zu sagen, als man eigentlich sollte, und wie leichtherzig man etwas unterläßt, was man eigentlich sollte, oder es anders thut, wie hier jeder annehmbare Zweck, jede entgegenstehende Neigung, jede seitliche Rücksicht die Abweichung von der graden Richtung, die wir einschlagen müßten, rechtfertigt! Kann man sich dann wundern, wenn die allermeisten Menschen ohnmächtig und ratlos vor der Forderung stehen, die Wahrheit zu thun?

Der Sinn für Wahrheit, für das Nächstliegende, Eigentliche, Einfache, Grade ist zunächst gewiß in jedem Menschen vorhanden, denn er ist das Eigentümliche des kindlichen Wesens. Aber die Erziehung verdirbt ihn und der Einfluß der unwahren Menschen und Verhältnisse rottet ihn aus. Mit dem Wort, das man im Mittelhochdeutschen für Aufrichtigkeit hatte: alwern, verhöhnt man heute jede Wahrhaftigkeit des Lebens. Aber auch wo er vorhanden ist, müßte er erst gepflegt und geübt werden, um feinfühlig und scharf zu werden, während er durch fortwährendes Widerstreben erstickt wird. Der Wille allein zur Wahrheit thut es nicht, wenn der Sinn dafür nicht gedeihen kann. Auch dort, wo man ernstlich die Wahrheit leben will, wird er durch Eitelkeit, Strebertum, Oberflächlichkeit, Nützlichkeitsrücksichten, Schwäche gegenüber den Einflüssen des Herkommens und Übereinkommens, Scheinwirtschaft und egoistische Verkehrtheit unwillkürlich abgestumpft und irre geleitet, ohne daß man es ahnt. Wir sind dann befangen, und können nicht mehr klar sehen. Wir sind abgezogen und blicken nach einer ganz andern Seite. Wir werden dadurch blind für die Wahrheit und streben wie störrische Tiere hartnäckig nach einer Richtung, in der wir unbedingt zu Grunde gehen müssen.

Vielleicht haben wir hier und da ein sehr unbehagliches Gefühl, es liegt wie ein Druck auf uns, und die Angst will uns packen. Aber wir kommen nicht mehr dahinter, woran es fehlt. Wir sind gänzlich in der Macht der Unwahrheit. Man verkennt gemeinhin vollständig, daß in unserm Leben ein fester Zusammenhang herrscht, und allenthalben, wo jemand auf unwahren Voraussetzungen steht, naturnotwendig eitel Verkehrtheit daraus entstehen muß. So stehen viele Menschen unter einem Verhängnis der Unwahrheit, das ihre Vergangenheit schuf. Es waltet über ihnen und beherrscht alle Lebensäußerungen. Sie können nicht aus der Unwahrheit heraus, auch wenn sie wollten, sie stehen machtlos in ihrem Bann, auch wo sie ihr widerstreben. Denn sie können ihn nicht sprengen, wenn sie nicht die Grundlage verlassen, aus der seine Macht quillt. Von dieser Wurzel ahnen sie aber vielleicht gar nichts, oder sie liegt so tief in ihrer Vergangenheit, daß sie längst vergessen ist, wenn man anfängt unter dem Übel zu leiden, das ihr entstammt.

Aber auch wo das nicht der Fall ist, befreit uns nicht das sehnsüchtige Streben allein von der Unsicherheit darüber, was wir eigentlich thun sollten, und jedes Abweichen trübt doch unsern Blick für das Eigentliche. Trotzdem dürfen wir aber nicht ermatten, die Wahrheit zu thun, so gut wir es können, um darin feinfühlig zu werden. Denn nur so bekommen wir Geschmack für das Mißratene und das Ursprüngliche in uns, für die Verwüstungen des Verkehrten und die Lebensspuren unsers verborgnen Selbst. Der Kampf darum aber macht uns fest und widerstandsfähig für alles unserm eigentlichen Sein Widerwärtige, und die Wahrheit, die wir thun, macht uns frei in dem Maße, wie wir sie thun.

Wenn wir hierin Fortschritte machen, wird sich allmählich unser Genius in uns regen und fühlbar machen. Es wird uns manches aufgehn, von dem wir ahnen, daß sich unser eigentliches Wesen darin äußert. Aber oft werden es unbestimmbare Gefühle bleiben, die uns beunruhigen. Die Unsicherheit wird nicht geringer, und die innere Aufregung wächst. Denn sobald wir unser Leben auf gesunde Bedingungen stellen, tritt erst das Ungesunde unsers

Daseins offen zu Tage. Unser Bemühen, die Wahrheit zu thun, hat nur zu einer Sichtung unsers Lebens und einer Gesundung unsers Verhaltens geführt. Aber nur auf Grund unsrer Wirklichkeit, wie wir sie an uns vorfinden. Wir sind darauf zurückgeführt worden, was wir thatsächlich sind, aber nicht was wir ursprünglich sein sollen. Unser Bestand selbst ist damit noch kein andrer geworden, wenn wir von seiner Oberfläche absehen, wo viele Lebensgewohnheiten, die Niederschläge unsers frühern unwahren Lebenswandels, erschüttert und in ihrer Verkehrtheit erkannt wurden.

Mehr kann auch all unser Bestreben, die Wahrheit zu thun, nicht leisten. Es sichtet nicht unsern Bestand und führt ihn nicht zur ursprünglichen Gesundheit. Denn es ist eine rein formale Thätigkeit. Die Wahrheit thun kann hier nichts andres heißen, als das Zutreffende thun. Der Maßstab aber für das, was für uns zutreffend ist, können nur wir selbst sein, wie wir gegenwärtig sind. Den Inhalt empfängt unser Thun von unserm Sein. Das ist ja aber vorläufig noch Unwahrheit! Es steht damit genau so, wie mit dem Wahrheitsagen. Auch hier kennt die Sittenlehre und das sittliche Bewußtsein nur den rein äußerlichen, formalen Begriff: das Zutreffende. Den Maßstab für das, was zutrifft, bietet unser Wissen, unser Bewußtsein davon. Wenn das aber nun falsch und verkehrt ist, so sagen wir die Wahrheit, aber es ist trotzdem Unwahrheit, was wir sagen. Den vollen, inhaltlich gefaßten Begriff für die Wahrheit, die wir sagen sollen, finde ich in der ganzen Geschichte nur bei Jesus, z. B. in dem Satze: die Menschen müssen Rechenschaft geben von jedem unnützen Wort, das sie geredet haben.

Unser Reden und Thun kann also ebensowenig wie unser Bewußtsein und unsre Gesinnung die Wahrheit enthalten, wenn sie nicht in uns ist. Die Frage aber nach der Wahrheit, die in uns ist und alle unsre Äußerungen erzeugen soll, ist die Frage nach unserm Selbst, denn unser Selbst in reiner Ursprünglichkeit und beherrschender Vollmacht als Quelle unsers Verhaltens und Steuer

unsrer Lebensführung ist die Wahrheit unsers Seins. Man wird nun verstehen, warum wir uns immer im Kreise drehen, wenn wir uns mühen unser Selbst dadurch zu finden, daß wir die Wahrheit thun. Wir drehen uns immer um unser gegenwärtiges Sein, erkennen es dadurch immer deutlicher in seinem Mißstand, aber kommen nicht hinter unser ursprüngliches Wesen, geschweige, daß wir die Bahn fänden, die uns dazu führt, weil wir immer in unserm Streben von ihm abhängig bleiben. Wir können uns also unmöglich von selbst finden. Es liegt alles daran, daß man sich das ein für allemal klar macht, damit man endlich aus der unfruchtbaren Drehe um sein jämmerliches Ich herauskommt.

* * *

Wir brauchen Hilfe von außen, wenn unser Bestand selbst gesichtet werden und gesunden soll, wenn wir aus dem Kreislauf um uns selbst vorwärts kommen und die Lebensrichtung gewinnen wollen, in der wir unser Selbst und unsre Wahrheit finden können. Das bist du alles nicht selbst, was du jetzt bist, meinst und thust. Und wenn sich dein gegenwärtiger Bestand noch so sehr unter deinem Wahrheitsuchen enthüllt, du hast doch keinen Prüfstein zur Sichtung und kein Mittel zur Gesundung, und wenn du noch so rücksichtslos nach dem wahren Kern deines Ich forschst und gräbst, du findest es doch nicht in dir, denn dein wahres Wesen liegt nicht tief verborgen in dir, sondern unermeßlich hoch über dir, und dir fehlt Richtung und Schwungkraft für den Flug nach deiner Wahrheit. Für den, der in dieser Angelegenheit, die die Schicksalsfrage unsers Daseins ist, Erfahrungen gemacht hat, brauche ich nicht erst zu sagen, daß es darüber keine Belehrung giebt, die uns helfen könnte, denn wer kann dir dein Selbst lehren, daß du es siehst oder gewinnst? Die Wahrheit, um die es sich hier handelt, ist Leben und wird nur dadurch erreicht und erkannt, daß sie in uns zur Erscheinung kommt, daß sie wird, wächst und sich entfaltet; nur durch Lebensvorgänge und Lebensgestaltungen tritt sie zu Tage. Da das jedoch aus uns heraus unmöglich ist, bedarf es Lebenseinflüsse von

außen, die diesen Prozeß anregen und uns in diese Richtung bringen und in ihr vorwärts treiben.

Die einzige Quelle aber solcher schaffenden und treibenden Kräfte ist Jesus, nicht als Verkündiger einer Lehre oder als Ausdruck einer Idee, sondern als persönliche Erscheinung, weil er die Wahrheit menschlichen Seins ist. Ich habe jedenfalls keine andere in der Geschichte gefunden, und solange mir nicht jemand eine andere zeigt und mir den Beweis dafür erbringt, daß er durch sie sein Selbst gewonnen hat, muß ich daran festhalten, daß niemand sich selbst wirklich finden kann, der sich nicht zu ihm wendet. Hierin ruht seine eigenartige Bedeutung auf dem allgemeinmenschlichen Gebiete. Wer sich ihm unterstellt, auf den übt er eine sichtende Wirkung und eine starke Anziehungskraft aus, die uns über den toten Punkt, auf dem wir uns befinden, wenn wir uns nur um uns selbst drehen, hinausführt und uns in unsre Lebensbahn zieht, in der wir uns selbst finden, indem wir fortan um ihn, die Sonne der Wahrheit, kreisen.

Das habe ich nun schon wiederholt ausgesprochen, aber anscheinend noch nicht stark genug, da so viele in den Grundforderungen der Selbsterhaltung und Selbstgestaltung verzweifelt stecken geblieben sind. Warum haben sich so wenige entschlossen, „den Weg zum neuen Leben", den ich zeigte [1]), zu gehen? Liegt es bei den einen, „den Gläubigen" vielleicht daran, daß sie sich damit begnügen sich Jesu zu getrösten und auf seiner Person und seinem Werke auszuruhen? Dann haben sie den breiten Weg, den Weg der „Religion" eingeschlagen, auf dem sie zu Grunde gehen. Liegt es bei den andern, „den Ungläubigen" vielleicht daran, daß die ausschließliche religiöse Betrachtung und Verwertung der Person Jesu den Blick für ihn als Bahnbrecher der Menschwerdung getrübt und ihn auf dem profanen Gebiete persönlicher Kultur um allen Kredit gebracht hat? Das wäre beklagenswert, denn ohne ihn kommen wir nicht vorwärts. Es giebt keine andere Möglichkeit,

---

1) Bd. 2. S. 1 ff.

daß wir uns selbst und den rechten Kurs unsers Lebens finden, als wenn wir uns zu ihm wenden und seinem Walten unterwerfen.

Denn er sichtet unsern Bestand und heilt unsre Schwächen. Wenn er Macht über uns gewinnt, treten wir unter die scheidende und schaffende Energie der lebendigen Wahrheit. An ihm geht uns der Blick dafür auf, wie wir sein sollen und wir empfinden, was ihm widerspricht. Da lernen wir die Wahrheit kennen als wahrhaftiges Sein. Wir fühlen den Abstand und den Gegensatz, wir merken, was vor ihm besteht und was vergeht. Was ihm entspricht, gewinnt Glanz, Farbe und Leben, was ihm widerstrebt, verbleicht und verwelkt. Scham erfaßt uns und Abscheu über vielem, was wir bisher geliebt und getrieben. Wünsche und Interessen wachen auf, die früher unter angehäuftem Schutte fremder Ablagerungen verkümmerten. Was soll ich das alles wieder und wieder beschreiben, wie sich die Klarheit über uns ausbreitet, und wir von fremden Gewalten erlöst werden. Das Hören hilft niemand, sondern allein das Thun. Tritt unter die Wucht des Lebens, und du wirst es erleben.

Aber zweierlei möchte ich doch meinen früheren Weisungen hinzufügen. Man meine doch nicht, daß das mit einem Schlage geschehe. Das innere Gericht ist ein Vorgang, der sich allmählich vollzieht und nur in dem Grade weiter schreitet, als wir ihm nachgeben. Wer sich dazu nicht sammeln kann und sich ihm nicht wenigstens mit demselben Eifer und derselben Hingabe widmen will, wie der Heilung irgend eines körperlichen Schadens, dem ist nicht zu helfen. Der ist reif für die Quacksalberer, die das Übel besprechen. Hilfe findet er freilich dort nicht, sondern nur Beruhigung. Aber auch die Sammlung allein nützt nichts, sondern die That. Jetzt beginnt das Wahrheit Thun im Vollsinne, wenn wir das zur That werden lassen, was uns als unsre Wahrheit klar wird.

Damit hängt zusammen, daß wir lange nicht gleich in jedem einzelnen Falle dessen zweifellos inne werden, was wir zu thun haben. Der Scheideprozeß vollzieht sich von innen nach außen.

Erst wenn es in uns licht geworden ist, tritt der ganze Kreis unsers Lebens in seine Beleuchtung. Die Klärung schreitet aus der Einheit unsers Wesens in die Mannigfaltigkeit unsrer Verhältnisse, Interessen und Pflichten fort. Wenn wir auch zunächst noch in vielem daneben greifen, diese Versehen schaden uns nichts, solange wir im Lichte der Wahrheit stehen, denn sie werden dann sofort als solche offenbar und helfen uns so dazu, daß wir wahr werden.

Je mehr aber die Wahrheit in uns wächst, um so fester werden wir: kernig in unserm Sein, stark in unsrer Haltung und sicher in unsrer Führung. Erst wenn wir durch die Macht Jesu, die er auf uns ausübt, gehalten, durch seine Kraft gestärkt und von seinem Einfluß getrieben werden, wird die Festigkeit, die wir vorher durch Übung zu gewinnen suchten, innerlich begründet: es ist die Macht unsers Selbst, die in dem Maße, als es aus der Wahrheit geboren wird und heranwächst, zur Geltung kommt und sich ausbreitet. Wir werden unsrer selbst gewiß und mächtig, je mehr sich unsre Seele unter dem Einfluß Jesu findet. Alles Gezwungene und Überanstrengte, was bisher unser Ringen nach Entschiedenheit und Charakterfestigkeit an sich trug, verschwindet und wird ursprüngliches Vermögen und freies Können. Wir gewinnen Rückgrat, wenn wir uns an ihm aufrichten, und Gleichgewicht in uns selbst, wenn der Schwerpunkt unsers Daseins in ihm ruht. Bleiben wir unter der Anziehungskraft seiner Persönlichkeit, so stehen wir fest im Leben und wanken nicht mehr. Wir haben unser Haus auf den Felsen gebaut, widerstandsfähig nicht mehr bloß durch den Gegendruck des Willens und die Abwehr des Verhaltens, sondern durch die Unerschütterlichkeit unsers Wesens und das tiefe Beruhen in uns selbst.

Auch das ist ein Werden, das ungehemmt durch alle zeitweilige Nachgiebigkeit gegenüber übermächtigen Anfechtungen fortschreitet, solange wir in der Lebenssphäre Jesu bleiben und unser Wille von ihm durchwaltet wird. Das Mark wächst und der Kern härtet sich, die Spannkraft nimmt zu, die Widerstandsfähigkeit wird gestählt, die Leistungsfähigkeit gesteigert. Alles Unechte, Verweichlichte, Miß-

ratene fällt bei dieser Härtung und Stärkung unsers Selbst ab und schwindet hin. Denn nur das Lebensfähige und Existenzberechtigte bleibt bei dieser Lebensweise bestehen, alles Verfehlte und Verkehrte wird verzehrt. So beginnen wir gesund zu werden, wenn wir uns durch das Leben unter den Wirkungen Jesu sichten lassen.

Damit werden wir ganz von selbst frei. Alle unsre Versuche uns selbst zu befreien, schaffen nicht die eigentliche Selbständigkeit, die die wahre Freiheit ist. Wir können nur wahrhaftig frei werden, wenn unser Selbst die Vollmacht über sich und allem Fremden gegenüber gewinnt. Wir mögen noch so viele Banden der Abhängigkeit zernagen, wir bleiben doch Sklaven, die im Aufstand begriffen sind, wenn wir nicht Herren werden. Wirkliche, geborene Herren werden wir aber nur, wenn unser Selbst hoch kommt. Das ist der einzig legitime Herrscher unsers Daseins. Es kann sich aber nur erheben und gewinnt seine Vollmacht allein aus dem Wachsen der Wahrheit in uns zu festem Bestand. Darum gilt das Wort im vollen Sinne: Wenn euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Er ist die befreiende Macht, weil er die Wahrheit ist, die frei macht.

Was ich hier nacheinander vor Augen stelle, ist natürlich nicht ein Werden nacheinander. Es sind nicht Stufen, die aufeinander folgen, sondern Vorgänge, die ineinander greifen und sich gegenseitig bedingen. Ebenso wie die werdende Wahrheit die Voraussetzung der Festigkeit und Freiheit ist, bedarf es der Freiheit, um wahr und fest zu werden. Jedermann weiß, daß das Lügen nur aus der Abhängigkeit des Bewußtseins, z. B. von der Furcht vor Strafe, von der Rücksicht auf die Nebenmenschen stammt, und daß die rechte Erziehung zur Wahrhaftigkeit die Kinder erst von der Furcht frei machen muß. Um wieviel mehr gilt das aber, wenn es sich darum handelt, die Wahrheit im Vollsinne, wie sie uns Jesus offenbart, zu bekennen und zu thun. Dazu muß er uns erst die innere Freiheit von der ganzen Welt der Verkehrtheit geben, die uns umgiebt, die Freiheit, welche Selbständigkeit, Widerstandsfähigkeit und Übermacht zugleich ist.

Diese Vorgänge, die Jesus in uns hervorruft, wenn wir uns ganz unter seinen Einfluß geben, beschränken sich natürlich nicht bloß auf unser Innres und wirken sich nicht allein in unserm persönlichen Verhalten aus, sondern durchdringen unser ganzes Leben und geben ihm eine neue Richtung, die wir einzuschlagen haben. Man meine doch nicht, daß dann alles Äußere: unser Besitz, unser Beruf, unsre Lebenslage und Lebensziele dabei ruhig bestehen bleiben könne und vielleicht nur davon durchglüht werde. Nein, da tritt derselbe Umsturz ein wie in uns. Ich sehe z. B. nicht ein, wie dann jemand ein Amt, das über seine Kräfte geht oder seinen Anlagen nicht entspricht, noch weiterführen, wie dann jemand sein Leben noch weiter von der Habsucht steuern lassen, wie jemand auf Kosten seiner Persönlichkeit noch irgend welche Ziele verfolgen, wie sich jemand noch aus Rücksicht auf Standessitten von irgend welchen Pflichten abhalten lassen, wie jemand noch seine Kinder in falsche Bahnen zwingen könnte: kurz ich sehe nicht ein, wie sich der Einfluß Jesu entfalten könnte ohne einen gründlichen Umsturz im Leben, ohne eine persönliche Auflehnung der Einzelnen gegen alle verrotteten Verhältnisse, ohne einen Zusammenbruch alles Faulen in unsern Lebenslagen.

Niemand meine, daß er sein Selbst gewinnen könne, ohne alles daran zu geben, was der Richtung widerspricht, in der wir es allein finden. Es ist das eben keine religiöse Angelegenheit, die man separat im Kapellenraum seines Herzens vornehmen kann, sondern es ist unser Lebensproblem schlechthin, das alles umfaßt und durchdringt, was wir leben und worin wir leben. Wer sich das vor Augen stellt, wird ermessen können, wie schwer es ist, wie es nur dem leicht und möglich wird, der sich ganz dafür einsetzt. Dazu fehlt uns aber heutzutage die Heldenart, die das Leben für eine große Sache großmütig in die Schanze schlägt. Wir sind viel zu sehr in den Lebensbetrieb eingesponnen, in den wir geraten sind, wir sind viel zu abhängig vom Mechanismus des Berufs, Verkehrs und der Anschauungen, in dem wir laufen, viel zu beschränkt im heidnischen Respekt vor den Daseinsmitteln, viel zu ängstlich vor

der Unsicherheit des Lebens, viel zu scheu vor allem Ungewöhnlichen, das vom Herkömmlichen abweicht, als daß wir wagen würden, Alles für unser Selbst einzusetzen, als daß wir noch imstande wären, das Leben als das Abenteuer aufzufassen, auf das wir ausziehen, um unser Selbst zu gewinnen. Wer befindet sich denn heute wirklich in der Stimmung: „was hilfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele" und ist aus ihr heraus imstande, sein ganzes Dasein dranzugeben, um sich selbst zu gewinnen! Den möchte ich sehen.

Und doch hat der allein Aussicht seine Seele zu retten. Ich kann es wirklich nicht ändern, daß es so ist. Es handelt sich hier um unbeugsame Thatsachen, die wir nicht aus der Welt reden können, um ein Naturgesetz, das überall dort in Erscheinung tritt, wo die Frage nach dem Selbst lebendig wird. Entweder alles daran setzen oder gar nichts erreichen. Zu ihm tritt das andere: der objektive, lebendige Jesus muß es sein, der seine schöpferischen Wirkungen auf uns entfaltet, kein Phantasiegebilde und kein dogmatischer Begriff führt uns über unsern gegenwärtigen Mißstand hinaus zu einem neuen Dasein. So lange er ein Heiligenbild unsrer gläubigen Phantasie ist, mit dem wir schwärmerisch spielen, oder eine spekulative Figur religiöser Erkenntnis, die wir oder unsre Voreltern entworfen haben, wird dieser Faktor, dem wir uns unterwerfen, gewiß nicht ohne Wirkung auf uns sein, aber er wird nichts hervorbringen, wofür nicht schon die Voraussetzungen in uns liegen, weil er selbst in uns begründet ist. Nur der Jesus der geschichtlichen Wirklichkeit, der unabhängig von uns ist und uns von sich abhängig macht, kann uns zu etwas Neuem führen.

Ich möchte dazu zwei Beobachtungen erzählen, die jeder gewiß auch für sich machen kann, wenn er sich aufmerksam umsieht oder — ansieht. Ich kenne einen Christen, dem es heiligster Ernst mit seiner Überzeugung ist, tief gegründet im Worte Gottes, treu und aufrichtig, eine Seele ohne Falsch, also ein sittliches und religiöses Vorbild, dem es auch nicht an Einsicht und Erkenntnis fehlt, denn er ist Theologe, kurz ein Mensch, den ich verehre und bewundere,

weil er mir weit überlegen ist. Aber er merkt nicht, daß er sich seit Jahren in einer ganz unwahren Lebenslage befindet, an der er wahrscheinlich noch zu Grunde gehen wird. Er ahnt es nicht einmal, sondern rechnet gewiß alle schrecklichen Folgen, die daraus entspringen, unter die Trübsale, die geduldig ertragen werden müssen. Das hat mich ganz betroffen gemacht, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren: wäre der Christus, dem er mit Leidenschaft und Treue dient, in seinem Leben eine objektive und nicht bloß eine subjektive Macht, so müßten ihm die Augen über die Unwahrheit aufgehen, unter der er leidet, denn sein Geist leitet in alle Wahrheit. Freilich Sprüche wird er in den Evangelien nicht darüber finden, weil Jesus das ganze Gebiet, um das es sich hier handelt, niemals berührt hat. Aber die Macht seiner Persönlichkeit müßte ihm die Empfindung dafür wecken. Denn das ist der Prüfstein dafür, ob er wirklich eine sichtende Wirkung auf uns entfaltet, wenn uns Klarheiten werden, die ganz jenseits von unsrer Einsicht liegen. Wäre das unmöglich, dann wäre damit gesagt, daß wir auch durch den Einfluß Jesu nicht Wahrheit werden könnten, jedenfalls nicht mehr, als wenn wir bloß auf uns angewiesen sind. Da Jesus aber thatsächlich uns alle Unwahrheit unerträglich macht und auch die verborgenste Lebenslüge ans Licht bringt, so kann ich mir die seltsame Beobachtung nur daraus erklären, daß hier der Christus der Wirklichkeit hinter dem Christus des Glaubens nicht zu Worte kommt. Oder löst jemand das Rätsel anders?

Die andre ist, daß so manche Christen, von denen ich glaube, daß sie sofort ihren Glauben mit dem Tode besiegeln würden, wenn es darauf ankäme, wohl der Wahrheit inne werden, aber nicht imstande sind, sie zu thun, für sie einzutreten, geschweige die Folgerungen daraus zu ziehen. Das hat mir die Augen dafür geöffnet, daß es einer inneren Freiheit bedarf, die Wahrheit zu thun, die offenbar sehr selten ist, daß das Kundwerden der Wahrheit durch die innere Abhängigkeit von Herkommen und Rücksichten verdunkelt wird. Was ist es dann aber mit der befreienden Macht Christi, wenn er nicht Herr über solche Schwächlichkeit und Un=

ehrlichkeit wird? Sind diese Männer ohne Rückgrat und Wahrheitsliebe Jünger Jesu oder nur Anhänger eines Glaubens über Jesus?

Man meine doch aber nicht, daß das vereinzelte Fälle sind. Der sittliche Tiefstand orthodoxer Polemik mit ihr Unwahrhaftigkeit, Ungerechtigkeit und Gehäßigkeit, das unwürdige Parteitreiben mit all seinen unmoralischen Mitteln in der Kirche, das Richten und Ausschließen, selbstgefällige Wesen und gegenseitige sich Beräuchern, wie es fast überall bei öffentlichen kirchlichen Festen und Zusammenkünften im Schwange geht, das entsetzliche Schweigen der Christen Englands zu den Greueln in Südafrika: das sind alles Zeugnisse eines papiernenen Christus, nicht des Lebendigen. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn hier die Menschen trotz überschwänglichster Verehrung ihres Christus dieselben bleiben, die sie sind.

Nur wo er wirklich waltet und sichtet, wo er eine überwältigende Macht ist, die seinen Jüngern seine Art aufprägt, wo er Wahrheit schafft, Kraft giebt und zur Freiheit führt, nur dort werden Seelen aus der Nichtigkeit erlöst und zum Leben geführt, nur dort werden verkommene Menschenexistenzen wiedergeboren zur Wahrheit ihres Selbst.

* * *

Für die unmittelbaren Einflüsse der Persönlichkeit Jesu, wie sie uns erscheint und auf uns wirkt, wenn wir uns in die Evangelien vertiefen, scheinen aber durchaus nicht alle empfänglich zu sein, die ihn von ganzem Herzen suchen, um an ihm sich selbst zu finden. Die Menschen sind nun einmal verschieden veranlagt: Manche sind sehr eindrucksfähig und erfassen die Erscheinungen, die ihnen entgegentreten, in der Fülle ihres Lebens und in der Tiefe ihres Wesens, werden von ihnen in lebhafteste innere Schwingung versetzt und leicht von persönlicher Übermacht beeinflußt. Es war ein Irrtum von mir, wenn ich früher meinte, das ginge allen so, und es müßte darum auch jeder dem überwältigenden Einfluß der Person Jesu zugänglich sein, wenn er nur in aufrichtiger Sammlung ihn

unmittelbar aus den Evangelien heraus auf sich wirken lasse. Das ist nicht der Fall. Vielen gelang der Versuch nicht oder ganz unzulänglich. Sie können alles nur mittelbar erfassen. Ein Gesamteindruck entsteht bei ihnen nur, wenn sie die einzelnen Momente, die ihnen auffallen, absichtlich zusammenfügen. Darum spricht Jesus zu ihnen nicht deutlich durch seine Erscheinung als solche, sondern nur durch seine einzelnen Worte. Sie brauchen deshalb ausdrückliche Weisungen und direkte Fingerzeige darüber, wie sie sich finden können. Und sie haben recht, die bei ihm zu suchen, wenn er ist, der er war, und das kann, was er wollte. Jesus schafft nicht nur unmittelbar unser Selbst durch seine schöpferischen Einflüsse, sondern zeigt uns auch, wie es werden kann, wenn wir in den Bereich treten, in dem es gedeihen kann, und den Weg einschlagen auf dem es gefunden wird.

Jesus zeigt uns allen ganz deutlich eine neue Art Leben, in dem unsre Seele sich findet: es ist die Art und Richtung seines Lebens. Er ruft jeder suchenden Seele zu: komm zu mir, geh mit, folge mir nach. Ich will dich aus der Welt, in der du verkommst, in die Welt führen, in die du eigentlich gehörst. Dort kannst du etwas werden. Da findest du Leben und volles Genüge. Wer ginge da nicht gerne mit, ist er doch die anziehendste Erscheinung unter allen Menschenkindern! Wer kann ihn erblicken, ohne Vertrauen zu ihm zu fassen und sich führen zu lassen! Wir treten näher und schauen wie Kinder, denen man das Märchenland erschließt. Aber es sind keine Märchen, denn er steht ja vor uns, die lebendige Wirklichkeit, die wir nur zu ergreifen brauchen, um inne zu werden, daß es kein Traumland ist, das sich vor uns aufthut, sondern die Heimat der Seele, nach der wir solange in der Irre gingen. Hier gilt die verlorene etwas und kommt zu ihrem Recht.

Wenn wir seinen Worten lauschen, tritt aus dem verblassenden Augenschein, den wir bisher für das Wirkliche, Feste, Wertvolle hielten, das eigentliche Wesen der Dinge hervor, das dahinter liegt, und wenn wir seinen Winken folgen, erschließt sich uns das wahre Leben, das bisher gänzlich unsern Augen verhüllt war. Du meintest,

du lebst vom Essen und Trinken, die Hauptsache sei dein körperliches Wohlbefinden, die Grundlage deiner Existenz sei dein Besitz und deine Arbeitskraft, deine Familie sei dein Himmel, dein Wirken und Schaffen das, worauf es ankommt, deine Ideale die Leuchten deines Lebens. Nein, wie der Schein trügen kann! Laß dir von Jesus die Augen öffnen, daß du die Wirklichkeit erkennst. Da zerfließt dein ganzes Weltgebilde, das Gold wird Glimmer, alle leuchtende Schönheit verblaßt. Dein Wirken und Ringen kommt dir vor wie ein kindisch eitles Treiben, dein Familienglück wie erbärmlich schwindsüchtiges Behagen, und die Sternenwelt deines Geistes verlischt vor der ungeheuren Helle, die sich über deinen ganzen Horizont ausbreitet. Denn du stehst jetzt mit einem Male in der leuchtenden Lebensglut Gottes, deines Vaters, und in ihr lebt deine Seele auf. Da kommst du zum Bewußtsein deines eigentlichen Wesens. Also das bin ich, hierher gehöre ich, das ist mein Heim und mein Erbe! Jawohl, Gott ist dein Vater und du sein Kind, aus ihm lebst du, er trägt dein Dasein und lenkt deinen Lauf, in ihm liegen die Quellen deiner Kräfte und die Tiefen der Wahrheit. Der tote eiserne Mechanismus des Lebens, in dem du dich eingefügt wähntest, ist also nur ein oberflächlicher Schein. In Wahrheit gehörst du zu einem lebendigen persönlichen Organismus geistigen Wesens, der deinem Selbst die Freiheit und Fähigkeit herrlicher Entfaltung bringt. Jetzt merkst du nun, was Leben ist, was Mensch sein heißt.

Wie leuchtet jetzt die Welt, wie gewinnen jetzt alle Farben lebendigen Glanz und alle Formen und Gestalten pulsierendes Leben. Alles zittert und webt in den Schwingungen seines Lebens, und über allem waltet sein Wille. Da fühlst du wie deine Seele lebendig wird, und ihr Leben dir durch alle Fasern bebt. Das ist wirklich Leben, das ist Glück allein! Und siehe allenthalben Menschen, auf deren Angesicht der Glanz ihres Vaters liegt, dem ihre Augen unverrückt zugewendet sind. Die wissen es auch und erfahren dasselbe. Das also sind die Meinen, denn es sind die Seinen, die seinen Willen leben. Denn das ist das wahrhaftige Wirken, das

Unvergängliches schafft und volles Genügen giebt, seines Waltens Organ, sein Schaffens Mittel zu sein. Und über alle Herrlichkeit, die sich unserm entzückten Auge eröffnet, ist ausgegossen die Liebe Gottes und erfüllt unsre Herzen mit jubelnder Freude. Wie der Sonnenstrahl auf jeder Blume ruht und der Regentropfen jeden Halm erquickt, so ruht das Auge deines Vaters voll unendlicher Liebe, Treue und Gnade auf dir und sucht deine Seele, daß sie sich ihm ganz erschließe und in dem Boden Wurzel schlage, in dem sie gedeihen kann.

Alles Übel und Elend der Welt hat nur vorübergehende Bedeutung. Es sind die Wirren und Qualen, die dem falschen Schein und der sinnlosen Verkehrtheit aller Verhältnisse entstammen, die gegenwärtig herrscht. Das ist alles nur Oberfläche. Hinter allem steht die Herrlichkeit Gottes, die offenbar werden wird, wenn sich die Verworrenheit entwirrt und die Wirklichkeit die Scheingeblendeten aus ihrem sinnlosen Treiben erlöst. Deshalb mögen die Übelthäter nur immerhin in ihrer willkürlichen Sinnlosigkeit toben und die Mißstände sich nur weiter verfitzen. Das alles geht vorüber. Das Leiden wird ein Ende haben, wenn das wahrhaftige Leben durchdringt und Macht gewinnt.

Das zeigt uns Jesus klarer und schöner, als es irgend eines Menschen Mund aussprechen kann. Also Heil dir du armer Mensch, hier ist dein Reich himmlischer Herrlichkeit, Heil dir in Trauer verkümmertes Herz, hier winkt Trost und Freude ohne Ende, Heil dir Unterdrückter, hier ist dein Eigentum, Heil euch, die ihr sucht und in allen Eitelkeiten unbefriedigt bleibt, hier werdet ihr satt werden. Darum heraus aus den nächtlichen Tiefen, in denen du verkommst. All dein Unglück, unter dem du leidest, ist ja gar keins. Dein einziges Unglück war, in einem unsinnigen Scheine befangen zu sein. Darum schüttle deine Qualen ab, und recke dich auf im Lichtreich deines Vaters, dann werden sie von dir weichen wie graue Gespenster. Du warst verloren, aber jetzt bist du wiedergefunden, du lagst in den Dornen, jetzt bist du heraus. Alle deine Gebrechen und Schäden weichen von dir wie die Schatten der

Nacht. Du sagst: meine Sünden: Jesus sagt: sie sind dir vergeben. Du seufzest: meine Schuld. Was geht dich deine Vergangenheit an, wenn du in der Gegenwart deines Vaters bist? Was will dich scheiden von der Liebe Gottes! Jesus hat alle Sünden der Welt getilgt wie einen schlimmen Schein, und zerreißt alle Banden wie Spinnenfäden der Nacht. Das bist du alles nicht mehr, was du warst, sobald du in die Welt deines Vaters eintrittst, da bist etwas ganz Neues: das was früher über dir nur schwebte wie eine überspannte Einbildung: ein höhres Wesen, und das Alte, was du früher warst und im Banne einer schlimmen fixen Idee sein mußtest, weicht von dir wie die Symptome einer schweren Erkrankung. Begreifst du immer noch nicht die Übermacht der Wirklichkeit über die unsinnige Welt des Scheins, in die du verzaubert warst?

Komm doch heraus aus der heillosen Verkehrtheit, in der sich bisher deine Seele quälte, aus dem widersinnigen, unvernünftigen, ja wirklich ganz verrückten Stand und Getriebe. Laß jetzt deine ganze Vergangenheit hinter dir, dein Unwesen und deine Irrgänge das ist vorbei. Mach einen Strich und strecke dich nach vorwärts. Jetzt geht das Leben ja erst an. Nimm nun die Dinge, wie sie sind, und fasse die Thatsachen fest ins Auge. Du brauchst dich nicht mehr zu fürchten und zu ängstigen, die Gespenster sind fort. Es ist lichter Tag deines Gottes. Darum sei guten Muts und lache der Sonne entgegen. Was hatten sie mit dir alles angefangen! Wie haben sie deine Unwissenheit mißbraucht und dir die unglaublichsten Dinge vorgeredet! Wie hat man dich zwischen Wissenschaft, Philosophie und Religion hin und her gerissen, noch ehe du zum Bewußtsein kamst und dich wehren konntest! Wie hat man dir übel mitgespielt mit Pflichten und Verboten, du armer geschundner und zerschlagner Mensch, was hat man dir alles für unsinniges Zeug aufgehalst! Schau dich nur an, was du alles mitschleppst an Herkommen und Konvention, an Rüstzeug unnatürlichster Lebensweise. Welch ein Wust von Wahnvorstellungen und eingebildeten Gütern! Nun ist's genug. Kommt alle zu Jesus, die ihr

unter unerträglichen Lasten keucht und mit willkürlichen Aufsätzen überladen seid, die ihr von den Volksbeglückern, Seelenrettern und Proselytenmachern verführt, mit Drohungen gequält und mit leidenschaftlichem Drängen beunruhigt werdet, kommt zu Jesus, nehmt das auf euch, was er euch auflegt, es ist leicht, und lernet doch von ihm, wo ihr seid, und was ihr seid, was ihr habt und was Leben heißt, dann kommt eure Seele zur Ruhe und zum Leben.

Also richte dich auf, deine Not hat nun ein Ende. Wirf deine Schüchternheit ab und das bedrückte Wesen. Die ganze Unsicherheit deines Daseins, unter der du bisher zittertest, war ja nur unruhiges Geflimmer schillernden Scheins, du bist sicher und geborgen in jedem Augenblicke, und alles, was geschieht, dient deinem Besten. Was willst du dich also noch sorgen? Was zweifelst du noch, geh nur schnurstracks deinen Weg, die Reue zieht nicht mehr hinter dir her. All das Fragen und Sorgen um Essen und Trinken, Kleidung und Wohnung, das kann doch keine Rolle mehr spielen. Nach alledem trachten ja nur die Verblendeten, die keine Ahnung haben, wie die Dinge wirklich liegen. Über diesem Kleinkram und äußerlichem Zeug bist du doch erhaben. Das giebt sich alles von selbst. Wem es sich um die Ausgestaltung der Gottesordnung, die Einrichtung seiner Herrschaft und die Verwirklichung seiner schöpferischen Idee für die Menschheit handelt, der hat Wichtigeres zu bedenken. Der kann sein Herz auch nicht mehr an vergänglichen Flitter hängen, wenn es im Ewigen ruht. Das muß dir doch alles widerstehen wie eine Speise, die zum Ekel geworden, wie eine fad gewordene Lust, die abstößt, wie ein Gut, das sich als Schwindel erwiesen. Das sind alles barbarische Kläglichkeiten, dein Geist findet allein Genüge in der Höhenkultur seines Gottes.

Also erniedrige dich nicht dadurch, daß du wieder dem Wesenlosen dienst und nach Scheinreflexen haschst. Dein Sinn kann doch unmöglich noch in der alten Oberflächlichkeit befangen bleiben. Oder kannst du das Neue, das sich dir aufgethan, noch nicht fassen? Am Ende zweifelst du gar an seiner Wirklichkeit? Aber willst du es nicht einmal auf Jesus hin glauben, daß du dich in einer

tollen Täuschung befunden hast? Es kam dir doch alles schon vorher so sinnlos vor, was dich umgab und was du lebtest. Erinnere dich nur. Warum sträubst du dich also gegen den, der dir so schlagend zeigt, daß diese ganze Welt der Sinnlosigkeit ein ausgemachter Humbug ist? Und wenn ihn die ganze Welt mitmacht und noch so sehr überspannt und aufbauscht, was geht es dich an, du siehst doch ein, welch ein schauerliches Verhängnis es für dich war und fängst doch langsam an zu begreifen, daß sich deine verirrte Seele nie und nimmermehr finden konnte! Ein Beweis für die Wirklichkeit des neuen Ausblicks ist es doch schon, daß in dieser Welt, die Jesus offenbart, dein Selbst auflebt. Die Wahrheit in dir erkennt die Wahrheit um dich und enfaltet sich in ihr.

Also gieb Gott recht, wenn du jetzt von allen Seiten der Wahrheit inne wirst. Erkenne nichts an, als ihn allein. Alles andere ist nichtig und nicht wahr. Halte ihn fest und laß nichts mehr neben ihm wesentliche Bedeutung gewinnen. Laß ihn Fuß fassen in dir und walten durch dich. Mache kein Wesen mehr mit dir und laß keines mit dir machen, bespiegle dich nicht mehr, wenn du im Lichte Gottes stehen kannst, und fahre nicht hoch her, wenn er dich trägt. Es ist dir ja auch gar nicht mehr möglich, du kämst dir ja zu lächerlich, zu dumm und einfältig vor. Was dir passiert, das ist seine Sache. Was auch über dich hereinbrechen sollte, du fährst gut dabei, denn Gottes Walten ist es. Gieb ihm recht in allem, sage ich noch einmal, und verlange nicht, daß er es dir recht machen soll. Das wäre ein Unglück, wenn es nach deinem Kopfe ginge, denn was verstehst du denn davon, was du brauchst? Er allein übersieht dein Leben und deine Lebenslagen. Darum sprich zu Dir: von jetzt will ich mich einmal ganz Gott überlassen, wie es ihm recht ist, und auf alles eingehen, was er mit mir vor hat. So schau alles an, was dir begegnet, und sei fest und guten Muts, er will dir wohl. Das ist die rechte Gesinnung, die allein noch Sinn hat. So kommst du aus der wahnsinnigen Drehe um dich selbst heraus in die Sternenbahn um Gottes Sonne. Seine Sache, daran hänge dein Herz. Das laß dein Sorgen

und Sehnen sein. Wenn nur sein Name herrlich wird, sein Wille geschieht und sein Reich kommt, was kümmert dich denn dein Loos! Du fährst auf jeden Fall gut dabei, denn er kennt dich ja und hat dich lieb. So schlägt dein Selbst seine Wurzeln im Lebensbereiche Gottes und schöpft aus ihm das Leben, das Wahrheit ist.

Bist du aber so gesinnt, so thu seinen Willen, sonst hast du nichts davon, denn du bleibst ein fremdes Element, das nicht lebt, im Reiche des Lebens. Du fragst vielleicht: was ist denn sein Wille, für mich, jetzt, in jeder Lage? Sorg dich doch darum nicht, lieber Freund. Das wird dir alles klar werden. Vorläufig thu doch einmal im Lichte des Neuen und aus der Stimmung des Kommenden heraus, was Jesus dir sagt. Er sagt uns so viel. Nun thu es doch einmal und erbau dich nicht bloß daran. So kommst du in die Richtung seines Lebens, und wenn du einmal erst darin bist, so wirst du ganz von selbst wissen, was du in jedem Momente zu thun hast, um in ihr zu bleiben. Gieb es auf, das Neue, das sich dir erschließt, in die alten Bahnen und Gewohnheiten deines Lebens fassen zu wollen. Das geht nicht. Du brauchst neue Schläuche für den neuen Wein, neue Gleise für neues Leben. Hüte dich vor Kompromissen und Halbheiten, sonst kann dein Selbst niemals rein heraus kommen, und du verfehlst die Richtung, in der du es allein findest. Thu, was er dir sagt, grad und ganz, einfach und entschieden. Ich wette, du hast es noch nicht gethan, ja noch nicht einmal wirklich versucht. Lies nur einmal sorgfältig die Evangelien und überzeuge dich selbst. Fühlst du denn nicht sein Auge eindringlich auf dir ruhn, und hörst du nicht seine ernste Stimme: Was heißt ihr mich Herr und thut nicht, was ich euch sage!?

Er sagt z. B.: ihr sollt nicht Widerstand leisten dem Bösen, nun so hör einmal auf, dich zu wehren und fang an zu dulden und durch Liebe zu überwinden. Also liebe deine Feinde, thu wohl denen, die dich beleidigen und verfolgen und denke immer daran: Kinder unsers Vaters im Himmel sollen wir sein. Oder du liesest: richtet nicht. Nun so laß doch einmal das immer-

währende persönliche Verurteilen, und suche bei allen Menschen das Gute, um es anzuerkennen. Dann prüfe dein Verhalten, ob es genau so ist, wie du es von den andern für dich wünschst. Ich bin überzeugt, das allein gäbe eine vollständige Umwälzung im Zusammenleben der Menschen. Hüte dich vor der Heuchelei, d. h. vor allem Scheinwesen und vor aller Äußerlichkeit. Trachte nicht nach Geld und Gut, nach Ehren und hoher Stellung, nach Anerkennung und Erfolg, sondern nach wahrhaftigem Sein und echten Früchten. So sagt uns Jesus noch viel, sehr viel. Es befinden sich darunter ganz vergessne Worte, und doch sind sie alle von der größten Bedeutung. Denn jeder, der für die neue Welt, in die uns Jesus einführt, Verständnis gewinnt, merkt, daß alle seine Gebote notwendige Fingerzeige und Handreichungen sind, um uns aus der Welt des schlimmen Scheins zu befreien und in der Welt der Wirklichkeit Gottes einwurzeln zu lassen. Darum thu sie und verachte nicht die Bereitwilligkeit Gottes, dir durch Jesus zu helfen.

In dieser neuen Welt, die uns Jesus erschließt, finden wir unser Selbst, wenn wir uns dem Leben hingeben, das in ihr waltet. Dazu muß unser Auge dafür sehend werden und eine neue Gesinnung aus der Klarheit und dem Leben geboren werden, das in uns einströmt. Wird dann der Wille zum Werk, so leben wir selbstthätig mit in dem göttichen Walten und werden in die Lebensverfassung eingefügt, die er beherrscht. Das ist aber die notwendige Voraussetzung, wenn unser eigentliches Wesen zu Tage treten soll, und wir unser selbst inne werden wollen. Denn allein in diesem Dasein und in dieser Lebenssphäre kann unser Selbst gedeihen, weil es ihr von Natur angehört. Deshalb mußte es in der Welt der Verkehrtheit zu Grunde gehen, wie ein Gewächs in einem Boden verkümmert und eingeht, für den es nicht geschaffen ist. Darum müssen alle Bemühungen scheitern, sich selbst außerhalb des Lebensbereichs, den uns Jesus erschließt, zu finden oder gar sein ursprüngliches Wesen zur Entfaltung und Vollendung zu bringen. Das ist ebenso unmöglich wie Lorbeerkultur in Eis und Schnee. Deshalb bringt man es, so lange die Menschheit in ihrer

verkehrten Sinnesrichtung und in ihrem unsinnigen Treiben, kurz in ihrem unhaltbaren Weltwahn und in ihren verdrehten Lebenswünschen befangen bleibt, nur zu einer materiellen Kultur und zu einer Ausbildung aller möglichen Fähigkeiten des Menschen, worunter er selbst immer mehr verkümmert, aber nicht zu einer Entbindung und Entwicklung unsers eigentlichen Wesens, weil unser Wesen höhrer Art ist als das Niveau, auf dem sich das gewöhnliche Treiben der Menschen bewegt, und tiefer wurzelt als die Oberfläche des täuschenden Augenscheins unsers Daseins.

Schlagen wir aber dort Wurzel, wo wir hingehören, und leben wir so, wie es unsrer eigentlichen Bestimmung entspricht, so fängt alles in uns an zu keimen und zu sprossen, was wahrhaftig ist, und alles geht zu Grunde, was aus der Verkehrtheit erwuchs. Das ist Naturnotwendigkeit. Es kann nicht anders sein. Dann beginnt aus dem wirklichen Lebensgrunde unsers Wesens eine Bewegung der Gesundung, Erneuerung und des treibenden Wachstums aufzusteigen, die sich unmittelbar auswirkt, das Unechte ausscheidet und das Echte zu Tage fördert, unser Selbst zum klaren Bewußtsein und zu lebensvoller Entwicklung bringt. Welch eine Aussicht auf Höhen und Fernen thut sich uns da auf! Heil uns, wir brauchen nicht ewig in der Irre zu gehen und hoffnungslos zu verkümmern! Es giebt ein Neuland, wo Menschen werden und leben können.

* * *

Sind wir aber in die Welt unsers Selbst eingetreten, in die es gehört, und haben wir uns in die neue Art zu leben gefunden, die ihm allein entspricht, so zeigt uns Jesus einen ganz bestimmten deutlichen Weg, den wir einschlagen müssen, um es zu gewinnen. Über sein ganzes Leben hat er die Aufschrift gesetzt: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, und denen, die er zu sich rief, um ihnen zu helfen, sagte er: folgt mir nach. Wir wissen aber, daß sein ganzes Vorhaben, soweit es den Menschen zugewandt war, darauf hinausging, ihre Seelen zu retten, d. h. ihr Selbst zu erlösen und aus der Ver-

lorenheit zur Ursprünglichkeit ihres Seins und ihrer Bestimmung zurückzuführen. Dazu hat er uns aber nicht nur die allgemeine Richtung, die Richtung seines Lebens gewiesen, sondern auch den Weg genau abgesteckt, der zum Ziele führt. Jedermann, der in schwierigen Geländen gewandert ist, weiß, daß die Richtung des Ziels zu kennen hier nicht ausreicht und uns nicht vor Verirrung bewahrt. Wir brauchen einen markierten Weg, um uns nicht zu verlaufen oder zu versteigen. Darum müssen wir dankbar sein, daß Jesus klar ausgesprochen hat: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir (so) nach! Denn wer sein Leben (seine Seele) erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden". Ich habe mich darüber ausführlich in dem Aufsatze: „Der Weg zu neuem Leben" (Bd. 2, S. 26—36) ausgesprochen und weise wiederholt darauf hin. Wer von den Lesern diesen Weg gegangen ist, weiß auch, daß er zielwärts führt. Ich kann mich deshalb auf einige Ergänzungen beschränken, die ihn noch deutlicher machen, wobei ich voraussetze, was ich dort gesagt habe.

Was Jesus unter Nachfolge versteht, ist nach allem, wie er sich darüber ausspricht, nicht ein allgemeines Verhalten, sondern ein besonderes Unternehmen, zu dem er die aufruft, die zum Reiche Gottes gehören wollen. Es ist ein schweres Unternehmen, rücksichtslos und entsagungsreich, bei dem es die ganze Person einzusetzen gilt. Deshalb hat er auch geraten, die Kosten wohl zu überschlagen, ob man es hinausführen kann, ehe man sich darauf einläßt. Er selbst hat uns durch sein Leben gezeigt, worum es sich dabei handelt, um die vollständige Hingabe des ganzen Menschen für das eine große Ziel, worauf es ankommt. Deshalb wurzelt die Nachfolge Christi auf gänzlicher Selbstverleugnung und zwar nicht bloß auf der Fähigkeit, sondern auf dem grundsätzlichen Vollzug der Selbstverleugnung. „Wer nicht absagt allem, das er hat . . . Wer nicht haßt Vater, Mutter . . . und dazu sein eignes Leben, der kann nicht mein Jünger sein". In allen solchen Stellen heißt es nirgends: wer nicht dazu fähig ist gesetzten Falls, sondern wer es nicht thut.

Gewiß, wer die Fähigkeit nicht besitzt, vollbringt auch nie die That, und wessen Sinn nicht von der Stimmung erfüllt ist, daß ihm alles gegenüber dem einen versinkt, gewinnt nie die Fähigkeit dazu. Aber was nicht zur That wird, hat keinen Wert.

Selbstverleugnung ist also Hingabe unsers Selbst, alles dessen, was wir sind und haben, zum Besten des Unternehmens Jesu, in dem wir ihm nachfolgen sollen. Dazu gehört in erster Linie, daß wir unsre Denkweise vollständig aufgeben, wie sie sich in der Verkehrtheit unsrer Art, unsers Lebens und unsers Urteils, in der Blindheit gegenüber dem, was dahinter liegt und das Eingentliche, Wirkliche ist, gebildet hat. Wir müssen den ganzen Lebenswahn unterdrücken und überwinden, der unser Wesen, im Scheine befangen wie wir waren, völlig durchdrungen hat. Gewiß gehen uns darüber die Augen auf, sobald sie uns Jesus für die Welt, wie sie wirklich ist, öffnet. Aber zweierlei ist es seiner Unhaltbarkeit inne und von ihm frei zu werden. Dazu bedarf es eines zähen Kampfes gegen die Wahnideen, die uns wie Zwangsvorstellungen beherrschen. Während unser Herz sich noch an der Offenbarung des wahrhaftigen Seins freut, orientieren sich unsre Gedanken schon wieder an dem eingefressenen Wahnsinn, sobald das äußere Leben oder unsre geistigen Interessen uns in Anspruch nehmen. Wir sehen noch lange nicht alles mit einem andern Blick an, wie aus einer andern Welt, sondern wir nehmen sofort unsern Standpunkt wieder im Vergänglichen, Nichtigen, Scheinhaften und thun, als ob es das Wirkliche, Bleibende, Wertvolle wäre. Es ist durchaus nicht so, als ob der Bann der unsinnigen Weltläufigkeit von unserm Empfinden, Urteilen und Wollen gewichen sei, wenn in unserm Auge die Wahrheit aufleuchtet, sondern sobald uns das tolle Treiben wieder umrauscht, sind wir wieder gleich ganz weg davon. Wir treiben es genau so wie die andern, die den Schein für Wirklichkeit halten, vielleicht mit etwas Zurückhaltung, verschämt und geniert, aber wir schwimmen mit dem Strome.

Zur Selbstverleugnung gehört also in erster Linie, daß wir dieses landläufige Denken verleugnen, und mit Enschlossenheit die

Gesinnung festhalten, die Jesus in sich trug und in uns weckt. Es steht nicht in unsrer Macht, die alten Gedankengänge, gewohnten Gesichtspunkte, geläufigen Urteile, die Selbstverständlichkeiten und instinktiven Interessen der früheren Zeit auszulöschen. Sie tauchen auf und drängen sich uns auf, sobald sie durch geeignete Anlässe erregt werden. Aber wir können sie für unser bewußtes und selbstgeführtes Leben verleugnen, und das wird von uns als Grundlage der Nachfolge Jesu verlangt. Verleugnen heißt etwas, was vorhanden ist, als nicht vorhanden behandeln. Wir dürfen also die ganze rückständige Denkweise, die noch die Luft unsers innern Lebens erfüllt und aus allen Fugen unsrer Vorstellungswelt quillt, nicht mehr anerkennen und sollen sie, wo sie uns beeinflussen will, rücksichtslos unterdrücken. Hier gilt es ein klares und entschiedenes Nein entgegenzusetzen und uns jederzeit auf die wirklichen Verhältnisse zu besinnen, für die uns das Verständnis aufgegangen ist. Es ist das nicht so leicht und einfach, denn es handelt sich dabei im letzten Grunde nicht um theoretische Vorstellungen, sondern um verkehrte, im Sinne der Wahrheit widernatürliche Lebensinstinkte, die mit der Macht eingesessenen Rechts und lebenslanger Gewohnheit auf uns wirken. Aber wenn wir sie konsequent verleugnen und allen ihren Versuchungen mit derselben energischen Bestimmtheit entgegentreten, wie Jesus: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von Gott aus," so werden wir sie in ihrer Auswirkung lähmen und aus unserm Reiche allmählich verdrängen.

Damit wird keine Verachtung des äußern Lebens, keine Weltflucht und Lebensverneinung, kein Mißvergnügen an alledem, was uns eitel, nichtig und vergänglich erschien, keine ewige Nörgelei und hämische Mißachtung unsern Errungenschaften und Lebensverhältnissen, der Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie gegenüber verlangt. Die Selbstverleugnung besteht nicht im Verzicht auf alle Daseinsmittel und Kulturhebel. Jesus hat nicht mit jener Antwort, die er dem Versucher gab, auf Nahrung verzichtet. Im Gegenteil, seine Gegner nannten ihn einen Fresser und Weinsäufer. Es kann nicht nachdrücklich genug gesagt werden: alles, was

existiert, ist gut und wertvoll. Auch die Oberfläche mit allem, was sie birgt, gehört zur Welt der Wirklichkeit, zur Welt Gottes. Es kommt bei der ganzen Umwälzung, die Jesus herbeiführen will, lediglich auf die Stellung an, die wir dazu einnehmen. Wir sollen allenthalben die richtige, vernünftige, zuträgliche Stellung zu den Dingen gewinnen. Wir haben einen ganz tollen unsinnigen Schein über die Erscheinungen der Oberfläche verbreitet, aus ihnen ein Wesen gemacht, das ihnen nicht zukommt, ihnen eine Bedeutung zugeeignet, die geradezu verhängnisvoll für unser eigentliches Menschenwesen und seine Entfaltung geworden ist. Eine Verrücktheit im eigentlichen Sinne des Wortes z. B. ist die, daß man meint der Mensch sei des Sabbaths wegen da, und nicht vielmehr der Sabbath des Menschen wegen. Ich bitte hierbei für Sabbath nach Belieben einzusetzen, was man will: Religion, Wissenschaft, Kunst, Besitz, wirtschaftlicher Austausch, Beruf, um zu sehen, daß die Beziehung zu den Dingen allgemein verrückt worden ist. Das muß anders werden, grundsätzlich und durchgängig. Es handelt sich bei der Selbstverleugnung also nie um die Dinge an sich, sondern um unsre Stellung dazu. Wir sollen nicht das Geld, das Eigentum, Schönheit, Wissen, die verwerteten Naturkräfte u. s. f. verleugnen, sondern uns selbst. Was wir bisher als unser Selbst kennen, ist nichts andres als ein Medium des alles beherrschenden Lebenswahns. Deshalb müssen wir es gänzlich verleugnen, damit wir ein Organ der Lebenswahrheit werden können.

Wenn wir uns das alles vor Augen halten, wird uns klar, daß die Selbstverleugnung, die Jesus verlangt, zunächst nichts andres ist, als die That und das fortgesetzte Verhalten, das sich naturnotwendig aus dem Erlebnis ergiebt, daß uns der Blick für die Dinge aufging, wie sie wirklich liegen. Jesus führt uns, wie wir sahen, in die Welt der Wirklichkeit und in das wahrhaftige, menschenwürdige Leben ein. Beides gewinnen wir aber und halten wir nur fest durch grundsätzliche Selbstverleugnung zum Besten der Lebensstimmung und Anschauungsweise Jesu. Nur so ist es möglich, in der Wahrheit Wurzel zu schlagen.

Wollen wir aber Jesus thatsächlich nachfolgen, so müssen wir unser Selbst nicht nur als Medium des verkehrten Wahns verleugnen, der uns die Dinge, wie sie wirklich sind, und das eigentliche Leben verhüllt, sondern auch als Beharrungsvermögen des Treibens, in dem wir uns verloren haben und immer wieder unversehens mit fortgerissen werden. Wollen wir seinen Weg gehen, so müssen wir uns aufraffen, um Schritte zu thun. Aufraffen aber heißt sich selbst überwinden in dem eingesessenen Streben, bei dem Gewordnen zu bleiben, sich treiben zu lassen, alles beim Alten zu lassen. Wir wissen, daß das Trägheitsmoment im Menschen das Haupthindernis jeden Fortschritts und vor allen Dingen jeder entscheidenden Wendung ist. Wieviel mehr erst hier, wo der Boden des bisherigen Daseins vollständig verlassen und die Richtung des bisherigen Lebensdranges grundsätzlich aufgegeben werden soll, wo man nicht nur umdenken lernen, sondern auch umstürzen und umkehren muß, wo es einen Höhenflug mit einer ganz neuen Lebensbewegung und in einer ganz ungewohnten Lebensluft zu wagen gilt! Da hängt sich das ganze bisherige Leben mit seinen Neigungen und Gewohnheiten wie ein ungeheures Schwergewicht an die Glieder und hält uns wie eine zähe klebrige Masse im alten Getriebe fest. Wir werden ganz durchdrungen von der so beruhigenden Faulheit des Vegetierens, von der wollüstigen Bequemlichkeit sich gehen und treiben zu lassen, von der ansteckenden Gleichmäßigkeit mit der Masse, die uns alles selbst Denken und Entscheiden erspart. Man merkt das schon, wenn man die Menschen zu persönlichem Leben aufruft. Sie sind im Stande, außer Rand und Band vor Vergnügen darüber zu geraten, aber sie bleiben auf dem alten Fleck. Sie können sich nicht dazu entschließen, auch nur an einem Punkte wenigstens sich menschenwürdig zu benehmen. Sie kauen weiter ihre armselige Lebensweisheit wieder, sie glauben weiter ihren alten Aberglauben, sie spreizen sich weiter in ihrer fadenscheinigen Moralität, sie klappern weiter mit ihren hölzernen Schlagwörtern und Begriffen und huldigen vor allen Dingen mit komischem Selbstbewußtsein weiter allem, was sie „nun einmal seit Jahren gewohnt

sind." Sie hören sich die Melodie vom persönlichen Leben wie eine fremde Weise an, kritisieren und applaudieren, schwärmen dafür und treten dafür ein, aber trollen träge ihren alten Trott fort.

Nun ruft uns Jesus aber zu: Verlaß alles, was du hast und was du bist, und folge mir nach. Also ich muß los von der ganzen zähen Masse meines Lebens, ich muß heraus wie ein im Morast Versunkener, der einen Weg gehen soll. Mein ganzes Ich hängt und klebt fest in dem dickflüssigen Schlamm, den meine Vergangenheit auswirft. Es wird unaufhaltsam in einer verlornen Bahn mitgenommen. Also muß ich heraus, koste es, was es wolle. Und es kostet Gewalt, sonst geht es nicht. Mein faules Selbst muß unterdrückt und völlig überwältigt werden. Sonst bleibe ich gelähmt in meiner heillosen Lage liegen. Ich muß mich von ihm lossagen, es behandeln, als wäre es nicht vorhanden, es verleugnen. Denn es leistet allen Antrieben, die mich emporziehen wollen, einen zähen passiven Widerstand. Es ist aber unmöglich, mich wegen jeder Kleinigkeit mit ihm herumzuzerren, also muß ich es ganz außer Betrieb setzen, um allein von Jesus getrieben zu werden. Das ist Selbstverleugnung zu Gunsten Jesu. Sie geht weit und tief. Wir müssen uns selbst Feind werden und uns selbst überwinden, um Jesus folgen zu können. „So jemand zu mir kommt und haßet nicht . . . dazu auch sein eignes Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Sonst geht er seinen Weg und wir einen ganz andern, nämlich unsern. Dann sehen wir ihn wohl zunächst noch, aber allmählich geht er immer ferner, wird immer kleiner und immer schwerer zu erkennen, bis er schließlich ganz aus unserm Gesichtskreis entschwunden ist, und wir wieder ganz in der sumpfigen Masse unsers Lebens versunken sind.

Die Selbstverleugnung geht aber noch tiefer. Wir sollen uns überhaupt selbst aufgeben, damit wir uns finden, aufgeben um seinetwillen, zum Besten Jesu, d. h. aber zum Besten dessen, was er in sich verkörperte und bis in alle Fasern seines Wesens war: Gotteshilfe für die Menschheit. Denn auch hier ist er uns vorausgegangen, und wir sollen ihm nachfolgen. Er hatte sich selbst auf-

gegeben um der Menschen willen. Wenn wir ihn nun als die Wahrheit des Menschen erkennen, so zeigt er uns, die die Wahrheit ihres Selbst suchen, in seiner ganzen Erscheinung und Lebensführung schon den Weg, den er mit dem Satze ausspricht: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden". Seltsam: sich verlieren, um sich zu finden! Wir möchten die wahre Größe, die reine Wahrheit unsers Wesens gewinnen, und sollen uns dazu selbst aufgeben! Aber es ist kein Zweifel. Jesus sagt es noch deutlicher: „Wer unter euch groß werden will, der werde euer Diener, und wer unter euch der Vornehmste sein möchte, der werde euer Knecht, gleichwie des Menschen Sohn nicht kam, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und seine Seele zu geben als eine Erlösung für viele." Da ist wohl kein Zweifel mehr. Wir können ja, wenn wir den Mut dazu haben, bezweifeln, ob uns dieser Weg zum Ziele führt; wir gleichen dann den sehr jugendlichen Bergsteigern, die immer besser über den Weg Bescheid zu wissen meinen, als der Führer, der ihn genau kennt; aber wir müssen zugestehen, daß Jesus diesen Weg ganz deutlich gewiesen hat. Dann ist also das Sicherste, ihn auch zu gehen.

Natürlich kann niemand sein Selbst aufgeben, der noch nie zu sich selbst gekommen ist. Jesus wendet sich an die, denen die Not ihres persönlichen Lebens auf der Seele brennt, die gewillt sind, alles für das Heil ihres Ich daran zu geben. Wo das Verständnis für unsre eigentliche Bestimmung und die Sehnsucht nach wahrhaftigem Leben nicht vorhanden ist, fehlt der treibende Beweggrund zu solch persönlicher That, zu solch freier Verfügung über sich selbst. Ja, wie soll ich mich denn selbst verleugnen, wenn ich selbstlos bin! Diese Forderung ist doch für alle die nicht am Platze, die gar kein Interesse an ihrem Selbst haben, die unpersönlich dahin vegetieren, die sich ganz an andere verloren haben oder ganz in irgend etwas aufgegangen sind. Die haben ja gar nichts zu verleugnen und zu verlieren. Aber nur wer sein Leben mit Willen verliert um Jesu willen, der wird es finden.

Vielleicht wird mancher nun verstehen, warum wir in den Blättern immer allen Nachdruck darauf gelegt haben, daß die Menschen zu sich selbst kommen sollen. Das geschah nicht, um einem tollen Individualismus zu fröhnen oder einen Persönlichkeitskultus zu treiben, nicht aus Verachtung der Masse oder Verständnislosigkeit für die Bedeutung der Gemeinschaft, sondern weil es die erste Stufe und unumgängliche Vorbedingung ist, daß überhaupt aus uns und in der Menschheit etwas von einer Erlösung und Kultur des menschlichen Wesens werden kann. Das geschah, weil das vergangene Jahrhundert mit seltner Einmütigkeit das Untergehen des Menschen in der Arbeit, im gemeinnützigen Wirken, im Verfolg hoher Ziele, die Verschwendung seiner selbst als etwas Wertloses, als höchstes Heldentum gepriesen hat, und es war doch nur die Ohnmacht, die sich nicht selbständig behaupten konnte. Man hat natürlich auch dafür die Worte Jesu gemißbraucht. Aber bei Jesus war doch die Selbstverleugnung niemals das Ziel, sondern der Weg zum Ziel. Das Ziel aber war, sich selbst zu gewinnen. Wenn wir aber uns dadurch selbst finden, daß wir uns selbst aufgeben, so wird es dem niemals gelingen, der nichts aufgeben kann, weil er nichts aufzugeben hat. Die Selbsthingabe kann nur in dem Maße Verleugnung seiner selbst sein, als man seiner selbst inne geworden ist.

Jesus sagt zu dem, der ganz davon durchdrungen ist: was hilft mir alles, wenn ich Schaden an meiner Seele nehme, was muß ich thun, um meine Seele zu retten?, dem Tag und Nacht das Heil seines Selbst auf sehnendem Herzen liegt: gieb dich hin, damit du dich gewinnst. Was du bist, alles bis zu dem zuckenden Herzen deines nach Rettung schreienden Selbst, gieb es hin den andern. Die Perle, derentwegen du willig auf alles verzichtest, gieb sie für die andern hin. Du sollst dich dabei nicht wegschätzen und wegwerfen, dich nicht verachten, sondern dich ganz geben, vollbewußt, was du giebst. Denke daran, wie sich Christus gab. Er warf sein Leben nicht gleichgültig weg wie ein opferlustiger Fakir, im Gegenteil, er verstand es, sich zu behaupten, indem er sich gab.

Aber wir sollen uns nicht nur geben, sondern aufgeben, verlieren. Wir sollen uns nicht dienen lassen, sondern dienen, d. h. also: wir sollen nicht mehr alles, was in unsern Horizont tritt, auf uns beziehen, für uns ausnützen, sondern wir sollen uns für die andern ausnützen. Du sollst dich nicht mehr als Mittelpunkt einer Welt ansehen, sondern ein lebendiger Punkt in der Sphäre des Ganzen werden. Das Interesse an dir soll untergehen unter dem Interesse an der großen Sache der Menschheit, damit du ein Tropfen wirst in dem Lebensstrom, der von Christus ausgeht. Du sollst am ersten nach dem Reiche Gottes trachten, nicht nach deinem Heil. Die göttliche Neuordnung aller Verhältnisse und Beherrschung alles Seins sei dein Ziel und nicht, dir ein Plätzchen darin zu sichern. Du sollst Friede verbreiten, wo du hinkommst, und nicht immer die Hand am Puls haben, ob du Frieden hast. In deinem innern Leben soll es nicht mehr fortwährend heißen: ich, ich, ich, sondern Gott. Ihn kennen wir aber praktisch seit Jesus nur als Liebe und Hilfe für alle Menschen. So kommen wir aus der unfruchtbaren Drehe um uns selbst heraus in die reine und klare Lebensbahn Jesu.

Aber merke wohl: dienen sollst du dem Nächsten, nicht ihn zum Gegenstand deiner Willkür machen, helfen, nicht ihn mißhandeln, z. B. deiner Art, deinen Anschauungen und Lebensgewohnheiten unterwerfen, dich ihm hingeben, nicht ihn vergewaltigen und beherrschen, ihn erlösen, aber nicht binden und peinigen. Es ist klar, das kann man gar nicht, wenn man nicht erst von dem naiven Egoismus, mit dem wir alles auf uns selbst beziehen, frei geworden ist. Solange wir uns nicht selbst verleugnet haben, können wir den andern gar nicht gerecht werden, geschweige ihn in seiner Besonderheit anerkennen und leben lassen, geschweige ihm helfen, sondern wir fallen über ihn her wie ein abstürzender Felsblock, der sich unglücklicherweise von seiner sichern und ungefährlichen Lage losgelöst hat. Das wir dann nicht uns selbst gewinnen, sondern an uns selbst scheitern, ist doch wohl verständlich.

Die Selbstverleugnung besteht also im tiefsten Grunde darin,

daß wir für unsre Person auf eine selbständige Bedeutung verzichten. Denn das ist eine unhaltbare Anmaßung. Wir sind in Wahrheit nur Glieder eines Ganzen, und das Glied erfüllt seine Bestimmung nur, wenn es für das Ganze lebt. Lebt es für sich, so geht es zu Grunde. Wir haben jeder für sich eine ungeheure Bedeutung und sind unersetzlich, aber nur in der Gesamtheit und im Leben für sie. Ist das wahr, dann ist es allerdings ganz ausgeschlossen, daß wir uns anders finden könnten, als in der dienenden Stellung eines Gliedes im Ganzen. Denn ein amputierter Arm ist kein Arm und kann es nie werden, sondern er verwest als ein toter Fleischklumpen. Also nur wenn und soweit wir unsre Bedeutung im Ganzen erfüllen, können wir für uns etwas werden. Das ist aber unmöglich ohne gänzliche Selbstverleugnung. Wir haben uns dadurch verloren, daß wir uns egoistisch isolierten. Nun jammern wir in unsrer trostlosen Schwindsucht und Unfruchtbarkeit unsers Selbst: wie finden wir uns selbst? Wir werden uns wieder gewinnen, wenn wir unsre Einzelhaft verlassen und uns in der Gesamtheit wie der Tropfen im Strome verlieren. Denn nur dadurch, daß wir für sie leben und ihr zum Leben verhelfen, können wir uns selbst behaupten und entfalten, d. h. unserm Selbst zum Leben helfen. Aber nur der, der sich selbstverleugnen kann und die egoistische Verschalung wirklich zersprengt hat, kann in Wahrheit für die andern leben, d. h. ihnen helfen. Der andre ist ihnen nur ein schädliches Übel, ein Verwesungsferment, auch bei sogenanntem besten Wollen.

Die feierliche Selbstlosigkeit, die sich in den letzten Jahrzehnten breit gemacht hat, geht mit einem ausgemachten Egoismus Hand in Hand, weil hier keine Selbstverleugnung im eigentlichen Sinne stattgefunden hat und stattfinden konnte. Nur ist er hier eine instinktive Selbstverständlichkeit, alles auf sich zu beziehen, die dem ganzen Leben zu Grunde liegt und allenthalben sich auswirkt, wie sie den unpersönlich vegetierenden Menschenwesen eigentümlich ist. Deshalb ist auch ihre Hingabe und Hilfe so vom Übel. Ihre „Liebe" thut weh und ekelt an, verletzt alles feine Empfinden und

verstimmt jede Harmlosigkeit. Sie hilft nicht, sondern bethätigt sich nur, taktlos, brutal, blind, äußerlich, gewaltthätig. Sie ist eben egoistisch, so uneigennützig sie sich auch gebärdet. Deshalb ist es heute so schwer zu sagen: dient den andern. Denn dann fangen sie an, willkürlich daher zu fahren und sich an den andern auszulassen.

Aber wir sollen Glieder sein und so für die Gesamtheit leben, d. h. also jeder an seiner Stelle zunächst den nächst Stehenden dienen, die eignen Interessen ihren Interessen unterordnen, sich selbst für sie einsetzen, ihnen alles geben, was man ist und hat und kann. Nur so kann Leben werden, das streng organisch ist, und Gottes Ordnung sich in allen Verhältnissen ausbreiten. Und das allein ist Hilfe. Also hüte dich unter den Menschen herumzusausen und allenthalben mit deiner „Liebe" drein zu fahren, weil du deine egoistischen Launen nicht zurückhalten kannst, sondern verleugne dich selbst und diene zunächst einmal den Deinen, gieb dich auf, um deiner Frau und deinen Kindern, deinem Gesinde und deinen Arbeitern alles zu sein, was du bist und nur eben kannst. Lebe für deine Umgebung. Dann wird es sich zeigen, wie weit deine Dienstfähigkeit über den nächsten Kreis noch hinausreichen kann. Und darnach gieb dich hin an alle, die dir das Leben zuführt und auf deine Hilfe anweist. Ist dein Verhalten dann Hingabe deines Selbst, so ist es lebendige Hilfe, denn es ist dein eigenstes persönliches Leben, was du in jedem Blick, jedem Wort, jeder Handreichung hingiebst, und es wird etwas Erlösendes für die Menschen sein, denn es wird die Art der Wirkung der Persönlichkeit Jesu an sich tragen. Thun wir das, so gewinnen wir die uns eigentümliche und zukommende Lebensthätigkeit, und in ihr finden wir uns selbst.

Hierin vollendet sich inhaltlich die Selbstverleugnung. Aber wenn du ihr nachjagst, so laß sie auch die Art Jesu an sich tragen. Laß sie eine freie, hochgemute und fröhliche sein. Es muß dir höchste Freude sein, den andern zu dienen. Selbstverleugnung mit ängstlichem Blick unter der Rute des Zuchtmeisters, Selbstverleugnung mit der Stimmung und Miene, mit der man eine bittere

Medizin verschluckt, Selbstverleugnung als betontes und klagendes Opfer mit Seufzen und Zaudern, als selbstpeinigende Askese ist ganz etwas andres als das jauchzende Heldentum, das uns Jesus wies und vorlebte.

Jesus fügt aber zu dem Gebote der Selbstverleugnung noch die Weisung hinzu: Nimm dein Kreuz auf dich. Ich habe in jenem Aufsatze, den ich schon öfter erwähnte, unsre Lebenslage mit ihren Aufgaben und unser besonderes Leiden, das uns auferlegt ist, als das Kreuz aufgefaßt, das wir Jesus nachtragen sollen. Ich stand dabei unter dem Einfluß der allgemein üblichen Art von „Kreuz" zu reden. Nun bin ich zwar davon überzeugt, daß die Grundsätze, die ich dort aufstellte, im allgemeinen richtig sind und unumgänglich für jeden, der den Weg zu neuem Leben gehen will. Aber ich bezweifle jetzt, ob Jesus das unter Kreuz verstanden hat, und ich möchte nicht, daß sich jemand dadurch, daß ich es als Kreuz hinstellte, innerlich gebunden fühlt, diese Grundsätze als ein Gesetz anzusehen, das in jedem Falle gilt. Denn das sind sie nicht. Es ist mir klar geworden, daß sie nicht unbedingte Geltung haben. Wenn z. B. die Lebenslage, in der ich mich befinde, eine durch und durch unwahre ist, muß ich sie jedenfalls aufgeben und darf sie nicht mit dem Namen Kreuz beschönigen, und wenn sie wider Natur und Bestimmung geht, gehört sie zu dem Uebel, dem wir nicht als auferlegter Trübsal huldigen dürfen. Das unfruchtbare Dasein einer Haustochter z. B., die nicht den Weg der Ehe geführt worden ist, im Elternhause darf ihr nicht von den Ihrigen aus Bequemlichkeit oder egoistischer Liebe als ihr Kreuz vorgehalten werden, um sie zu hindern, einen fruchtbaren Lebensberuf zu ergreifen.

Jesus denkt, wenn er hier von Kreuz spricht, an etwas anderes, etwas Besonderes, was uns auferlegt wird, wenn wir ihm nachfolgen. Es setzt die Nachfolge voraus. Es ist nicht ein allgemeines Verhalten, sondern eine bestimmte Aufgabe, die bei dem besondern Unternehmen, ihm in seiner Bahn zu folgen, an uns herantritt. Es ist aber auch nicht dasselbe, was er unter dem leichten Joch und der

sanften Last versteht, die er den keuchenden und belasteten Menschen verheißt, wenn sie sich zu ihm wenden. Da sie nämlich im Gegensatz zu dem Religionsjoch und der Gesetzeslast der Pharisäer steht, kann er damit nur meinen, daß wir thun sollen, was er uns sagt. Ich nannte es die Richtung des Lebens Jesu einschlagen. Wenn wir aber nun in dieser Richtung den klar gezeichneten Weg gehen, den er uns weist, so winkt uns das Kreuz, und das müssen wir tragen.

Jesus versteht darunter die Drangsale des Wegs. Er macht uns darauf aufmerksam, daß er uns nicht Frieden bringt, sondern das Schwert, schildert die Familienzwietracht, die er erregt, wie die eignen Hausgenossen des Menschen Feinde sein werden, und fügt hinzu: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht wert . . und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert.“ Also der Widerstand, den wir finden, die äußere und innere Not, in die wir geraten, der Haß, der sich gegen uns erhebt, wenn wir ihm wirklich unter Selbstverleugnung nachfolgen, das ist das Kreuz, das wir auf uns nehmen müssen. Der oberflächliche Betrachter denkt: ist es möglich, wenn wir unser Leben hingeben für die andern, soll sich Feindschaft gegen uns erheben? Ja versuch es nur. Du brauchst ja nur einmal zu wagen anders zu sein, als die andern, und sofort wird sich alles gegen dich erheben, die liebe Familie zuerst. Wenn wir nun aber erst anfangen, umgekehrt zu leben, als es allenthalben geschieht und für recht befunden wird, und das thun wir doch, wenn wir Jesus nachfolgen, gegenüber allen, die im Wahne treiben, so lehnt sich unsre ganze Umgebung gege nuns auf, soweit sie nicht mit uns geht. Mag sie fromm sein oder weltlich, das ist ganz gleichgültig. Nur die Toleranz eines weiten Herzens und weisen Sinns wird uns wohlwollend oder achselzuckend gewähren lassen. Aber die ist sehr selten und nimmt in dem Grade ab, als wir familiär nahe stehen. Denn die Intoleranz der Familie wird nur noch durch die Intoleranz der Religion übertroffen. Aber im allgemeinen hält hier nicht einmal die Toleranz Stand, sondern schlägt

um, weil unsre ganze Haltung und Lebensführung für die andern dann etwas Beunruhigendes hat.

Dieser Widerstand und Gegensatz zwischen denen, die Jesus nachfolgen, und den andern ist notwendig und unvermeidlich. Sobald die Gemeinschaft des Lebens aufhört, bricht Zwietracht aus. Wir drängen nach verschiedenen Richtungen und stehen uns zu nahe, um jede Reibung vermeiden zu können. Und der Gegensatz ist zu groß, als daß sich ein Ausgleich finden ließe. Durch unsre Haltung, die wir zum Leben einnehmen, fühlen die andern die Berechtigung ihrer Existenzweise angefochten, und wir sind in ihren Augen verrückt. Eine solche Spannung ist vor allem da unerträglich, wo man auf einander angewiesen ist, in der Familie. Sie muß zur Entladung kommen. Deshalb sind die eignen Hausgenossen die ersten Feinde, die wir uns erwerben. Gott sei Dank, daß uns das Jesus vorausgesagt hat. Denn wie wenige würden sonst in der Richtung seines Lebens fest bleiben, wenn sie sehen würden, welche „unmoralischen" Folgen es mit sich bringt, ihm nachzufolgen, wenn ihnen immer wieder das vierte Gebot vorgehalten und Gehorsam, ja „Selbstverleugnung" verlangt würde!

Aber nicht nur in der Familie erhebt sich Unwille und Abneigung, Anfeindung und Gehässigkeit, sondern allenthalben. Aber hier wie dort nur in dem Grade, als es gelingt, rein und ganz Jesus nachzufolgen. Solange wir stümpern, nimmt uns niemand ernst. Solange gehören wir zu den kuriosen Menschen, über die man lächelt, die man bemitleidet. Aber wenn wir mit aller Energie den Weg verfolgen und feste Schritte thun, wenn wir frei werden von unserm verkrüppelten Selbst und Jesu Weisungen folgen, wenn er in uns Gestalt gewinnt und sein Leben an uns zur Erscheinung kommt, wenn Kraft von uns ausgeht und Wahrheit ausstrahlt, wenn wir gegen den Strom fest hintreten und unerschütterlich bleiben, dann werden wir für die Menschheit, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegt, einfach unerträglich, und es wird uns nicht anders ergehen, als es Jesus ergangen ist: Sie werden uns hassen und bekämpfen, mit allen Mitteln uns zum Scheitern

zu bringen und zu vernichten suchen, uns verleumden (sie leben ja im Schein und kämpfen deshalb auch mit dem Schein) und Schaden zufügen, wo sie nur irgend können.

Wir müssen uns ganz klar werden, worum es sich hier handelt: Jesus wollte keine Religion, sondern eine Revolution auf dem ganzen Gebiete des menschlichen Lebens, eine fundamentale Umwälzung der Lebensführung, persönlichen Beziehungen und aller Verhältnisse und eine völlige Neubegründung und Neueinrichtung alles Bestehenden. Die alte und neue Lebensweise, Ordnung und Wirtschaft verhalten sich aber zu einander wie Feuer und Wasser. Eins muß weichen. Deshalb kann es niemals Frieden geben, sondern nur das Schwert. Jeder nun, der Jesus nachfolgt, ist also ein Empörer, nicht gegen eine Staatsverfassung — das ist eine Kleinigkeit dem gegenüber —, sondern gegen den Bestand und die Verfassung alles Menschlichen überhaupt, und wird darnach behandelt von Rechts wegen. Deshalb sagte Jesus zu seinen Jüngern: Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Wie es mir gegangen ist, wird es euch gehen. Wenn euch die Welt haßt, so wißt, daß sie mich vor euch gehaßt hat. Ihr aber sollt nicht Widerstand leisten dem Bösen. Wir sagen uns deshalb ruhig und gefaßt, wenn es eintrifft: das ist ganz in der Ordnung und lieben unsre Feinde. Ist das unsre Stimmung und unser Verhalten, dann nehmen wir unser Kreuz auf und tragen es ihm nach zum Siege seiner Sache und zu unserm Heil. Denn alle diese Nöte und Leiden sind die Feuer der Trübsale, in denen unser Selbst zu ursprünglicher Reinheit geläutert wird, und durch die wir selbst in das Lebensreich und die Neuordnung Gottes gelangen können.

So finden wir uns selbst. Es ist ein wunderbarer Ausblick, der sich uns, je mehr wir dem deutlich gezeichneten Weg Jesu zur Höhe folgen, immer überwältigender eröffnet, ein Ausblick auf das allgemeine Schicksal und die fernste Zukunft der Menschheit. Das Unternehmen uns selbst zu gewinnen geht auf in dem Unternehmen die Menschheit umzuwandeln, dadurch daß wir selbst anders werden. Nirgends wird uns die allgemeinmenschliche Bedeutung des Vor

habens Jesu so klar wie hier, wo er den Weg zeigt, der frei von allen Religionselementen die Spur weist, wie wir, indem wir uns selbst für das Ganze einsetzen, uns selbst gewinnen. M.

Zum Nachdenken.

Unsere besten Lehrer sind unsere Tadler.

* * *

Das Göttliche ist immer belebend, nie langweilig.

* * *

Hohe Ziele bedürfen langer Geduld.

* * *

Die Wirklichkeit ist nur der Schatten der Wahrheit.

* * *

Fromme Bettler sind immer Taugenichtse. Gottesfurcht ist ein sicherer Schutz gegen Bettlerarmut.

* * *

Wenn reiche Naturen ihren Inhalt verlieren, so suchen sie die Bewunderung der Weiber.

* * *

Um den Leuten die Hölle heiß zu machen, brauchst du nur ein Teufel zu sein, aber den Menschen das Leben lieb und begehrlich machen kannst du nur, wenn du's selbst hast und davon erfüllt bist.

* * *

Wer gutes beweisen will, sollte heute eigentlich keinen Besitz haben, sonst blendet er die Augen des Menschen durch Erweckung ihrer Begehrlichkeit. Darum mußte auch Jesus besitzlos sein. Auffallend ist nur, daß soviele christliche Unternehmungen erst dann glauben, Barmherzigkeit üben zu können, wenn sie Besitz und Kapitalien oder wenigstens Kollekten haben. Kennen sie keine andern Mittel, Gutes zu beweisen als Geldmittel?

* * *

Die Persönlichkeit ist immer da in jedem und schafft unbewußt eines jeden Wirklichkeit. Bewußtsein kann sie erst erlangen, wenn du auf sie aufmerkst und trachtest sie zur Geltung kommen zu lassen. Von dem Augenblicke an kann sie dein Leben freundlichst umgestalten weil sie es ja schafft. Wenn du das Wirkliche als notwendig nimmst und als zweckvoll mit dankbarem Herzen erfassest, kommt dein ganzes Leben in freundlichen Fluß, und überdem erstarkst du auch in deinem Bewußtsein zu einer klaren Persönlichkeit. Man nennt das zweilen „Führungen," es ist aber das zielsichere Werden der Persönlichkeit. Lh.

* * *

Ob wir es Kraft, Materie, das Absolute oder wie sonst nennen, auf den Ausdruck kommt es wenig an; es sind alles gedachte Größen, die wir nicht kennen, und wenn mit ihnen auch noch so geläufig umgehen, so bleibt es doch immer eine Rechnung mit Unbekannten, die an sich kein Sein und keinen Wert haben, sondern nur in unserer Rechnung. Wir wissen besten Falls, daß in der Richtung, die sie weisen, etwas liegt. Aber was es ist, rechnen wir nicht heraus.

* * *

Die Wahrheit wird nicht bewiesen, — Leben kann man nicht beweisen — sondern geglaubt; geglaubt von dem, der sie hört oder sieht, gewußt von dem, der sie hat.

* * *

Wenn man die Evangelien mit der halberstickten Stimme und der sentimentalen Stimmung erbaulicher Betrachtung liest, wird man keinen Eindruck von dem Leben und seinem Temperament bekommen, das darin pulst und zum Ausdruck kommt. M.

Blätter
zur
Pflege persönlichen Lebens

herausgegeben

von

Dr. Johannes Müller

Fünfter Band



als Manuskript gedruckt

1902

Vorbemerkung.

Die Blätter zur Pflege persönlichen Lebens erscheinen nicht öffentlich. Sie sind deshalb nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt von dem

Verlag der Grünen Blätter (Johannes Müller) in Leipzig

zu beziehen, wohin alle Bestellungen und Zahlungen erbeten werden. Der Nachdruck und die Übersetzung ihres Inhalts bedarf der ausdrücklichen Erlaubnis des Herausgebers: Dr. Johannes Müller in Mainberg bei Schonungen (Unterfranken).

Der Preis für einen Jahrgang beträgt für Deutschland (incl. Porto) 3,40 Mk., Österreich-Ungarn 4 Kr., Niederland 2,30 G., Rußland 2 R., Schweiz, Frankreich u. s. w. 4 1/2 Fr., England 4 sh., Amerika 1 Dollar, Dänemark, Norwegen und Schweden 3 1/2 Kr. Einzelne Hefte stehen zum Preise von 1 Mark zur Verfügung (außer I. Band Heft 1, II. Band Heft 3, III. Band Heft 1, IV. Band Heft 1, die nicht mehr einzeln abgegeben werden können). Einbanddecken für einen vollständigen Jahrgang sind für 1 Mk., gebundene Exemplare für 4,30 (Ausland 5) Mk., Prospekte gratis zu haben. Die bisher erschienenen Bände können jederzeit noch gebunden und ungebunden bezogen werden.

Inhalt.

Die Randleisten zeichnete Marianne Fiedler.



Lebenskreise.

Erste Dreiheit. Das Werden.

Es war am 17. Mai 1901. Ich weiß es ganz genau, denn ich habe es mir aufgeschrieben. Es war ein lustiger, sonniger Tag. Damals betrat sie zum ersten Male diesen Planeten. Es war kein festes, entschlossenes Auftreten. Nein, ein süßer, kleiner, reizender Fuß trat schüchtern tastend auf die sonnebestrahlten Steinfließen vor dem Vordach, und oben halfen zwei kleine runde Händchen nach, indem sie sich an einer Holzsäule emporrankten. Aber dann ließen sie los, und der erste Schritt war gewagt und — gelang!

Es liegt etwas Rührendes und Bewegliches in allem, was zum ersten Male geschieht, und bei Kindern giebt es eine ganze Kette von Erstmaligem. Darum hat ihr Werden so eigenartigen Reiz.

Ihr erster Schritt bezeichnete aber schon den Anfang ihres dritten Lebenskreises. In den ersten war sie gekommen mit dem bedeutungsvollen ersten Schrei. Wer ihn je gehört, kann ihn nie vergessen. Er kommt in einem hochernsten Augenblicke, wie ein Schreck, der sich erst allmählich in Freude auslöst.

Aber was ist er erst für den jungen Weltbürger! Zum erstenmale tritt Luft in seine Lunge und Atmungswege. Der ganze

Organismus erlebt im ersten Schrei eine solche Veränderung, wie nie wieder im Leben. Der erste Atemzug macht ihn eigentlich erst zum selbständigen Organismus und schafft ihm alle Bedingungen des Seins. Das Kleine fühlt sich freilich äußerst jämmerlich dabei. Aber wenn es wüßte, welche Welt voll Werdekeime es darstellt, die mit dem ersten Schrei in unaufhaltsamen Fortschritt gestellt ist.

Es ist ein eigentümlich kurzer, unartikulierter, beinah tierischer Laut und bekundet sonach das erste ungestüme Verlangen, indem der neue Zeitgenosse seine unfraglichen Rechte an diese Welt mit Aufbietung aller Kräfte rücksichtslos geltend macht. Das, worauf jeder ohne weiteres Rechte hat, und was ihm leider, leider so oft nicht gewährt wird, ist — frische Luft. Der erste Schrei ist das gierige, unersättliche, lebenslang nicht rastende Verlangen nach Luft.

Luft und Leben stehen bei uns in geheimnisvollem Zusammenhang. Im ersten Schrei schließen sie einen Bund für alle Zeit. Wehe, wenn dieses Verlangen nicht oder ungenügend erfüllt wird! Langes Siechtum oder früher Tod sind die Folgen, wenn elterlicher Unverstand diesen Schrei nach Lebensluft nicht beachtet oder ungenügend befriedigt. Wird aber der Lufthunger gestillt, so verläuft der erste Kreis meistens ruhig und friedlich, nur zeitweilig unterbrochen durch neues Schreien nach Luft und Nahrung.

Bei der kleinen Tochter war er ganz nach der Regel in der sechsten oder siebenten Woche ihres Lebens durchlaufen, und sie betrat den zweiten, als sie zum erstenmale die entzückende Entdeckung machte, daß es auf diesem Himmelskörper eine Fülle des Komischen gebe. An dem Komischen lernte sie lachen, und ihr Lachen brachte in ihrem Denken dieselbe Revolution hervor, wie der erste Schrei in ihrem Organismus.

Es giebt ein sehr unhöfliches Sprüchwort — Sprüchwörter haben das an sich — das behauptet, am Lachen erkenne man den Narren. Aber es ist nicht wahr, wie viele Sprüchwörter. Am Lachen erkennt man den Menschen, den Narren höchstens am falschen Lachen. Schon ein großer Philosoph des Altertums definierte den

Menschen als ungefiedertes, zweibeiniges Lebewesen, das lachen könne. Er hielt das Lachen für die eigentlich unterscheidende Eigenschaft des Menschen, die ihn über alle Lebewesen der Erde hoch hinaushebe. Vielleicht wird man heute diese Unterscheidung nicht mehr gelten lassen. Aber daß mit dem ersten Lachen eine große Änderung in das Menschenleben tritt, wird wohl unbestritten bleiben und werden alle Eltern und alle, die mit unseren Allerkleinsten Umgang haben, bezeugen.

In den ersten Wochen sind die Kleinen entweder sehr ruhig und teilnahmslos oder im Gegenteil außerordentlich unruhig und nur bitteren Eindrücken zugänglich, durchdrungen vom Jammertalscharakter dieser Erde, die wahren Pessimisten und Schwarzseher. Das erste Lachen bewirkt in jedem Falle eine greifbar deutliche Veränderung. Die Stillen, Braven werden sichtlich teilnahmsvoller für alle Vorgänge um sie her, die zornmütigen Schreier heiterer und geduldiger.

Das bewirkt die Entdeckung des Komischen. Es ist doch etwas Merkwürdiges damit. Es ist da, aber nicht von allen Lebendigen wird's bemerkt. Wer es aber sieht und beobachtet, hat einen großen Vorzug errungen. Wer lachen kann, wird nicht mehr beherrscht von den Dingen, sondern steht über ihnen. Er fühlt sich als Herr der Lage und kann Dinge, die ihm vorher lästig und unbequem waren, als beherrschte mit freundlicherem Interesse betrachten. Über das, was uns einengt, können wir nicht lachen. Wenn wir lachen, üben wir Hoheitsrechte aus.

Das Wochenkind kann nur kläglich schreien und fühlt sich allem unterworfen, hilflos und jämmerlich, aber das lachende Kind hat unbewußt schon viele Dinge umgewertet, und das Wimmern wird von Stund an seltener und seltener werden, und das werdende Menschlein ist auf dem Wege, seine wahre Stellung zu gewinnen und eine Majestät zu werden für die Dinge dieser Welt. Wie freundlich ist doch alles eingerichtet, daß man lachend den Grund zur einstigen Größe und Würde findet!

Aber nicht nur lachend, auch weinend! Auch das Weinen

gehört in den zweiten Lebenskreis und folgt dem Lachen. Das Wochenkind kann nur schreien. Dem lachenden Kinde stehen zum erstenmale Thränen zu Gebote, es kann auch weinen. Auch darin bekundet sich eine innere Stellungnahme zu den Dingen. Wer weint, äußert ein Werturteil, und wer urteilt, läßt sich nicht bedingungslos beherrschen. Das weinende Kind bringt wenigstens menschliche Gefühle und Empfindungen in Verbindung mit den Dingen und wird so versuchen, zur Herrschaft auch über das zu gelangen, worüber zu lachen noch unmöglich ist. In der Tierwelt findet sich Lachen und Weinen nur in äußerst geringen, kaum erkennbaren Spuren. Beide bekunden innere Stellungnahme, und die ist das Hoheitsrecht des Menschen.

Auch die äußere Beziehung zu den Dingen fehlt nicht. Zum Lachen und Weinen gesellt sich im zweiten Lebenskreise bald das zielbewußte Tasten und Greifen. Alle Glieder besinnen sich auf ihre Bewegungsrechte und machen sie geltend, und sie bekunden dabei eine Bewegungsfähigkeit, die für Erwachsene unnachahmlich ist, als regten sich hundert Gelenke zugleich. Es wird höchstens im Zirkus Erwachsene geben, die den großen Zeh seitwärts strecken können oder den Fuß zum Munde führen und ähnliche Kunststücke leisten können. Unsere Kleinen können es alle, lächelnd und spielend mit entzückender Gelenkigkeit. Sie sind die wahren Gliederkünstler und durch tägliche Übung werden sie stark und gewandt und beweglich, bis endlich der erste Schritt gelingt und aus dem Vierfüßler ein zweifüßiges Lebewesen wird, das lachen und weinen kann, und ein Mensch ist, der sich in voller Würde und doch so herziger Unschuld über das Dasein erhebt, ohne Ahnung davon, wie groß und lieb er gerade so ist, wie er ist.

Damit beginnt der dritte Lebenskreis. Er ist sehr ernst, wie im Gegensatz zu seinem lächelnden Vorgänger. Nicht nur die ersten Schritte bezeichnen seinen Eintritt, auch die ersten Zähne, und diese bringen wiederum im Leibe dieselbe Revolution hervor, wie das erste Lächeln im Geiste. Ob wohl der Mensch je eine schwierigere

Krisis besteht, wie die Zahnkrisis? Ein großer Bruchteil der Menschen büßt seine Unfähigkeit, sie zu überwinden, mit dem Tode. Wenn irgendwo die Natur grausam auftritt, so ist's hier; denn gerade diese lieblichen Blüten unserer Mensch werdenden Kleinen werden unerbittlich weggemäht, viele auch gerade hier deklassiert, indem der Grund zu langem Siechtum und mancherlei Verbildungen gelegt wird, die auch geistig nicht unbemerkt bleiben können.

Warum ist das so? Darüber wäre viel zu sagen. Ich behalte mir vor, gelegentlich ausführlich darauf zurückzukommen. Man sagt gewöhnlich Überkultur sei die Ursache der verhängnisvollen Zahnkrisen, zuweilen nennt man's auch Degeneration und meint wohl mit beidem ungefähr dasselbe, obgleich es so ziemlich Gegensätze sind. Andere sagen, die ganze Zahnkrisis sei überhaupt nur Einbildung und komme her von falscher Pflege, ungenügender Abhärtung u. s. f. Das sind Redensarten.

Thatsächlich tritt mit den Zähnen ein Bedürfnis nach neuer Nahrung in greifbare Wirklichkeit, und neue Nahrung gestaltet naturgemäß den gesamten Organismus um. Der Übergang von einem Lebenskreise in den andern ist ja ein Ereignis, das jeder Laie unwillkürlich bemerkt, das also offenbar sehr tief greift. Die, welche die Krisis nicht bestehen, werden sichtlich von der Natur ausgeschieden, als wollte sie sagen: Ihr könnt weiter nicht kommen, also könnt ihr auch nicht in die höhere Klasse versetzt werden. Manche werden wie versuchsweise hinüber geführt, fallen dann aber meistens späteren Krisen zum Opfer. Jedenfalls ist die Natur barmherzig und spart vielen ein langes Siechtum, indem sie sie aus dem Werden dieses Planeten ausscheidet. Es giebt auch viele, und es ist gut, daß es so ist, die ganz leicht in den dritten Lebenskreis eintreten und gleichsam unbeanstandet hinüber gelassen werden.

Die Ursachen, die den Übergang hindern, mögen auch nicht nur auf bloß leiblichem Gebiete liegen, sondern auch auf geistigem. Namentlich sehr entwickelte Kinder, die den Eltern besonders lieb sind, erweisen sich oft als nicht geeignet, im leiblichen dem geistigen Fortschritte nachzukommen. Wir werden aber sehen, daß jedes

Mißverhältnis zwischen leiblichem und geistigem Sein ohne weiteres Auseinanderfallen beider Seiten des Lebens nach sich zieht, als könne ein Übergewicht nach einer Richtung keinesfalls ertragen werden. Es darf sich weder der Körper auf Kosten des Geistes, noch der Geist auf Kosten des Körpers entfalten. Beides ist für den Menschen verhängnisvoll. Darum scheiden unsere frühreifen Lieblinge so schnell von uns. Sie fanden nicht die Werdegleise, die der Planet von seinen Kindern fordert.

Bei so mannigfachen Ursachen ist es thöricht, mit irgendwelchen Schlagwörtern als Degeneration u. s. f. um sich zu werfen. Jedenfalls kann man dem freundlichen Leser Glück wünschen, daß er die Krise mit mehr oder weniger Glück überstanden hat.

Gewiß, wer seine Zähne bekommen hat, der hat etwas Ernstes durchgemacht, etwas, das niemand ihm abnehmen konnte. Wie gern würden wir unsern Lieblingen dieses Schwere ersparen und nach Kräften wegnehmen! Aber hier walten unerbittliche Naturgesetze: sie müssen durchaus selbst hindurch. Es ist der erste wahre Schmerz, der ernst ins Leben tritt und von den Kleinen leiblich und geistig Überwindung fordert. Wer einigermaßen aufmerksam ist, wird finden, daß sie merklich gereifter durch diesen Lebenskreis hindurchgehen. Sie sind ja launig und schwierig. Aber hier kann schon erziehlich gewirkt werden und der bloßen Laune muß mit freundlichem Ernst entgegengetreten werden trotz aller Leiden unserer Lieblinge. Die rechte Erziehung muß bei der Natur in die Lehre gehen.

Wenn die Natur für nötig findet, Lasten auf diesen Lebenskreis zu legen, so soll Mutter und Vater den Geist dazu geben und das Kind lehren, die Leiden zu tragen und innerlich und äußerlich zu überwinden. Man wird sehen, es ist nicht zu klein dazu, auch nicht zu unverständig. Die große Liebe und Teilnahme der Eltern wird den rechten Weg finden, die Erziehung in herzlicher Zartheit zu übernehmen. Gottlob! hier hat noch kein Pädagoge ein System ersonnen. Hier findet jede Mutter den rechten Weg, wenn sie sich aufmerksam von der Natur leiten läßt, die allerwegen die beste

Lehrmeisterin ist. Der Erfolg wird sichtlich sein, daß das Kind ernster und gereifter wird. Was im zweiten Kreise das Lachen, das bedeutet im dritten der Ernst.

Er wird bald zur Geltung und unverkennbarem Ausdruck kommen. Zum ersten Schritt und zum ersten Bissen gesellt sich als Drittes, um den lieblichen Dreiklang dieses Lebenskreises zu vervollständigen, das bedeutsame erste Wort!

Das Wort ist das tiefste Geheimnis des Geistes, wer kann es ergründen und verstehen? Und hier wächst es heraus wie eine zarte Wurzel. Man konnte es schwerlich ahnen mit dem ersten Schrei, aber hier kommt es ganz sachte mit den Zähnchen und wächst vor dir. Du hörst es wachsen und weißt nicht, wo es her wächst und wohin es noch wachsen kann. Was hat auf diesem Planeten das Wort schon ausgerichtet, und was wird es noch ausrichten! Wie sehnt man sich lebenslang nach dem rechten Wort, und sieh, hier kommt's ganz leis daher, wie ein freundliches Licht, dieses erste liebe Wort.

Was im ersten Schrei als unartikulierter Klang wüst und unmenschlich in's Dasein tritt, hat sich langsam zu einem ersten Buchstaben herausgebildet, der bedeutungsvoll in der Mitte aller Buchstaben steht und so recht der menschliche Kernbuchstabe ist, aus dem M. Das M ist in allen Alphabeten ein sehr großer Buchstabe, der bei uns in drei Grundstrichen niedergeht, als fühle er sich bedeutungsvoll als breite Grundlage aller Buchstaben wie eine alte Jugenderinnerung des Volkes. Wenn das erste herzige M erscheint, umklammert es zugleich irgend einen Selbstlaut, den es zum Mittelpunkt zweier M macht, und sobald dieser Laut einsilbig oder in zweisilbiger Wiederholung den wenigen Zähnchen entschlüpft, dann ist mit einem Schlage alle Mühe vergessen, die ein langes, banges Jahr und darüber das werdende Menschlein behütet hat und Tag und Nacht sich keiner gesicherten Ruhe hingeben durfte. Wer's je gehört hat, kann's nimmer vergessen!

Es giebt Menschen, die ihr Leben lang kein Wort mehr reden, das so tief zu Herzen geht, wie jenes erste, in dem der M-Laut

die unbedingte Herrschaft hat. Es ist auch kaum wieder je eines so tief empfunden und so wahr, wie jenes erste. Man versteht: Hier ist etwas herangereift, etwas Wichtiges, und der Schmerz hat es gezeitigt. Ein stiller Sieg der kleinen Persönlichkeit, ein Laut der Liebe aus der Trübsal, ein Lächeln der Freude trotz allen Schmerzes.

Von da ab bemerkst du, wie der Lebenskreis in seine vollen Rechte tritt. Dem ersten Schritte folgen ihrer viele, und im Hause wird's freundlich von dem lieben Tip, Tap durch alle Räume. Denn die ersten Schritte sind eine Errungenschaft, die das Selbstbewußtsein sichtlich hebt. Zugleich kannst du oft in unbewachten Augenblicken, namentlich nach dem Aufwachen, die gewaltigen Sprachübungen hören, die die kleine Person anstellt, die ersten Gehversuche des Geistes. Wenn der Papa recht lieb ist, folgt dem M bald der Versuch des P. Manche Sprachen ersetzen das P durch den Zahnlaut und nennen ihn „Tata". Danach findet sich der übrigen Buchstaben Schar und verbindet sich zu bedeutungsvollen Lauten, die die köstliche selbsterfundene erste Sprache darstellen, die nur den Hausgenossen verständlich ist, eine Familiensprache, in die erst allmählich die Landessprache hineinwächst. In ihr fehlen noch gänzlich die schweren Zischer und Schnurrer. Sie bleiben späteren Lebenskreisen vorbehalten und werden einstweilen durch verwandte Laute glücklich und erquicklich ersetzt. So wächst auch die Sprache selbst wie ein Kind, und in ihr wächst wie in zarter Umhüllung der kleine Geist, der sich bald bemerklich machen wird.

Dieser Lebenskreis des ersten Schritts, des ersten Bissens, des ersten Worts überragt seine beiden Vorläufer wesentlich an Bedeutung und an Dauer. Er beansprucht zwei volle Jahre — eine kleine Ewigkeit für den Weltbürger. Er ist die Höhe und Vollendung der ersten Dreiheit der Lebenskreise und ist durchwaltet von heiligem, köstlichem Werden vom ersten Schrei der Kreatur zu den ersten Worten des Menschen, in denen er in seine menschlichen Hoheitsrechte tritt und sich weit über die Kreatur erhebt.

Es folgen bald dem ersten Worte ihrer viele. Die Wörter

verbinden sich zu Sätzen, die Ideen verknüpfen sich und bekunden den rastlos wirkenden Geist. Der Geist bezeigt sich jetzt im Gedankenspiel ebenso beweglich, wie vorher der Leib in der Gelenkigkeit. Es werden immer neue Wörter gemerkt und gesucht, nötigenfalls auch frei erfunden, das kleine Gedächtnis zeigt sich ungemein empfindlich und lernt in den ersten drei Lebenskreisen eine ganze Sprache, eine ganze Welt kennen. Man sagt nicht mit Unrecht, in den ersten drei Jahren lerne der Mensch ebenso viel, wie später im ganzen Leben.

So bereitet sich jedem verständlich ein bedeutsames Werden vor, das in den drei ersten Lebenskreisen keimartig eingeschlossen ist. Was will aus dem Kindlein werden? Diese Frage bewegt Eltern und Freunde täglich. Großes liegt offenbar in ihm. Wird es zur rechten Entwickelung kommen? Das hängt sehr wesentlich von den folgenden Lebenskreisen ab.

Zweite Dreiheit. Die Entwickelung.

Dem kleinen Sprachkünstler fehlten, wie wir sahen, einige schwere Laute. Es fehlte ihm auch ein gewisses Wort, das große Hauptwort im Leben, das Wort der Wörter. Es giebt ein allerliebstes Märchen von Andersen, in dem wird erzählt, irgendwo am Nordpol seien Kinder gefangen gehalten worden, die die Schneekönigin auf ihren winterlichen Reisen entführt hatte. Dort setzten sie aus großen blanken Eisstücken lauter Wörter zusammen, welche sie wollten. Nur eines konnten sie nicht finden. Wenn sie's fänden, würden sie frei werden vom Banne der Schneekönigin. Das war das Wort „Ewigkeit". So das Märchen.

Das Märchen ist der Natur abgelauscht, viel mehr als es scheint. Der kleine Sprachtechniker sucht auch ein Wort, das ihm die Natur aufgegeben, und wenn er's gefunden hat, dann ist über ihm auch ein Bann gebrochen und ein neuer Lebenskreis betreten, ja ein ganzer Abschnitt des Lebens.

Es ist kein großes Wort, aber das inhaltreichste des ganzen

Lebens, das kleinste nach der Form, das größte nach dem Wesen. Mancher lernt lebenslang keines hinzu, wenn er das eine gefunden. Es ist ihm wie jene köstliche Perle, die seinen ganzen Reichtum verschlang. Das ist das Wort „Ich". Es ist ja ein leidiges Wort, dieses Ich, wenn man's das ganze Leben hindurch von allen Seiten als einzigstes immerfort zu hören und zu spüren bekommt, dieser Gedankenmittelpunkt der Menschen. Aber das Leidige ist nur sein Mißbrauch und falscher Inhalt. An sich ist das Ich unser größtes Geschenk, und wenn unsere Kleinen ich sagen lernen, dann sind sie wahre Majestäten geworden. Der große Unbekannte, der in ihnen schlummerte, ist erwacht und ihnen offenbart worden. Sie sind zum Bewußtsein und zur Würde der Persönlichkeit gekommen.

Wer ich sagen kann, unterscheidet sich selbst von der ganzen Natur und allen anderen Menschen. Vorher nannte das Kleine sich bei seinem Namen und in dritter Person. Es war gleichsam noch ein Stück von Vater und Mutter, ihr süßes Besitztum. Von jetzt ab nicht mehr. Es lernt sich als Ich erkennen, als etwas ganz Neues und Anderes, das nun alles anschaut und umdenkt in Bezug auf sich selbst. Es ist erste Person geworden, auch vor sich selbst, und bleibt's!

Ein unergründliches Geheimnis birgt das Ich. Niemand kennt es. Niemand kennt sein eigenes Ich, viel weniger das des andern. Das Ich ist das einzige Unveränderliche in uns. Wir sagten Ich, als wir in den ersten Lebenskreis eintraten und sagen's heute noch mit dem gleichen Bewußtsein. Mag sein, daß dein Haar gebleicht und deine Zähne ausgefallen sind, dein Ich ist nicht gealtert, es ist das ewig Junge an uns. Ohne dein Ich ist für dich weder Zeit noch Ewigkeit denkbar. Es ist wirklich, wie das Märchen sinnig andeutet — deine Ewigkeit. Sie ist aufgekeimt wie ein Anfang und nun da, ein beseligtes Sein, das kein Ende hat.

Die Entdeckung des Ich ist die größte, die in ein Menschenleben hineinfällt. Wir rechnen daher vom Ich aus nicht nur einen neuen Lebenskreis, sondern eine neue Dreiheit von Kreisen. Was

vorher schüchtern geworden, muß sich nun entwickeln und voll entfalten. Dazu ist erst das Ich befähigt.

Wir verstehen es, warum die Natur nicht jedem dieses Geheimnis offenbart. Ihrer viele müssen in den ersten drei Kreisen verbleiben, auf dem großen Kinderfriedhof der Menschheit. Wer immer aber weiter leben darf, dem wird auch die Wonne des Ich enthüllt ohne Ansehen des Standes und Geschlechts und der Person. Jeder ist dazu berufen und offenbar befähigt, ein Ich zu sein und sich als solches zu bethätigen, frei und selbständig.

Unverstanden zwar, aber doch tief empfunden, taucht im Ich das Ewigkeitsbewußtsein auf. Du bist kein Ding, kein Tier, kein Anderer, du bist du selbst und mußt du selbst sein und darfst es ewig sein. Dieses Majestätische, wie ist's doch schlicht und einfach gewachsen. Du weißt heute nicht mehr, wie es war, als du zum erstenmale ich sagtest. Ich glaube, du wußtest mit der großen Entdeckung gar nicht viel anzufangen. Es ist auch allerliebst, wie die kleinen Sprachkünstler mit dem Ich noch ungeschickt balancieren, bis es die alles beherrschende Macht im Leben wird und allem folgenden seine Richtung giebt.

Auch das sind ungelöste und viel aufgeworfene Fragen: War's vorher schon da, von Ewigkeit her, und erwachte es in dir nur wie aus einem Schlummer, oder brachtest du den Ewigkeitssamen mit auf die Welt, und er keimte vom ersten Schrei und ersten Lächeln an, bis er im ersten Ich das Köpfchen hob und die neue Welt beschaute? — Unnütze Fragen sind es. Die heilige Natur Gottes verhüllt ihre Beantwortung. Du siehst im zarten Ich ein liebliches Werden. Studiere und grüble nicht weiter. Das ist die wahre Weisheit.

Das Ich wird übrigens wie der erste Schritt sehr schnell als eine ungemein bereichernde Entdeckung empfunden, die beglückend und beseligend wirkt. Man erzählt von dem alten, großen Philosophen Pythagoras, er habe, als er den Beweis seines berühmten Lehrsatzes gefunden, im aufwallenden Jauchzen der Freude 100, sage und schreibe hundert Ochsen zu Ehren der Götter schlachten

lassen. Sollte die Geschichte wahr sein, so würde das freilich einen wenig geschmackvollen, beinahe frevelhaften Übermut bezeichnen, aber einen begreiflichen und verständlichen. Das Rätsel langen Nachdenkens war plötzlich siegreich gelöst, und aus dem pythagoräischen Lehrsatze konnte sich das stolze Gebäude der Mathematik wundervoll weiter aufbauen lassen, wie es auch geschehen ist. Nun sieh! Dieselbe Geschichte erlebst du in deinem Kinderzimmer. Haben deine Kleinen die große Entdeckung ihres Seins und Werdens gemacht, so wacht in ihnen ein Übermut auf, der sich nicht minder wie bei dem grauhaarigen Philosophen in allerlei Zerstörungsarbeiten kund giebt.

Das junge Ich beginnt zu gähren, wie junger Most. Es wird lange dauern, bis er ausgegoren ist! Wundervoll, wie sich's kund giebt auf allen Gebieten des kleinen Lebens! Sei doch kein Philister, über die „unartigen" Kinder zu schelten und zu brummen. Schaue ihnen bewundernd zu, und werde jung, werde Ich an ihnen.

Das Ich bekundet seine ersten selbständigen Ideen in Spielen, in Bauten, in Veränderung bestehender Verhältnisse. Bedeutungsvoll sind die Spiele deiner Kleinen, bedeutungsvoller als viele spätere Arbeiten. Ihre besten Spielzeuge sind die selbstersonnenen. Das junge Ich wandelt wie in einem Märchengarten, alles ist belebt durch die junge Phantasie. Hölzer werden zu Pferden, Tische zu Häusern, Lappen zu Puppenkindern, der Papierkorb zur unerschöpflichen Wunderquelle. Das Ich tritt souverän auf und anerkennt keine Hausordnung, am allerwenigsten die verzwickten Einrichtungen einer besuchsbereiten Putzstube. Hoffentlich hast du keine, die irgendwie die kleinen Helden vom Ich einengt. Aber freue dich, unartige Kinder sind gesunde Kinder. Gott segne dich und sie, wenn du solche hast.

In diesem Lebenskreis muß aber noch etwas geschehen, was ihn zum wahrhaft kritischen macht. Nicht alle sind leider so glücklich, diesen neuen wichtigen Inhalt ihres vierten Lebenskreises zu bekommen, und das geht ihnen oft lange, oft lebenslang nach. Was die Natur allein besorgen kann, das besorgt sie gut und zur

rechten Zeit, dieses heilige Gotteswalten; aber was sie nur sagt, und wozu sie unsere Mithülfe beansprucht, das wird nicht immer verstanden und verkümmert oft genug.

Der vierte Lebenskreis ist das eigentliche Gebiet dessen, was man im edelsten Sinne Erziehung nennt. Die Natur fordert sie gebieterisch, und ihre Forderung ist erstaunlich einfach und geht hauptsächlich dich an, lieber Vater. Die Mutter hat meistens ihre Pflicht bis dahin in rührender Treue erfüllt. Jetzt kommt die große heilige Pflicht, neben die Majestät des jungen Ich die Majestät der Oberhoheit zum ersten Male klar und deutlich zu stellen. Hier kann etwas gewonnen werden, was lebenslang ein unveräußerliches Eigentum bleibt. Eltern wissen ja nie, wie lange sie ihren Lieben etwas sein dürfen. Sind sie nach dem dritten Lebensjahre noch nicht abgerufen, so können sie Großes in ihre Kinder legen.

Aber es kostet äußerste Gewalt und Selbstzucht. Man muß dem jungen Ich zeigen, daß es einen höheren ernsten und heiligen Willen giebt, der über seinem Mutwillen steht und sich anschickt, das Ich lebenslang in seine Zucht zu nehmen.

Im vierten Lebenskreise treten eigentlich zum ersten Male die Eltern gleichmäßig in den Pflichtenkreis. In den drei ersten hat die Mutter unverhältnismäßig die Überlast und auch das Übergewicht. Aber jetzt verlangt das junge Ich dringend nach dem Ernst des Vaters und kann mit der Mutter allein kaum mehr auskommen. Die Oberhoheit des elterlichen Willens gerade jetzt in voller Deutlichkeit zu entfalten, ist heiligste Elternpflicht. Hier muß das rechte Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gewonnen werden, ich möchte beinah sagen, um jeden Preis. Die Anstrengung, die es erfordert, ist nur kurz, wenn auch groß. Das junge Füllen bäumt sich auf mit erstaunlicher Kraft und Frische. Wehe dir, wenn du dann zagst oder gar läppisch lachst! Da gehört großer, tiefer Ernst her. Ich habe aber Kinder beobachtet, denen dieser Ernst nur wenige Male gezeigt zu werden brauchte. Dann fügten sie sich und vergalten mit hingebender Liebe gerade diese Elterntreue.

Eltern müssen Künstler sein. Sie können auch das Ich zer-

brechen, aber der Ernst der Liebe leitet unschwer auf den rechten Weg, es ist ja der Weg heiliger Natürlichkeit. Es sind an sich alle erwachsenen Menschen bestimmt, Eltern zu sein. Es wäre ihnen dieses Recht von der Natur nicht eingeräumt, wenn sie's nicht der vollen Wahrheit nach sein könnten.

Aber Eines soll ihnen bezeugt sein. Das Schicksal des einstigen Familienlebens wird entschieden im vierten Lebenskreise. Überall, wo über das Erkalten der Liebe heranwachsender Kinder geklagt wird, wo Familienzerwürfnisse eintreten, ist hier gefehlt worden, und wo die unerschütterliche Familientreue zur Geltung kommt, hier liegen ihre Wurzeln. Je strenger und klarer dem keimenden Ich die Oberhoheit der Wahrheit zur Seite trat, desto unerschöpflicher die einstige Liebe und Dankbarkeit, je laxer und launischer die schwache Elternliebe sich hier zeigte, um so tiefer wird später die Entfremdung. Hier ist die Feuerprobe der Elternliebe, hier zeigt euch wert des großen Geschenks, daß ihr Vater und Mutter sein dürft.

Drei Jahre währt im allgemeinen die Frist. Dann endet dieser bedeutsame Lebenskreis und fast unvermerkt und doch unverkennbar sind wir in einen neuen getreten, den fünften.

Hier waltet wieder die Natur so herzig einfach. Denke dir folgendes Bild. Der kleine Bursche mit roten Wangen und struppigem Haar, das aller Bearbeitung der Haarwerkzeuge borstige Widerspenstigkeit entgegensetzt, hält in den derben Fäusten mit den im Sande verarbeiteten Fingern von zweifelhafter Sauberkeit ein Butterbrot. Plötzlich bricht er in Thränen aus, er schreit wohl auch auf, denn er kommt sich immer als Nummer Eins im Hause vor und verachtet die Etikette. Er hat sichtlich fehlgebissen bei seinem Frühstück. Die besorgte Mutter untersucht unverzüglich den schon recht entwickelten Rachen. Er ist natürlich wieder einmal viel zu voll gestopft. Aber siehe, da steht ein Zähnchen schief, es hängt nur noch lose im Verband der andern, auch ein winziges Tröpfchen Blut ist dabei, und mit leichter Mühe hat die Mutter es schmerzlos in die Hand bekommen. „Da sieh, was ich habe“, so hält sie das

kleine Elfenbein dem Erstaunten vor die Augen. Die erweitern sich in sprachloser Verwunderung, den entrollenden Thränen folgen weitere nicht nach, und mit einem Ah! löst sich der Schreck in Lächeln aus.

Es ist, wenn du dich erinnerst, just derselbe Zahn, der vor fünf Jahren mit so viel Schmerzen und so sehnsüchtiger Erwartung endlich, endlich zum Durchbruch kam. Schmerzlos ist er nun abgefallen. Du darfst ihn immerhin in Gold fassen lassen — falls die Zahl der Geschwister nicht zu groß ist. Die Natur hat geredet in eurem Heim und gesagt, daß ihr über Nacht in einen neuen Lebenskreis getreten seid. Und die Natur redet weiter. Einer nach dem andern folgt in angemessenen Zwischenräumen dem ersten Zahn. Es sind ihrer so viele, daß man sie sicherlich gar nicht mehr beachtet. Sie gehen alle bis auf zwei Paare. Die lassen sich nicht verdrängen. Sie wollen Zeugen des lieben Lebens bleiben von der zartesten Jugend bis ins graue Alter. Die Zähne sind die treuesten Arbeiter, die unbesoldeten Mahlknechte, die unverdrossen tagtäglich ihre Arbeit verrichten. Wehe, dreimal wehe, wenn sie sich je murrend bemerklich machen oder ganz versagen!

In die Lücken der Ausgefallenen treten neue, ganz anders geartete Gesellen. Sie kommen mit einer Rücksicht, die bei ihresgleichen befremdlich ist, nicht auf einmal, sondern ganz nach Bedürfnis, je nachdem sie Platz finden. Sie kommen ganz leise, ganz anders wie ihre Vorläufer, von denen sie überhaupt unglaublich verschieden sind. Jene traten polternd und lärmend mit rücksichtslosem Stoßen ein, wie junge Revolutionäre. Sie waren's auch, wie wir sahen, aber dann wurden sie ganz schüchtern und nun verlaufen sie sich einer nach dem andern wie die Revolution in der Kleinstadt, wenn der Herr Bürgermeister befiehlt, aus einander zu gehen.

Die zweiten Zähne sind weit ernster. Sie richten sich ein auf Lebenszeit und kommen wie ernste Leute, still und ohne Rumor, ein jeder, um seinen Posten für immer auszufüllen. Aber den ist er auch entschlossen zu behaupten, und wenn er das nicht kann,

dann verursacht er Not und Schmerzen, gegen die jene erste Not nur ein schwaches Kinderspiel war. Dreizackig schieben sie sich heraus und werden groß und grob. Manche zwingen die Kinderlippen auseinander und versuchen breitspurig im Gesicht zur Geltung zu kommen. Aber wenn ihnen das auch nicht gelingt, so haben sie doch alle Macht genug, das Kindergesicht völlig umzugestalten. Zeigst du deinen Kindern ihre Bilder aus der Milchzahnperiode, so erkennen sie sich nicht wieder, und dir will's selbst so gehen.

Ja, Milchzähne nennt die Sprache die ersten sinnig. Die zweiten fordern gebieterisch kräftige Kost. Gewähre sie getrost. Du thust's ja auch, und dein köstlicher Lohn ist, daß dir alle Glieder ihren Dank bezeugen, und die neuen Zähne sehen schmunzelnd zu, wie dank ihrer Arbeit der jugendliche Körper sich streckt und stählt.

Es vergehen Jahre, bis dieses ernste Werk vollendet ist. Nun giebt's aber ein Naturgesetz, heilig und unerbittlich wie alle Naturgesetze, das lautet etwa: Jegliche Veränderung innerhalb des Stoffes ist begleitet und geleitet von unsichtbaren Ursachen innerhalb des Geistes. Erkläre Stoff, wie du willst, und Geist, wie du willst. Du findest ja doch nur Worte dafür, und in Worten will ich mit dir nicht streiten; aber bisher schon konntest du Schritt für Schritt die begleitenden Veränderungen im Geiste deines Kindes erkennen. Von nun an aber erst recht.

Was heischen rücksichtslos die neuen Zähne? Kräftige Kost. Dasselbe verlangt gebieterisch der Geist: Kräftige Kost.

Die zahngelückten jugendlichen Helden fangen allmählich an, lümmelig zu werden. Musterspiegel waren sie ja Gottlob! nie, aber jetzt wird's doch ein wenig zu arg. Auch die Mädchen werden unbändig und jagen unstolz mit den Knaben umher, die noch nicht daran denken, sich von ihnen zu reißen. Die alten Spiele sind nicht mehr so interessant, und die neuen tragen mehr wie je den Stempel groben Unfugs. Die Langeweile meldet sich gebieterisch, und die Kinder wissen nicht mehr recht, was sie mit sich anfangen sollen. Eine Weile siehst du vielleicht dem Ding besorgt zu. Es ist der Beginn der ersten Flegeljahre, nennen wir sie die kleinen

Flegeljahre, denn die großen kommen mit unfehlbarer Sicherheit später nach.

Was du nun thust, das weiß ich. Du verstehst die Sprache der Natur, und eines Tages wird dir das Treiben zu bunt. Du nimmst deinen Sprößling mit kräftiger Hand und setzest ihn sanft oder unsanft an einen Tisch: Hier bleibst du sitzen. Aber auf dem Tische liegt — du bist ein vorsorglicher Vater, und Mutterliebe hat auch ein wenig mitgeholfen — ein funkelnagelneues Lesebuch, Stift und Tafel, wohl auch Tinte, Feder und Papier: kräftige Kost. Du hast die Natur verstanden.

Die lieben, trauten Geschichten, die früher auf Mutterschooß vom Muttermund so freundlich und unvergeßlich kamen, die soll das Kind nun selbst lesen, der große Mensch, der sich nicht mehr auf den Schooß setzen darf und kann und will. Selbst soll er das krause Zeug alles auch schreiben lernen. Ja, ja! Das ist kräftige Kost.

Was aber wirst du thun, mein Bübchen und Mägdlein? Wirst du lachen, oder am Ende weinen, oder verlegen schweigen? Wahrscheinlich letzteres, du ahnungsvolles Kind im neuen Lebenskreise. Weißt du schon, was dir hier zum erstenmale begegnen wird? Ganz sachte, still und feierlich, wie der erste Zahn von der neuen Gesellschaft kommt er hereingetreten. Es ist — Gott sei euch gnädig, ihr Buben und Mägdlein! — es ist der Schulmeister. In diesem Lebenskreise rundet sich das Leben zu einer Harmonie aus im Dreiklang. Der erste Ton und der liebste, der im M-Laut zum Bewußtsein kam, war die Mutter. Der zweite, der dem erwachten Ich hoffentlich besonders deutlich wurde, war der Vater. Der dritte, der den Dreiklang erst herstellt mit rückhaltloser Selbstverständlichkeit, das ist der Lehrer. Vater, Mutter, Lehrer: ihr habt die heiligsten Güter der Erde in den Händen. Ihr seid die Hüter der Ewigkeitsschätze mitten in der Zeit.

Ja, Schulmeister! Sei unbesorgt, freundlicher Leser, ich schreibe kein Buch. Es würde unter den schreibenden Händen zur Bibliothek anschwellen, und die Bibliothek wäre doch wertlos gegenüber

dem Erleben. Wie freundlich kommt der Schulmeister daher! Der unerschöpfliche Volkshumor hat ihn in feinem Verstehen mit der Zuckerdüte ausgestattet. Er bringt zunächst nur Naschwerk und Bissen, aber die Kost wird immer kräftiger und kräftiger, bis sie einem wohl unverdaulich vorkommen mag. Es ist ja auch zuweilen unverdauliche Kost und oft auch unverdauliche Art, wie sie der Schulpedant an sich hat. Wenn etwas faul steht im Staate und in der Gesellschaft, dann werden die Schulmeister beschuldigt. Nicht ganz mit Unrecht. Die Schulmeister werden's selbst nicht leugnen. Aber das muß ich sagen, und ich gebiete hier über langjährige Anschauung: Lieber irgendwelche Schulmeister als gar keine. Wehe dem Volke, dem Staate, der Kirche, die keine Schullehrer hervorbringen! Die Weltgeschichte wird ihr Gericht an ihnen vollstrecken. Und Dank, tausendmal Dank den Männern, die ihr Leben opferten, um für kärglichen Sold sich mit unseren Sprößlingen zu quälen. Ja, wir seufzen über sie, auch unsere Kinder thun's; aber sie seufzen auch über uns. Die Fehler des vierten Lebenskreises fallen im fünften auf ihre Schultern und wollen ihnen fast schwer werden. Aber das Seufzen ist ganz thöricht, Selbstzucht wäre besser. Das Rätsel der Zukunft wird gelöst, wenn Haus und Schule eine wirkliche Harmonie werden. Hier liegen die Wurzeln unserer Kraft, hier gilt's arbeiten, unbeirrt durch alle Fehler. Fehler werden nur gemacht, wo gearbeitet wird, und sind da, um verbessert zu werden. Und hier wird gearbeitet.

Sobald die feine Baumeisterin, die lebendige Natur, dem werdenden Menschen, der nun schon ein stattlicher Bursch geworden, und den Ernst des Lebens wenigstens in der Schule kennen gelernt, alle Zähne eingesetzt und ihre Lücken alle ausgefüllt hat, führt sie ihn leise, leise in einen neuen Lebenskreis. Die kräftige Kost thut ihre Wirkungen, die fleißigen Mahlknechte erzielen schöne Erfolge. Dieser neue Lebenskreis beginnt unvermerkt etwa im zwölften Jahre. Es ist der Kreis des körperlichen Reifens, der sechste nach seiner Zahl.

In ihm wird jedes einzelne Glied gleichsam einer genauen

Musterung unterzogen und so gestaltet, wie es im Leben sein soll. Der Mensch bekommt einen Charakter nach Leib und natürlich auch nach Geist. Die Geschlechter beginnen getrennte Wege zu gehen. Der Knabe reift aus zum Jüngling, das Mädchen erblüht zur lieblichen Jungfrau. Die Leibeslänge wird genau festgesetzt. Sie wird nie mehr um Haaresbreite zunehmen. Dem Jüngling sproßt der Bart als Zeichen der Manneswürde, die Stimme wird voller und tiefer. Der Jungfrau wächst das Haar zu freundlicher Fülle. Die Kinderschuhe werden ganz ausgezogen.

Langsam, langsam vollzieht sich das Werden dieses Lebenskreises. Die Natur läßt sich Zeit. Sie muß hier etwas vollenden, was sie nie mehr ändern oder verbessern kann. Hier wird das Individuum geprägt, auch leiblich. Man kann nicht sagen, wie lange dieser Kreis genau währt für den Einzelnen. Schon sein Eintritt ist ziemlich willkürlich von uns auf das zwölfte Jahr angenommen. Bei manchen beginnt er später, bei manchen sogar früher. Bei der Jungfrau endet er im allgemeinen früher, als bei dem Jüngling. Sie entwickelt sich sichtlich schneller. Die Volksbeobachtung berechnet ihre Vollendung auf die tausendste Lebenswoche. Die Natur weiß, warum sie mit ihr eilt. Der Beruf des Jünglings wird einmal verantwortungsvoller sein, darum läßt sie ihm mehr Zeit zum völligen Ausreifen.

Unverkennbar ist aber auch dieser sechste Lebenskreis wie seine Vorläufer, wenn man auch sein Datum nicht genau ins Notizbuch eintragen kann. In ihn hinein treten noch wie verspätete Wanderer zwei Paar Müllerknechte. Sie kommen gegen das Ende des Lebenskreises. Sie kommen wie widerwillig, verdrossen und säumig, als gehörten sie nicht ganz herein. Der Volkswitz nennt sie Weisheitszähne. Sie sind das erste Schwache, was die Natur hereinläßt, leisten wenig, und wenn es an ein Scheiden geht unter den Mahlknechten, so scheiden sie meistens zuerst aus. Bei manchen kommen sie gar nicht. Es ist, als gingen wir einer Periode entgegen, in der die Menschheit auch ohne sie auskommt. Möglicherweise würde das einer winzigen Veränderung des Schädels gleichkommen. Aber

sie wäre kein Nachteil. Durch ihr völliges Wegbleiben würden sie vielleicht mehr Weisheitszähne sein, als durch ihr verspätetes Kommen.

Es ist wirklich der Kreis, in dem der Mensch seine ganze Weisheit sammelt. Was der Mensch wird im Leben, dazu bringt der sechste Lebenskreis die Entscheidung. Wie leiblich, so geistig.

Wenn wir vom rein körperlichen höher steigen in das seelische Gebiet, so sehen wir, daß der Mensch jetzt eine interessante Entdeckung macht, die der großen Entdeckung des vierten Lebenskreises würdig zur Seite steht, und die gerade den sechsten zu dem hochwichtigen und eigentlich kritischen macht, der von allen Philistern so gefürchtet ist. Die Entdeckung besteht in einem winzigen Wörtchen, das bisher unter den Tausenden seinesgleichen wie ein ungeschliffener Edelstein anscheinend wertlos herumlag. Es wird in seinem wahren Inhalte irgendwann in diesem Lebenskreise entdeckt, aber wenn es entdeckt wird, dann kommt das Neue mit elementarer Gewalt, wie ein aufgehaltener Strom und offenbart sich keineswegs als toter Edelstein, sondern als lebensvolle, treibende, fast berauschende Kraft: Das Ich macht mit freudigem Schrecken die Entdeckung, daß es ein Du giebt. Nächst der Entdeckung des Ich die größte und einflußreichste, die das Leben im allgemeinen bringt.

Weise hat die Natur sie dem werdenden Ich ein volles Jahrzehnt verborgen, um der ersten großen Wahrheit ungehindert Raum und Ausbau zu schaffen, und nochmals weise macht sie mit dem eigentlichen Inhalt der zweiten erst allmählich bekannt und gönnt sich dazu nochmals ein Jahrzehnt und mehr. Offenbar ist die neue Wahrheit ihr ungemein wichtig, und sie thut alles, ihr richtiges Verständnis zu erzielen. Das Du wirkt sich, je nach Geschlecht und Eigenart verschieden aus. Manchen umgaukelt es wie ein liebenswürdiger Schmetterling, der der greifenden Hand lächelnd entflattert, manchen überfällt es wie eine schwere, hitzige Krankheit, die tiefe Spuren zurückläßt. Mancher wirft es entsetzt weg, mancher wirft sich darum weg. In der Jungfrau löst es züchtigen Schreck aus, im Jüngling sehnsüchtiges Staunen. Wie dem Körper Maß und

Ziel gesetzt wird in diesem Lebenskreise, so setzt das Du dem Ich Maß und Ziel und wirkt damit die Persönlichkeit aus.

Hier ist heiliges Land, ein entzückendes Werden und Wachsen, ein Rauschen und Brausen. Hier offenbart sich unerschöpflicher Reichtum in immer neuen Werdeformen. Wer Kinder achtlos als Kinder wegschätzt, wird sich niemals im Wundergarten der Jugend zurechtfinden. Was dort aus Kindern alles herauswachsen kann! Wer kann sie beschreiben, diese köstlichen Menschheitsknospen der heranwachsenden Jugend. Wenn man ihr keusches Werden und tiefinnerliches Wachsen nur bewahren könnte vor — Erziehern. Es sollte eine Lebensversicherung gegen Jugenderziehung geben.

Noch ist längst nicht festgestellt, was der Jugend mehr schadet, falsche Gesellschaft oder falsche Erziehung. Die Erziehung gehört in den Kreis des erwachenden Ich. Wenn's durchaus sein muß, mag man noch den Schullehrer als Vertrauensperson im fünften Kreise zu Rate heranziehen. Leider können nicht alle Eltern erziehen, und bei ihm gehört's mit zur Profession. Aber im sechsten Lebenskreise: Hände weg! Knospen darf man nicht anfassen, wenn man Blüten haben will.

Man muß den sogenannten Erziehern gram sein um des bösen Wortes willen, das die Philister unter ihnen ersonnen haben, als sie sagten: Jugend hat keine Tugend. Wer je mit der Jugend sich liebend beschäftigt hat, dem wird's immer fraglicher, wo die größere Tugend steckt, in der lebensvollen Jugend oder in der großen Gesellschaft mit den abgerundeten Formen und dem ersterbenden oder erstorbenen Inhalt.

Und doch giebt's eine Erziehung, die gerade jetzt unentbehrlich ist. Auch ihr ist von der Natur die Bahn unverkennbar gewiesen. Sie darf nur ausgehen vom Du. Man würde mich hoffnungslos mißverstehen, wenn man glaubte, ich verstände unter dem Du lediglich das andere Geschlecht. Gewiß, das ist sein wesentlicher Faktor, aber nicht sein voller Inhalt. Das Du erscheint im sechsten Lebenskreise in der Form von Liebe und Freundschaft. Nur diese zwei haben Recht und Kraft, auf unsere heranwachsende Jugend ver-

edelnd einzuwirken. Nach beidem lechzt die Jugend mit naturgemäßem Sehnen und unbezwinglichem Dürsten, und was sie dann findet, damit stillt sie den Riesendurst.

Darum ist dieser Lebenskreis so gefährlich. Wo nehmen wir die Freunde der Jugend her, die vielen, deren sie bedarf? Aus den Altersgenossen? Gewiß. Aber da darf man wohl zittern, da ist doch so manches recht zweifelhafter Herkunft und unzweifelhaft geringen Inhalts, und Freunde haben das Fatale an sich, daß sie sich nicht nach Belieben engagieren lassen, sondern ausschließlich von der Jugend selbst gewählt werden, die eifersüchtig über dieses heilige Recht wacht. Wehe, wenn man der Jugend Altersgenossen vorenthält! Ich lernte einmal einen Mann kennen, den hatte sein sehr tugendhafter Vater, ein Arzt, in seiner Jugend untersagt, mit irgend einem seiner Altersgenossen zu verkehren, und der unglückliche Jüngling, der leider zu viel Tugendhaftigkeit von seinem Vater geerbt hatte, hielt wirklich dieses entsetzliche Verbot durch die ganze Schul- und Studentenzeit hindurch. Als ich ihn kennen lernte, war's ein vergrämter, gebrochener Mann. Viel Edles war in ihm verschlossen, er selbst aber hoffnungslos mißverstanden. Nur von wenigen war er geschätzt. Er starb an gebrochenem Herzen, ein Opfer der väterlichen Jugenderziehung.

Nein! Ohne Freundschaft der Lebenskreisgenossen gedeiht keine Jugend, und diese Freunde muß sie selbst wählen dürfen. Besorgte Eltern und Lehrer hatten mehr als ein volles Jahrzehnt Zeit den Geschmack zu bilden. Jetzt ist's dazu zu spät, jetzt lohnt's auch nicht mehr erzieherisch herumzunörgeln an dem, was früher versäumt war.

Aber die Altersgenossen reichen nicht aus. Sie sind viel zu unerfahren. Hier gehören erfahrene Freunde her, beiderlei Geschlechts. Aber nur Freunde! Menschen, die lieben und von der Jugend auch geliebt werden, Leute, die mit der Jugend jung sind als gute Kameraden und von ihr selbst anerkannte und auserwählte Freunde. Sie dürfen nie altern und brauchen's auch nicht. Denn die Jugend ist selbst ein Jungbrunnen, unerschöpflich an Kraft und

Frische, der so reich ist, daß auch noch ein Altes sich satt trinken und verjüngen kann. Nur Jugend kann Jugend beeinflussen, aber sie erkennt ihre Zugehörigen nicht an den Haaren, sondern am Wesen. Nur solche Freunde sollten die Lehrer und erfahrenen Berater der Jugend sein. Rousseau sagt einmal: Der Lehrer muß der Freund des Vaters sein. Gewiß, aber noch mehr der Freund der Jugend. Wer als der gestrenge Herr Lehrer daherkommt, oder gar als der zudringliche, von Wohlwollen triefende Oberjugenderzieher, oder am Ende gar noch als der kaiserliche Erziehungsbeamte mit polizistenähnlicher Uniform und Gebärde ist hoffnungslos der Lächerlichkeit verfallen und das schwere Hindernis, durch das so viel köstliches Jugendleben verkümmert. Gut, daß die Jugend selbst soviel Kraft in sich hat, auf ihre Lehrer wenigstens einen heilsam erzieherischen Einfluß auszuüben und sie des Jugendschutzes „Selbsthilfe" inne werden zu lassen.

Nein! Nur der Freund, der Geliebte, kann die Jugend gedeihlich beeinflussen und thut's auch in unbewußter Auswirkung seines Seins. An ihm branden die überschäumenden Wogen des Jugendübermutes und legen sich glättend zur Seite. Er bedarf weder Stecken noch Wort noch Blick. Seine bloße Gegenwart, ja der Gedanke an ihn dämpft die allzustarke Flamme auf das wohlthätige Maß. Seine innere Gemeinschaft wirkt festigend und stärkend.

Ich habe mir auch immer gedacht, es müßte doch gar nicht so schwer sein, der Jugend von geliebten Freunden die nötige wissenschaftliche und berufliche Ausrüstung zu teil werden zu lassen, ja sie unter geeigneter Leitung dasselbe gründlich in weit kürzerer Frist erreichen zu lassen, was durch klassenmäßige Dressur in den Mittelschulen in vollen neun Jahren mühselig erreicht wird. Was sind neun schwere Jahre in diesem Lebenskreise für eine Ewigkeit! Und wenn dann nichts weiter erreicht wird, als daß man lateinische Verse machen kann oder quadratische Gleichungen rechnet, dann ist's doch für die modernen Menschen auf die Dauer nicht ausreichend. Es ist darum bezeichnend, daß die neue Zeit sich abmüht, eine neue

Schule zu ersinnen. Möge es ihr gelingen ohne zu viel tappendes Probieren! Es muß gelingen, denn die Schule ist die Mutter der Zukunft. Unsere Zeit ist größer, als viele ahnen, aber die Zukunft muß weit größer werden.

Auch die Jungfrau bedarf gründlicher Bildung, um ein modernes Weib zu werden. Für sie scheint aber die Schule noch viel weniger ersonnen zu sein als für den Jüngling. Sie einfach in das Gymnasium zu setzen oder meinetwegen haremartige Gymnasien zu gründen, dazu ist sie aber wirklich zu schade. Ihr soll ja das moderne Wissen nicht vorenthalten bleiben, aber die Form muß anders sein. Sie soll zum Weibe, zur Mutter erzogen werden und kann ohne praktische Bildung gar nicht bestehen. Darum müßte ihr neben dieser das Wissen mehr in Resultaten zu innerlicher Verarbeitung mitgeteilt werden, unbeschadet dessen, daß ihr auch die Wege zu verstandesmäßigem Nachprüfen gezeigt werden. Aber sie soll nicht die Wissenschaft vermehren, sondern verarbeiten. Weibliche Bildung, nicht männliche muß ihr Ziel sein. Dazu müssen ihre belehrenden und beratenden Freunde behülflich sein.

Es ist ein großer, köstlicher, entscheidender Lebenskreis. Er endet schier unbemerkt, als habe die Natur nun ihr Können erschöpft und entlasse ihre Schüler früher oder später in den neuen Kreis, der einen neuen Lebensabschnitt bezeichnet und damit die zweite Dreiheit der Lebenskreise endet. Sie führte den ernsten Weg vom Ich zum Du. Eltern, Lehrer, Freunde, dieser schwere Dreiklang bezeichnet ihn. Nach einander geleiten sie die werdende Jugend und beherrschen je einen Werdekreis dieser Dreiheit. Sie sind gleichsam die auseinandergelegte mütterliche Liebe, die die erste Dreiheit allein beherrschte, alle drei gleichmäßig wichtig und köstlich, wenn sie eine Harmonie darstellen. Diese Zeit der Entwicklung ist offenbar so wichtig, daß die drei begleitenden Liebeskräfte von der Natur der Jugend bestellt sind, weil sie allein die schwere Aufgabe zu lösen nicht im Stande ist. Von jetzt ab wird das Leben anders verfahren.

Die dritte Dreiheit. Die Vollendung.

Das Weib tritt wohl früher in den nächsten Kreis, der das eigentliche Leben beginnt, als der Mann. Die sechs ersten Lebenskreise sind die Vorbereitung, die drei letzten die Erfüllung des Lebens. Der Mann ist zunächst häufig noch mit Wahl und Einrichtung des Berufes beschäftigt, die ausgereifte Jungfrau findet ihren Beruf in der Ehe oder auch sonst in einer Lebensarbeit. Auf den Kreis des Reifens folgt der der echten Reife.

Die Natur hat ihr großes Ziel offenkundig erreicht. Die Freundschaft erbleicht vor dem Glanze der jungen Ehe, die nunmehr als ausschließlicher Ausdruck des Du zur Geltung drängt. Der Mann hat das Weib gefunden. Der Kreis trägt die Zahl Sieben.

Nun redet die Natur ein neues Wort und offenbart dem Einzelleben der sechs ersten Kreise ein ganz neues, wundervolles Leben. Sie ist ebenso wie wir beherrscht von der Idee des ewigen Lebens und giebt jetzt eine Lösung dieser Frage auf ihre Weise, so zart und erhaben, wie es im Gebiete der Sinnlichkeit höher nicht möglich zu sein scheint. Sie offenbart dem Menschen das ewige Leben in der eigenartigen Gestalt der ewigen Fortpflanzung, und diese läßt sie aus dem Du erwachsen, das in dem neuen Kreise eine ganz neue, tiefe und geheimnisvolle Form und Ausschließlichkeit gewonnen hat. Der neue Lebenskreis wird begleitet von den Kindern, die dem Leben erwachsen.

Ganz gewiß würde man die Natur mißverstehen, wenn man glaubte, damit habe sie sich nun erschöpft und habe eine endgültige Erklärung gegeben, was unter ewigem Leben zu verstehen sei. So arm ist sie gar nicht. Sie ist eine prophetische Lehrmeisterin und sehnt sich nach Verständnis. Sie hat in den Kindern gleichsam ein Paradoxon ausgesprochen, um den Menschen zum Widerspruch zu reizen. Wer aber Paradoxes nicht versteht, wird drüber ärgerlich und verdrießlich. Daran ist die junge Ehe bekanntlich reich. Wehe, wer darin stecken bleibt!

Die Ehe ist ein neues Ich, das auf der Zweiheit beruht und ihre Früchte stellen ein neues Du dar, das der Vielheit zustrebt. Traten in den ersten Lebenskreisen die Elemente des Lebens in's Licht, so im neuen Kreise der Reife ihre wundervollen, lebenwirkenden Verbindungen. Die Natur macht ihr Meisterstück und wie neckend sagt sie: Das ist das Leben, ist ewiges Leben.

Körperlich bessert sie noch ein wenig nach und legt den Ausgereiften nicht gerade die letzte Feile, aber die rechte Rundung an. Die Länge ist längst erreicht, aber die Form bedarf der Abrundung, daß die Reife sichtlich in's Auge fällt. Es ist wenig, was am Individuum nachzubessern ist. Der ganze Nachdruck des Schaffens ist auf das neue Leben gelegt, das der Ehe entsprießen muß in köstlicher Reihe. Wie herrlich, wenn der Reigen der Geschwister langsam durch die Lebenspforte der Ehe hereintritt! Alle gleich und alle verschieden, jedes ein Weilchen das Einzige, bis es selbständige Schritte thun lernt und der Pflege entwächst und entläuft, weil das Allerjüngste seine Daseinsrechte geltend macht. Wie schade, wenn der Aufmarsch der Geschwister zu klein ist! Die Natur hat's mit uns überall auf Unendlichkeiten abgelegt. Wer hat sich nur ausgedacht zu sagen, sie sei endlich? Sie weiß mehr vom Unendlichen, als du dir träumen lässest.

Es ist ein köstliches Märchenland, das du erst jetzt richtig verstehst bei deinem zweiten Eintritt in die Kinderstube. Das erste Mal warst du Kind, das all das Gute unbewußt empfand. Dann warst du froh, als du hinaus durftest, und nun bist du froh, wenn die Natur dich wieder hineinläßt, jetzt als Mutter und Vater. Vormals ein liebes Empfinden, jetzt ein entzückendes Verstehen, gegen früher so unendlich bereichert. Wunderbar! Derselbe Raum, der gleiche Inhalt und das gänzlich verschiedene Verstehen! Wahrhaftig ein Meisterstück. Träumend waren wir als Kinder. Aber ist das Elterntum nicht auch ein Traum, am Ende das ganze Leben ein süßes Träumen — wo ist die Wahrheit und Wirklichkeit? —

Die Natur hat die neckische Behauptung aufgeworfen: das ist ewiges Leben, und du träumst verzückt ihrem Walten nach.

Während du nun träumen willst, stößt sie dich auf einmal unsanft und offenbart dir ein altes Wort in ganz neuer, ungeahnter Bedeutung und läßt dich eine neue Entdeckung machen, von der du gar nichts ahntest. Du bist im sechsten Lebenskreise so weise geworden, daß du meintest, du hättest ausgelernt. Da zeigt sie dir ein ganz kleines Wörtchen, das du noch gar nicht verstandest. Sie macht's ja immer so. Das Wort kanntest du vorher noch gar nicht in seiner wahren Bedeutung, aber dein zunehmendes Familienglück offenbart es dir. Es ist das winzige Wörtchen — Brot. Kleine Wörter großer Inhalt, darin ist die Natur Meisterin. Sie ist wahrhaftig die Stimme Gottes, der im Garten dieser Welt geht.

Das Brot ist das Band zwischen Stoff und Geist, der Bann der Alltäglichkeit. Wird sie dich binden und bannen? Du kanntest wohl das Brot für dein wertes Ich, vielleicht hattest du es auch schon in deiner Jugend selbst verdient, aber jetzt lernst du es kennen für das erhöhte und erweiterte Ich. Das ist seine ernste Seite. Du magst nun Vater sein oder Mutter, in jedem Falle ist's schwer.

Damit bist du aber unvermutet auf die geistige Seite des neuen Lebenskreises gekommen. Jetzt gilt es, alle gesammelten geistigen Errungenschaften der ersten Kreise so auszunutzen und anzuwenden, daß sie gleichsam in Brot umgesetzt werden. Du hast einen Brotherrn gefunden, einen unnachsichtlich strengen Herrn, das ist der Lebensberuf. Der Beruf ist aber gleichzeitig dein größtes Glück, deine Arbeit dein köstlichstes Lebensgut. Sie nötigt dich, deiner selbst in ganz neuer Weise gewiß zu werden und dein Sein nach jeder Richtung auszuarbeiten und so weise zu werden, daß du sagen kannst: Nein, was die Natur leiblich darstellte, das ist noch nicht das ewige Leben. Ich werde es anders darstellen. Es darf nicht in der Fortpflanzung liegen, nicht in der Vielheit. Es muß noch eine andere Lösung geben, eine Lösung im Ich. Und ich werde sie finden.

Das Ich kommt nun berufsmäßig, nicht mehr bloß wachstümlich zur Geltung. Wie der Leib Gestalt gewinnt, so lernt das Ich sich ausbreiten und geistig die Dinge beherrschen mittelst durch-

dachter Arbeit. Die leibliche Reife kommt geistig in der selbständigen Arbeit zu ihrem Rechte, und in der Arbeit setzt sie der bloßen Ausbreitung den geistigen Fortschritt entgegen. Und dieses Verständnis wollte die Natur dich durch dich selbst gewinnen lassen. Dazu offenbarte sie dir das Wörtchen Brot.

Nicht in der Fortpflanzung liegt das ewige Leben, sondern im Fortschritt. Nicht bloß in der Gattung, sondern im Einzelnen, im Menschen, im Geist. Wer arbeiten lernt, lernt herrschen und wird die Majestät, auf die das Ich uns längst hinwies. So wird durch den eigenen Fortschritt in seiner Berufsarbeit der Einzelne ein unentbehrliches Glied der großen Menschheit, und in seiner vollen Reife wird er nützlich für die Gesamtheit.

In diesem Kreise der Reife wirkt sich der Mensch schöpferisch aus, ebenso im Leibe wie im Geiste. Hier liegen die schöpferischen Ideen. Sie sind die Kinder des Geistes. Im trauten Heim die Kinderstube, aber kein müßiges, träumerisches Verweilen darin, vielmehr in ernster, geistfördernder Arbeit der volle Lebensberuf, und beide verbunden durch die Frage nach dem Brot: das ist der neue Lebenskreis. Es hat wohl etwas Demütigendes, daß gerade das Brot die treibende Kraft ist, aber der die Natur lenkte, wußte, was er that, als er das Gebot des Brotes in sie legte, und wir verstehen dieses Walten: Die tägliche Frage nach dem Brote ist der tägliche Anstoß zur Arbeit und zum Fortschritt.

Man kann diesen Lebenskreis rechnen vom Anfang der zwanziger Jahre bis gegen das vierzigste Lebensjahr. Dann macht sich wieder ein neuer geltend, ein Fortschritt natürlich, denn es giebt nur Fortschritte in der Natur. Der neue Kreis kann genannt werden der Kreis der Fülle.

Leiblich kommt sie zuweilen fatal zur Geltung, ein Zeichen, daß mit uns wirklich etwas anders geworden ist. Die Rundung der Reife wird leicht zur beschwerenden Last, die Kinder wachsen heran, und das Kinderzimmer verwaist. Es ist nicht schade. Schwere, schwere Arbeit und Sorge wird damit abgeschlossen. Die Heran-

wachsenden zu sehen, ist der köstliche Lohn der Arbeit. Ihr Gedeihen befriedigt, daß man nicht merkt, daß eine zarte schöne Zeit unwiederbringlich vorüber ist. Wie wir zum ersten Male froh aus der Kinderstube traten, so auch zum zweiten Male. Froh hinein und froh heraus, so ist's am schönsten, weil natürlichsten.

Der Volksmund nennt diese Jahre die besten Jahre und hat gewiß recht, und nicht nur deshalb, weil sie die letzten guten Jahre sind, wie jemand witzig bemerkt hat. Es sind die Jahre der Vollkraft und Meisterschaft. Die Frage um Brot ist für den Rest des Lebens gelöst, und wenn sie's nicht ist, bleibt sie für den Rest der Tage ungelöst. Nicht mehr die Sorge um's Brot, sondern die Freudigkeit im Beruf ist die treibende Kraft alles Wirkens, und was überhaupt aus einem Menschenleben als reife Frucht erscheint, das offenbart dieser Kreis der Fülle. Die Gedanken der Jugend sind ausgereift und werden mit maßvoller Besonnenheit und Erfahrung in Wirklichkeit umgesetzt und maßgeblich ausgesprochen. Auch die Arbeit selbst ist abgerundet. Sie geschieht in ihrer größtmöglichen Vollendung ohne den Kraftaufwand des vorhergehenden Kreises. Scheinbar wird weniger gearbeitet, aber die Leistungen sind vollendeter. Die Erfahrung und der sichere Blick wirken sich organisatorisch aus und schaffen Raum für einen behaglichen Lebensgenuß. Das Stürmische der Jugend hat sich abgeklärt und beruhigt. Der Mensch weiß, was er will, und was er soll, und das Vertrauen in seine eigene klar erkannte Kraft beglaubigt ihn vor seinen Mitmenschen.

Es sind wirklich die besten Jahre, diese zwanzig des achten Kreises, die Jahre der höchsten Leistung, der klarsten Auswirkung, der größten Kraft, der Fülle des Lebens. Was je im Leben gesät und bearbeitet wurde: hier wird's geerntet, und die Ernte ist oft weit größer, als die Erwartung war. Auch leiblich wird hier geerntet. Wenn diese Jahre nicht die Jahre des besten Wohlbefindens sind, darf man meistens darin die Strafe für frühere Versehen erblicken. Die Hinfälligkeit in früheren Perioden kann man allenfalls den Eltern zur Last legen, aber in dieser dürfte sie wohl selbstverschuldet sein.

So ist dem Menschen eine schöne Zeit zugedacht, der Nachsommer des Lebens und ein sonniger Herbst. Nicht ganz ohne Wehmut sind diese Jahre. Ein Zunehmen nach Leib und Geist scheint nunmehr ausgeschlossen. Die Sonne des Werdens scheint diesem vollendeten Sein versagt, und das prägt diesem Kreise seinen würdigen Ernst auf. Es fehlt nicht an Mahnungen dazu. Schon fangen einzelne Zähne an widerspenstig zu werden, die körperliche Fülle wird oft sehr drückend, das Haar ergraut oder lichtet sich, und hier und da erscheint es, als wolle auch das Auge seine Beweglichkeit verlieren. Das jugendliche Feuer blitzt nicht mehr aus dem ruhigen Blick, dafür ist sein Schauen wahrhaftiger und zuverlässiger geworden.

So geht's ganz langsam, unmerklich und doch unverkennbar dem Greisenalter zu. Man nennt es die Zeit des Vergehens. Mit Unrecht. Es ist die notwendige Folge der Reife und der Fülle und bedeutet ebenso wie jede andere Periode des Lebens einen Fortschritt, wenn er auch nicht immer gefällig ist. Es ist die Zeit der Überreife. Die Natur läßt die Frucht nicht verharren im Zustande der Reife. Sie drängt immer vorwärts. Wie sie bis dahin gedrängt hat, so auch weiter. Nur nicht so stürmisch in ihrem Drängen.

Nicht ohne große Absicht hat sie die reife Frucht erzeugt. Sie muß Weiteres vorhaben, und das Weitere muß als Fortschritt erkannt und nicht einfach als Rückschritt weggeschätzt werden. Diese Überreife wirkt sich ganz langsam aus. Ein rechtschaffenes Greisenalter muß von der Mitte der sechzig bis in die neunzig währen und ein ganzes Menschenalter darstellen können. Es muß wohlthätig auf die ganze Umgebung wirken, wie der leuchtende Schnee erst die ganze Pracht des Winters offenbart. Der Winter ist die Zeit des Genusses und keineswegs eine kurze Zeit.

Leiblich ist das Greisenalter überaus freundlich eingeleitet. Wenn auch die eigene Fülle zusehends schwindet, so darf das Auge doch wenigstens eine Fülle schauen, die auch eine eigene ist. Die Natur

führt den Greis zum dritten Male in die Kinderstube. Dieses Mal zieht der Mensch ein als Großvater und als Großmutter. Liebe, traute Namen! Glücklich, wem sie aus seiner Jugend noch freundlich im Ohre klingen! Sie geben dem Kinderzimmer erst die rechte Weihe, und die Alten haben hier den wahrhaft reinen und ungetrübten Genuß. Die Last der Arbeit tragen jüngere Schultern, aber die reine Freude ist das Erbe der Großeltern. Mit dem erfahrenen Blick dürfen sie in das zarte Knospen und Werden hineinschauen, und mit der Geduld des Alters werden sie nicht müde, jedes kleinste Werden zu beobachten. Für die eigene Schwäche bietet die Überfülle des nachwachsenden Geschlechts einen nicht unebenen Ersatz. Das Ich ist hinübergewachsen in's dritte Geschlecht und hat sich in ungeahntem Zunehmen ausgebreitet. Es erweitert sich noch einmal wie in ewigem Werdedrang und kann sogar zum Volke auswachsen. Nicht jedem kommt das freundliche Vorwärts zum Bewußtsein. Der mürrische Alte ist um seinen schönsten Genuß betrogen. Das Eigentliche und Wahre ist, daß die Welt mit Liebe und Freundlichkeit angeschaut und die Fülle des Guten erkannt wird.

Die eigentliche Lebensarbeit ist vollendet, und die wohlverdiente Ruhe tritt an ihren Platz. Aber es ist keine müßige, sondern eine lebensvolle Ruhe. Das Interesse an der Arbeit ist geblieben und wirkt sich aus im erfahrenen Rat. Nicht durch eigene Arbeit, aber mit durchdachtem Rat kann der Greis seine Erfahrung nützlich machen und dem nachdrängenden Geschlecht den Weg der Zukunft zeigen zum echten Fortschritt. Natürlich muß sich der Greis selbst als Fortschreitender wissen. Wer sich in die Vergangenheit verliebt und in Erinnerungen hängen bleibt, ist nicht fähig, zum Vorwärts zu helfen. Solche Greise verstehen nur, jegliches Werden zu benörgeln und sind eine Plage für sich und die andern. Sie verkürzen sich auch selbst das Greisenalter und bringen's niemals hoch.

Einer interessanten Beobachtung kann man sich angesichts der Überreife nicht erwehren. Es scheint als teile sich im Greisenalter der Strom des Einzelseins, als falle Stoffliches überreif zu Boden,

und erhebe sich Geistiges in ungemeiner Klarheit. Schwachheit im Leibe und Klarheit im Geiste ist das eigenartige Wesen dieser Überreife. Als werde das ganze Sein durchlichtet und in ungeahnter Freundlichkeit zur Vollendung gebracht.

Wir sahen schon in den ersten Kreisen, daß ein Mißverhältnis zwischen geistiger und leiblicher Entwicklung häufig ist, und daß es immer ein vorzeitiges Aufhören des Lebens nach sich zieht. Das menschliche Leben ist offenbar eine nach genauen Maßen gesetzte Mischung von Stoff und Geist oder niederen und höheren Formen des Seins. Überall, wo die Mischung nicht in ihrem rechten Verhältnis steht, und das Gewicht nicht richtig verteilt ist, ist das Leben offenbar zwecklos und entweicht. Es ist ähnlich wie bei der Temperatur des Leibes. Steigt die Hitze über 42°, und sinkt die Abkühlung unter 33°, so kann das Leben sich nicht halten. Nur innerhalb von neun Graden darf es schwanken. So ist's mit Geist und Stoff. Unverkennbar sollen beide Gestaltungen des Seins, die im Menschen ein eigentümliches Füreinander aufweisen, eine Aufgabe erfüllen und sind zu höheren Zielen zweckvoll zusammengefügt. Im rechten Greisenalter muß das Ziel erreicht sein, und die höheren Formen können sich sanft lösen, während die Schlacken ausgeschieden werden.

Je weiter in den Schnee des Alters hinein, um so mehr verliert sich Herbes und Bitteres, und leuchtet Klarheit, Friede, Geduld, Demut aus den lieben Alten heraus. Ist's wirklich ein Vergehen? Ist's nicht ein Fortschreiten?

Rückblick.

Wunderbar sind die dreimal drei Lebenskreise, verschieden an Dauer und Inhalt, ein seltsames Wechselspiel und doch eine heilige Einheit. Aus kleinen Anfängen erwachsen sie zu reicher Fülle. Sechs Wochen währt der erste Kreis, drei Jahre die erste Dreiheit, dreißig Jahre der letzte Kreis, an siebenzig sollte die letzte Dreiheit aufweisen. Sie werden größer wie die Wellenkreise. Ein kleiner aber mächtiger Lebensanstoß hat sie erzeugt.

Ob dem Greisenalter ein neuer Kreis folgt, ob ihm etwa eine neue Lebensneun beschieden ist in höheren Formen und in ungeahnte Entwickelungsfernen hinein? Warum sollte es nicht sein? Aber die Natur verweigert in unergründlicher Schweigsamkeit die Antwort.

Eine andere Frage ist wichtiger und eigentlich wertvoll. Der Leser wird schon lange, besonders in der letzten Dreiheit einwenden, daß die wenigsten Leben so verlaufen, wie sie nach diesen Kreisen sein sollten. Jäh bereitet der Tod oft ein Ende vor der Zeit, und hier scheint keine Regel zu herrschen.

Gewiß. Aber es wäre wahrhaftig verwunderlich, wenn der Tod wirklich das Recht hätte, ohne jede Ordnung und Regel einzutreten, während überall so ernste, unerbittliche Gesetze walten. Ein Gesetz können wir jedenfalls aufstellen. Die Natur verlangt mit ihrer ganzen Strenge, daß jeder Lebenskreis seinen ihm gebührenden Inhalt habe. Jeder Kreis enthält klare Aufgaben und gewährt reichlich Zeit, sie zu lösen. Aber werden sie nicht gelöst, so fallen sie dem folgenden zu Last, und diese Last verkümmert die weitere Entwickelung. Selten gelingt es, die Aufgaben noch nachträglich zu lösen, meistens fallen dann die ungelösten Aufgaben zweier Kreise mit noch schwererer Wucht auf den dritten Kreis. Wie die Kreise an Größe, so nehmen die Aufgaben an Gewicht zu, bis sie schließlich ein Leben nicht mehr ertragen kann, sondern von ihnen zerdrückt wird vor der Zeit. Wie häufig das ist, weiß der Leser selbst. Der eigentliche wahre Verlauf des Lebens ist leider zur Ausnahme geworden.

Aber auch hier offenbaren die Kreise ihre dreiheitliche Zusammengehörigkeit. Wer den je ersten Kreis überschreitet, hat meistens Hoffnung, auch weiter zu kommen, wenigstens bis zum zweiten, wenn's auch für den dritten nicht ganz ausreichen sollte. Es sterben weniger Menschen in ersten Kreisen als in zweiten und dritten, in diesen aber mehr als in den folgenden ersten. Wer also die ersten sechs Wochen durchlaufen hat, hat Hoffnung, die Zahnperiode zu erreichen, wer „ich" sagen lernt, Hoffnung des Du inne

zu werden, und wer in Ehe und Beruf gelangt, nicht vor der Fülle des Lebens abzuscheiden. In jedem Falle ist die Natur bedacht, kein Halbgut über die dritten Kreise hinaus kommen zu lassen in die neue Dreiheit des Seins.

So ist neun die Zahl des Menschenlebens. Auch das allererste Werden des Menschen verläuft geheimnisvoll in neun Lebensperioden, die tief im Schoße der Natur verschlossen und verborgen sind. Es ist ihm aber möglich, vom siebenten Kreise, also der letzten Vordreiheit ab, im Lichte dieses Himmelskörpers zu bestehen. Doch ist das Natürliche, daß er alle neun inneren Kreise erst durchlaufen muß, ehe er in die äußeren neun hineintritt.

Die inneren Kreise scheinen beinah gleich zu sein an Größe, die äußeren sind's durchaus nicht. Sie sind nicht gleichwertige neun Einheiten, sondern drei Dreiheiten. Die Anfänge liegen in der ersten Dreiheit und führen vom ersten Schrei zum ersten Wort, die zweite wird beherrscht von der Entwickelung. Sie leitet vom Ich zum Du. Die dritte stellt die Vollendung dar von der Reife bis zur Überreife. Jede Dreiheit findet in ihrem dritten Kreise ihre eigene Vollendung. Jeder erste Kreis beginnt sein Neues. Der Sprechling ist das Ziel, dem der kleine Schreier zustrebte, Jüngling und Jungfrau die Vollendung des Werdens, der Greis die Frucht des Lebens in ihrer Überreife.

Die Lebenskreise kommen zum Bewußtsein mittelst einer Entdeckung, eines blitzartigen Innewerdens einer neuen Wahrheit. Sie sind wie Offenbarungen, deren der Geist des Menschen inne wird, und an denen er aufwärts strebt. Die Natur und das Leben schaffen und stellen dadurch Aufgaben, und zu den Aufgaben des Werdens nimmt der Mensch seine Stellung ein und wird an ihnen etwas Großes, ein beherrschender Geist. Er wird geführt wider Wissen und Wollen, aber doch zugleich so gestellt, daß ihm die Zügel des Seins in die Hände gelegt werden, und indem er seiner Aufgabe gerecht wird, übt er seine Herrscherrechte aus.

So hat er im Grunde auch den Tod selbst in der Hand. Wenn alle Aufgaben des Seins erfüllt werden, kann der natürliche

Tod erst eintreten im hohen Alter als leichter, unmerklicher Übergang in ein neues Sein. Wird aber die Aufgabe nicht erfüllt, so tritt der Tod vorher gewaltsam ein und schneidet mörderisch das Leben ab unter großen Schrecken und Plagen, als würde der Mensch durch alle folgenden Entwickelungsreihen hindurchgerissen und müsse im Fluge ihrer Last inne werden, ohne ihr Gutes genießen zu dürfen. Dadurch erklärt sich ein großer Teil der Schrecken des Todes. Er ist ebenso eine Strafe der Natur wie Gottes und muß von uns erkannt werden als Walten Gottes, das durch die Natur vermittelt ist. Sittliche Forderungen durchwalten und bedingen die Natur. Ihre Nichterfüllung ist in sich Unnatur und zieht die Empörung der Natur gegen ihren zur Herrschaft offenkundig unfähigen Herrn, den Menschen, mit notwendiger Folgerichtigkeit nach sich und erfüllt den Geist des Entthronten mit den jähen Schrecken des bösens Gewissens und der schweren Todesstrafe, die seine Entwickelung gewaltsam abschneidet.

Aber nicht jeder Tod ist so. Es giebt auch eine Frühreife, die in jedem Lebenskreise eintreten kann und die höheren Gestaltungen des Seins auf Kosten der niederen entwickelt hat, so daß das Leben von jenem Übergewicht auseinanderbricht. Dieser tritt meistens leicht und freundlich ein. Aber vom Standpunkte der Menschheit ist er tief zu beklagen. Gerade unsere Fortgeschrittensten verlieren wir so vor der Zeit. Offenbar soll aber der Fortschritt nicht sprunghaft, sondern in langsamem Werden geschehen.

Eines fällt auf den ersten Blick auf. Die Übergänge werden mehr und mehr gelinder und langsamer. Der Tod müßte der allernatürlichste und gelindeste Übergang sein in eine neue Form des Seins, die lediglich sich in den höheren Formen des Stoffes auswirkt, ja in denen die niederen verklärt und vergeistigt sind. Dieser Tod, dies Übergehen und Hineinreifen in höhere Seinsformen, muß von Anfang an die Bestimmung des Menschen gewesen sein. Ewiges Leben ist ewige Entwickelung zu immer neuer Fülle und innerhalb immer weiterer Kreise des Seins. Erst der Tod, der die Entwickelung abschneidet, ist die eingedrungene naturgemäße Strafe Gottes.

Es zeigt sich die Regel, daß in den kleinen Kreisen die Übergänge jäh sind, in den großen allmählich. In der ersten Dreiheit kann man das Datum aufschreiben, im allerersten sogar Stunde und Minute angeben. In der zweiten Dreiheit beginnt es damit, daß man den Monat, und endet, daß man das Jahr feststellen kann, in der dritten lautet die Bestimmung anfänglich auf Jahre und endet mit einem Jahrzehnt. Je allmählicher der Übergang, desto längere Zeit währt die Periode.

Das ist nicht unwesentlich. Entwicklungskreise können wir in der ganzen Natur beobachten. Die Natur arbeitet mit zweierlei Mitteln. Einmal mit allmählichen Veränderungen, die ganz leise und unaufhörlich Neues eintreten und Altes verschwinden lassen, dann aber mit jähen, schroffen katastrophenartigen Übergängen, also mit Evolution und Revolution. Beide Merkmale trägt der Mensch an sich. Sie sind tief in sein Wesen eingegraben, und er stellt an seinem Leibe und an seinem Geiste ganz gleichmäßig die große Einheit alles Seins und Werdens dar, ebenso wie die Einheit des Stoffs. Die Stufen des Werdens sind in ihn eingegraben nicht minder wie ihre innerliche Auswirkung.

Es gab z. B. eine Zeit, da waren nur Vier- oder Mehrfüßler auf Erden und die höchste Stufe des Seins war erreicht, wenn man sich mit Vieren über diese Erde bewegte. Der Mensch erst durfte sich in voller Würde auf zwei Füßen über alles Sein dieses Planeten erheben. Aber ein volles Jahr stellt er, unfähig zu dieser hohen Würde, die frühere Stufe der Lebewesen leiblich dar, und wollte man rückwärts sein Werden verfolgen bis in die ersten Keime des Seins, so würde man finden, daß er durch sein eigenes Sein jegliches Sein aufnimmt und an sich selbst die Reihen des Werdens darstellt ebenso in ihren Evolutionen, wie in ihren Revolutionen. So ist der Mensch der Spiegel der Schöpfung und das lebendige Denkmal des Schöpfers, ein offenkundiges und doch unerschöpfliches Geheimnis.

Durch die neun Lebenskreise tritt uns noch ein Rätsel näher, das Rätsel der Zeit. Bekanntlich weiß niemand, was eigentlich

Zeit ist, da jedes Alter wesentlich andere Vorstellungen davon hat. Die Uhr und die Sonne behaupten, Jahre seien genau gleiche Ringe oder Ellipsen, bei denen sich weder Zusätze noch Abstriche machen ließen. Das Menschenleben im Gegenteil bezeugt durch unser Bewußtsein, daß Jahr und Jahr eine Ungleichheit sei. Das Jahr des Kindes ist ein anderes, als das des Mannes und des Greises. Das letztere fliegt davon, das erstere schleicht träge, unmerklich dahin. Die Lebenskreise erklären beide Anschauungsformen. Jeder Lebenskreis beurteilt die Zeit nach dem Verhältnis seiner eigenen Dauer. Das Jahr als Jahr, als Umlauf um die Sonne, kommt uns nur zum Bewußtsein durch wissenschaftliche Betrachtung, aber in unserem Empfinden besteht es lediglich als Bruchteil unseres jeweiligen Lebenskreises. Das junge Ich z. B. durchläuft seinen Kreis in drei Jahren, der Greis in 30 Jahren. Folglich ist dem Bübchen ein Jahr ebenso viel, wie ein Jahrzehnt dem Greise, ein Dritteil seines Lebenskreises. Da die Kreise immer größer werden, so wird naturgemäß das Zeitbewußtsein immer geringer. Es müßte schließlich übergehen in ein Ewigkeitsbewußtsein, das Zeit überhaupt nicht empfindet und sein Vorwärtsgehen in ewiger Vollendung vollführen darf.

Schon das ewig gleiche Ich enthält ein Ewigkeitsmoment, und die nimmer rastende Zeit hält Ewigkeit als ihr Ziel. So stellt der Mensch auf diesem Himmelskörper die Ewigkeit dar, wie sie sich mit dem Stoff verbindet und ihn in ihre Kreise zu ziehen trachtet und doch sie selbst bleibt in ihrem Ausgang und in ihrem Ziel. —

Wunderbarer Mensch! Ein alter Weiser hat anbetend gesagt: Du hast ihn nur wenig geringer geschaffen als Gott, mit Ruhm und Ehre hast du ihn gekrönt. Aber wer kann nun sagen, was wir eigentlich sind? Eines ist gewiß. Das entzückendste Geheimnis bist du selbst, und dein eignes Sein deiner Natur entsprechend in Wahrheit zu entfalten, das ist Seligkeit, der sich nichts an die Seite stellen läßt.

Lh.

Von Kindererziehung und Jugendunterricht.

I. Um was es sich handelt.

1. Der Notstand.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftigt die Frage nach der rechten Erziehung und dem zweckmäßigen Unterricht unserer Kinder die geistig lebendigen Kreise unsers Volkes auf das Lebhafteste. Es sind nicht bloß Lehrer, die davon beunruhigt werden, wenn sie das Herz auf dem rechten Flecke haben und ihre Lebensthätigkeit an den höchsten Zielen orientieren, sondern vor allem die nachdenklichen Eltern, die von ihrem heiligen Elternberuf bis in die Tiefen des Gewissens durchdrungen sind und die Verantwortung für das Werden ihrer Kinder ernstlich empfinden. Zwar die Öffentlichkeit weiß nichts davon, wenn wir von der „Schulreform" absehen, von der noch die Rede sein wird. Sie schwärmt auch hier davon, wie wir es so herrlich weit gebracht haben, daß wir Deutschen die besten Schulen der Welt haben, was doch nicht viel besagen würde, wenn sie durchgängig verfehlt wären, daß unsere ganze Kultur auf ihnen beruhe, was ein zweifelhaftes Kompliment ist, wenn wir gegenwärtig in tiefer Barbarei leben, daß wir ihnen unseren nationalen Aufschwung verdanken, was sehr die Frage ist, und wenn es wahr wäre, uns ihm gegenüber nur skeptisch stimmen könnte. Aber wenn man viel unter den Menschen aus- und eingeht und Fühlung mit den Herzen bekommt, dann hört man bittere Klagen und leidenschaftliche Anklagen gegen unser Schulwesen, die nur zu berechtigt sind. Alles, was in Vorträgen und Aufsätzen nach dieser Richtung gesprochen wird, weckt unter Jung und Alt vielfaches Echo, und man wird für seine Ausführungen mit Beispielen aus dem Leben förmlich überschüttet. Freilich, wenn man selbst aus dem Lehrerkreise stammt, weiß man, daß gegenüber allen Klagen der Eltern hier immer die Schule Recht hat, und die Wurzel alles Übels im Elternhause gesucht wird. Das ist sicher auch zum Teil richtig, aber nur zum Teil. Jedenfalls

sollte es doch stutzig machen, wenn gerade die besten und sorgsamsten Eltern sich empören, und es ist doch sehr leichtfertig, ihre Erziehung als Verziehung zu verdächtigen, sobald sie am Unterrichte etwas auszusetzen haben.

Gewiß ist es für den Unbeteiligten schwer, das rechte Urteil zu gewinnen, wenn er nur die eine Seite hört. Ich fühle mich auch gar nicht zum Richteramt berufen, sondern will nur sagen, daß es eine wahnsinnige Verblendung ist, alle Klagen und Anklagen gegen die Schule auf Überempfindlichkeit der Eltern für ihre verwöhnten oder unbegabten Muttersöhnchen zurückzuführen. Diesem Unterfangen setze ich und mit mir gewiß viele die eigene Erfahrung entgegen, die wir in unserer Jugend machten. Die meisten Eltern ahnen ja gar nicht einmal, wie ihre Kinder unter der Schule leiden. Denn sie leiden ohne zu klagen. Sie sehen in der Schule, wie sie ist, von vornherein viel zu sehr ein unabwendbares Verhängnis, als daß sie versuchen würden, sich dagegen aufzulehnen, und ahnen zu wenig von den untilgbaren verwüstenden Folgen, unter denen sie zeitlebens leiden werden, um außerstande zu sein, sich damit zu trösten, daß die schreckliche Zeit einmal vorübergeht. Gewiß leiden nicht alle Kinder unter der Schule. Es giebt unter den Jungen einen geringen, unter den Mädchen einen ziemlich hohen Prozentsatz von Naturen, die sich in den Schulen, wie sie gegenwärtig sind, wohl fühlen und darin gedeihen. Aber den meisten ist sie eine Qual, die man sich nach Möglichkeit zu erleichtern sucht und im übrigen mit Widerwillen und Erbitterung erduldet. Für diese Menschenquälerei, für die unsere Zivilisation noch keine Schutzvereine und Schutzmaßregeln kennt, sondern sie mit derselben religiösen Inbrunst betreibt wie die frühere Barbarei ihre Kinderopfer, giebt es auch nicht die Entschuldigung, daß sie zum Besten der gemarterten jungen Wesen sei. Denn sie ist nur zu ihrem Übel. Wenn man als erwachsener Mensch an diese schrecklichste Zeit seines Lebens zurückdenkt, so wird man nicht mit ihr ausgesöhnt, sondert empfindet das Verbrechen, das man an wehrlosen Kindern begeht, nur noch tiefer, weil man jetzt erst die Schädigung und Verkrüppelung an

Leib und Seele, an geistigen Fähigkeiten und individueller Begabung überschauen und würdigen kann, die man ihr verdankt. Viele werden über diese Äußerungen als über einen leidenschaftlichen Ausbruch ungerechter Beurteilung den Kopf schütteln und gegen die Verallgemeinerung eines unglücklichen Ausnahmefalls protestieren. Ihnen gegenüber möchte ich aber nur persönlich bemerken, daß ich mit schulmäßig sehr gutem Erfolge eine höhere Schule besucht habe, die mit vorzüglichen Lehrkräften ausgestattet im Rufe einer Musteranstalt stand. Ich gebe auch gerne zu, daß unsere Schulen vielleicht so vorzüglich sind, als sie es überhaupt sein können. Aber sie sind als solche im Grunde durch und durch verfehlt. Denn sie ruhen auf einer Methode, die für menschliche Wesen unbrauchbar und verderblich ist. Dafür berufe ich mich auf die Lehrer. Denn diejenigen unter ihnen, die nicht Unterrichtsautomaten, sondern lebendige Menschen sind, leiden unter ihr ebenso wie ihre Schüler, die sie mit dem ganzen Einsatz ihrer Persönlichkeit vor ihrer vernichtenden Wirkung zu bewahren suchen. Deshalb hilft hier keine Reform, sondern allein eine grundsätzliche Umkehr.

Wem aber der Notstand unserer Jugend noch nicht persönlich entgegengetreten ist, den möchte ich auf folgende Thatsachen aufmerksam machen, die heute offen zu Tage liegen:

1. Es ist allgemein anerkannt, daß unsere Schulen die menschliche Entwickelung der Jugend nicht fördern, sondern schädigen. Aus der ganzen Schar wundervoller Kinder, die alle als eigenartige, ursprüngliche und feurige, lebensfrohe und lebenskräftige Erscheinungen von ihr verschlungen werden, macht sie binnen wenig Jahren durch ihren so vorzüglich funktionierenden Betrieb eine fade, schlaffe, gelangweilte und interesselose Gesellschaft, wo alle genialen und originalen Keime erstorben oder verkümmert sind. Dieselben herrlichen Kindergestalten sind zehn, zwölf Jahre später mehr oder weniger blutarme und wurmstichige, blasierte und stumpfe, greisenhafte und nervös übermüdete Geschöpfe ohne jugendlichen Überschwang der Kräfte, ohne heroischen Lebensdrang, ohne Flug und Leidenschaft des Geistes, ohne Lebensmut und Abenteuerlust. Alle die jungen

Bäche, die munter, krystallklar, in eigentümlicher Farbe leuchtend, bald murmelnd, bald schäumend hervorspringen, werden im Flachland der Schule zu einer großen trägen Flut, in der alle Eigenart untergeht. Alle höheren Interessen und Ziele sind von praktischem Materialismus, Strebertum und Eitelkeit verschlungen. Sie haben das Suchen verlernt und wüßten auch gar nicht, was sie suchen sollten, sie sind auf dem besten Wege, sich zu braven, geriebenen oder genußsüchtigen Bildungsphilistern auszuwachsen. Man sehe sich nur unsere Studenten an und höre die Klagen ihrer Professoren, wie sie leben und studieren, wie gleichgiltig ihnen Wahrheit und Kultur, Kunst und Wissenschaft gegenüber der Berechtigung für irgend eine Lebensstellung mit Pensionsberechtigung ist. Man achte nur auf die geistige Öde und Stumpfheit, auf die barbarische Unbildung und Fachbeschränktheit unserer akademisch gebildeten Kreise in ihrer Stammtischatmosphäre, Familiensimpelei oder Beamtengespreiztheit. Und man denke endlich an den peinlichen Mangel bedeutender Persönlichkeiten, unter dem wir heute auf allen diesen Gebieten leiden. Das danken wir in erster Linie unseren berühmten Schulen und der geisttötenden und entseelenden Verwüstung unserer Jugend durch sie.

2. Es ist eine ebenso allgemeine Erfahrung, daß die Schulen heutzutage der Jugend so wenig ursprünglich lebendiges Verständnis und tiefes, begeistertes Interesse für das, was sie ihr lehren, zu wecken verstehn, daß sie ihr im Gegenteil alles verekeln, was sie ihr nahe bringen. Wer interessiert sich, wenn er glücklich dem Gymnasium entronnen ist, noch für die wunderbare Kultur Griechenlands, wer schöpft noch aus dem Jungbrunnen des Christentums und ahnt etwas von der Herrlichkeit der menschlichen Bestimmung, die es uns offenbart? Wer hat noch ein Auge für die Schönheit der Pflanzenwelt bis in ihre unscheinbarsten Erscheinungen, wer verfolgt noch die Gesetze der Natur auf allen Gebieten, wer versteht noch Geschichte und hat Sinn für die Probleme der Kultur, wer lebt noch in den Schöpfungen unserer Klassiker? Ja wie kann er auch, wenn er von alledem keine Ahnung bekam, und die auf-

gedrungene Beschäftigung damit nur einen immer mehr steigenden Widerwillen erzeugte! Doch ich will hier einen andern reden lassen. Ich fürchte wirklich sonst, man hält mein Urteil über die Schule für eine persönliche Extravaganz. Arthur Bonus schreibt einmal*):

„Jede energische Ablehnung einer größeren Hineinziehung der deutschen Litteratur in den Schulplan macht mir eine wilde Freude. Aus demselben Grunde nämlich, aus dem ich keinen brennenderen Wunsch habe, als daß man ein Einsehen haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte — heute lieber als morgen! Aus demselben Grunde, aus dem es mich überläuft, wenn ich ein pädagogisches Buch in die Hand bekomme, in dem die deutschen Märchen nach bester Schulmethode klein gekaut sind! Aus demselben Grunde, aus dem ich für alles, was mir lieb und wert ist, flehende Hände aufhebe: Thut alles damit, nur bringt es nicht in die Schule!

Und deshalb um alles in der Welt nicht noch mehr Deutsch in die Schule, oder gar das Deutsche in den Mittelpunkt! Beim Schatten Schillers, des Bedauernswerten, mit dem das Experiment gemacht ist! Unsere Großväter noch haben ihn inbrünstig geliebt, sie stellten ihn sogar an Rang neben Goethe. Wir verstehen das einfach nicht mehr. Es giebt einen Weg zu diesem Verständnis: man treibe 20 Jahre lang Goethe auf unseren Schulen und lasse den armen Jenenser sich verschnaufen! Man zerbricht sich den Kopf darüber, warum jener andere Deutsche, der uns die feste Burg sang, so unpopulär geworden ist, nicht zuletzt in den gebildeten Ständen. Weil jedes Wort seines Katechismus — und der ist bei unseren Gebildeten ein Synonym für Luther — von Schulekel trieft. Unsere Synoden erschöpfen sich in Vorschlägen, wie dem Volke die Religion zu erhalten sei. Zu „erhalten" ist da nichts mehr. Aber wer sie wieder ins Volk bringen will, der befreie sie einmal vom Schulzwang. Woher erklärt sich die fabelhafte, gerade auch geistige Überredungskraft der Sozialdemokratie? Wenn ich konservativ wäre, forderte ich zwei Stunden wöchentlich Sozialismus, von einem Sozialdemokraten zu geben nur mit der Verpflichtung, die approbierte pädagogische Methode anzuwenden. Man würde staunen, wie das helfen würde. ...

Könnte man nun nicht einmal in der Erkenntnis, daß die heutige Pädagogik uns alle Stoffe, alte wie neue, humanistische wie naturalistische, ganz gleichmäßig verleidet, die Frage nach den Stoffen, die dem Vampyr Schule preiszugeben seien, eine Weile ruhen lassen, und dafür die andere Frage erwägen, ob man nicht eine Methode entdecken könnte, die den Schülern das lieb macht, was sie mit ihnen treibt? Denn mit dem Abschreckungsunterricht kann das doch nicht für ewig weiter gehen! — mit jener Peitsch- und Zuckerbrotmethode des körperlichen und geistigen Knuffens von hinten und der Berechtigungen von vorne, — mit diesem Schrauben- und Zangengeist, der darein seinen Stolz setzt, Dinge aus den Schülern herauszufragen, die nie in ihnen waren, und sich deshalb genötigt sieht, die Antworten in die Fragen zu ver-

*) Die Christliche Welt 1900 Sp. 755 ff.

stecken und sich und anderen etwas vorzumachen, — mit diesem „Anschauungsunterricht", der alle Anschauung durch Begriffe ersetzt und unter Begriffen erdrückt, — diesen Religionsstunden, in deren chemisch „sokratischer" Luft kein Geheimnis mehr atmen kann, in denen alles Höchste und Tiefste platt gefragt und nichts mehr auf Hoffnung gesät wird: denn es muß alles „verstanden" sein, und das von zwölfjährigen Kindern! — diesem Naturwissenschaftsunterricht, in dem die Kinder gewaltsam von der Natur entfernt werden, — diesem „Deutsch", in dem ein armes Gedicht so lange erklärt wird, bis poetische Anschauung und künstlerische Empfindung zum Teufel sind, und die öde graue Schulqual aus ihm herausgrinst, wie aus allem, was die Schule bisher angefaßt hat, dieser umgekehrte König Midas, unter dessen Fingern alles Gold zu Staube wird.

Die Schulhierarchie gefällt sich darin, den Zweifeln an der unfehlbaren Methode gegenüber darauf hinzuweisen, daß sie von Laien ausgehen. Vielleicht ist das heute schon nicht mehr ganz wahr. Aber überhaupt, was heißt hier Laie? Wenn man uns zwölf Jahre lang maltraitiert hat, so sind wir die Sachverständigen in der Frage, ob wir uns maltraitiert fühlen.

Mit einem Schrei nach Luft stürzen wir aus dem Gymnasium, aus dieser gewaltsamen großen Ernüchterung über alles, was Ideal heißt; und dann will man uns den Mund zuhalten und uns weis machen, wir hätten dort die größten geistigen Wohlthaten und wohl gar eine Art geistiger Erlösung erhalten. Nach dem Urteil der Fachleute sei es so, also sei es so! Ähnlich wie es Kirchenleute giebt, die ihre Aufgabe darin sehen, den Menschen zu beweisen, daß Christus sie erlöst habe — was doch eigentlich die „Erlösten" besser wissen müßten."

Hier trifft jedes Wort den Nagel auf den Kopf, auch die Schlußverwahrung gegen den Vorwurf, daß wir nicht Personen und Sache trennen könnten. Im Gegenteil wissen wir, daß unsere „tüchtigsten Lehrer bewußt oder unbewußt unter der Methode ähnlich litten, wie wir selbst, und wir denken alle einiger Lehrer mit Freuden, die so unpädagogisch waren, daß wir eine ganze Menge Dinge von ihnen lernten, die sie unmethodisch gaben, weil sie zu stark Persönlichkeiten waren, die sie aus Versehen gaben, und die wir nie vergessen."

5. Wie die Methode des Unterrichts, so auch die ganze Einrichtung der Schule. Sie ist in der gleichen Weise verfehlt und erreicht genau so das grade Gegenteil von dem, was sie will. Wer seines eignen fruchtlosen Leidens unter der Schule inne geworden ist, weiß das ebenso wie die Eltern, die wehrlos ihre Kinder leiden und Schaden nehmen sehen.

Unsre Schulen sind alle in ihrer Einrichtung auf Massendrill und nicht auf individuelle Pflege, Erziehung und Bildung angelegt. Sie stehen auf dem unhaltbaren Satze von der Gleichheit aller Menschen und nehmen in ihrer Einrichtung keinerlei Rücksicht auf die persönliche Verschiedenheit der Kinder, so sehr man es im Betriebe selbst versuchen mag. Sie sind also in ihrer Anlage wider die Natur und begründen damit die verwüstenden Folgen, die jede Auflehnung gegen die Thatsachen und Gesetze der Natur nach sich zieht.

Schon die Aufnahme in die Schule vollzieht sich viel gewaltsamer und mechanischer als selbst die Aushebung zum Militär, obwohl es sich hier um geistige Ausbildung handelt, die doch viel weniger eine gleichmäßige Schultüchtigkeit voraussetzen kann. Dort herrscht Auswahl, hier wird alles unbesehens tauglich befunden. Dort kann man eine Reihe Jahre zurückgestellt, der Reserve überwiesen oder gänzlich ausgemustert werden. Hier werden alle, die das vorgeschriebene Alter haben, zwangsweise genommen und, so verschieden sie auch sein mögen, in ein und dieselbe Klasse gepfercht. Gewiß es giebt einen Fall, wo ein Kind zurückgestellt werden kann, wenn ein ärztliches Zeugnis die körperliche Schwächlichkeit bescheinigt. Aber der Geist und seine Entwicklung ist in jeder Beziehung dabei eine quantité négligeable. Das Tollste aber für jeden vernünftig denkenden Menschen ist, daß auch im ganzen Fortgang der Schulerziehung die elementarste Bedingung jeder gedeihlichen Geistesbildung, die Sonderung der Verschiedenartigen und die Auslese der Hervorragenden niemals Geltung gewinnt. Der verschiedene Grad der Begabung wird nur als Hemmnis empfunden, die verschiedene Art der Begabung scheint aber auch nicht einmal geahnt zu werden. Denn für alle herrscht derselbe Lehrplan, und für alle wird er in der gleichen Weise traktiert. Die Schwachen leiden dabei unter den Klugen und die Klugen unter den Schwachen. Jene kommen niemals in ihrem Schulleben zu einem wachstümlich gesunden und darum gedeihlichen und befriedigenden Fortschritt, denn sie werden unter Keuchen notdürftig und

gewaltsam mit fortgerissen, und diese werden durch die Rücksicht auf die Unfähigen im Fortschreiten gehemmt, mit Langeweile gequält und zu Zerstreutheit und Träumerei verführt. Dagegen sollen dann Strafen helfen, obwohl das Abschweifen der Gedanken nur eine Selbsthilfe der Natur gegen das erzwungene geistige Wiederkäuen ist, und die Schuld allein die Einrichtung der Schule trifft, und wenn die geistig Unbeholfenen nicht notdürftig bis zum Klassenziel mit nachgezerrt werden können, müssen sie den ganzen Kursus noch einmal absitzen, eine pädagogisch so verhängnisvolle Maßregel, daß sich jedem psychologisch Einsichtigen bei dem bloßen Gedanken daran die Haare sträuben. Gewiß sucht man nach Möglichkeit das Äußerste zu vermeiden. Denn der Ehrgeiz jeder höhern Schule namentlich besteht darin, auch die Unfähigsten durch die Schule mit durchzuschleppen, um nach Möglichkeit alle Berufsarten höherer Bildung mit einem möglichst zahlreichen gelehrten Proletariat zu überfüllen und zu belasten.

Daß bei einer derartigen Einrichtung, bei Klassen, die in ihrer Überfüllung ohne jede Sonderung die ungleichartigsten Individuen gleichförmig zusammen schließen, der Unterricht auch bei dem höchsten Wollen nur in einem bessern Drill bestehen kann, liegt auf der Hand und weiß alle Welt. Jeder höhere Flug des Lehrers, durch persönlich lebendige Darbietung des Gegenstands wirkliches Verständnis zu erwecken und innerlichst dafür zu interessieren, erlahmt an der Unmöglichkeit, das gleichmäßig so verschiedenen Elementen gegenüber zu können und führt notgedrungen zu der Mühsal, alles im Einzelnen vorzukauen und einzupauken. Diese Notwendigkeit ist aber nur ein Zeichen der Unreife der Schüler dafür, und alles Wiederholen und Abfragen führt nicht zur Reife dazu. Als ob die richtige Antwort und das lückenlose Wissen ein Zeichen von Verständnis wäre! So sinkt die „Geistesbildung" zur Überladung des Gedächtnisses mit fremdartigem Wissen und zur Übung einer oberflächlichen Geschicklichkeit im sprachlichen Radebrechen und in der Lösung mathematischer Aufgaben herab, die sich ebenso schnell wieder verliert, wie die eingeprägten Kenntnisse

verschwinden. Daß aber der sorgfältigste Ausbau der verfehlten Einrichtung durch Lehrpläne, die fast bis auf jede Äußerung des Lehrers detailliert sind, durch das fortwährende Prüfen der Schüler am Normalmaßstab, durch die Steigerung des Gedächtnisdrills und der Fertigkeitsübungen das Übel nicht heben, sondern nur verschlimmern, sieht jeder ein, der nicht von der üblichen Schultechnik geblendet ist. Die „Geistesbildung" in unseren Schulen ist eine Barbarei, die nur durch das Raffinement, mit dem sie bis in's Einzelnste durchgebildet ist, übertroffen wird. Ja wirklich, Methode hat dieser Wahnsinn!

Unter diesen Umständen ist es schließlich nicht mehr verwunderlich, daß das Ergebnis und Maß von Wissen und Können, mit dem unsre Jugend die Schule verläßt, in gar keinem Verhältnis zu der Zeit und Kraft, zu der Arbeit und Mühe steht, die darauf verwandt wird. Das Mißverhältnis wird aber geradezu ungeheuerlich, wenn man bedenkt, daß das Wissen, das man sich mühsam angeeignet hat, in unglaublich kurzer Zeit vergessen wird, und das Können, das jahrelang geübt wird, nicht freie Kunst wird, sondern handwerksmäßige Schulung bleibt. Je höher die Schule, um so mehr steigt das Mißverhältnis. Am schlimmsten steht es mit den Gymnasien und Realgymnasien. Welch eine Vergeudung der herrlichsten Jugendzeit! Um das geringe Ziel dieser „Reife" für die Universität, das jede höhere Tochter privatim bequem in 3 Jahren erreicht, zu erlangen, müssen unsre Jungen bis zum 19. oder 20. Jahre ununterbrochen täglich ungefähr sechs Stunden in der Schule sitzen und noch drei bis vier Stunden daheim arbeiten! Hätten wir nicht den Massenunterricht, und beschränkte man sich darauf, die jungen Leute in das Verständnis einzuführen und zu selbständiger Bemächtigung der Gegenstände anzuleiten, statt ihnen bis zur obersten Klasse alles vorzukauen und einzutrichtern, dann reichten zwei Stunden täglichen Unterrichts bequem aus, dann gäbe es keine Langeweile, keine Zerstreutheit und Träumerei, dann gäbe es freies, fröhliches Arbeiten daheim und eine Fülle freier Zeit für die Ausbildung des Körpers, der jetzt einer zweifelhaften Geistesdressur zum Opfer

gebracht wird, und für die so wichtigen persönlichen Liebhabereien, in denen sich die eigentümlichsten Anlagen offenbaren und die spätere Berufswahl vorbereitet.

Ich habe bis jetzt noch keinen Lehrer gefunden, der mir nicht in dieser Kritik, die nicht meine Meinung, sondern nachgerade eine allgemeine Einsicht ist, prinzipiell zugestimmt hätte, aber alle waren darin einig, daß unsere gegenwärtige Schuleinrichtung eine individuelle und organische Geistesbildung unmöglich mache, allein schon der Größe der Klassen wegen. Und das meine ich auch. Aber ich ziehe einen andern Schluß daraus. Deshalb muß es nicht bleiben, wie es ist, sondern es muß grundsätzlich anders werden. Wir brauchen eine Umwälzung und Neueinrichtung unsers gesamten Schulwesens von Grund aus. Denn unsre herrliche Jugend ist nicht dazu da, um dem herrschenden System geopfert zu werden, sondern wir müssen Mittel und Wege einer Jugendbildung finden, die den Thatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur und den wirklichen Zielen einer menschenwürdigen Geistesbildung gerecht wird.

2. Die Schulreform.

Bei dieser Forderung handelt es sich um etwas anderes, als die Schulreform im Auge hat, die namentlich in Norddeutschland bereits zu allerlei Änderungen und Experimenten geführt hat. Während meines Erachtens nichts zu reformieren ist, sondern die bisherige Schuleinrichtung und Lehrweise grundsätzlich und vollständig aufgegeben und etwas ganz Neues geschaffen werden muß, stellt man sich dort in jeder Beziehung auf den Boden der herkömmlichen Schulanlage und Schultechnik, und während mich das zentrale Interesse einer gesunden und fruchtbaren Erziehung und Bildung des wundervollen menschlichen Wesens in jeder eigentümlichen Form seiner Erscheinung erfüllt, stehen dort peripherische Gesichtspunkte im Vordergrund.

Vor allem die Berechtigungsfrage. Die Schulreformer nehmen die höheren Schulen nicht als das, was sie ursprünglich sein sollten,

sondern als das, was sie geworden sind. Sie sind Realpolitiker, die sich nicht um alte Ideale bekümmern, sondern um den wirklichen Stand. Und dazu haben sie ein Recht, wenn die alten Ideale nur noch veraltete mythologische Embleme sind, um die sich kein Mensch kümmert. Die Gymnasien wollten ursprünglich ihren Schülern eine humanistische Menschenbildung geben, eine persönliche Reife und Kultur, die sie innerlich für alle höheren Berufe befähige, sie sind aber herabgesunken zu einer fragwürdigen Vorschule für wissenschaftliches Studium. Dann erhebt sich die berechtigte Frage, ob nicht die Realschulen ihren Zöglingen eine gleichwertige technische Vorbildung des Geistes für jedes Gebiet der Forschung bieten wie die stolzen Gymnasien, und niemand, der diese Frage ohne Nebenrücksichten erwägt, wird das leugnen. Es ist auch gar nicht einzusehen, warum ein Realabiturient für das Studium selbst der Theologie oder der altklassischen Philologie nicht mindestens ebenso gut vorbereitet sein soll wie ein Gymnasialabiturient für das Maschinenfach oder Elektrotechnik. Hier wie dort müssen eben manche Vorstudien nachgeholt werden, was nur den Vorteil größerer Gründlichkeit hat. Damit hängt dann der Streit um den Lebenswert alter und neuer Sprachen, Geschichte und Kultur, der Geistes- und Naturwissenschaften für die Gymnastik und Bildung des Geistes, als Befähigung für den künftigen Beruf, also der Streit um die Unterrichtsstoffe und ihren Wert zusammen, während mir das erst in zweiter Linie steht, da der Lebenswert der Lehrstoffe in erster Linie von der Art und Weise ihrer Aneignung durch die Schüler abhängt. Denn unverdaute d. h. innerlich fremd gebliebene Stoffe haben nur einen negativen Lebenswert, ob es sich nun um griechische Klassiker oder Naturwissenschaft handelt, sie belasten die Entwicklung und stumpfen die Fähigkeiten des Geistes ab.

Wir sehen also, daß Anhänger und Gegner der Schulreform trotz ihrer gegenseitigen Bekämpfung auf einem Boden stehen. Sie sind sich darin einig, daß die höheren Schulen für den Besuch der Universitäten und technischen Hochschulen die nötige geistige Vorbildung schaffen sollen, indem sie erstens die geistigen Fähig-

keiten des Verstehens und Urteilens, Festhaltens und Vergleichens wecken und bilden, üben und steigern und zweitens die technischen Vorkenntnisse aller Art mitteilen, und streiten sich nur darüber, welche Form der höhern Schulen und welcher Stoffunterricht das am besten leiste. Sie haben ein Ziel für die höhern Schulen im Auge, dasselbe, das auch die niedern beherrscht: die Vorbereitung für die Berufsthätigkeit und gehen nur in der Beurteilung der geeigneten Wege dazu auseinander. Nach meiner Überzeugung aber, daß die Bestimmung der Menschen nicht zunächst darin besteht, durch irgendwelche Berufsthätigkeit ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, sondern Mensch zu werden, muß das Ziel aller Kinderziehung und jeden Schulunterrichts in allererster Linie die allseitige Erziehung und Bildung des jungen Menschen sein: Leben lernen und auch Einer werden. Die Rücksicht auf eine künftige Berufsausbildung muß vorläufig überhaupt ausgeschaltet werden, weil sie die reine Bildung des jungen Menschen nur stört, und darf es, weil einer, der an sich etwas geworden ist, mit gesammelter Energie und tiefem Interesse sich leicht jede berufliche Vorbildung verschaffen wird, auf die ihn seine Anlagen weisen, und infolge seiner persönlichen Reife den künftigen Beruf viel umfassender in seinen Studien begründen, ihn tiefer erfassen und viel ursprünglicher und geistesmächtiger erfüllen wird. Daß die berufliche Fähigkeit durch die allgemeine Menschenbildung nur steigt und nicht sinkt, dafür liefert die Gegenwart den negativen Beweis. Denn seit unsre höhern Schulen sich immer mehr darauf beschränkt haben, die geistigen Fähigkeiten für wissenschaftliche Thätigkeit auszubilden, sind die allgemeinen Interessen der Studenten auf ihr Spezialfach zusammengeschrumpft, das Ziel ihrer Studien das Examen geworden und jede ideale Auffassung ihres Berufs in eigennützigem Strebertum untergegangen. Der Mangel an starken, rückgratkräftigen und geistesmächtigen Persönlichkeiten in allen Berufssphären ist ein notwendiges Ergebnis davon.

Der Gegensatz, in dem ich mich zur Schulreform nach beiden Seiten befinde, ist nicht konstruiert, sondern seit Jahren ganz ur-

sprünglich als ein Hindernis jeder Beteiligung daran empfunden worden, aber erst in der Auseinandersetzung mit den geistigen Strömungen unsrer Zeit ganz klar zu Tage getreten. Er ist nichts anderes als der Gegensatz zwischen persönlicher und materieller Kultur, den ich in den Kulturaufgaben der neuen Zeit*) vor Augen stellte, wie er auf dem Gebiete der Jugenderziehung erscheint. Es ist die Frage: wollen wir nur eine Kultur der menschlichen Vegetation oder eine Kultur des menschlichen Wesens? Wollen wir das menschliche Wesen in den Einzelnen und überhaupt auf seine Höhe bringen, was zu einem Aufschwung der Vegetation, der Leistungen und Lebensgestaltungen, naturnotwendig führen muß, dann kann die Aufgabe der Jugenderziehung nichts andres sein, als Pflege der keimenden Persönlichkeit und Anleitung zu menschenwürdigem Leben, individuelle Entfaltung und Erziehung der Fähigkeiten, mit denen der Einzelne begabt ist, Hilfe am Werden zu einem lebenskräftigen, ebenmäßigen und harmonischen Gebilde, das dann erst gründlich imstande sein wird, eine fruchtbringende Thätigkeit im sozialen Organismus zu entfalten. Dann gilt es, das gesunde Werden jedes menschlichen Wesens in seiner wundervollen Einzigartigkeit zu fördern, den ganzen Menschen zu wertvollem Sein und ursprünglichem Können zu führen, sein Selbst- und Weltbewußtsein sich weiten und vertiefen zu lassen und es mit der Sonne der Wahrheit zu erleuchten, ihn durch rechte Behandlung und Belehrung in die Lebenskunst einzuführen, durch Selbstzucht freie Selbständigkeit gewinnen zu lassen, den ganzen Reichtum seiner besonderen Anlagen zu erschließen und ihnen die geeigneten Werdebedingungen zur völligen Entfaltung und kräftigem Wachstum zu verschaffen. Es kommt also alles darauf an, daß Knaben wie Mädchen — denn einen Unterschied zwischen den Geschlechtern giebt es bei diesem Ziele natürlich nicht, da beide zunächst lediglich als Menschen und nicht als sozial thätige Zellen inbetracht kommen — vollwirkliche Menschen werden, und ich bin der Überzeugung,

---

*) 4. Bd. S. 104 ff.

daß sich solche, wenn es Zeit ist, mit Leichtigkeit die technische Vorbildung zu irgendwelchem Beruf, auf die sie ihre klar zu Tage getretene Art mit Sicherheit hinweist, aneignen und die für das spezielle Studium oder sonstige Berufsvorbereitung nötige besondere Trainierung des Geistes gewinnen werden, so weit sie nicht bereits durch ihre bisherige Erziehung gewonnen ist. Allerdings wäre dann Erziehen und Lehren eine Kunst und kein Handwerk pädagogischer Geschicklichkeit, geschweige uniformer Drill mehr, und zwar die höchste Kunst als Pflege und Bildung lebendiger Wesen.

Meines Erachtens hat also der ganze bisherige Schulkampf einen falschen Schwerpunkt, die Vorbereitung für den späteren Beruf, was Fachschulen nach der Grundlegung wahrer Menschenbildung zu überlassen wäre, und ich bedaure, daß man durch die lebhafte Beschäftigung mit diesen Fragen naturgemäß auf der schiefen Ebene, auf der sich gegenwärtig unser ganzes Schulwesen befindet, immer weiter gerät und der Erkenntnis für das, worauf es eigentlich ankommt, immer mehr verschließt. Ich mußte das vorausschicken, um zu begründen, einerseits warum ich in den Kampf nicht mit eintreten kann und an seinem Ausgange kein Interesse, wenn nicht ein schmerzliches negatives wie an einer Kraftvergeudung habe, andrerseits warum ich von andern Grundlagen aus die Frage behandeln muß, was mit dem jungen Menschen geschehen soll.

3. Die Verständnislosigkeit für Erziehung.

Er muß erzogen werden. Aber die Erziehung des Menschen liegt heute ganz im Argen. Es fehlt der Sinn für Erziehung und mit der Kunst der Erziehung steht es jämmerlich. Was heutzutage unter ihrem Namen im Schwange geht, ist nicht einmal ein verständiges Handwerk mehr und sorgfältige Leistenarbeit, sondern willkürliches Stümpern und Zurechtstutzen, eine innere Verwahrlosung unter der kläglichen Hülle konventioneller Dressur.

Aber wer interessiert sich auch nur dafür und kümmert sich nur darum, was Erziehung ist und was dazu gehört! Alles andere

blüht und wird vom allgemeinen Interesse getragen: Blumenpflege und Bienenzucht, Obst- und Gartenbau, Hunde- und Pferdezucht, aber nicht Kindererziehung. Ja wenn es sich um Pflanzen und Tiere handelt, da giebt es einen rastlosen Wettlauf nach dem Ziel vollkommenster Züchtung und höchster Errungenschaften, da interessiert sich die Allgemeinheit dafür und die Presse orientiert sie darüber, Vereine sorgen für Ausstellungen, Verlosungen und belehrende Schriften, um für die Sache zu begeistern und zur rechten Zuchtbehandlung anzuleiten, der Staat erhält kostspielige Versuchsstationen, in denen unablässig daran gearbeitet wird, immer gründlicher alle Zuchtbedingungen zu erforschen und immer neue und zuträglichere Zuchtmittel zu entdecken, und richtet Instruktionskurse ein, um sofort die neuesten Entdeckungen zu praktischer Verwertung zu bringen. Aber für Kindererziehung hat er weder Interesse noch Geld, und kein Mensch interessiert sich dafür außer einigen Einspännern und ratlosen Eltern, die weder ein noch aus wissen und niemanden finden, der ihnen helfen könnte. Es giebt allenthalben Tierschutzvereine und eine lebhafte Agitation gegen die Vivisektion, aber die unsagbare Werdenot und Qual der Kinder in Haus und Schulen läßt völlig ungerührt. Es giebt Hochschulkurse für alle Gebiete des Wissens und Könnens, aber über Kindererziehung belehrt niemand die Menschen.

Wenn es aber jemand thäte, wer würde sich dafür interessieren! Wenn jemand Obstbäume pflanzt, so kauft er sich ein Buch über ihre Kultur, studiert mit allem Eifer die gedeihliche Art der Anpflanzung und Pflege, die Naturgesetze des Baumschnitts, die verschiedenen Wege der Veredlung, die physiologischen Grundsätze und Geheimnisse der rationellen Obstbaumzucht und ruht nicht, bis er jemand gefunden hat, der es gründlich versteht, damit er ihn anleite und helfe, läßt es sich Zeit und Geld kosten, begeistert sich dafür und giebt sich dem ganz hin. Aber wenn jemand das Glück hat, Kinder zu haben, das Herrlichste und Köstlichste, was es giebt, das größte Wunder des Lebens, vor dem man immer wieder in fassungsloses Staunen gerät, so behauptet er wohl, sie zu

lieben, aber was zu ihrer gesunden leiblichen und geistigen Entfaltung gehört, ist ihm ganz gleichgültig. Was kümmert ihn die Kenntnis der körperlichen und geistigen Natur und ihrer Lebensbedingungen, was geht ihn Hygiene und Psychologie an. Er überliefert ruhig sein Kind den unsinnigen Praktiken alter Weiber und läßt das keimende Bewußtsein willkürlich mißhandeln. Aber auch die Wissenschaft: auf welchem Gebiete pflanzlicher oder tierischer Zuchtbemühungen ist es möglich, daß in bestimmten Fällen ein Sachverständiger das gerade Gegenteil empfiehlt oder annimmt als der andre. Aber fragst du in der Behandlung deines Kindes — ich rede nur vom Körper, denn über die Kinderseelen haben wir überhaupt noch keine Sachverständigen — um Rat, so kannst du sicher sein, von dem einen immer das genaue Gegenteil von dem zu hören, was der andere sagt. Sind das nicht unerhörte Zustände! Will ja einmal jemand sein Kind wirklich pflegen und erziehen, so fühlt er sich vollständig ratlos, ja verraten und verkauft an schwirrende haltlose Meinungen. Aber wer will denn das überhaupt! Man läßt es wild aufwachsen, pflegt es mit Unverstand und stutzt an ihm herum mit Willkür nach Lust und Laune. Was es bedarf, kommt gar nicht in Frage, es soll nicht stören und unbequem werden, es soll amüsieren, wenn man eine Puppe braucht, Mätzchen machen, wenn man es vorführen will, und nicht mucksen, wenn man es satt hat. Um es zu beaufsichtigen und zu erziehen, mietet man unerzogene und verwahrloste, unverständige und gefühllose Menschen wie Tagelöhner und kümmert sich den Teufel um ihre Fähigkeit zu erziehen, wenn sie nur ein Zeugnis über anständiges Betragen oder einen absolvierten Lehrkurs aufweisen können, was für die Reife und Befähigung zur Erziehungskunst gar nichts besagt. Wer Bäume zieht, weiß, daß ein falscher Schnitt, eine verkehrte Stütze, eine übermäßige Bewässerung sofort schadet, und verfährt deshalb sorgfältig und behutsam, wie es ein edles Gewächs verlangt. Aber das eigene Fleisch und Blut läßt man verwahrlosen, verhätschelt oder verprügelt es, schlägt es über einen Leisten und zupft launisch an ihm herum, quält es und läßt es verkrüppeln. Ist das nicht ein

Schimpf und eine Schande, ein Hohn auf alle sogenannte Kultur unsrer Zeit! Ist es nicht Zeit, daß es hier anders wird? Und bist du selbst ein Wildling geblieben und ein verkrüppeltes Gewächse geworden, so laß doch wenigstens die Absenker deines Lebens veredeln!

Wie in den Familien, so in den Schulen. Wie könnte es dort besser sein! Denn die Schulen sind doch nicht ein Organismus, der sich vom Himmel auf die Erde herabgesenkt hat, sondern aus dem Kulturbestande eines Volkes erwachsen ist und daher seinem Niveau entspricht. Vorläufig erheben unsre Schulen noch den Anspruch, Erziehungsanstalten zu sein, und müssen es sich deshalb gefallen lassen, daraufhin angesehen zu werden. Bei Fachschulen und Examenspressen wird man nur nach der Fertigkeit fragen, die geübt werden soll, und nach den Kenntnissen, die man einprägen will. Doch einfache und höhere Schulen wollen mehr. Aber sie leisten kaum mehr. Die Mädchenschulen kenne ich nicht und weiß deshalb nicht, wie es dort steht, aber in den andern ist der erzieherische Einfluß einer gebildeten und der Erziehungskunst mächtigen Persönlichkeit eine Ausnahmeerscheinung, genau wie in den Familien. Im allgemeinen wirkt unser Schulunterricht nicht erzieherisch und kann es nicht, so wie er ist. Das beweist zunächst das Verhältnis der Schüler zu den Lehrern, wie es gegenwärtig herrscht, dann die Rolle, die die Strafen im Schulwesen spielen, immer ein Zeugnis der Unfähigkeit im Erziehen, dann die Strafmittel, als da sind: hundert mal abschreiben „du sollst nicht . . .", Nachsitzen, überflüssiges Auswendiglernen oder Rechnen u. s. f., ferner die Art des Unterrichts, mag er sich nun in Form ärgerlicher Gereiztheit, nervöser Ungeduld, feldwebelartiger Instruktion oder persönlicher Gleichgültigkeit und sachlicher Kälte vollziehen, weiter der unpersönliche Verkehr mit den Schülern vom Rechtsstandpunkte des Vorgesetzten aus und schließlich das Aufpeitschen des Interesses durch Examina, das Anfeuern des Wetteifers durch Erregung der Eitelkeit und Ehrsucht, und wie die unsittlichen Erziehungsmittel alle heißen. Das sind nur die oberflächlichsten und gröbsten Symptome dafür, daß in

unsern Schulen von Erziehung keine Rede ist, so pathetisch man auch davon sprechen mag, sondern höchstens von Bändigung und Dressur. Wenn aber schon der ganze Unterrichtsbetrieb unwillkürlich mehr verwahrlosend als innerlich pflegend, fördernd, bildend wirkt, so steht es mit der bewußten und absichtlichen Erziehung des einzelnen jungen Menschen nur noch schlimmer. Denn sie wird auch nicht einmal versucht. Wer etwa demgegenüber auf den Religionsunterricht oder die üblichen Moralpauken, die bei jeder Gelegenheit eines Verdrusses gehalten werden, hinweist, der weiß offenbar nicht, worum es sich bei der Erziehung handelt. Gute Lehren sind ein ebenso schlechtes Erziehungsmittel wie Langeweile. Oder kann von Erziehung auch nur die Rede sein, so lange List, Betrug und Unwahrheit in allen Gestalten in unsern Schulen bis in die höchsten hinauf aufs üppigste gedeihen und selbst noch ihre Blüten in den Staatsprüfungen der Universitäten in Form unerlaubter, eingeschmuggelter Hilfsmittel treiben, nachdem die Herren Studenten doch schon jahrelang von Ehre geredet haben, nun aber sich nicht entblöden, durch ein ehrloses Schlupfloch an die Staatskrippe oder in ein Predigtamt zu gelangen. Nein, wir wollen uns doch nichts vormachen. Die Schulen sind unfähig zu erziehen, vor allem, weil eine individuelle Behandlung im Massenbetrieb unmöglich ist, weil ferner ihr Wesen nach Einrichtung und Methode Lehrinstruktion ist, weil schließlich die Lehrer vom Lehrplan gehetzt gar keine Zeit dazu haben, vom Erziehen nicht mehr wie jeder andere Sterbliche verstehen und ebenso sehr und so wenig wie andere Menschen selbst erzogen sind. Deshalb thut man ihnen mit Vorwürfen das bitterste Unrecht. Die Erziehungskunst lernt ein Lehrer ebensowenig wie ein Ehepaar im Schlafe. Was sie in den Seminaren oder auf der Universität als Pädagogik treiben, ist Unterrichtstechnik, aber keine erzieherische Weisheit, ist experimentelle oder spekulative Psychologie, aber keine Menschenkenntnis, ist Katechetik, aber keine persönliche Behandlung des innern Lebens junger Menschen. Die Seminare bilden Schulmeister und die Universitäten Gelehrte: Philologen, Historiker, Mathematiker, Naturforscher, aber keine Menschen, keine Persönlichkeiten,

keine schöpferischen Künstler und Lebensweise, keine Erzieher. Wer es nicht glaubt, sehe sie sich nur an.

Macht man aber gegen alle diese Klagen und Anklagen den Einwand der verschlafenen Trägheit und des gesättigten Behagens geltend, aus unsern Schulen gingen doch gleichwohl eine große Anzahl ausgezeichneter Menschen hervor, so antworte ich mit dem innern Vorbehalt, daß meine Ideale andere sind als ihre, zunächst: trotz der Schule — und dann: Was wißt ihr denn davon, welch eine Fülle herrlicher Menschen aus dem Boden unsers Volkslebens erstehen würde, wenn nicht ihr Keimleben in der Familie entartete, und der Schulreif in den Frühling ihres Lebens fiele! Das ahnt nur der, der Blick für die Kleinsten hat und etwas von den Wundern und Verheißungen spürt, die sie alle in sich bergen. Der weiß, wenn sie zur Entfaltung und Verwirklichung kämen, würden die Menschen erst wirklich der Herrlichkeit ihres Wesens und des Wertes ihres Lebens inne werden, der weiß, die Menschwerdung liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.

II. Die Erziehung.

1. Die Grundlegung der Erziehung.

Es ist ein alter und bekannter Grundsatz: je früher die Kinder erzogen werden, um so sicherer, leichter und gesünder ist die Erziehung, um so eher ist sie beendet. Wenn es recht gehe, sagt man, müsse sie mit dem fünften Jahre in der Hauptsache fertig sein. Was bis dahin nicht erreicht sei, werde später schwer noch eingebracht. Das ist zweifellos richtig, wie wir sehen werden. Deshalb kann man nicht früh genug mit der Erziehung beginnen, jedenfalls lange schon vorher, ehe man ein Kind hat. Beginnt man erst dann damit, so ist schon das Meiste versäumt: die Grundlegung der Erziehung. Denn die Voraussetzung einer guten Erziehung ist die gute Erzeugung, und woran es hier fehlt, ist durch keine noch so vortreffliche Erziehung nachzuholen oder wieder gut zu machen, und wenn ein Engel vom Himmel käme. Die Kinder sind nun einmal

ein Naturgewächs und kein Kunstprodukt, das man willkürlich verbessern und umgestalten könnte. Ihre Lebenskraft, Gesundheit und rechte Entfaltung hängt lediglich von der Güte des Kerns ab, dem sie entwachsen. Alle erzieherischen Maßnahmen können nur fördern und bewahren, aber ihr Erfolg beruht auf dem, was vorhanden ist. Sie können erhalten, aber nichts schaffen. Die Kinder sind die Früchte am Baume der Ehe. Jeder gute Baum bringt gute Früchte, aber jeder faule Baum bringt arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Das ist ein Naturgesetz. Deshalb hängt das Werden der Kinder völlig von dem Sein der Eltern ab und von der Art ihrer Ehe. Dann liegt aber klar vor Augen, wo allein wir die Zukunft unsrer Kinder wirklich in unsrer Hand haben: in unserm eignen Werden, in der Wahl einer Lebensgefährtin und in unserm ehelichen Leben.

1. Jedes Menschen Bestimmung ist, sich fortzupflanzen, das sagt uns unausgesetzt der sinnliche Trieb, sobald er erwacht ist, diese heilige Stimme der Natur, die uns das höchste Glück in ihrer Erfüllung vor Augen aufleuchten läßt, und jedes Menschen Bestimmung ist, über sich hinauszuschaffen, das sagt die Empfindung aller Eltern an der Wiege ihrer Kinder, wenn sie von ihnen Höheres erhoffen, als ihnen beschieden war. Das ist der Sinn unsers Lebens für Zukunft und Ziel der Menschheit, von dessen Erfüllung die Verwirklichung unsrer Bestimmung für unser eignes Sein abhängt, denn nur indem wir unser Leben seinem Dienste weihen, vermögen wir nach Ziel, Umfang und Tiefe zu werden, was wir sein sollen. Wir sind also alle geweiht für unsere Kinder und Enkel, und als Geweihte sollen wir leben. Sobald die Stimme der Natur in uns erwacht, sagt sie uns aber durchaus nicht, daß wir ohne weiteres geschlechtliche Vereinigung suchen sollen: das ist die ungeheure dämonische Verführung zu sinnlosem Leben, die uns überall entgegentritt, an dem verhängnisvollsten Punkte unsers Daseins, sondern daß wir reif und völlig werden sollen, um gesunde Früchte hervorzubringen und etwas Höheres, als wir selbst sind, schaffen zu können. Ehe wir Vater werden

dürfen, müssen wir erst Männer werden, und ehe wir Mütter werden dürfen, müssen wir erst Weiber werden. Die Stimme des Blutes, das lebendig wird, stellt ebenso wenig einen Freibrief aus, ihr sofort und willkürlich zu folgen, wie das Selbstwollen des Kindes ihm das Recht zur Mündigkeit giebt. Hier wird durch die erste Regung der Selbständigkeit genau so wie dort durch das Erwachen des sinnlichen Empfindens nur das Ziel gesteckt, einer höheren Aufgabe mächtig zu werden. Wir sollen dem Triebe nicht blind folgen, sondern sehend werden, um nach der inneren Befähigung und Berechtigung dazu zu ringen. Wir sind eben mehr als Tiere, und unsere höhere Art verpflichtet uns, auf ihrer Höhe zu leben.*)

Dann muß aber von der Zeit der Mannbarkeit an unser ganzes Leben von diesem Ziele bestimmt werden. Wem dafür die Augen aufgehen, vor dem erhebt sich die furchtbare Anklage gegen Religion, Moral und Konvention, daß sie das heranwachsende Geschlecht unter dem dichten Schleier der Prüderie dämonischen Verführungen preisgeben, statt sie in das tiefe Geheimnis einzuweihen und sie mit dem wuchtigen Bewußtsein ihres heiligen Berufs zu erfüllen. Man komme mir nicht mit den Warnungen und Verboten, die wohl erfolgen. Das sind nur Reize zum Verbotenen und Unerkannten. Die Stimme des Blutes, die sich durch Moralreden nicht einschläfern läßt, giebt ihnen im Innern der jungen Leute Unrecht und verlangt ihr Recht. Ihr Recht ist aber nicht Befriedigung, sondern Aufklärung. Sie verlangt nicht danach, sich zu

---

*) Auch hier tragen wir nichts in die Natur hinein, sondern vernehmen nur, was sie deutlich sagt. Denn wenn die jungen Leute nicht erblich unnatürlich belastet oder nicht bereits durch Kameraden u. s. w. verdorben worden sind, bringt der Anbruch der Mannbarkeit nur einen Aufruhr in der Empfindungswelt der Gefühle hervor, von deren Bedeutung man sich gar nicht Rechenschaft geben kann, und drängt in die Gesellschaft des andern Geschlechts, dessen persönlichen Verkehr man zur innern Befriedigung zu bedürfen meint, eine instinktive Auswirkung der Naturordnung, daß man ihn von jetzt an zur weiteren Reife notwendig braucht. Aber vor allem, was weiter ginge, empfindet man eine namenlose Scheu, und so lange man noch nicht das Ziel der Mannesreife gewonnen hat, kostet es immer eine unsägliche innere Überwindung, weiter zu gehen, wenn man dazu verführt wird.

vergeuden, sondern nach der Last des hohen Menschenberufs, die ihre elementare Spannung zu tragen hat. Wehe den Eltern, die hier versagen: Sie haben das Schicksal ihrer Enkel auf dem Gewissen.

Die Klarheit über den Sinn des Lebens, das sich in den Empfindungen der Jugend zu regen beginnt, und die Wucht der Verpflichtung, die sie auf uns legt, ist der stärkste Antrieb zur Selbsterziehung, die es giebt, und die Keuschheit und Selbstzucht, zu der sie führt, die Quelle der Kraft, Gesundheit und Schönheit für Körper und Geist. So sorgt die Natur selbst dafür, daß die Vorbedingungen für die größtmögliche Vollkommenheit dessen, was werden soll, geschaffen werden, wenn wir sie nur verstehen. Die zukünftige Vaterschaft und Mutterschaft giebt der leichten Beweglichkeit der Jugend das nötige Schwergewicht, der Fröhlichkeit den ernsten Grund, ihrem Streben und Verlangen den einheitlichen, straffen Zug. Sie führt aus der Willkür zu fester Verfassung. Nichts fördert so die Selbstständigkeit, Sicherheit und Reife, als der große Respekt vor sich selbst, als dem werdenden Träger und Schoß eines neuen Lebens. Unter der freiwilligen Selbstzucht vor Vergeudung und Ausschweifung wächst die Manneskraft auf allen Gebieten und stählt sich die sittliche wie körperliche, persönliche wie geistige Konstitution nach allen Richtungen. Wir wissen ganz genau, daß die Selbstzucht der Keuschheit in der Jugend die schaffende und gestaltende Kraft beim Manne in höchster Spannung allenthalben hervorbrechen läßt, in der Bildung und Stählung des Charakters wie in der Macht des Willens, in der Schärfe und dem Tiefblick des Verstandes wie in der genialen Konception, in der Schönheit der Seele wie in der Gesundheit, Lebensenergie und Pracht des Körpers und in der ganzen elastischen Leistungsfähigkeit der stürmischen Jugend. So bringt die Natur selbst durch die Leben schaffende Zeugungskraft zunächst den Menschen selbst zur höchsten Blüte, die möglich ist, heilt aus, veredelt, kräftigt und verschönt das unzulängliche Gebilde bis zur höchsten unter dem obwaltenden Erbe der Vergangenheit möglichen Vollkommenheit, wenn er ihr gehorcht, ehe sie ihn dann mit Macht treibt, mit einem andern Wesen den Sinn des Lebens zu erfüllen. Noch

offenbarer ist ja dieses Heranreifen der Jungfrau zur höchsten Empfänglichkeit und Tragfähigkeit in ihrem gesamten geistigen und körperlichen Organismus, sobald die Jahre ihrer Jugend unter diesem Ziele stehen, und ihr ganzes Leben von der keuschen Erwartung des Kommenden getragen wird, getragen, sage ich, und nicht etwa ausgefüllt, beunruhigt oder zerstreut. Was ist das dann für ein Erblühen aus allen möglichen Häßlichkeiten, Unreifheiten und Unfähigkeiten! Und wie verhängnisvoll ist es auch hier für das ganze Wesen selbst wie seine Nachkommen, wenn man die volle Reife nicht erwarten kann! Denn die kann man auch nicht künstlich zeitigen. Die allzu grünen Pflanzen blühen in der Treibhausluft der Verlobungszeit nicht auf, sondern werden gelb.

Gewiß erreichen die jungen Menschen auf diesem Wege gesunder Entwicklung und Lebensführung von dem Sinn des Lebens erleuchtet nur die ihnen nach ihrer elterlichen Mitgift und dem Maße ihrer Jugendpflege mögliche Höhe ihres Seins und nicht mehr. Sie können nicht mehr aus sich machen, als sie sind. Aber es genügt, daß sie es gesund und ganz werden. Natürlich möchten sie, daß ihre Kinder mehr seien, als sie selbst; nur getrost: sie werden es sein. Denn durch die ganze Fortpflanzung der Menschen geht ein elementarer Zug nach aufwärts. Wäre der nicht vorhanden, so wäre die Menschheit ja längst in ihrer Verwilderung und Erkrankung zu Grunde gegangen. Das ist sie nicht, weil die Natur trotz aller Hemmungen unbändig nach Ursprünglichkeit, Kraft und Vollendung drängt. Das zeigt uns jedes Kind in der ersten Zeit seines Daseins: es ist ein höheres Wesen, es ist reiner, reicher und vollkommener, als seine Eltern sind. Es ist nicht ein bloßes Produkt seiner Eltern, sondern es ist ein Mehr als sie. Darum dürfen alle, die der Zukunft ihrer Kinder in ihrer Jugend gelebt haben, getrost der Früchte ihres Lebens warten. Sie werden über sich hinaus schaffen und von ihren Kindern sagen können: wohl ihnen, daß sie Kinder sind, denn sie werden weiter kommen, als es uns möglich war!

2. Aber freilich gehört dazu ferner, daß sich Mann und Weib

auf der Höhe finden, auf die uns unsere Geschlechtsbestimmung, wenn wir sie recht erkannt haben, erhebt. Ich kann mich darüber kurz fassen, da ich die Hauptsache in dem ersten Aufsatze über den Beruf und die Stellung der Frau (3. Bd. S. 1 ff.) schon gesagt habe, und das übrige sich jeder selbst sagen kann. Aus innerlich unwahren, faulen und gemeinen Ehen, und das sind alle, die nicht die ursprüngliche Liebe reifer Menschen mit starker Anziehungskraft schließt, alle, wo andere Zwecke und Gesichtspunkte walten, als der allmächtige Trieb eins zu werden zu vollem und fruchtbarem Menschsein, können nur minderwertige und mißratene Früchte hervorgehen. Man sollte sich doch endlich klar werden, daß man sich damit zum Verbrecher an der Menschheit macht. Wer allerdings der Gemeinheit fähig ist, sich der Karriere oder des Geldes wegen oder zur Befriedigung des sinnlichen Kitzels zu prostituieren und den heiligsten und herrlichsten Vorgang, in dem sich Seele und Körper zweier für einander geschaffenen Wesen zu fruchtbarer Einheit zusammenschließen, frevelhaft zu schänden, der wird auch nicht davor zurückschrecken, unglückliche Bastarde dieser Unnatur in die Welt zu setzen und sich den Fluch für seine Unthat in den eignen Kindern zu verkörpern. Wann endlich wird die Zeit der Selbstbesinnung kommen, wo man allgemein unter anständigen Menschen solche Leute als mit dem Kennzeichen der Schande gebrandmarkte ansieht! Freilich bethätigt auch hier die Natur ihren Drang, wieder gut zu machen, was die Verkehrtheit der Menschen verfehlt, aber sie kann das Verhängnis selbst nicht ändern, aus dem die Kinder geboren werden, und gewiß kann auch eine solche Ehe, wenn die Frevler zur Besinnung und Beschämung kommen, noch nachträglich durch die gemeinsame Sorge um die Kinder geläutert werden, aber was zur Welt gekommen ist, bleibt das, was es ist, und kann durch die treuste Mühe im Grunde seines Wesens nicht verändert werden. Nur wo die zwei für einander geschaffenen und angelegten Menschen, die Gott zusammenfügen will, sich einen, kann aus dem tiefen Einklang der Seelen und Körper eine wahrhaftige und ursprüngliche Einheit, rein, klar, geschlossen und harmonisch in sich selbst, entspringen, die aus der

Wahrheit ihres Seins Lebenskraft und Gesundheit schöpft, während das quälende, aufreibende oder abstumpfende Mißverhältnis zweier widersprechenden Menschen, die Rücksichten und Zwecke wider die Natur zusammengekuppelt haben, nur grelle Dissonanzen, unglückliche widerspruchsvolle Wesen voll innerer Lähmung, Schwäche und Unart zu einer unheil- und qualvollen, unbefriedigenden und unfruchtbaren Existenz bringt. Und nur wo die beiden für einander bestimmten Menschen als Geweihte heranwachsen und in voller Reife sich fanden, werden die wundervollen harmonischen Wesen, die ihnen entstammen, gesund und stark in höchstmöglicher Vollkommenheit auf die Welt kommen, unbelastet, unverkümmert und ungeschwächt. Auch hier walten Naturgesetze und kein Zufall, und die Eltern sind für ihre Kinder als solche, wie sie sind, verantwortlich. Darum weint über euch und nicht über eure Kinder, wenn sie körperlich oder sittlich mißraten und elend werden. Denn ihr erntet nur, was ihr sätet. Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn man die Wurzel des Übels dann nur in der mangelhaften Erziehung suchen wollte. Sie liegt nicht in der Erziehung, sondern in der Erzeugung. Ein fauler Baum kann nicht gesunde Früchte bringen.

Darum hüte dich um deiner Kinder willen vor jeder Verbindung, die nicht rein und hell zusammenklingt. Suche dir die vollendende Ergänzung und Erfüllung deiner Persönlichkeit, das Wesen, das besitzt, was dir fehlt, und wonach du dich sehnst. Können wir es uns selbst nicht geben, so soll es wenigstens unsern Kindern werden. Suchen zwei Menschen sich in diesem tiefen Verlangen, das unter der Empfindung der eigenen Mangelhaftigkeit erzittert, dann werden sie das Heil ihrer Kinder finden und ihr eignes volles, wachsendes Glück. Noch viel mehr natürlich hüte dich vor jeder sittlichen und körperlichen Untauglichkeit zur Ehe. Und wenn du es nicht um deiner Kinder willen thust, so thue es um deinetwillen, denn du wirst zeitlebens unter ihrem Unglück leiden, das du damit begründest. Jeder Mensch sollte sich vor der Ehe fragen, ob er es vor seinen Kindern verantworten kann, ihnen diesen Vater oder diese Mutter zu geben. Wenn doch unsre Ärzte einmal reden,

aufklären und warnen wollten, was es heißt, wenn körperlich schwache oder kranke, untüchtige oder infizierte heiraten, welch eine namenlose Flut von ehelichem Leid und Familienunglück aus diesen ungesunden Quellen strömt! Wenn es doch auf den Gassen und von den Dächern gepredigt würde, welch ein furchtbares Verhängnis für die kommenden Kinder der Alkohol, Unsittlichkeit, Nervenzerrüttung durch Überanstrengung, naturwidrige Lebensführung und Aufregungen, körperliche Einschnürungen und Hemmungen des organischen Lebens durch die Mode unsinniger Kleidersitten und die Erschöpfung durch das aufreibende und schwächende Vergnügungstreiben und Gesellschaftsleben sind. Aber das sittliche und geistige Gebiet stellt die genaue Parallele zum körperlichen dar, und alles Übel wirkt sich hier genau so aus.

Das sollten die Eltern ihren heranwachsenden Kindern predigen, damit es ihnen vergeht, sich leichtsinnig darüber weg zu setzen, das sollten aber vor allen Dingen die Eltern für ihre Kinder, zumal ihre Töchter, im Auge haben und sich hüten, die Ahnungslosen lebenslänglichem Unglück preiszugeben, um sie zu „versorgen". Damit wird die Ehe nicht zu einer künstlichen Zuchtwahl, wohl aber zu einer natürlichen gegenseitigen Auslese der Besten, denn die gesunde unmittelbare Liebe der Menschen, die vom Sinn und Beruf des Geschlechtslebens erfüllt sind, ist der unfehlbare Instinkt dafür. Jeder weiß ja, daß die Liebe die Schönheit sucht. Das ist ein Naturgesetz, das wir nicht bemängeln, sondern in seiner weittragenden Bedeutung vor Augen stellen sollten. Dabei hängt es natürlich immer von der Tiefe der Persönlichkeit und dem Niveau, auf dem sich die Liebe bewegt, ab, was ein Mensch schön findet. Dem einen ist es ein glattes Gesicht, dem andern ein gesunder und beseelter Körper, dem einen ein Puppenkopf, dem andern eine klar geprägte, eigentümliche Erscheinung, die ihn sympatisch berührt. Nur die Oberflächlichkeit wird hereinfallen, wenn sie sich diesem Zuge überläßt, und die beste Sicherung gegen die Verirrung dieses Instinkts ist die Vertiefung und Festigung der eigenen Persönlichkeit.

3. Die dritte gleich wichtige Vorbedingung für die rechte Grundlegung der Erziehung im Sein der Kinder ist, daß die Ehe richtig, d. h. im Sinne ihrer Bestimmung geführt wird. Ehe das Kind geboren wird, ist es schon neun Monate auf der Welt, und die Wurzeln seines Wesens reichen noch unerforschlich viel weiter zurück. Das ist die eigentliche Zeit seiner Bildung, der gegenüber sein ganzes Leben nur entfaltet, was hier wurde. Wir wissen, wie hier das Gedeihen des Kindes gänzlich von der Mutter abhängt, wie alles von ihr bis in die feinsten seelischen Schwingungen auf das zarte Gebilde wirkt, daß sich unter ihrem Herzen bildet. Und wir wissen ebenso, daß in dieser Zeit die Frau von einer gesteigerten Fähigkeit und Feinheit des Empfindens ist, so daß sie von allem, was sie erlebt, auf das Stärkste in Mitleidenschaft gezogen wird. Deshalb ist die volle Harmonie der Ehe die unerläßliche Voraussetzung für die Gesundheit des kommenden Kindes. Aber was für Zeiten der Aufregungen, Spannungen, Gereiztheiten, Verstimmungen und Szenen sind oft gerade diese Epochen, wo etwas Neues werden will, auch in sonst ganz glücklichen Ehen! Wie versagt meist hier gerade die männliche Fähigkeit der Hut und Leitung, wo sie die Frau am allernötigsten braucht! Wie wenig steht gewöhnlich das ganze Leben in diesen Monaten unter der Herrschaft des kommenden Familienereignisses, und doch ist das die einzige Zeit, wo sich im Hause alles um das Kind drehen muß und darf! Wir sollten uns heiligen für diesen höchsten Gottesdienst des Lebens, wo wir gewürdigt werden, Organe des göttlichen Schaffens zu werden, und alles andere ihm unterordnen. Statt dessen ist aber unsere heutige Unnatur des Lebens ein fortgesetztes Verbrechen gegen das keimende Leben, eine unausgesetzte Hemmung und Schädigung der kommenden Generation.

Es ist eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit, wenn man meint, die Pflege des Kindes beginne erst mit seiner Geburt, vorher besorge es die Natur von selbst. Im Gegenteil: die neun Monate sind die grundlegende Zeit der Ernährung, Pflege, Bildung und Erziehung des Kindes. Nur geschieht sie hier indirekt durch die

Mutter, durch die unwillkürliche Auswirkung der rechten Ernährung und Bethätigung, Selbstpflege und Selbstzucht der Mutter. Hier kommt es ebenso auf die rechte Diät und Beschäftigung des Körpers wie des Geistes an, auf das, was sie sieht und hört, wie auf das, was sie treibt. Sonne und Luft sind ebenso wichtig, wie Behagen in der Ehe und beglückender Verkehr, Selbstbeherrschung und tiefes Fürsichleben ebenso wie die nötige Enthaltsamkeit und Zurückgezogenheit. Das ist die Lösung der Kernfragen für das Gedeihen der Kinder. Wer hier das nötige thut, wird später keine Not haben.

Die Bedeutung dieser dreifachen Grundlegung der Erziehung kann man gar nicht hoch genug für ihren eigentlichen Vollzug einschätzen. Wir sehen heute viel klarer in die Vorbedingungen einer gesunden Menschenexistenz und wissen nach so vielen Seiten genau, wovon sie abhängt, daß wir es mit aller Bestimmtheit behaupten können: Es liegt am Vorleben der Eltern, ob die Kinder etwas sind und taugen und infolgedessen etwas werden und wirken können, weil sie es in der Hand haben, ob im Dasein ihrer Kinder der Erbsegen oder die erbliche Belastung überwiegt.

2. Die Schranken und Aufgaben der Erziehung.

Sobald das Kind geboren wird, ist seine Schöpfung abgeschlossen. Es ist ein festbestimmtes, eigentümlich geartetes, besonderes Wesen, das in seiner Konstitution fertig ist. Am Körper wie am Geist. Für den Geist werden es manche bezweifeln, aber es ist so. Auch die geistige Verfassung nach ihren allgemein konstanten Elementen und Funktionen, wie nach ihren individuellen Anlagen und persönlichen Eigenschaften ist fertig. Sie tritt nur erst allmählich, wenn sich das Empfindungsleben äußert, in die Erscheinung. Schon nach wenig Monaten prägt sich in Profil und Zügen das eigentümliche geistige Wesen charakteristisch aus und äußert sich in seiner Bethätigung nach seiner besondern Art, so daß man sehr bald den Eindruck einer reichen und starken Individualität empfängt, wenigstens wenn man einen scharfen Blick für die unscheinbaren Feinheiten

der ersten Lebensbewegungen hat. Wer allerdings nicht mikroskopisch sehen kann, nimmt natürlich nur undeutliche Verschwommenheit wahr.

Ist aber der besondere Mensch in dem Kinde, sobald es geboren wird, nach seiner ganzen geistleiblichen Konstitution fertig, so ist sein weiteres Werden nur Wachstum und Entwickelung des Vorhandenen und bedingt durch das Vorhandene. Es kann nur werden, was es schon ist, und in seinem Sein nichts gewinnen, was es nicht schon hat. Diese Bedingtheit des Werdens und diese innere Notwendigkeit im Wachstum giebt der Erziehung ganz genaue unumstößliche Schranken und bestimmt sie näher, indem sie sie fest umschreibt.

1. Ist die Erziehung an das gebunden, was vorhanden ist, so kann sie an der Naturverfassung des Kindes nach Körper und Geist nichts mehr wesentlich ändern. Sie kann wohl steigern, bessern, veredeln, verfeinern oder verwahrlosen, verkümmern, unterdrücken, verderben, aber sie kann nichts umkehren und verändern. Weder die körperlichen Dispositionen lassen sich umkrempeln, noch die ursprünglichen Anlagen und Neigungen umbilden. Die Natur läßt sich nicht korrigieren, und was man nach dieser Richtung hin erreicht, ist immer vom Übel, denn es ist nicht mehr Natur, sondern Künstelei.

Darum ist es ein verhängnisvoller Irrtum, wenn Lehrer und Erzieher meinen, sie könnten aus den Kindern machen, was sie wollen, ein Bild, das ihnen gleich sei, oder ein Ideal, für das sie begeistert sind. Dazu haben sie weder die Macht noch die Möglichkeit. Die Kinder sind nicht Wachs in der Hand ihrer Bildner, sondern lebendige Wesen selbständigen und bestimmt gearteten Seins. Behandelt man sie willkürlich, so mißhandelt man sie. Willkür ist es aber hier nicht bloß, sie nach Lust und Laune, sinnlos und ziellos zu erziehen, sondern ihnen Ziele zu stecken, die sich nicht aus ihrer Individualität ergeben. Es muß vielmehr in dem Werden unter der erzieherischen Hilfe dieselbe innere Notwendigkeit herrschen, die in der Schöpfung des jungen Menschengebildes zu dieser und

keiner andern Erscheinung führte. Es muß Einheit herrschen zwischen Natur und Erziehung. Der Erzieher muß die Individualität seines Zöglings als die souveräne Instanz anerkennen, der er sich in Zielen und Maßnahmen bedingungslos zu unterwerfen hat.

Dieser Grundsatz wird durch kein Interesse am Gegenteil hinfällig, denn er ruht nicht auf Gedanken und Erwägungen, sondern auf den Thatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur. Wir können ihn also auch nicht aus Rücksicht auf die angeborenen Fehler der Kinder außer Kraft setzen, weil sich Naturordnungen nicht nach unsern Wünschen richten. Gebrechen und Belastungen lassen sich aber ebenso wenig auf körperlichem wie auf geistigem Gebiete wegschaffen und umändern. Alle Anstrengungen darum sind nur eine unnütze und überflüssige Quälerei. Wir können gewiß sehr viel thun, um sie im Wachstum zu hemmen und in ihrer Auswirkung zu beschränken, den Organismus ihnen gegenüber stärken und zur vorbeugenden Selbstzucht führen, aber sie nicht entwurzeln und dafür etwas anderes einpflanzen. Deshalb kann die Erziehung nicht wieder gut machen, sondern bestenfalls nur mildern, was die Eltern durch ihr Vorleben an ihren Kindern verschuldet haben, soweit es die Natur nicht selbst besorgt.

Anders als bei den organischen Defekten liegt es natürlich bei allen Mängeln, Fehlern, Schwächen und Ungehörigkeiten. Aber nicht weil hier die Erziehung unbedingt wäre, im Gegenteil: sie ist an dasselbe Naturgesetz gebunden und wirkt nur gesund, wenn sie sich darauf gründet und davon ausgeht. Zunächst in der Beurteilung der Erscheinungen. Sie soll das Kind nicht nach einem theoretischen Begriff und einer konventionellen Norm beurteilen, sondern alles, was vorhanden ist, als im Grunde wertvoll anerkennen, nichts verneinen, sondern alles bejahen, nichts unterdrücken, sondern alles erfüllen. Sehen wir von den organischen Defekten, Perversitäten und Abnormitäten ab, so giebt es also nichts Schlechtes im Kind, es ist alles an sich gut. Fehler sind nur geschwächte, falsch gewandte oder mißratene Vorzüge. Es giebt also keine unbegabten, sondern nur verschieden begabte Kinder. Niemand wird

dumm geboren, sondern höchstens dumm erzogen. Damit will ich gewiß nicht die Verschiedenheit des Grades geistiger Begabung leugnen, sondern nur geistige Stumpfheit und Beschränktheit bei gesunden Kindern. Was wir dafür halten, ist nur eine besondere Art geistiger Entwicklung, die unserer oberflächlichen Betrachtungsweise den Fortschritt des Werdens verhüllt. Wenn ein Kind vorwiegend innerlich angelegt ist und daher in den Äußerungen seines geistigen Lebens zurückhaltend, wenn es lange unbeholfen und linkisch bleibt, wenn das Gehirn lange ruht, ehe es sich entwickelt, wenn das ungebildete Reflexionsvermögen seine eigenen kuriosen Wege geht, wenn der kleine Geist nur das aufnimmt, was er wirklich versteht, so verderben wir alles, wenn wir die Kinder für dumm halten. Denn das sind alles eher Zeichen genialer Begabung als des Gegenteils.

Ebenso giebt es keine Unarten, sondern nur Eigenarten, keine Ungehörigkeiten, sondern nur Unvermögen rechten Verhaltens oder Abneigung gegen konventionelle Bethätigung, keine Verstocktheit, sondern nur Befangenheit, keinen bösen Willen, sondern nur beschränkte Unschuld, kein häßliches Benehmen, sondern nur rücksichtslose Äußerung der Antipathie, keine Neigung weh zu thun, sondern nur ein nicht Wissen, was sie thun, keinen Eigensinn, sondern nur selbständiges Wesen. Ich meine nun nicht, daß das alles so bleiben müßte, unbeschränkt und ungelenkt, ungebildet und unerzogen, sondern gerade daß es erzogen werden muß, aber nicht unterdrückt werden darf. Man soll also bejahen, anerkennen, lieben und sich freuen an dem, was zu erziehen ist, und nicht das Gute, was sich urwüchsig und ungelenk, d. h. unfertig und unentwickelt äußert, verkennen und wegwerfen, sondern es pflegen, daß es sich gesund und schön entfaltet. Nur wenn man das nicht thut, gewinnt die „Ungezogenheit“ durch Gewohnheit Macht über die Kinder und dringt in den Kern ihres Wesens ein, verbildet sie und läßt sie mißraten. Dann wird die Erziehung ohne Gewaltthat nicht auskommen, ohne Unterdrückung der Unart und Brechen des Willens, aber das ist dann immer ein Zeichen schwerer Versäumnisse und von verhängnisvoller

Wirkung, denn es vernichtet auch das Gute, das zu Grunde lag und nur verwildert ist.

Wenn z. B. das energische, leidenschaftliche Temperament eines Kindes nicht von vornherein durch den tiefen unmittelbaren Respekt vor den Eltern innerlich gebändigt und gemäßigt wird — d. h. aber nicht etwa geschwächt werden, sondern das rechte Maß in seinen Äußerungen gewinnen —, so wächst es sich zu fanatischem, maßlosem Eigensinn aus, der das ganze Wesen zu Grunde richten oder im Leben scheitern lassen kann. Brichst du ihn aber dann, vorausgesetzt, daß es noch gelingt, so unterdrückst du damit gerade das Rassige im Menschen und zwingst das Edelblut zur Sklavenart. Ein verprügelter Hund ist für immer verdorben, ein verprügelter Mensch etwa nicht? Der Eigensinn ist gebrochen, aber der Mensch ist auch gebrochen, denn man hat ihm das Rückgrat gebrochen. Wir sollen aber nicht brechen, sondern erziehen.

2. Die Erziehung kann nicht ändern, sondern nur pflegen, was vorhanden ist, das ist das eine, was sich aus ihrer Gebundenheit an das Gewordene ergiebt. Das andere ist: sie kann nichts Neues schaffen und hinzufügen, sondern nur entfalten und nähren, was vorhanden ist. Sie kann nicht begaben, sondern nur bilden.

Wir können nicht die Anlagen eines Kindes vermehren und sein Wesen bereichern, sondern nur die volle Entfaltung und reiche Fruchtbarkeit erzielen, indem wir sein gesundes und starkes Wachstum fördern und ermöglichen. Wir können nichts hineinerziehen, sondern nur sprossen lassen und entwickeln, was drin ist. Wenn für das, was sie werden oder lernen sollen, nicht die Anlagen vorhanden sind, so ist alle Mühe umsonst und verderblich. Alle Anstrengungen scheitern dann an der Unfähigkeit dafür, an dem Mangel der unumgänglichen Vorbedingungen. Ich will gar nicht sagen, daß man nichts damit erreichte, was man aber erreicht, ist wider die Natur. Es wird immer eine erzwungene Künstelei und qualvolle Mühsal bleiben, unlebendig, fremdartig, gemacht, angequält, aber nicht ursprünglich erwachsen. Dann ist es aber ohne Lebenswert und Lebenskraft, unwirksam für andere und unfruchtbar

für sich selbst. Es sind angehängte gläserne Früchte und papierne Blumen am Lebensbaum.

Alle Gewaltprodukte sind aber vom Übel; denn sie nützen nicht nur nirgends und niemand, sondern sie schaden direkt. Die Erziehung wird hier zur Mißhandlung, zur Quälerei. Man kann die Jugend nicht mit fremdartigen Dingen beschäftigen, mit ihrer Einprägung und Bemächtigung foltern, ohne an Körper und Geist ihre Lebenskraft zu erschöpfen und ihre Nerven zu ruinieren. Man vergeudet nicht nur Zeit und Kraft, sondern man stumpft damit ab und lähmt. Will man Interessen aufpfropfen, die nicht wenigstens dem Ansatze nach vorhanden sind, so tötet man die Anlagen, die verborgen darunter liegen. Außerdem wird aber die ganze ursprüngliche Lebensthätigkeit im Innern dadurch erschüttert und beunruhigt, aufgepeitscht und ermüdet, kurz die gesunde Entwicklung gestört. Deshalb ist es kein Wunder, wenn dann Erschöpfung und Ermüdung in einer Zeit eintritt, wo alles brausende Jugendkraft und stürmische Werdelust sein sollte. Daß die Erziehung dann auch für Eltern und Lehrer eine Qual wird, will ich als etwas Selbstverständliches nur nebenbei bemerken.

Deshalb suche niemals einem Kinde etwas beizubringen, wonach es nicht nach seiner ganzen Anlage bewußt oder unbewußt verlangt. Du darfst gewiß Versuche machen, aber wenn es nicht lebendig darauf reagiert, dann hüte dich, es ihm aufzudrängen. Es muß mindestens ein Ansatz zum Verständnis und eine Empfänglichkeit zur Aneignung da sein. Deshalb lehre ihm nichts, wofür du kein Entgegenkommen findest, und warte mit allem, bis sich die Keime dafür zeigen. Das Zufrüh ist immer vom Übel, ein Zuspät dagegen giebt es für die Jugend, d. h. innerhalb des Entwicklungskreises, in die es normaler Weise gehört, überhaupt nicht. Denn mit dem Warten wächst die Reife.

Darum setzt die Erziehung nach allen Seiten hin die sorgsamste Beobachtung der Kinder voraus. Die sprossende Natur soll die Erzieher anregen und ihnen Winke geben. Leise Versuche, ob das Kind auf etwas reagiert, auf Bilder, Märchen, Musik, auf

Vorgänge und Erscheinungen, Spiel und Beschäftigungen mögen nebenher gehen. Aber niemals darf die Ruhe des kindlichen Werdens gestört werden. Und wenn es dann darauf eingeht, geben wir ihm behutsam nur so viel davon, als es vertragen und verdauen kann, ja nicht mehr. Alles zuviel ist vom Übel, bei der körperlichen wie bei der geistigen Nahrung. So kommen wir dahinter, was werden will, und reichen dar, was es bedarf.

Wenn wir das thun, werden wir bald sehen, daß wir gar nicht zu bereichern brauchen. Die Kinder sind viel reicher, als wir ahnen. Sie sind mehr und mannigfaltigere Individualitäten als die Erwachsenen. Es sind alles starke und reich begabte Persönlichkeiten, nur im Keim, und ihre Bewunderung von Seiten ihrer Eltern ist wahrlich nicht grundlos. Aber das Werden der Jugend ist meist ein Verkümmern, Verwildern und Verarmen, und ihre Erziehung eine künstliche Beschränkung, Verkrüppelung und Verbildung nach bestimmten Schablonen und eine Züchtung konventioneller Fertigkeiten, wobei ihre ursprünglichen Fähigkeiten ersterben. Muß denn das sein? Nein gewiß nicht. Wenn die Erziehung ökonomisch ist, d. h. mit dem Vorhandenen haushält und wuchert und sich vor allen Einbildungen hütet, dann werden die herrlichen Menschenknospen wundervoll gedeihen. M.

Eine Frage an die Leser.

In diesen Monaten sind wieder eine große Menge welke Blätter vom Baume der Grünen Blätter abgefallen. Das ist der Herbst, der alles Dürre verweht. Man könnte darüber erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß überall schon wieder die Neuansätze vorhanden sind und bald sich entfalten werden. Es ist aber nicht nur Zeitmangel oder Oberflächlichkeit des Interesses, was ohne Rücksicht auf den Wert des Gebotenen immer wieder so viele abblättert, sondern auch der Protest gegen das, was zum

Ausdruck kommt, sei es daß man nicht das findet, was man erwartet, sei es daß man sich persönlich verletzt fühlt. So giebt es immer noch welche, die den Titel der Blätter nicht für ihr Programm, sondern für eine Deckadresse halten und enttäuscht sind, weil sie nichts Erbauliches oder Unterhaltendes darin finden, wo wir doch nur Erziehliches geben wollen, die gegen die Richtung protestieren, obwohl sie von Anfang an unentwegt Pflege persönlichen Lebens geblieben ist. Dann bestellen sie ab und mit Recht. Sie sollen sich andre Lektüre suchen, die ihnen das bietet, was sie nie bei uns hätten suchen sollen.

Andre fühlen sich für ihren Stand, ihre Neigungen, ihre Interessen verletzt und kehren uns zur Strafe dafür den Rücken. Wenn wir bedauern, daß die Medizin heute so wenig Heilkunst und so viel Flickschusterei ist, und für naturgemäßes Leben eintreten, bestellen sofort einige Ärzte ab. Wenn wir von unserem Kulturziel aus verkehrte Richtungen der Frauenbewegung beklagen, flugs schreiben uns entrüstete Frauen und Fräuleins einen Absagebrief. Wenn wir unsere Stimme gegen die Erstarrung der Lebensflut Jesu in kirchlichen Institutionen und die Verflüchtigung seiner Welterneuerung zu religiösen Stimmungen und Weltanschauungen erheben, gleich verlassen eine große Anzahl Theologen und Kirchenleute unter Protest unsern Kreis. Nun werden wohl die Lehrer uns den Rücken kehren, wenn sie meine Aufsätze über Kindererziehung und Jugendunterricht gelesen haben. Da erhebt sich doch die ernste Frage: wie sollen wir denn auf allen Gebieten höher kommen, wenn auf jedem gerade seine Vertreter und Träger nichts davon wissen wollen, wenn jeder Anstoß zum Vorwärts als persönliche Beleidigung empfunden wird? Wenn nun auch die Väter und Mütter, die Herren Söhne und Fräulein Töchter jeden Hinweis auf ihre Lebensaufgaben als verletzende Zumutungen mit Abbestellung der Blätter beantworten, dann weiß ich wirklich nicht, wer schließlich das Banner persönlichen Lebens in alle Lebenskreise und Berufszweige tragen soll, nachdem ich es schon mit den alten Junggesellen und Jungfern verschüttet habe. M.



Von Kindererziehung und Jugendunterricht.

II. Die Erziehung.

3. Das Leben als eigentliches Gebiet der Erziehung.

Sobald das Kind zur Welt kommt, ist seine geistleibliche Verfassung an sich und in der besonderen Eigenart ihrer individuellen Erscheinung fertig. Es ist alles der Anlage und dem Vermögen nach bestimmt, was werden kann. Dadurch sind die Grenzen der Erziehung beschränkt und ihre Ziele gegeben, der Erziehung wie der Entwicklung. Sie ist durchaus auf das Menschenwesen besondrer Art angewiesen, das sie vor sich hat, und hat sich von ihm die Anregungen und Richtlinien für ihre Bemühungen geben zu lassen.

Die Verfassung (Konstitution) ist fertig, und die Entfaltung bricht an. Das Wesen ist geboren, und das Leben beginnt. Beides steht in engster Beziehung zu einander. Denn durch das Leben entfaltet sich das Wesen, und wächst sich das Gebilde nach seiner Anlage aus. Die Lebensthätigkeit nach ihrer aufnehmenden und auswirkenden Seite ist die schöpferische Energie, die das keimartige Sein sich entwickeln läßt und zur Gestaltung drängt. Nur im Lebensaustausch mit der Umwelt lebt der junge Mensch auf, und die Lebensbedingungen, die sich ihm bieten, bestimmen sein Werden.

Hier ist Reiz und Nahrung eins und setzt sich in Bewegung und Inhalt des jungen Wesens um. Darum ist das Leben des Kindes das Gebiet der Erziehung, und nur durch den Einfluß auf ihr Leben wirken wir auf ihr Sein. Denn so gewiß der Mensch ist, was er erblich geworden ist, so gewiß wird er, was er erlebt.

Der Mensch ist in seiner Kindheit für seine Existenz nach Leib und Geist gänzlich auf Hilfe angewiesen. Ohne sie geht er körperlich und geistig zu Grunde. Die elterliche Fürsorge muß ihm das Leben erst ermöglichen. Er kann sich die Daseinsmittel nicht selbst verschaffen und muß leben überhaupt erst lernen. Das geht vom ersten Tage an bis zur Zeit seiner vollen wirtschaftlichen und persönlichen Selbständigkeit. Die Art der Hilfe wandelt sich, wie das Kind wächst, aber die Sache bleibt dieselbe. Darum besteht durch alle Epochen der Jugend hindurch die Erziehung in den zwei Hauptpflichten: die Bedingungen des Seins und Werdens, die Lebensmittel im weitesten Sinne, zu gewähren und leben zu lehren.

1. Dem Kinde bieten, was es braucht. Ich kann natürlich hier kein Handbuch der Körper- und Geistespflege in den verschiedenen Lebensaltern geben, sondern nur auf einige Gesichtspunkte und Grundsätze aufmerksam machen, die zur Selbstbeschäftigung mit diesem großen Gebiete anregen sollen. Gieb dem Kinde nicht mehr, als es braucht, und nur das, was es wirklich gebrauchen kann. Viel mehr Kinder leiden an einem Zuviel als an einem Zuwenig. Sie werden körperlich und geistig überfüttert und das keimende Eigenleben wird in der Masse der Stoffe erdrückt. Die Folge der Überladung ist Trägheit des Stoffwechsels, Ermüdung, Nervosität. Also gieb dem Kinde nicht mehr Nahrung, als es verträgt. Aber auch nur das, was es verträgt und wirklich verdauen kann, sonst schadest du ihm. Es muß seinem Zustand, seiner Eigenart, seiner Entwicklungsstufe, seinen Fähigkeiten angemessen sein und taugen, bekömmlich und zuträglich sein. Wie du seinem Magen und seinen Körperkräften nicht alles zumuten darfst, ebensowenig seinen Sinnen, seinem geistigen Leben, seinem sittlichen Urteil. Wir

können uns hier sehr wohl von der Körperpflege den Blick für das Nötige auf allen Gebieten seines Werdens öffnen lassen. Denn es walten hier wie dort dieselben Gesetze, und die Empfindlichkeit gegen ihre Verletzung ist überall die gleiche. So gewissenhaft wir also dort beobachten, prüfen und auswählen müssen, was zuträglich ist, genau so auch hier. Und wenn dort alles, was nicht verarbeitet wird und ausgeschieden werden kann, nur angeschwemmt wird und den Körper mit schädlichen Stoffen erfüllt, das Blut verdünnt, die Organe überlastet und die Disposition für alle Arten von Krankheiten und Leiden schafft, so illustriert uns das alles handgreiflich die verhängnisvollen Vorgänge und Zustände, die auf dem sinnlichen, geistigen und persönlichen Gebiete durch willkürliche Behandlung hervorgerufen werden. Überall beobachten wir hier heutzutage eine sinnlose Verwahrlosung. Wenn so viele Menschen in ihrem Sinnenleben krankhaft überspannt, verdorben und zerrüttet sind, wenn ihr geistiger Gehalt eine wüste sinnlose Mischung fremdartiger und widersprechender Elemente in unausgeglichenem Durcheinander darstellt, wenn sie nach ihrem persönlichen Leben den Eindruck eines verunglückten Apparats machen, so liegt das daran, daß ihre Sinne krank gekitzelt sind, ihr geistiges Besitztum nicht aus einem gesunden Prozeß der Aufnahme zuträglicher Elemente erwachsen ist, und ihr Selbst sich nicht in einem gedeihlichen Lebensaustausch nach Kraft und Klarheit mit innerer Notwendigkeit entfaltet hat. Ein kurzer Blick auf die verschiedenen Gebiete wird uns das zeigen.

Die Aufnahmefähigkeit der Sinne entwickelt sich genau wie die des Körpers ganz langsam und wächst allmählich. Der Gesichtskreis z. B. erweitert sich nur nach und nach, und das Unterscheiden der Gegenstände und Raumbeziehungen setzt eine lange Erfahrung voraus. Deshalb bedarf das Kind der Ruhe und Stetigkeit in seiner Umgebung. Unruhiger Wechsel der Eindrücke, hastiges Überstürzen der Reize und Beschäftigung mit Dingen, für deren Sinnenfälligkeit es noch nicht gewachsen ist, schwächt die Initiative, stumpft ab, übermüdet und macht nervös. Auf allen Stufen ist das der Fall.

Kleine Kinder lasse man möglichst in derselben Umgebung, damit sie sich ohne Störung und Unterbrechung allmählich ihrer bemächtigen, wie es ihrer Entfaltung entspricht. Geht man mit ihnen aufs Land, so suche man immer die gleiche Sommerfrische auf, damit sie heimisch werden können. Dann wird der konstante Wechsel für sie eine Quelle großer Anregung, kommen sie aber jedes Jahr in eine andre Gegend oder werden sie gar von Ort zu Ort geschleppt, ehe ihre Aufnahmefähigkeit den immer neuen Sturzbächen von Eindrücken gewachsen ist, so werden sie apathisch und oberflächlich. Die Fähigkeit zu sehen, etwas gründlich aufzunehmen und seiner charakteristischen Momente inne zu werden, vorzustellen und wiederzugeben, schwindet immer mehr durch das Zuvielsehn. Die Phantasie verkümmert, weil sie unter der Fülle wechselnder Eindrücke keine Möglichkeit der Entfaltung gewinnt. Mit dem Gehör ist es nicht anders. Ganz kleine Kinder fassen schon eine Tonfolge von vier bis fünf Tönen, wenn sie es öfters hören, von Liedern bleibt nur der Eindruck des Rythmus, von Musikstücken nur die Empfindung eines dumpfen Geräuschs. Darum biete man ihnen nichts, was sie nicht vertragen können. Auch später. Es ist verkehrt, Unerwachsene mit in Konzerte und Theater zu nehmen. Für die Jugend ist einfache Hausmusik das Beste, wenigstens solange wir noch keine Konzerte haben, in denen ganz einfache Musik in mäßigem Umfang in vollkommener Ausführung geboten wird. Unsre heutigen Konzerte aber ermöglichen ja nicht einmal Erwachsenen eine allmähliche Entfaltung und Bildung ihres musikalischen Sinns. Die Lebensmittel müssen also auch für die Entwicklung der Sinne vom Einfachen zum Mannigfaltigen, vom Nahen zum Fernen, vom Massiven zum Feinen, vom Konkreten zum Abstrakten fortschreiten. Heute wird überall guter Geschmack, feiner Sinn und tiefe Genußfähigkeit durch das Zuviel und Zuvielerlei, Unzuträgliches und Schlechtes, durch den Mangel des Verständnisses für Entwicklung in der Entfaltung gehemmt, verdorben, erstickt. Die früheren Zeiten, wo alle diese Gebiete, der Natur, der Kunst wie des großen Lebens den Kindern verschlossen waren,

und die Anregungen, nach denen man verlangte, nur mühsam erreicht werden konnten, wirkten für alle sinnlichen Anlagen weit günstiger als unsre heutigen Verhältnisse, wo man die Kinder vor der Unmasse von Eindrücken kaum retten kann, und unverständige Menschen selbst die Kinderstuben mit Sinnengenüssen überschwemmen.

Auf dem geistigen Gebiete ist es gerade so. Auch hier soll die Erziehung den Kindern geben, was ihr geistiges Leben zur Nahrung braucht, aber nicht mehr und nichts anderes. Sie sollen nichts erlernen, was sie nicht erleben können, sich nichts einprägen müssen, wofür sie nicht empfänglich sind, nichts festhalten, was ihnen nicht aufgeht. Das geistige Leben wird heutzutage durch Überladung gelähmt und durch die Masse toten Stoffes verschüttet. Ursprünglichkeit in Bewegung und Auffassung, Verarbeitung und Darstellung kann heute gar nicht aufkommen, weil man die Kinder nicht als Gewächse, sondern als Gemächte behandelt, weil man das geistige Leben sich nicht aus sich heraus entfalten und bethätigen, aufnehmen und bewältigen läßt, sondern ihm schablonenhaft anhängt, andressiert, anquält, wofür es noch unzugänglich ist, und ihm auch das, wonach es begierig verlangt, in einer unordentlichen Weise beibringt. Das innere selbst und für sich Leben des Geistes, das wie alles Leben Freiheit, d. h. die innere Notwendigkeit spontaner Entfaltung braucht, ist an sich lebensfähig genug, aber es ist wie alles sprossende Leben sehr empfindlich und geht deshalb meist zu Grunde, weil es nicht die gleichförmige Mast mit unverdaulichen Belehrungen und unvermitteltem Wissen verträgt, der sich unsere heutige Erziehung so eifrig widmet.

Die Rolle, die das absichtliche gedächtnismäßige Einprägen in allen Schulen spielt, legt Zeugnis davon ab, wie dem geistigen Leben durchgängig zuviel zugemutet wird, und wieviel überflüssigen Ballast unsere Kinder schleppen müssen. Alles, worauf das Kind, wenn man es ihm nahe bringt, nicht eingeht, ist vom Übel. Statt daß man es aber dann rücksichtslos zurückstellt und seine Entwicklungsstufe zum Maß seiner geistigen Lebensmittel, sein Verständnis zur Vorbedingung geistiger Aufnahme macht, trichtert man ihm

schonungslos ein, was es aufzunehmen verweigert. Hier liegt die Quelle der geistigen Apathie, Übermüdung und Nervosität, der geistigen Bleichsucht, Dumpfheit und Stumpfheit unsrer Kinder, ihrer Antipathie gegen alle Belehrung und alles, was sie beizubringen sucht. Der Niedergang der Religion ist eine Folge der religiösen Überfütterung, die kein ursprüngliches Empfinden aufkommen läßt und, wo es vorhanden ist, es zu Tode quält. Der Widerwille gegen das ganze Gebiet der Ethik und Lebensweisheit, für das doch jeder Mensch ein brennendes Interesse haben müßte, ist die Frucht der guten Lehren, mit denen man die Kinder langweilt. Die heutige Unfähigkeit zu lesen, d. h. einen längern Aufsatz, geschweige ein Buch, zu verstehen, sich anzueignen, zu verdauen und nicht bloß zu naschen, zu überfliegen, zu verschlingen, ist eine Folge der ungezügelten Lesesucht der Kinder, zu der man sie durch ein Übermaß oberflächlicher Lektüre verführt. Und so weiter.

Schließlich gilt der Grundsatz: Nicht zu viel und nur das Angemessene überhaupt für das Leben der Kinder. Aller Überfluß an Lebensmitteln, Genüssen, Unterhaltungen verwöhnt, verweichlicht, lähmt die Selbstthätigkeit, stumpft die Genußfähigkeit ab, macht blasiert, altklug und lebensüberdrüssig. Wenn der junge Mensch gedeihen soll, braucht er eine spartanische Erziehung. Er muß knapp gehalten werden, um nicht von Bedürfnissen abhängig zu werden. Er soll sich bescheiden lernen und mit dem Mindestmaß von Lebensmitteln auskommen und glücklich sein. Wenn ihm alles zuströmt, lernt er nichts schätzen. Er lernt nicht haushalten, sondern verschwenden. Er lernt nicht sich etwas versagen und kann es dann auch später nicht um andrer willen oder für große Ziele. Er sucht sein Glück im Haben und nicht im Sein, im Genießen und nicht im Leisten, in der Zerstreuung und nicht im Leben.

Wird jeder Wunsch befriedigt, und vielfach noch ehe er entstanden ist, so lernt man nicht sich selbst befriedigen. Die Erziehung von heute läßt durch ihr Zuviel das Suchen nicht aufkommen, sondern zieht gesättigte Philister heran, schüttet alle Quellen der Freude zu und hegt launisches, gelangweiltes, verdrießliches Wesen.

Denn die Lebensluſt ſtammt aus der Selbſtthätigkeit. Wie kann die ſich aber entfalten, wenn alles für die Kinder gethan wird. Sie wollen ſelbſt ſuchen, ſelbſt finden und wählen, ſelbſt Werte verleihen und Dinge ſchaffen, und aus der Fülle ihrer Phantaſie ſind ſie ja auch im Stande, ihr Reich ſelbſt zu bauen. Darum iſt ihnen ein ſelbſterwählter Winkel lieber als eine elegante Puppenſtube. Daß unſre Spielwareninduſtrie heute das Reich der Erwachſenen in unſern Kinderſtuben aufbaut, iſt ein kulturelles Verhängnis. Wer ſeine Kinder lieb hat, hält ihnen das ganze Gerümpel vom Leib. Sie wollen ſelbſt ihre Puppen kleiden und ihre Waffen ſchnitzen, ihre Bauten aufführen und ihre Geſchichten ſpielen. Die Schwindſucht der Phantaſie und ſchöpferiſchen Kraft in unſrer Zeit, die Energieloſigkeit und der Mangel an Initiative ſtammt aus dem Überfluß an Lebensmitteln im Leben unſrer Kinder, der kleinen wie der großen. Es liegt das in der Natur der Dinge. Wem alles und noch einiges geboten wird, der lernt ſich nichts erringen. Wer in der Maſſe ſchwelgt, dringt nicht in die Tiefe. Wem das Leben immer entgegenkommt, der lernt es nie meiſtern.

Was braucht das Kind? Nahrung und Keidung allein thuts nicht. Denn es will nicht nur exiſtieren, ſondern leben. Darum braucht es eine Welt, in der es leben kann. Eine Welt und keinen leeren Raum, ein Heim, das eine Welt für ſich und von eigenem Leben erfüllt iſt. Wenn das Weſen jedes Menſchen eine Frucht ſeiner Eltern iſt, ſo iſt ſeine Geſtalt und Erſcheinung zunächſt ein Ergebnis des Hauſes, in dem er aufgewachſen iſt. Denn an ſeiner Umgebung hat er ſich gebildet, unter dem Einfluß der Eindrücke, die er hier empfing, iſt er erwachſen. Deshalb iſt es die erſte Pflicht der Erziehung, die Umgebung für die Kinder ſo gedeihlich als möglich zu geſtalten. Wer alſo, ohne durch ſeinen Beruf dazu gezwungen zu ſein, in der Stadt lebt, der liebt ſeine Kinder nicht. Kinder ſollten ſo viel wie möglich an der Luft ſein, um unter dem Wechſel des Wetters zu erſtarken, in der freien Natur ſich aufhalten, um unter ihrem wunderbaren Einfluß geſund heranzuwachſen. Soweit ſie aber im Hauſe leben, ſoll auch das ganze Haus geſund und erzieheriſch

auf sie wirken. Freie, frohe, luftige Räume, ebenmäßig, einfach und zweckentsprechend, in harmonischen Verhältnissen der Massen, Formen und Farben ausgestaltet, d. h. schön eingerichtet, mit wirklich guten Bildern an den Wänden. Wie wirken sie anders auf die Sinne und durch sie auf das Werden des jungen Menschen, wie bildet sich ganz anders unter diesen Eindrücken der Geschmack und das feine Empfinden nach allen Seiten als in unruhigen, bunten, überladenen Räumen, die mit dem gräßlichen Zeug unsrer Ausstattungsindustrie angefüllt sind! Viele Erwachsene mögen ja von den Eindrücken im Hause unabhängig sein, die Kinder sind es aber nicht, auch wenn sie alle die schreienden Dissonanzen brutaler Aufdringlichkeiten und kokettierender Häßlichkeiten nicht bewußt empfinden. Wenn ihr euch also aus Trägheit die Einrichtung eines beliebigen Tapezierers, die er euch in die angewiesenen Räume stopft, und aus Liebe die Geschmacklosigkeiten, die euch eure Verwandten und Freunde zur Hochzeit schenken, gefallen laßt, so werft sie eurer Kinder wegen hinaus. Aber freilich, wenn ihr selbst keine Empfindung dafür habt, werdet ihr euch auch kein schönes und eigenartiges Gehäuse schaffen können. Darum sind für die Kinder das Entscheidende im Hause die Eltern.

In jeder Beziehung: mögen andere dem Innern des Hauses Gestalt und Gepräge gegeben haben, die Atmosphäre, die darin waltet, strömt von ihnen aus. Ihr Wesen waltet im Leben des Ganzen. Ihr Temperament und ihre Stimmung, ihr persönliches Leben und geistiges Niveau, ihr Lebensaustausch nach außen und innen, ihre Auffassung des Alltäglichen und Außerordentlichen schaffen die Bedingungen des Werdens und der Bildung für die Kinder. Sie sind ein immerwährender, unwillkürlicher Einfluß, der unausgesetzt wirksam ist. Darum ist es das Allernötigste, was das Kind braucht, und das Allerseltenste, was es wirklich bekommt. Also gebt euren Kindern Menschen, und erhebt euer Heim mit seinem Leben auf menschliches Niveau. Ringt danach, selbst etwas zu werden, damit eure Kinder etwas werden können. Vertreibt Sorge, Unsicherheit, Trauer, Aberglauben, Ärger, Gehässigkeit, trotziges und nachtragendes

Wesen aus eurem Hause und laßt Liebe, Freude, Harmlosigkeit, Natürlichkeit, Lebensmut und leichten Sinn einziehen, damit eure Kinder Sonne haben und Frühling, den Himmel und alle Herrlichkeiten des Herzens. Schafft Sinn in euer Leben und Ordnung in euer Haus, verdrängt alle Willkür und unstätes Leben, sorgt für klare Verhältnisse und ungezwungenes, ursprüngliches Wesen damit sie das Nötigste haben, was es giebt: den steten und festen Zusammenhang ihrer Lebensbedingungen, die unverrückbaren Naturgesetze in ihrer kleinen Welt und eine klare Aussicht in eine naturgemäße Umgebung. Die Kinder werden, was sie erleben. Darum mußt du sie erleben lassen, was sie werden sollen.

Das sind die konstanten Lebensbedingungen, die ein Kind durch alle Epochen seiner Entwicklung braucht. Was es sonst Schritt für Schritt auf jeder Entwicklungsstufe und bei jeder Wendung des Werdens bedarf, läßt sich nur allgemein aufzählen, aber nicht der Zeit und der Art nach bestimmen, denn es hängt von der Individualität der Kinder ab, von ihren jeweiligen, besonderen Bedürfnissen, die mit erzieherischer Weisheit und verständiger Einsicht in die kindlichen Verhältnisse zu befriedigen sind. Es ist vor allem Eigentum, als Boden individueller Entfaltung und Auswirkung, einen Raum für sich, und wenn es nur eine Ecke im Haus oder ein Winkel im Hofe ist, Spielraum für seine Bewegung und Material (Material im eigentlichen Sinne: ein Sandhaufen, Holz, ein Klumpen Lehm, Steine, Stricke) und einfachstes Handwerkzeug für seine Bethätigung, Lehrmittel und Aufklärung für seine Wißbegierde, Anleitung für seinen Entdeckungstrieb, Anregung für hervortretende Talente, die Mittel zur Ausbildung aller körperlichen und geistigen Fähigkeiten.

2. Geben wir den Kindern in angemessener Weise die zuträglichen Daseinsmittel, so haben wir schon die Grundlage gelegt, um sie leben zu lehren. Beides hängt aufs engste zusammen und beginnt zu gleicher Zeit: vom ersten Tage an. Ein wirkliches Leben giebt es nicht ohne Ordnung und ohne die Fügsamkeit, die

dazu gehört, um sie einzuhalten. Beides muß das Kind sofort lernen durch die Ordnung, der man es vom ersten Tage an entschieden und unnachsichtlich unterwirft. Es muß durch Regelmäßigkeit in der Ernährung, durch festes Innehalten einer 6—7 stündigen Pause in der Nacht, durch gleichmäßig steten Wechsel von Schlafen und Wachen, Alleinsein und in Gesellschaft sein, Bewegung und Ruhe an Ordnung gewöhnt und in seiner Willkür eingeschränkt werden. Das ist die entscheidende Epoche der Erziehung. Wer freilich ein Kind nicht schreien lassen kann (was in dem ersten Jahre zweifellos ein Lebensbedürfnis ist und zur gesunden Entwicklung gehört), bis seine Zeit gekommen ist, der wird es verziehen und verwöhnen. „Wenn es schreit, tragen Sie es nicht; mich trägt auch niemand, wenn mir etwas weh thut." In diesem drastischen Worte eines verstorbenen Arztes liegt die ganze Perspektive in die Zukunft des jungen Wesens, um die es sich handelt, wenn wir es vom ersten Tage an gewöhnen, sich zu fügen und mit dem Leben selbst fertig zu werden.

Denn dazu legen wir doch den Grund, wenn wir darauf verzichten, dem Kinde alle Unannehmlichkeiten zu ersparen oder zu versüßen. Es lernt so Überflüssiges entbehren und Unangenehmes ertragen. Statt dessen meint man aber meist, den Kindern das Leben mit allen Mitteln verschönen zu sollen. Das Leben ist schön genug, und an gesunden, unverwöhnten Kindern kann man lernen, sich seines Daseins zu freuen, aber wem es von Anfang an versüßt worden ist, der wird es in seinem ganzen Leben nie schön finden, sondern aus Unbehagen und Unzufriedenheit nicht heraus kommen. Das Kind soll also nicht immer jemand um sich haben, sonst lernt es nie das Alleinsein und für sich selbst Leben. Gieb nicht jedem seiner Wünsche nach, sonst wird es launisch. Laß es allein und im Finstern einschlafen, wenn seine Zeit ist. Daß jemand dabei sitzen, es einsingen und einwiegen, oder daß ein Licht im Zimmer brennen muß, ist alles vom Übel, denn dadurch lernt es nicht, wenn es Zeit ist, sofort einzuschlafen, was für seine spätere Jugend verhängnisvoll werden kann. Wozu braucht das Kind

gefahren zu werden, wenn nicht, um es aus der Stadt ins Freie zu bringen? Fahren ist als Unterhaltung ebenso wie Tragen vom Übel. Es soll lernen sich selbst zu unterhalten mit dem, was es sieht und bewegt. Dazu braucht es Abwechslung des Raums und der Gegenstände aber nicht fortwährende Beschäftigung. Hütet euch doch, durch alles das die Initiative des Kindes zu lähmen, statt sie dadurch anzuregen daß ihr es darauf anweist. Sobald das Kind merkt und sich gewöhnt, daß sich alles um es dreht, wird es träge, eigensinnig und egoistisch.

In dieser anfänglichen Gewöhnung liegen nach den verschiedensten Seiten die Wurzeln für alle späteren Tendenzen der Erziehung. Darum ist sie unumgängliche Vorbedingung und ausschlaggebend. Wenn die Kleinsten lernten, mit ihrem Gebrüll die Eltern zu tyrannisieren, werden sie auch später trotz aller Ermahnungen und Strafen auf dieses billige Mittel nicht verzichten und mit ihm alle erzieherischen Maßnahmen kreuzen. Wenn sie sich gewöhnten, bei jedem Schmerz und Unbehagen durch ihr Schreien Tröstungen und Versüßungen zu erlangen, werden sie auch später nicht lernen, kleine Unglücksfälle tapfer zu ertragen. Und so überall. Sie werden immer den Erwachsenen an der Schürze hängen, sich von allen bedienen lassen, mit ihren Launen das Haus quälen, wenn nicht von Anfang an vorgebeugt wird.

Schritt für Schritt muß dann die erzieherische Beeinflussung mit der Entwicklung des Kindes vorwärts gehen und in der großen Vorschule des Lebens von Stufe zu Stufe führen. Durch die ganze Zeit zieht sich die Einführung in den rechten Gebrauch der Daseinsmittel. Auch sie beginnt in der unbewußten Epoche. Durch das Nichtzuviel wird das Maßhalten begründet und durch die Auswahl des Zuträglichen werden die eigentümlichen Instinkte gebildet. Sobald das Kind dann nachzuahmen beginnt, darf auch die einfachste Anleitung durch das Beispiel erfolgen. Es macht dann nach, was man ihm zeigt. Aber es wäre verkehrt ihm so viel zu zeigen (in der spielenden Beschäftigung z. B.), daß es über dem Nachahmen nicht zu eigenen Versuchen und Entdeckungen käme. Bald

lernt es auch durch den Mißbrauch und sein Ergebnis und durch die unausgesetzte Beobachtung der andern den rechten Gebrauch. Später kommen dann die Fragen und weisen dem Erzieher die Spuren des vorwärtsdringenden Geistes. Sobald die nötige Urteilsfähigkeit vorhanden ist, muß das Kind lernen selbst Maß und Grenzen innezuhalten. Der willkürliche Mißbrauch und Zerstörungstrieb muß nun aufhören und fremdes Eigentum muß respektiert werden, auch ohne daß fortwährendes Aufpassen ein Ausschreiten unmöglich macht. Das ist aber nicht schwer, wenn das Kind von früh an Selbstbeschäftigung und Selbstbescheidung gelernt hat. Was weiter hierher gehört, fällt unter das Unterrichtskapitel. Dazu tritt die Erziehung im rechten Verhalten zum Leben. Von früh an sollte man die Kinder für das Leben abhärten, daß sie Schmerzen und Entbehrungen, Enttäuschungen und Widrigkeiten ertragen lernen, nicht nur ohne zu heulen, sondern mit ihnen fertig zu werden, ohne sich innerlich davon beirren zu lassen. Statt dessen lernen aber meist die Kinder erst dadurch um eine Beule, einen Schnitt viel Geschrei zu erheben, weil die Eltern so viel Wesens davon machen. Standhaft sollen die Kinder werden, gefaßt und mutig. Furchtsamkeit wird immer erst anerzogen: es giebt nichts Furchtloseres als ein kleines Kind. Hier heißt es also die Lebenszuversicht auch trotz des Bewußtwerdens der Gefahren erhalten. Auch die allseitige Trägheit wird erst anerzogen, oder sie ist Krankheit, die geheilt werden muß. Gesunde Kinder sind voller Lebensenergie, die aber mit den Jahren durch Pflichten und Aufgaben in Spannung erhalten werden muß, wenn sie nicht erschlaffen soll, und durch Anleitung, auch das Unangenehme sofort zu bewältigen, erzogen werden muß, um nicht in Willkür und Eigensinn sich zu erschöpfen. Ist die Lebensenergie der Gesundheit vorhanden, hält es wirklich nicht schwer, die Kinder zu leichtfüßiger fröhlicher Thatkraft zu erziehen, die das Nötige sofort thut und dem Unangenehmen nicht aus dem Wege geht, die keine Mühe scheut und spielend zu leben lernt. So muß der junge Mensch angeleitet werden, auf alle Elemente seines Erlebens in der rechten Weise zu reagieren, um der rechten Haltung allenthalben fähig zu werden.

Die Voraussetzung dazu ist Selbstbeherrschung und Selbstzucht, worauf die eigentliche Lebensfähigkeit beruht. Das Kind lernt das durch freiwillige Unterwerfung unter die elterliche Autorität und freiwilligen Gehorsam. Ich betone die Freiwilligkeit, denn Kinder sind immer frei. Darum müssen sie in Freiheit erzogen werden. Der Zwang schafft Knechte. Wenn die Unterwerfung durch Drohungen oder Strafen erzwungen und nicht durch Respekt und Liebe zu ursprünglichem Drange wird, wenn die Gebote unvermittelt und äußerlich als tote Gesetze auferlegt werden und die Herzen nicht zu freiem Wollen aus tiefem Respekt vor dem Erzieher, wenn noch nicht aus eigenster Überzeugung von dem Rechte der Pflicht gewonnen werden, so steht es schlimm um den Erfolg. Darum brauchen wir eine Aufhebung der Sklaverei für die Kinder zu menschenwürdiger Erziehung. Aber wer versteht es denn heute, den Kindern Selbstzucht, Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst für andre und höhere Zwecke, Selbstbeherrschung in allen Lebenslagen, Unbestechlichkeit vor dem äußern Schein, Widerstandsfähigkeit gegen fesselnde Reize, Selbstüberwindung als Mittel zur Macht des Selbst als leuchtende Ziele des Strebens vor Augen zu stellen und sie dafür zu begeistern!

4. Die rechte Art der Erziehung.

Die Erziehung ist die beste, die dem Kinde am wenigsten zum Bewußtsein kommt, die es beeinflußt, ohne daß es merkt, wie es beeinflußt wird, die es nicht wild, aber in Freiheit aufwachsen läßt und der Zwangsmittel und Strafen nicht bedarf, weil es ohne sie auskommt, die alles von selbst werden läßt, was werden soll. Das müßte das Ziel aller Erzieher sein. Gewiß wird es nur das geborene Genie in dieser Kunst erreichen. Aber alle sollten sich darnach richten, um hinter die rechte Art der Erziehung zu kommen, denn sie giebt den Ausschlag für den Erfolg. Zu wissen, was geschehen muß, ist das Kleine, aber zu können, wie es geschehen muß, das ist das Große. Halten wir nun dieses Ziel im Auge, so ergeben sich eine Reihe deutlicher Richtpunkte.

1. Vor allem sollen wir das Kind möglichst in Ruhe lassen und sein Fürsichsein nicht stören. Nur wenn es darnach verlangt, sollen wir in den Kreis seines Lebens und Treibens treten, aber im übrigen seine kleine Welt, in der es mit ernstem Eifer waltet und sich entfaltet, respektieren und sein keimendes Fürsichleben nicht durch Aufregungen und willkürliche Eingriffe beinträchtigen. Zu keiner Zeit ist das Bedürfnis nach ungestörtem Fürsichsein größer, als wenn der kleine Mensch sich immer mehr und immer energischer im Leben zurecht zu finden sucht, und niemals sind wir gegen Eingriffe so empfindlich, als in der Kindheit, wo wir ganz bei der Sache sind, was wir auch treiben mögen. Alle jähen und willkürlichen Unterbrechungen sind wie Blitze aus heiterm Himmel und erschüttern das kleine Wesen. Kinder erschrecken häufig bei dem unauffälligsten Dazwischentreten. Störungen des Lebens sind aber Störungen des Werdens, so geringfügig sie uns auch erscheinen mögen. Die Ruhelosigkeit und Quälerei ihrer Umgebung, die wir heute bei vielen Kindern finden, ist die Folge davon, daß man sie nicht in Ruhe ließ, sondern unausgesetzt quälte.

Was müssen die armen Kinder alles erdulden! Keinen Augenblick läßt man sie ungeschoren, immer wird dazwischen gefahren mit Eingriffen, Verboten, Warnungen, Zärtlichkeiten, andern Beschäftigungen, guten Lehren, Vorführungen vor Besuch und Unternehmungen der Eltern. Wer hielte es aus, solcher Art ein Gegenstand der Laune und Willkür zu sein wie ein Kind, sich immer hin und her zerren, aus allem, was einen freut, herausreißen zu lassen, immer grade zu etwas anderm getrieben zu werden, als man mag, als das eigne Sinnen und Wollen verlangt! Daß das aber vielfach in guter Meinung aus Erziehungseifer, elterlicher Fürsorge und Liebe geschieht, macht es nicht besser, sondern schlimmer, denn um so weniger wird man sich durch die kindlichen Proteste in seinen Gewaltsamkeiten irre machen lassen. Man meint, das übe in Selbstüberwindung. Aber was als ungerechtfertigt empfunden wird, erweckt nur innere Auflehnung. Selbstbeherrschung gedeiht nur durch Unterwerfung unter Ordnungen und Notwendigkeiten. Nichts ist

der Jugend fürchterlicher als das ewige Dazwischentreten, Herummeistern, Ermahnen, Nörgeln und Kritteln, überflüssige Bevormunden und Beschränken, das sie sich fortwährend gefallen lassen müssen. Es wirkt nichts als eine gelinde Verzweiflung und innere Entfremdung. Dieser furchtbare Erziehungseifer, der meint, erziehen bestände in unausgesetztem Dreinfahren, Zurechtweisen, Anweisen, Aufstören, hin und her Reißen und moralisch Begeifern! Wie Polizisten liegen sie auf der Lauer diese „Knabenschinder", um jede Ordnungswidrigkeit zu monieren, und ihr Pflichteifer stachelt sie an, die Kinder immer merken zu lassen, daß sie Erzieher haben. Aber das Richtige wäre grade, daß sie es so wenig wie möglich merkten. Statt also aus Liebe und Laune dreinzufahren oder pedantisch herumzusticheln, schützt vielmehr die Welt eurer Kinder vor allen willkürlichen, unnötigen, unmotivierten Einbrüchen und vor ärgerlichen Störungen ihres Lebens, das unter aller Beweglichkeit und lebhaften Ausbrüchen der Werderuhe und des Zusammenhangs in seiner Thätigkeit dringend bedarf.

2. Dazu tritt das andere, den Schutz und die Verborgenheit des Hauses über dem keimenden Leben wahren. Eure Sorgsamkeit wende sich nach außen, damit im Innern alles gedeihlich von selbst werden kann, was werden will. Die kindliche Entwicklung bedarf der Stille. Der Lärm und die Unruhe der Öffentlichkeit ist vom Übel. Wenn sie also in dein Haus dringt, dann birg deine Kinder davor. Nirgends sind Kinder so gefährdet als in Häusern, wo viel Fremde aus und ein gehen, und das Familienleben für viele vorübergehende Menschen aufgeschlossen ist. Denn alles vergreift sich an den Kindern. Lassen sie sichs gefallen, so werden sie verwöhnt, wehren sie sich, so werden sie verroht, in jedem Falle aber überheben sie sich und verlieren den Respekt vor Fremden, vor Älteren, werden herrisch und frivol, ausgelassen und boshaft. Sie rächen sich gegen die Aufdringlichkeit, die sich in ihre Welt drängt. Ebensowenig aber führe sie in die Öffentlichkeit. Es ist ein Unfug, die Kinder überall mit hinzuschleppen und an allem teilnehmen zu lassen, wie es sich

in den letzten Jahrzehnten ausgebreitet hat. Dadurch verkümmert man den Kindern ihre Welt und verleitet sie ihnen, stört die Allmählichkeit ihrer Entwicklung und stellt sie unter Lebensbedingungen, für die sie noch nicht reif sind. Der Geist kann sich so unmöglich gesund entwickeln. Frühreife und Kernfäule, gestörte Naivität und chronische Unzufriedenheit ist die notwendige Folge, ganz abgesehen von den verhängnisvollen Wirkungen für den Körper, die solches Leben mit sich bringt.

Gegen diesen Grundsatz, sie im Verborgenen sich entfalten zu lassen, sündigt man aber auch, wenn man ein besonderes Wesen mit ihnen vor andern macht, ihre Leistungen, kindlichen Einfälle vor ihnen erzählt, oder wohl gar ihnen die kuriosen Offenbarungen des Kindermundes, ihre unbewußten Witze, reizenden Naivitäten, gelungenen Antworten, persönliches sich Geben als was Besondres zu Gemüte führt und vor andern wiederholen läßt. Das ist der beste Weg zu Schauspielerei, Eitelkeit und affektiertem Wesen. Um alles in der Welt rührt nicht an dem zarten Schmelz der Naivität eurer Kinder und laßt nicht daran rühren, sonst zerstört ihr die Ursprünglichkeit ihres Wesens und Lebens. Werft unbarmherzig alle Verwandten und Freunde aus dem Hause, die mit albernem Lachen und Betratschen, Necken und Beloben an euren Kindern herumtalpen. Ebensowenig dürfen wir natürlich auch Aufhebens von ihren Heldenthaten, sittlichen Leistungen oder Lernerfolgen machen, sonst werden sie aufgeblasen und überheben sich. Anerkennung ist Teilnahme an ihrem Erfolg. Aber damit ists genug. Ausposaunen aber oder hersagen und vorspielen lassen züchtet nur Ehrgeiz. Ehrgeiz aber ist pöbelhaft.

3. Erziehen heißt werden lassen. Wir dürfen nichts machen, gestalten, herauspressen und herrichten wollen, sondern müssen warten, was wird, und dafür sorgen, daß es werden kann. Jeder Mensch ist nun einmal ein Naturgewächs und kein Kunstprodukt. Die rechte Erziehung ist darum nur Hilfe am Werden. Sie soll die Vorbedingungen schaffen, daß etwas werden kann, hüten und

pflegen, was von selbst erwächst und sich entfaltet, die Fähigkeiten, die sich zeigen, ausbilden, die Neigungen, die zu Tage treten, in Zucht nehmen, wo es nötig ist, führen und fördern, Hindernisse wegräumen und Hilfsmittel schaffen, das Übermaß beschränken und Zersplitterung verhüten, das wirtschaftliche Gleichgewicht im geistigen Stoffwechsel und Lebensaustausch aufrecht erhalten, anregen, aufklären, Wege weisen, Ziele stecken, aber nicht das Werden durch Machenschaften ersetzen. Was in dem Kinde wird und aus dem Kinde wird, sei ursprünglich. Denn nur das Ursprüngliche ist wahrhaftig und lebendig, hat Lebenswert und Zeugungskraft, ist Eigentum und hat Eigenart, ist ein Fortschritt und keine Verirrung.

Wer also erziehen will, muß warten können. Das kann aber nur, wer weiß, daß er nichts erzwingen darf. Die Ursprünglichkeit der meisten Kinder geht daran zu Grunde, daß es ihre Eltern und Erzieher nicht erwarten können. Die Hast unsrer Zeit durchdringt auch unsre Erziehung. Auch die Jugend wird in die Hetze mit hineingerissen. Sie können nicht früh genug fertig sein und bleiben so ihr ganzes Leben unfertig. Überall herrscht die Angst, daß sie nicht mit fortkommen könnten. Niemand wagt es, Geduld zu haben. Werden lassen, heißt reifen lassen. Heute wird aber nichts mehr reif, sondern es geht von einer Unreife zur andern. Alle Früchte werden grün gepflückt und künstlich gezeitigt. Kunstdünger und Treibhausluft erzeugen jene Frühreife, der wir die Unfruchtbarkeit, Blasiertheit, Abgelebtheit und Lebensunfähigkeit unsrer Zeitgenossen verdanken. Habt doch den Mut, euch gegen den Strom zu stellen, und Vertrauen zur schöpferischen Kraft, die in euren Kindern waltet. Sie ist mächtiger als alle künstlichen Machenschaften. Laßt sie doch ruhig zurückbleiben, sie werden alle vorwärts Gezerrten überholen. Mit elementarer Gewalt werden sie vorwärts dringen, wenn die früh Ermüdeten sich nur noch durchs Leben schieben lassen und nur noch durch Sitzen und Altern avancieren. Gut Ding will Weile haben. Je ruhiger in einem Kinde alles organisch ausreift, und je mehr seine Entwicklung wachstümlich von einer Reife zur andern schreitet, um so gesünder und kräftiger wird es sein, um

so reicher wird es sich entfalten. Es kommt alles darauf an, daß sich das junge Wesen erst völlig innerlich konsolidiert, daß die Kräfte steigen und in Spannung geraten; wartet nur es wird schon losbrechen, daß ihr nur zu zügeln braucht; aber je mehr ihr zügelt, um so mächtiger wird es vorwärts stürmen. Darum weg mit dem Zerren und Peitschen.

Werden lassen heißt der Natur nicht vorgreifen. Die Natur soll vorangehen und die Erziehung folgen. Also nicht mehr verlangen, als der Entwicklungsstufe der Kinder entspricht, als sie können, aber sie auch nicht von einer Stufe zur andern emporschieben wollen. Was wir ihnen beibringen wollen, müssen wir entstehen lassen, und wozu nicht die Voraussetzungen vorhanden sind, das sollen wir bleiben lassen. Wir dürfen also in allen unsern Einwirkungen und Belehrungen nicht über das Niveau der Kinder hinausgehen, auf dem sie sich gerade befinden, sondern es anerkennen, ihr jeweiliges Sein bejahen. So ists grade recht, wollen wir uns immer sagen, statt darüber hinauszustreben und zu drängen. Das besorgt die Natur von selbst. Das Kind entwickelt sich von selbst oder es entwickelt sich überhaupt nicht, sondern wird bloß anders. Wollen wir recht erziehen, so müssen wir immer nur das Gegenwärtige pflegen und reifen lassen. Daraus entsteht dann ganz von selbst das Zukünftige.

Also suche nicht Empfindungen dem Kinde beizubringen, die nicht da sind. Es ist kein Fehler, wenn es sie nicht hat, wohl aber, wenn es sie kennt und zeigt, ohne sie zu haben. Solche Erziehung führt direkt zu innrer Unwahrheit, Heuchelei, innerm Zwiespalt, konventionellem Gethue. Dann wundert man sich, wenn man später die Lüge bekämpfen muß, nachdem man sie selbst hervorgebracht hat. So stammt vieles Unkraut nicht aus der Natur, sondern aus der Erziehung. Nun sehe man sich aber einmal die heutige Erziehung genauer an, wie sehr sie Dressur der Empfindungen, Meinungen und Grundsätze ist, und vergleiche damit die epidemische Zwiespältigkeit, Scheinheiligkeit und das widerspruchsvolle Wesen der Menschen unsrer Zeit, das Tausende als den Fluch ihres Lebens

empfinden, als eine unheilbare Zerrüttung, die aller Arbeit an sich selbst spottet. Gewiß kommen wir ohne Dressur in den ersten Jahren nicht aus und sie ist überall dort am Platz, wo etwas nur durch Gewöhnung entsteht: Ordnung, Reinlichkeit, gute Manieren als Formen des Lebens. Empfindungen aber entstehen durch Erfahrung, das Bewußtsein ist ein Reflex des Erlebens, Urteile ergeben sich aus Vergleichen. Wenn das innere Leben nicht von selbst erwacht, dürfen wir es ihm nicht suggerieren. Wenn das Kind z. B. die Abwesenheit des Vaters nicht empfindet, sollen wir keine Sehnsucht wecken wollen, wenn ihm das Dankgefühl nicht zum Bewußtsein kommt, sollen wir es nicht zu Bewußtsein führen. Aber da höre ich schon wieder die Ungeduld einwerfen: da wird es niemals dankbar werden. Nun gut, dann nicht, besser, es bleibt undankbar, als es wird unwahr. Aber beruhigt euch nur: wenn eure Kinder nicht Idioten des Gefühls sind, wird auch die Dankbarkeit keimen.

Es ist gar nicht zu sagen, was gegen diesen Grundsatz, der Natur nicht vorzugreifen, in der Erziehung gesündigt wird. Grade die Eltern, denen es heiliger Ernst ist, treiben es dabei am ärgsten. Sie machen die Kinder auf alles mögliche aufmerksam, was noch ganz über ihren Horizont geht, erklären Erscheinungen, für die noch gar kein Verständnis möglich ist, belehren, ohne daß Interesse vorhanden ist, fordern Urteile heraus, die ganz unmöglich sind, fragen Dinge heraus, die gar nicht drin sind, veranlassen die Kinder Empfindungen auszusprechen, die im besten Falle nur dunkel gefühlt werden, muten ihnen zu, alles mögliche aufzufassen, wofür die Vorbedingungen noch gar nicht da sind. Wie kann man da nun erst Verständnis für die rechte Art haben, wenn man sich so völlig im Inhalt vergreift! Und doch muß die geistige wie die körperliche Nahrung so zubereitet werden, daß sie den Kindern schmackhaft und bekömmlich ist. Wir müssen alles vom Augenpunkt des Kindes ansehen, was wir ihm zeigen, und alles aus der Blüte seines Lebens begreifen, worüber wir mit ihm sprechen. Sonst faßt es nicht, und dann schließt sich die Knospe vor der täppischen Berührung. Wie

nun aber erst, wenn man die verschlossene mit Gewalt aufblättert! Was aber für Erwachsene taugt an Einsichten, Erfahrungen Pflichten und Zielen, ist noch lange nicht auch für Kinder, für Kinder jeden Alters etwas. Aber andrerseits darfst du nicht dem Kinde Brei und immer wieder Brei vorsetzen, wenn es nach stärkerer Speise verlangt. Man kann sich und die Sache durch nichts so den Kindern verleiden, als wenn man sie unterschätzt und ihnen Dinge erzählt oder in einer Art plausibel macht, die sie als kindisch empfinden. Das ist mindestens ebenso verhängnisvoll, als wenn man ihr kindliches Denken oder ihre jugendlichen Luftschlösser und Lebensziele nicht für ernst nimmt. Sie müssen aus ihren Illusionen herauswachsen, aber dürfen nicht herausgeworfen oder darin festgehalten werden.

Also laß das Kind selbst denken und denke ihm nicht vor. Laß dich von seinen Fragen leiten und folge der Spur seiner Zweifel. Gieb acht, wenn es Altgewohntes bei Seite schiebt, denn dann will es darüber hinaus. Korrigiere nicht seine Äußerungen, wenn sie seine Wahrheit enthalten, sondern gieb ihm Material, an dem es sich weiter entwickeln kann. Ich weiß nicht, wievielen Lesern bei diesen Erörterungen schon der Gedanke gekommen ist, daß unsre ganze sittlich-religiöse Erziehung durchgängig und grundsätzlich das Verfahren wider die Natur befolgt. Ich behalte mir vor, darüber einmal speziell zu handeln. Jetzt nur ein Wort davon. Hier werden überall nach Empfinden, Einsicht und Verhalten an die Kinder dieselben Anforderungen wie an die Erwachsenen gestellt. Sobald ihnen alles gelehrt ist, mit 14 Jahren, sind sie ja auch mündige Christen! Jedes Kind lehnt aber die sittlichen Ansprüche ab, für die es noch nicht reif ist. Das sittliche Gefühl bildet und entfaltet sich aber ebensowenig wie irgend welches Empfinden durch Forderungen und Strafen, Belehrungen und Dressur, sondern nur durch das Beispiel derer, vor denen es einen natürlichen Respekt hat, denen es aus eignem Drange nachzuahmen sucht.

Ebenso wie wir der Natur nicht vorgreifen dürfen, sollen wir allein werden lassen, was allein werden kann. Laß das Kind sich

aus eigner Kraft entwickeln und sich selbst entfalten, soweit es irgend geht. Dadurch wird die Energie ebenso angespannt, wie sie durch übermäßige Hilfe abgespannt wird. Das ganze Leben wird auf Selbstthätigkeit gestellt. Das aktive Element gewinnt die Oberhand, während das viele Helfen Passivität, Trägheit, Bequemlichkeit, Unselbständigkeit fördert. Wird alles möglichst aus eigner Kraft, so tritt zur Ursprünglichkeit des Werdens die eruptive Art der Erscheinung und die Intensität des Wachstums. Natürlich können wir die Kinder nicht sich selbst überlassen, ja wir müssen ihnen die Vorbedingungen des Werdens verschaffen, soweit sie nicht in ihnen liegen. Aber weiter nichts. Dann nicht drauf stoßen, sondern warten. Wir müssen ihnen Gelegenheit für ihre Bewegung und Bethätigung der Glieder und Sinne geben, Gegenstände für ihre Phantasie, Material für ihre Gestaltungslust, ein Feld für ihre Wißbegierde und ihren Entdeckungstrieb, aber nur nicht vorgreifen und das Kind zum Zuschauer machen, sondern es selbst entdecken lassen, nicht auf etwas aufmerksam machen, sondern aufmerksam werden lassen.

Heute herrscht in Schule und Haus das entgegengesetzte Prinzip. Die Schule kaut vor und das Haus hilft nach. Die Schule duldet nicht, daß sich die jungen Menschen auf eigne Faust die verschiedenen Gebiete unterwerfen, selbst suchen und finden, sondern sie ist nach Einrichtung und Methode, nach Lehrplan und Verfahren darauf angelegt, alles den Schülern wohl präpariert in den Mund zu schieben und durch katechetische Manipulationen verdauen zu machen. Aber auch zu Hause ist dann der junge Mensch noch nicht einmal auf sich selbst angewiesen. Eltern, Geschwister und Privatlehrer überwachen, hören ab, kontrollieren, korrigieren, soufflieren oder machen die Aufgaben direkt für ihn, sorgen, daß nichts vergessen und die rechte Zeit nicht versäumt wird. Das eine ruiniert ebenso wie das andre das selbst Werden wie die Selbständigkeit. Die Abhängigkeit der Gebildeten unsrer Zeit von Presse, Schlagworten, Parteimeinungen, die Interesselosigkeit für alle Tiefen und außerberuflichen Gegenden, die Unfähigkeit selbst zu denken und

etwas selbständig anzufassen ergiebt sich daraus ebenso wie die unglaubliche Unsolidität der Bildung, die Oberflächlichkeit und die vom Dunste einer Ahnung mühsam verhüllte Unwissenheit.

Natürlich gilt dieser Satz auch vom Leben überhaupt. Laßt die Kinder doch allein mit ihren kleinen Schwierigkeiten fertig werden. Springt nicht zu Hilfe, wenn ihnen etwas nicht gelingt. Laßt sie sich abmühen. Brauchen sie wirklich eure Hilfe, dann werden sie schon kommen und um Rat fragen. Dann zeigt ihnen, wie es gemacht wird, aber laßt es sie selbst machen. Ich lernte einmal ein junges Mädchen von 22 Jahren kennen, die außer Stande war, ein Packet für die Post zu packen. Wie vielen solcher Hilflosigkeiten aber begegnet man unter jungen Menschen, weil ihnen immer überall geholfen wurde! Darum ruft den Kindern zu: Hilf dir selbst! So bildet ihr die Erfindungsgabe, die Umsicht, den Scharfsinn, die Gewandheit. Aber auch nach der Seite der Lebensführung gilt das. Nehmt ihnen keine Entscheidung ab, die sie selbst treffen können. Sie müssen bei Zeiten selbst darüber klar werden, was sie thun sollen. Es ist nichts heilsamer, als Kinder, wenn sie die Eltern fragen, was sie in einem Falle thun sollen, auf sich selbst zu weisen. Mach du es, wie du es für recht hältst. Nichts wirkt erzieherischer als das Vertrauen der Eltern, das darin liegt, und seine verpflichtende Macht. Solche Kinder werden Menschen eigner Kraft, eignen Gewissens, eigner Lebensauffassung und selbständigen Lebens.

4. Wenn sich aber der Mensch durch das Leben entwickelt, heißt werden lassen erleben lassen. Wir wachsen durch unsre Erfahrungen. Also laßt die Kinder ihre Erfahrungen machen. Dadurch lernen sie die Welt und das Leben selbst kennen und gewinnen Eindrücke, die nachhaltig sind. Ein Erlebnis wirkt mehr als tausend Belehrungen, Vorhalte und Verbote. Das gebrannte Kind scheut das Feuer, aber das Kind dem verboten ist, ins Licht zu greifen, thut es erst recht. Wenn es sich also nicht um wirkliche Lebensgefahren handelt, so laß es ruhig durch Schaden klug

werden. Denn dadurch wird es sofort klug. Die große Ängstlichkeit der Eltern macht die Kinder ängstlich und ist oft die Ursache von Unglücksfällen in unbewachten Momenten. Die unbehüteten Kinder sind weniger in Gefahr als die zu sehr behüteten. Denn sie werden sich selbst in Acht nehmen und in schwierigen Situationen eher wissen, was sie zu thun haben. Natürlich müssen sie aber schon so entwickelt sein, um aus dem Schaden klug werden zu können.

Was der Mensch nicht erlebt, das versteht er nicht, das erfaßt er nicht lebendig, das macht keinen wirklichen Eindruck, das bildet ihn also nicht. Kein Mensch wird auf theoretischem Wege gebildet und durch Belehrung erfahren, wissend, gewandt, lebensklug. Die Kraft und Klarheit des Lebens gewinnen wir nur durch leben. Darum ist der Weg der Erziehung die Erfahrung. Durch das Erlebenlassen können wir einen bestimmenden Einfluß entfalten, der die Entwicklung nicht stört, sondern steigert, der gesund ist, weil er das selbst Werden ermöglicht, der das Eigenleben nicht beeinträchtigt und der Natur nicht vorgreift, weil das Kind nicht darauf reagiert, wenn es ihm nicht angemessen ist. Darum achte allenthalben auf die Zugänge des Lebens, wenn du das Kind bestimmen oder ihm etwas nahe bringen willst. Mußt du ihm etwas abgewöhnen, so suche es ihm zu verleiden. Natürlich ist es viel leichter, immer zu ermahnen, zu befehlen, zu strafen, aber das ist auch ganz aussichtslos. Darum dürfen wir nicht müde werden, Wege der Erfahrung zu suchen, deren Eindrücke sich ganz von selbst ins Leben der Kinder umsetzen.

Nun bietet ja das Leben als solches tagtägliche Erfahrungen genug, eine Fülle mannigfaltigster Erlebnisse, dem Kinde genau so wie dem Erwachsenen. Aber in dem Maße, als sie an sich oder in ihren Wirkungen Innerliches betreffen und persönlich bezogen werden sollen, bedarf es der Anleitung und Erläuterung, die vom Erleiden zum Erleben führt, wenn anders es in unsrer Hand liegt, ob irgend ein Ereignis in unserm Leben Epoche macht, weil es ganz davon abhängt, wie wir uns dazu stellen. Andrerseits be-

gegnen uns unsre Erlebnisse nicht in methodischer Ordnung und zielgemäßer Folge, sondern willkürlich. Darum ist es Aufgabe der Erziehung, die Lebenserfahrung der Kinder zum besten ihrer Entwicklung zu verwalten und zu dirigieren. Hierher gehört z. B. der Kampf gegen schlechte Einflüsse, soweit die Kinder sie noch nicht von selbst zurückzustoßen vermögen. Schützt eure Kinder vor schlimmen Eindrücken und verderblicher Behandlung, z. B. vor Liebkosungen. Das Kind hat keinen Sinn für Küsse, und doch glaubt jeder hergelaufene Mensch, zumal wenn er weiblich ist, es abküssen zu müssen, was gradezu verhängnisvolle Folgen für das Nervenleben hat. Ist das vorüber, dann werden sie bewundert und umschmeichelt, meist noch dazu unehrlich, man kitzelt die Kinder und meint die glückselig dabei stehenden Eltern, die ihr Kind ruhig zur Eitelkeit verführen lassen. O ihr Rabeneltern, schützt doch eure Kinder vor solchem schleichenden Übel. Wenn Jesus sagt, daß es denen, die eins von den Kleinen ärgern, besser wäre, mit einem Mühlstein am Halse im Meere ersäuft zu werden, wo es am tiefsten ist, dann hast du wohl das Recht, ihnen die Thüre zu weisen, wer es auch sei.

Aber mit der Hut über den Erfahrungen der Kinder ist es nicht gethan, wir müssen ihnen auch die Erfahrungen schaffen, die sie brauchen. Dahin gehört jede Art der Gewöhnung, denn sie ist nichts als regelmäßige Wiederkehr einer bestimmten Erfahrung. Wir müssen sie weiter erleben lassen, was sie empfinden, was ihnen zum Bewußtsein kommen soll, was sie kennen lernen und erfahren sollen. Deshalb ruht jeder Unterricht auf Anschauung. Soll ihnen klar werden, daß sie sich durch gewisses Verhalten, Heulen, übermäßigen Lärm u. s. f. den Menschen verleiden, so muß es ihnen durch regelmäßige Entfernung aus dem Kreis der Erwachsenen beigebracht werden. Sollen sie gehorchen lernen, so müssen sie die Erfahrung machen, daß an einer Willensäußerung der Eltern nicht gerüttelt werden kann, und jeder Ungehorsam schlimm ausfällt. Sollen sie etwas ausführen oder in seinem Werden begreifen lernen, so müssen sie sehen, wie es vor sich geht. Und so auf allen Gebieten.

Wir werden aber, je älter das Kind wird, um so weniger für erzieherische Erfahrungen zu sorgen brauchen, je reicher und lauterer die Hauptquelle der kindlichen Erfahrungen strömt: das Leben des Hauses. An ihm die Kinder teilnehmen zu lassen, ist die beste Erziehung, wenn es darnach ist. Im Hause lernen sie die Welt kennen und das Leben. Darum sperrt sie nicht ab, sondern erschließt ihnen mehr und mehr sein lebendiges Getriebe, laßt sie erleben, wie hier gelebt wird: in Selbstbeherrschung und leichtfüßig auf allen Wegen, in Freude, Klarheit und thatkräftiger Entschiedenheit, voll Takt unter einander, Respekt vor einander und Liebe zu einander. Laßt sie sehen, wie ihr die Dienstboten behandelt und Fremden begegnet, Armen helft und an Freunden euch freut, wie ihr arbeitet und wie ihr genießt, was euch beglückt und was euch bedrückt. Laßt sie teilnehmen an den Nöten und Gefahren des Lebens, wenn ihr furchtlos und sorglos seid, damit sie lernen, wie man ihnen begegnet. Laßt die Kinder den Vater im Sturme am Steuer sehen und der Mutter schaffende Liebe in jedem Wetter. Laßt sie zuhören, wenn ihr Vorkommnisse des Lebens besprecht, damit ihnen Klarheit wird über das Leben, oder wenn ihr eure Gedanken über die Fragen des Daseins austauscht, damit sie nachdenken lernen. Denn so sehr wir uns ihrer Entwicklungsstufe und Auffassungsfähigkeit anpassen müssen, wenn wir ihnen etwas mitteilen und verständlich machen wollen, so unbesorgt können wir sie von dem Leben des Hauses umströmen und den Gesprächen der Erwachsenen lauschen lassen, wenn sie Lust dazu haben. In ihre Erfahrung und ihr Bewußtsein tritt es ja doch nur, soweit es sie berührt, soweit es ihnen faßlich ist. Kinder lieben zu beobachten und aufzufangen, aber sie sehen nur das, wofür ihnen der Sinn bis dahin erschlossen ist, und fangen nur das, was sie verstehen. So werden sie allmählich der Lebensflut, die sie umgiebt, inne und teilhaftig und lernen von selbst in dem Maße selbst leben, als es sich ihnen erschließt. Natürlich ist aber damit nicht gesagt, daß sie immer unter Erwachsenen sein und ihrer eignen Welt, ihres für sich Lebens verlustig gehen sollen.

5. Heißt aber werden lassen erleben lassen, dann ist die beste Erziehung die unwillkürliche Erziehung, die durch den persönlichen Eindruck und Einfluß der Eltern und der Familie, der Lehrer und Freunde erfolgt. Denn sie hat den ungeheuren Vorzug, daß sie sich methodisch nie verkehrt äußern und in den Mitteln nie vergreifen kann, daß sie durch kein Zuviel und nichts Unpassendes schadet und nichts durch Übereifer und Erregung um seine Wirkung bringt. Sie ist frei, natürlich, ursprünglich, denn sie ist unmittelbar. Sie ist naturgemäß, denn sie tritt ganz von selbst in Aktion und nur dort, wo sie nach den vorliegenden Bedingungen möglich ist. Sie ist den Eigentümlichkeiten der Kinder angemessen, denn sie ergiebt sich aus der Verwandtschaft der Menschenart zwischen Eltern und Kindern oder der inneren Fühlung mit den Freunden oder der Begeisterung für die Persönlichkeit des Lehrers. Sie dringt in die Tiefe, denn sie ist der überwältigende Eindruck persönlicher Übermacht und wirkt unvermittelt auf das Leben. Kein Zweifel lähmt sie, kein Abschweifen der Gedanken zerstreut sie, keine Unbeholfenheit des Geistes hält sie auf. Das sind elementare Vorgänge gemeinschaftlichen Lebens, wo Seele zu Seele Fühlung gewinnt, und Leben sich an Leben entzündet, mißt und bildet.

Durch den unmittelbaren Lebenseinfluß von Persönlichkeiten, die darnach sind, löst sich das Problem der Erziehung praktisch in einfachster Weise. Solche Eltern brauchen ihre Kinder gar nicht absichtlich zu erziehen, denn sie erziehen sie unwillkürlich durch die plastische Kraft ihrer Persönlichkeit. Und wenn die allermeisten Kinder einen heimlichen Widerstand gegen die erzieherischen Maßnahmen entfalten, die über sie verhängt werden, so spricht daraus nicht immer bloß die zügellose Willkür, die der Zähmung widerstrebt, sondern wohl ebenso oft die Stimme der Natur, die nach freiem Werden unter dem beglückenden Einfluß wahrhaftiger Menschen verlangt. Denn die Empfänglichkeit dafür ist bei den Kindern so empfindlich, so lebhaft und so unbeschränkt, wie wir Erwachsene es uns kaum vorstellen können. Wir sind alle durch das Leben mehr oder weniger harthäutig, verschlossen, mißtrauisch

geworden, und doch was für gradezu erlösende Wirkungen erfahren wir trotzdem hier und da von lebendigen Persönlichkeiten, wie fühlen wir uns durch die bloße Ausstrahlung ihres Wesens ermutigt, emporgehoben, gereinigt und gefördert! Die Kinder aber sind noch für jeden Eindruck empfänglich wie weiches Wachs, ganz einfältig, zutraulich und aufgeschlossen. Sie empfinden so unmittelbar und so tief, und alles prägt sich ganz rein in sie ein. Sie saugen förmlich mit allen Sinnen und Fähigkeiten in sich auf, was ihnen nahe tritt. Darum ist die bildende und erziehende Wirkung ihrer persönlichen Umgebung auf sie grenzenlos.

Aber es ist noch vielmehr ein aktives Verhalten der Kinder, das allen unmittelbaren Einflüssen entgegenkommt: das ist der Nachahmungstrieb, der sie alle erfüllt. So werden sie nicht bloß gegebildet, sondern sie bilden sich selbst nach den lebendigen Vorbildern, die ihnen vor Augen stehen, und leben ihnen nach, was sie vorleben. Darum liegt es an den Eltern, was die Kinder werden, wie sie sich entfalten und geraten.

Es ist unmöglich die Kinder zu etwas zu erziehen, was man nicht selbst ist. Du kannst gewiß verhüten, daß sie sich manches angewöhnen, was eine Schwäche von dir ist, aber die Haltung deiner Person wird auf sie wirken, und wenn die schwächlich ist, wird sie die Kinder nicht zur Selbstzucht und innerm Halte erziehen, wieviel du ihnen auch verbieten magst. Sollen sie anders werden, als du bist, dann ist die einzige Möglichkeit, einen Erzieher zu suchen, der ist, was sie werden sollen, und sie ihm ganz anzuvertrauen. Denn man meine doch nicht, daß ein Erzieher nebenher im Hause gegen den Strom aller persönlichen Einflüsse der Eltern, Geschwister, Dienstleute etwas ausrichten könnte.

Also es hilft schon nichts: wenn ihr eure Kinder erziehen wollt, so müßt ihr euch selbst in Zucht nehmen. Ihr müßt selbst das werden, was eure Kinder lernen sollen. In dem Maße als ihr euch erzieht, erzieht ihr eure Kinder. Die rechte Art der Kindererziehung besteht also in Selbsterziehung. Bekämpfe die Fehler deiner Kinder an dir selbst und tritt bei Zeiten den Gefahren und

Verführungen entgegen, die ihnen von dir drohn. Wie ihre Natur und Verfassung das Ergebnis dessen ist, was ihr seid, so ist ihre Entwicklung die Frucht eures persönliches Lebens. So ruht nicht nur ihr Sein, sondern auch ihr Werden auf dem, was ihr seid und werdet. Das sind Naturordnungen, die nicht zu erweichen sind. Gewiß meinen viele, das Entscheidende sei nicht so, was sie sind, sondern wie sie sich den Kindern zeigen und geben. Aber jede gekünstelte Erscheinung und gezwungene Haltung ist unfruchtbar, du magst dir noch so viel Mühe geben. Die Kinder haben ein feines Gefühl für die Wahrheit persönlicher Erscheinung und einen ausgesprochenen Widerwillen gegen jede erzieherische Miene und Haltung, die sich jemand giebt.

Natürlich sind es aber nicht bloß die Eltern allein, auf die es ankommt. Wie viele Kinder schlagen aus der Art. Die Menschen, denen sie anvertraut werden, die Dienstleute im Haus, die Spielgefährten und Jugendfreunde waren ihr bestimmendes Schicksal. Der Einfluß ist entscheidend, dem sie am meisten ausgesetzt und am lebhaftesten zugänglich sind. Das sind durchaus nicht immer die Eltern. Wie viele von ihnen haben keine Zeit für die Kinder, und wieviele verstehen nicht, harmlos mit ihren Kindern zu verkehren! Wie viele erziehen viel zu viel ihre Kinder, als daß sie frei an ihnen etwas werden könnten. Wer nicht beeinflussen will, beeinflußt am meisten. Viele Kinder fühlen sich ihren Eltern gegenüber viel zu unsicher, zu gezwungen, um ihrer von Herzen froh werden zu können, und das ist doch die Voraussetzung dafür, daß der Eindruck ihrer Persönlichkeit sie unwillkürlich beeinflußt. Wenn sie wieder draußen sind, da gehen sie auf und sind für jeden Einfluß zugänglich. Um auf jemand wirken zu können, muß man ihm innerlich nahe stehen. Wenn aber die Autorität aufgerichtet und energisch aufrecht erhalten werden muß, entfremdet und entfernt sie innerlich. Das ist meistens die Klippe, an der die unwillkürliche Erziehung der Eltern scheitert. Auch die Autorität darf nur der Respekt sein, den wir unwillkürlich einflößen, wenn sie den unmittelbaren Einfluß unsrer Persönlichkeit auf unsre Kinder nicht lähmen, sondern steigern soll.

6. Stehen die Kinder unter dem unmittelbaren Einfluß von Eltern, die darnach sind, so spielt die direkte Erziehung, die sich durch Eingriffe in Wort und That vermittelt, eine sehr geringe Rolle. Sie ist jedenfalls das Außerordentliche und setzt Ungewöhnliches voraus. Je weniger sie nötig ist, um so besser ist die unsichtbare Erziehung und um so größer ihr Erfolg. Und je seltner sie in Erscheinung tritt, um so kräftiger und nachhaltiger wirkt sie. Je häufiger sie fühlbar wird, um so mehr versagt sie. Sie stumpft wie alle Reizmittel für die Reize ab, schließlich ist die Reaktion nur eine scheinbare. Deshalb würde ich in allen Fällen, wo sie aus welchen Gründen auch immer sehr häufig am Platze ist, lieber auf vieles, was man durchsetzen möchte, von vornherein vorläufig verzichten, und mich auf die allerärgsten Fälle beschränken, um da wirklich durchzugreifen, als fortwährend dreinzufahren und nirgends etwas Wirkliches und Dauerndes auszurichten. Erst wenn man an einem oder zwei Punkten wirklich etwas durchgesetzt hat, könnte man dann mit Erfolg Schritt für Schritt weitergehen.

Das Ideal für alle Erzieher aber müßte sein, sie möglichst entbehren zu können. Denn sie ist doch mehr oder weniger ein künstliches Eingreifen und setzt darum eine gewisse Kunstfertigkeit voraus, die es kunstgerecht thut. Es gehört doch zweifellos ein großes psychologisches Verständnis und ein feiner pädagogischer Takt dazu, um hier den rechten Weg, die rechte Art und die rechte Zeit zu treffen, um der Eigenart und der jeweiligen Stimmung des Kindes gerecht zu werden. Denn es kommt doch nicht bloß darauf an, daß ihm ein Tadel, ein Verbot, eine Strafe appliziert wird, sondern daß es innerlich für das, worauf es ankommt, gewonnen wird, damit es in Zukunft von selbst thut, was nötig ist. Das ist schwer und selten. Meist machen die Eltern, wenn das Kind eine Dummheit gemacht hat, eine noch größere Dummheit durch die Art, wie sie dazu Stellung nehmen.

Vor allem soll man die Fehler der Kinder wohl ernst, aber nicht tragisch nehmen. Die meisten werden erst dadurch groß gezogen, daß man ihre Keime nicht beachtet oder sich darüber amüsiert,

um dann, wenn sie unter diesen Umständen unbändig ausgewachsen sind, dem kindlichen Bewußtsein zur Last gelegt zu werden. Gewiß müssen wir die Kinder für ihre Thaten verantwortlich machen, damit das Gefühl der Verantwortlichkeit sie festigt, aber wir müssen eingedenk sein, daß sie nur in geringem Maß dafür verantwortlich sind, damit wir es nicht dabei bewenden lassen. Wir wollen doch erziehen und nicht bloß vorhalten, in Zucht halten und die ausgleichende Gerechtigkeit darstellen. Es ist ja etwas Werdendes, Unselbständiges, das fehlt, darum müssen wir es befähigen, innerlich widerstandsfähig und des Schlimmen ledig zu werden. Als Grundregel möchte ich aufstellen: behandle das Innere des Kindes wie du seinen Körper behandelst, d. h. heile die Fehler aus. Niemand wird Krankheiten und Schwächen mit Strafen kurieren. Ja ist denn das innere Leben unbedingt, daß es lediglich in einem freien Willen des Kindes stünde, anders zu sein! Gewiß unterscheidet sich das innere Leben durch die bestimmende Macht des Bewußtseins, das hier den Ausschlag giebt, aber dieses Bewußtsein ist vielfach gebunden und wird nicht dadurch zu einer andern Haltung befähigt, daß es nach Schwächezuständen immer wieder aufgepeitscht wird, sondern daß es durch sorgfältige Behandlung gekräftigt und zur Gesundheit geführt wird, daß die Vorbedingungen im Innern geschaffen werden, die ihm das rechte Verhalten ermöglichen, z. B. die Furchtlosigkeit als Voraussetzung der Wahrhaftigkeit. Das läßt sich aber auch nicht durch Reden hervorzaubern, sonden muß werden durch einen Lebensprozeß, der durch lebendige Einwirkungen angeregt wird. Nun frag dich also immer, ob dein erzieherisches Verhalten der Art ist, daß es das innere Leben deiner Kinder in der Richtung fördert, auf die es ankommt.

Ganz unnachsichtlich, hart und schonungslos sollte man nur dem bewußten Ungehorsam begegnen, wenn er wirklich bewußt war. Das ist eigentlich die einzige Sünde, die es für Kinder giebt, alles andre sind Schwächen. Sie stellt die ganze Erziehung in Frage, wenn sie nicht ein für allemal unmöglich gemacht wird. Ihre Voraussetzung ist der Mangel an unbedingtem Respekt vor

den Eltern und ihrem Willen. Also muß hier nach dem ausbrechenden Zorn der Himmel des Kindes so lange in tiefem Ernste auf ihm lasten, bis es sich unter Angst und Schrecken der höhern Macht unbedingt unterworfen hat. Ob das aber durch Strafen gelingt oder nicht vielmehr bloß durch den ursprünglichen Ausbruch des Unwillens und den tiefen Eindruck des Ernstes? Alle andern Fehler sollte man nur als Schwächen betrachten, deshalb aber natürlich nicht weniger ernst nehmen, dann wird man am besten Mittel und Wege finden, wie ihnen zu begegnen ist. Mögen das nun Bosheiten oder Häßlichkeiten, Unüberlegtheiten oder Nachlässigkeiten sein, überall handelt es sich in erster Linie darum, dem Kinde den Fehler innerlich zu verleiden, und das gelingt durch nichts so, als wenn es sich seiner wirklich, ursprünglich schämt. Errötet es darüber, so ist das meiste gewonnen. Lieben die Eltern oder Erzieher das Kind wirklich und werden sie von ihm tief geliebt, so bringt das schon eine ganz ursprüngliche Äußerung des Abscheus bei Häßlichkeiten oder ein Staunen bei Ungehörigkeiten oder ein herzliches Auslachen bei Dummheiten hervor. Aber Liebe ist die Voraussetzung, sonst verletzt das Lachen und entfremdet der Abscheu. In andern Fällen ist der Schmerz, die Trauer, die Besorgnis der geliebten Eltern das Beschämende und spornt an, anders zu werden. Natürlich muß sie echt sein und wahrhaftig. Wenn bei einer schlechten Zensur gleich gejammert wird: „aus dir wird nie etwas werden" oder bei einer unwahren Entgleisung gleich das Sprüchlein aufmarschiert: „wer lügt, der stiehlt, wer stiehlt, der kommt an den Galgen", so findet das Kind das einfach albern, und erzieherisch wirkt das dann grade nicht. Bei Unbeholfenheiten nun gar soll man nur helfen und zu immer neuer Übung anreizen. Hält man diesen Gesichtspunkt mit dem schon erwähnten, den Kindern die Folgen ihrer Fehler erleben zu lassen, zusammen, so wird es nicht schwer halten, immer das Richtige zu finden.

Für verkehrt halte ich alle äußerlichen Erziehungsmittel ohne Ausnahme. Vielleicht wird man vielfach nicht ohne sie auskommen können. Aber sie zeugen immer von der Ohnmacht und Unfähig-

keit der Erzieher und einer bisher mißlungenen Erziehung. Sie sind nur von oberflächlicher Wirkung und kurieren ein Übel, wenn sie es wirklich kurieren, durch ein andres, das dann an die Stelle des alten tritt. Alle Strafen sind ein Zeichen, daß wir außer Stande sind, durch unsern persönlichen Einfluß und erzieherische Einwirkung dem Kinde einen Fehler zu verleiden. Sie sind die letzte Zuflucht des Erziehers, aber damit auch die Bankrotterklärung seiner Erziehungskunst. Schläge sind gewiß in der Zeit zuweilen nötig, wo wir noch nicht auf das Bewußtsein einwirken, sondern nur durch die körperliche Empfindung einen Eindruck hervorrufen können, also im ersten und zweiten Jahr, aber dann sollte man ohne sie auskommen. Alle Strafen haben doch nur einen Sinn als Abschreckungsmittel. Da sie aber in keinem Naturzusammenhang mit dem Fehler, über den sie verhängt werden, stehen, vermögen sie dem Kinde das Schlimme nicht an sich zu verleiden, sondern es nur aus Furcht vor Strafe von einer Wiederholung abzuhalten. So erzieht man aber nicht, sondern bändigt nur durch Zwangsmittel. Sie schrecken aber nicht einmal wirksam ab, höchstens nur von gleichgültigen Dingen. Aber um seine Rache zu kühlen, um einen interessanten Streich auszuführen, nimmt ein Kind gern eine Tracht Prügel mit in Kauf. Das war ihre That ihnen wert. Ebensowenig wie man also einen in seiner Ehre beleidigten durch Zuchthausstrafen von einem Duell abhalten wird, ebensowenig ein Kind durch Körper- und Freiheitsstrafen von einem Wutausbruche, wenn es sich verletzt fühlt. Empfindet man sie aber als Kaufpreis, dann schänden sie nicht einmal, sondern es gilt als ein Zeichen von Tapferkeit, sie nicht zu scheuen. Andrerseits sieht man sie nur zu leicht als Sühne seines Vergehens an, die es tilgt. Das läßt uns doch zur Genüge einen Blick in die sittlichen Verirrungen thun, die solche „erzieherische“ Strafen notwendig im Gefolge haben. Auf welchem Fuß steht hier das Kind und sein Erzieher miteinander! In welches heroische Licht tritt hier das Vergehen! Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe und Empfindungen wird hierdurch hervorgerufen! Welche äußerliche Auffassung der Verschuldung greift

hier Platz! Nein, ich will zugeben, daß Prügel besser sind als gar keine Erziehung, aber wenn aus einem mit Schlägen behandelten Kinde etwas wird, so wird es das nicht wegen, sondern trotz der Prügel. Genau dasselbe ist es natürlich mit Einsperren, Fasten, Drohungen, Arbeit und Langweile als Strafen. Sie erreichen nichts, sondern demoralisieren und schaden nur. Das Strafverfahren in der Kindererziehung verfehlt also völlig seinen Zweck.

An Stelle der Strafen trete die Kritik, nicht die wortreiche moralisierende, sondern die persönliche. Soweit das Kind nicht von selbst zu einem sittlichen Urteil über sein Vergehen kommt, muß es an den Eltern, an dem Erzieher dessen inne werden. Oft lockt die bloße Erscheinung das beschämende Gefühl oder Geständnis hervor. Sonst thut es jede ursprüngliche Äußerung des Vorwurfs („aber Hans!"), ein Blick, ein Kopfschütteln. Wie ein inneres Gericht muß der Erzieher wirken, das den Kindern durch und durch geht. Das ist der rechte Ersatz für Strafen.

Nicht anders ist es mit den Belohnungen. Das Kind soll etwas der Sache wegen thun, eine Pflicht ebenso wie eine Arbeit. Das thut es aber nicht mehr, sobald eine Prämie darauf gesetzt wird. Es ist dann nicht mehr bei der Sache, sondern bei dem Preis, und die innere Gleichgültigkeit an der Aufgabe, die das Aussetzen der Belohnung veranlaßte, wird dadurch nur gesteigert. Also auch hier ist es nur ein Scheinerfolg, und auch hier stellt sich dazu ein neues Übel ein. Durch Belohnungen wird das Kind direkt für den Nützlichkeitsstandpunkt erzogen. Es wird überall fragen: was wird mir dafür, und überall versagen, wo nicht ein handgreiflicher Vorteil winkt.

Statt Belohnungen auszusetzen, wecke in dem Kind das Gefühl innrer Befriedigung über die gethane Pflicht oder die geleistete Arbeit. Ein kurzes Lob: so ist's recht, das den Erfolg besiegelt, wenn die Selbstüberwindung vielleicht einmal recht schwer wurde, ein behagliches Verweilen mit ihm bei einer vollendeten Arbeit, die Gewöhnung, nur mit gesammeltem Sinn thätig zu sein, wodurch die Freude an der Arbeit als solcher erwacht, und andre einfache

Erziehungsmittel erreichen leicht das Ziel, das die Belohnungen erstreben, aber nur vereiteln.

Ein ebenso schlechtes Erziehungsmittel ist es, den Ehrgeiz anzustacheln. Es ist schlimm, daß man heutzutage die Empfindung dafür verloren hat, wie unvornehm der Ehrgeiz ist, mag er nun in der Sucht nach Ehren, Ansehen, hoher Stellung oder im Bedürfnis nach Anerkennung oder in dem Verlangen nach sichtbarem Erfolg bestehen, wie unvornehm er ist, und wie er der Sache schadet, um die es sich handelt, dem Wohle wie der Wahrheit. Er ist eine Entwürdigung und Entwertung dessen, was wir treiben, und unsrer selbst. Also hütet die Kinder davor und züchtet ihn nicht groß. Die Lust um der Sache willen zu arbeiten, das Interesse am Wachstum der eigenen Leistungsfähigkeit, der Wunsch ein tüchtiger Mensch zu werden soll das treibende Element sein, aber nicht das Verlangen sich auszuzeichnen und andere zu übertreffen. Der Wetteifer ist vielleicht sehr wirksam, aber er wirkt nur äußerlich. Dieser oberflächliche Nutzen wiegt aber in keiner Weise den Schaden des Ehrgeizes auf, daß er hohl und eitel macht, sachliche Gleichgültigkeit und Kälte großzieht, den äußeren Schein zur entscheidenden Instanz erhebt und dem Erfolge alles opfern lehrt. Ich meine, wer Blick für die ungeheure Menschenverwüstung hat, die wir dem Ehrgeiz verdanken, der müßte sich hüten diesen Dämon zur Erziehung der Kinder zu Hilfe zu rufen.

Nicht den Ehrgeiz großziehen, sondern das feine Empfinden pflegen, dem suchenden Geist Wege weisen und dem persönlichen Streben hohe Ziele stecken: das ist es, was das geistige Leben und Streben belebt, vertieft und in Ordnung bringt. Es giebt keine Kultur ohne beherrschende Ziele und ihre organisierende, bildende und leitende Macht. Auch nicht für den Einzelnen. Deshalb sind Ziele das fruchtbarste und wirksamste Erziehungsmittel, das es giebt, Ziele natürlich innerhalb des jeweiligen Gesichtskreises der Jugend, die aber wachsen mit ihrem Horizont.

Verwandt ist mit dem Ehrgeiz die Rücksicht auf die Öffentlichkeit als Stachel der Sittlichkeit: schäme dich vor . . ! Nein, schäme dich

vor dir selbst! Dieser Hinweis auf andere führt direkt zu innerer Schamlosigkeit und zur Abhängigkeit von den Meinungen der Mitmenschen. Wenn es nur niemand sieht, so ist alles erlaubt, das ist die Folgerung, die das Kind instinktiv daraus zieht, und die entscheidende Instanz wird in Zukunft nicht mehr das eigene Gewissen, sondern die Meinung der Menschen sein. Statt dessen pflege die Vornehmheit, die um ihrer selbst willen nichts Unwürdiges thut, den Anstand eines feinen Gefühls, das nichts Unanständiges verträgt, und den selbständigen, gewissen Sinn, der nicht auf die Seite schielt, sondern grade aus schaut und in der Richtung der eignen Überzeugung handelt.

Alle die berühmten Erziehungsmittel, ohne die unsre heutige Erziehung hilflos zu sein behauptet, haben also dort, wo sie helfen sollen, keine oder nur eine oberflächliche und schiefe Wirkung, führen aber im allgemeinen eine sittliche Entartung, Verirrung und Verwahrlosung herauf, die nicht auszudenken ist. Also weg mit den Giften, führen wir die Kinder durch natur- und vernunftgemäße Hygiene zu Adel, Kraft und Reinheit, statt sie durch das Herumpfuschen an einzelnen Symptomen ihres Zustands zeitlebens zu ruinieren, und gebrauchen wir die Erziehungsmittel der Natur: das eigne Beispiel, die Eindrücke unsrer Empfindungen, die ihr Betragen weckt, die Erlebnisse, an denen sie Erfahrungen machen, und die Aufklärung, die sie überzeugt!

Es genügt aber nicht, daß die direkte Erziehung zu den rechten Mitteln greift. Da ihre Mittel nicht mechanische, sondern persönliche sind und nicht mechanisch, sondern persönlich etwas wirken müssen, so hängt ihr Erfolg davon ab, wie sie in lebendige Erscheinung treten, und welchen persönlichen Eindruck sie machen. Deshalb müssen alle unsre erzieherischen Äußerungen im Einklang mit dem unwillkürlichen Eindruck stehen, den die Kinder von uns empfangen. Empfinden sie einen Widerspruch zwischen dem, was wir verlangen und was wir sind, so ist alles wirkungslos. Unser Eingriff darf nur zum Ausdruck bringen, was sie auch von selbst merken. Er muß die Strahlen unsers Wesens wie in einem Brennglas sammeln,

dann wird die Wirkung nicht ausbleiben. So werden wir auch hier wieder auf den Grundsatz zurückgeführt: Der Erziehung der Kinder durch die Eltern muß die Erziehung der Eltern durch die Kinder, die Selbsterziehung der Eltern, wenn nicht um ihrer selbst, so wenigstens um ihrer Kinder willen vorausgehen.

Die erzieherischen Akte müssen Offenbarungen des Wesens der Erzieher sein. Sind sie das aber, dann steht in erster Linie die rechte Behandlung: die impulsive ursprüngliche Haltung, die wir einnehmen, und erst in zweiter das Wort. Blick und Gesichtsausdruck wirkt viel mehr als vieles Reden, und wir sprechen durch ein beredtes Schweigen viel eindringlicher als durch lange Auseinandersetzungen. Mußt du aber reden, dann sprich kurz, so kurz wie irgendmöglich und überlaß dann das Kind seinen Gedanken. Ein Satz schlägt den andren tot in seiner Wirkung. Laß es doch selbst darüber nachdenken. Vielleicht giebt es sich, daß du später einmal mit ihm darüber sprechen kannst. Aber gieb ihm zunächst Ruhe zur innern Aufnahme. Lange Reden wirken wie Strafen, denn es sind auch Strafen, Strafen mit Langeweile. Lange Reden heben die Sache ins theoretische Gebiet, und dahin folgt dir kein Kind. Du mußt mit ihm im Bereiche des Lebens handeln, kurz und bündig, nachdrücklich und einfach, ohne Geschwätz und Pathos. Je weniger wir Worte machen, um so schwerer wiegen sie.

7. Schließlich muß sich die Erziehung aus dem rechten Verhältnis zu den Kindern ergeben. Denn die persönliche Beziehung, Behandlung und Belehrung gerät nur unter dieser Voraussetzung. Nur so wird sie recht und den Kindern gerecht. Man muß Fühlung mit den Kindern haben, die den Einfluß vermittelt, sonst folgen sie dem Einfluß nur äußerlich, wenn er sich mit Gewalt durchsetzt. Dann glaube ich wohl, daß man nicht ohne Strafen und Zwangsmaßregeln auskommt, aber statt sie zu bemänteln und zu rechtfertigen, sollte man lieber dem Problem nachsinnen, wie man Fühlung mit ihnen gewinnen kann. Das ist nicht Sache der Kinder, sondern der Erzieher. Denn das Kind ist nicht

des Erziehers wegen da, sondern der Erzieher des Kindes wegen, sei es nun Vater und Mutter oder der Lehrer. Wer die Kinder nicht für sich gewinnt, wird sie niemals erziehen können. Und das muß innerlich, wirklich, persönlich geschehen. Kein Kinderherz ist für Liebkosungen, Geschenke, äußere Mittel und Scheinfreundlichkeit feil. Nur wenn es echte, tiefe, ursprüngliche Zuneigung empfindet, erschließt es sich mit Begeisterung und Vertrauen, mit Hingabe und Nachfolge. Die kann sich aber niemand geben, wenn er sie nicht wirklich hat. Deshalb ist dieser Punkt die Klippe, an der jeder Erzieher unbarmherzig scheitert, wenn ihm nicht ein sonniger Sinn aus dem Herzen leuchtet und die Kinderherzen erschließt.

Der Erzieher muß ferner die rechte Haltung zum Kinde einnehmen. Das ist die zweite Klippe. Denn wie man sich die quellfrische Zuneigung nicht geben kann, so kann man sich die rechte Haltung nicht konstruieren, sondern muß sie unwillkürlich gewinnen, und hat man sie nicht sofort, so ist meist alles verloren. Es ist bekannt, daß das erste Auftreten eines Lehrers in einer Klasse regelmäßig sein Schicksal entscheidet. Er wie die Schüler merken sofort, ob und in welchem Maße er einen Einfluß haben wird oder nicht. Das Urteil wird auch gewöhnlich unter ihnen gleich hinterher mit dem Bewußtsein zweifelloser Sicherheit ausgesprochen. Manche von ihnen haben sogar Mitleid mit den Lehrern, zumal wenn man ihre vergeblichen Anstrengungen merkt, die rechte Haltung einzunehmen, aber das Urteil ist unerbittlich, denn es konstatiert einfach den Thatbestand des erzieherischen Unvermögens. Man kann nur jedem Lehrer raten, einen andern Beruf zu ergreifen, mag er noch so glänzende Zeugnisse haben, wenn ihm die rechte Haltung mißlingt, denn die kann niemand erlernen. Sie ist der unwillkürliche Ausdruck innerer Übermacht und Unabhängigkeit, die ungezwungene Sicherheit und persönliche Überlegenheit, die sich ganz ursprünglich äußert und allenthalben das Richtige unwillkürlich treffen läßt. Die rechte Haltung muß Respekt einflößen. Nur wer irgendwie imponiert, kann erziehen. Das gilt natürlich auch von den Eltern. Nur haben sie es leichter. Hier ist der Respekt von Natur da, und sie

müssen sich erst um ihn bringen, wenn die Kinder ihn verlieren sollen. Aber auch schwerer. Denn wenn sie, was sie von Natur haben, nicht durch die Macht und Reife ihrer Persönlichkeit für die reifenden und unabhängig werdenden Kinder erwerben und persönlich begründen, werden sie ihn im tagtäglichen Zusammensein nur zu bald verlieren. Den Respekt ohne Entfernung wahren kann nur, wer ihn wahrhaftig und berechtigt einflößt, wer wert ist, respektiert zu werden. Das bloße Alter thut das nicht, und es ist nicht bloß ein Armutszeugnis, sondern ein direkter Fehler, die Autorität auf das Alter zu gründen, denn kein Kind hat vor dem Alter als solchem Respekt. Dann aber überhaupt: wenn die Autorität erst aufgerichtet oder gar begründet werden muß, kann sie wohl gewaltsam aufrecht erhalten werden, aber als lebendige Macht ist sie dahin.

Schließlich muß der Erzieher etwas Anziehendes für die Jugend haben. Auch das ist etwas Unmittelbares, was nicht erlernt werden kann, sondern geworden sein muß. Es ist die Jugendlichkeit des persönlichen Lebens, die überall dort in Blüte steht, wo das innere Leben ein fortdauerndes Wachsen und Werden ist: das lebendige, elastische, thatkräftige, quellfrische, frohe Wesen, der Gegensatz von allem trägen, mühseligen, dumpfen, verstockten, mißlichen, forcierten und pedantischen Wesen. Jenem fliegen die Herzen der Kinder zu, diesem verschließen sie sich. Nur verwechsle man die ursprüngliche Jugendfrische nicht mit der „kinderfreundlichen" Manier, die viele Erzieher ebenso für ihren Verkehr mit der Jugend aufsetzen wie der Schauspieler eine bestimmte Charaktermaske in gewissen Rollen. Nichts ist den Kindern widerwärtiger als solch weichliches überspanntes Gethue. Natürlich müssen auch die Eltern für ihre Kinder anziehend sein, wenn sie sich mit Begeisterung ihrem Einfluß hingeben sollen. Es wäre gut, wenn sie sich einmal fragen wollten, ob sie das sind. Alle Kinder möchten so gerne für ihre Eltern schwärmen. Aber wie vielen wird es schwer, ja unmöglich gemacht, und wie bitter wird es dann von ihnen empfunden!

Ist nun die Voraussetzung einer gedeihlichen Beziehung vorhanden, so wird sich der erzieherische Einfluß höchst wirksam ent-

falten. Aber er wird nur dann das Zuträgliche treffen, wenn er der rechten innern Stellung des Erziehers zum Kinde entspricht. Das Wichtigste scheint mir dabei der Respekt vor dem Sondersein des Kindes, die Anerkennung ihres Rechtes auf ein eignes Dasein und auf seine individuelle Eigenart zu sein. Jedes Kind ist vom ersten Tage seines Lebens an etwas ganz für sich, etwas ganz Besondres und Einzigartiges und muß darnach behandelt werden.*) Seine Selbständigkeit muß von den Eltern gewahrt werden, da es selbst sie noch nicht wahren kann, und seine Eigenart muß geschont und gepflegt werden, bis es selbst für sich einstehen kann. Das Kind ist kein Eigentum, sondern nur ein anvertrautes Gut der Eltern. Man darf also nicht mit ihm schalten, wie man will, sondern wie es ihm zuträglich ist, nicht bestimmen, wie man wünscht, sondern wie es ihm entspricht, die Richtpunkte seiner Entwicklung und Bildung nicht herantragen, sondern aus ihm entnehmen, es gelten lassen in seiner Art, es anerkennen in seinem Anderssein. Dazu genügt aber nicht, daß man es ihm theorethisch zugesteht, sondern man muß von der Ehrfurcht vor dem ganz neuen Menschen, wie er in jedem Kinde vor uns steht, durchdrungen sein, um von diesem Gefühle in allem und jedem recht bestimmt zu werden.

Mit dem Respekt vor dem Recht individueller Selbständigkeit muß sich das Verständnis für die kindliche Art verbinden. Wer Kinder erziehen will, muß mit ihnen leben, lieben und leiden, spielen und träumen, denken und empfinden. Er muß ein ursprüngliches Gefühl dafür haben, was in dem kleinen Herz und Hirn vor sich geht, wie das wirkt und jenes beurteilt wird. Er muß ihre Welt kennen und mit ihren Gedanken vertraut sein. Sonst redet er in die Luft und nicht ins Leben, und seine Behandlung bleibt immer verfehlt. Dazu gehört Naivität, Einfachheit und Gradheit, reiner, froher Sinn und ein reiches Erbe aus der eignen Kindheit. Nur wer seiner Jugend recht froh geworden ist, sollte Erzieher werden, denn er weiß, wonach das Kind verlangt.

*) Vgl. mein Buch: Der Beruf und die Stellung der Frau S. 141 ff.

Schließlich bedarf es der Liebe zu den Kindern, aber der rechten Liebe, nicht der egoistischen Liebe, die sich in den Kindern liebt, nicht der Affenliebe und Puppenliebe, nicht der Liebe, die sich an die Kinder verliert, sondern der Liebe, die Freude ist an dem wunderbaren Wesen der kleinen Menschen, die Glaube ist an die verborgne Herrlichkeit und Hoffnung auf die kommende Entfaltung, Liebe, die sich mit allem, was man ist und hat, hingiebt für das junge Werden und die eigne Zeit der neuen Zukunft, die in ihm anbricht, opfert, Liebe, die Leidenschaft ist für die kommende Generation und den Aufschwung der Menschheit. Eint sich solche Liebe mit Verständnis und Respekt, so waltet in der Erziehung Kraft, Weisheit und Klarheit ganz von selbst, so kann man erziehen und braucht es nicht erst zu lernen.

So ausgerüstet nimm dann die Jugend ernst in ihrem Leben und Treiben, in ihren Spielen und Interessen. Wie oft hörte ich, wenn Kinder aus ihren Beschäftigungen jählings herausgerissen wurden, auf meine Einsprache: es sind ja nur Kindereien. Glaub mir, es sind ebensowenig und ebensosehr Kindereien, als was die Erwachsenen treiben. Was den Kindern Ernst ist, muß auch dem Erzieher Ernst sein. Mag es noch so unreif sein, es ist ihre Reife. Sprich mit ihnen ernsthaft über ihre Pläne, gehe darauf ein. Mag das Ziel noch so übermenschlich sein, halt es fest und zeige ihm die Vorbedingungen dazu in der Gegenwart. Wenn du aus dem Phantastischen ins Praktische führst, erziehst du, wenn du aber Luftschlösser zerstörst, störst du. Viele Eltern meinen im Interesse der Bescheidenheit und Demut den hochfahrenden Lebensdrang der Kinder unterdrücken zu müssen. Das ist verkehrt. Die Jugend kann sich die Ziele gar nicht hoch genug stecken. Gewöhnt ihnen das Fliegen ihrer Phantasie nicht ab, sondern lehrt ihnen, daß ihre Leistungen ihren Zielen entsprechen müssen, daß sie steigen müssen, um höher zu kommen.

Rückt ihnen also auch nicht immer vor, daß sie Kinder sind. Nehmt sie in eurer Haltung ihnen gegenüber für so erwachsen, als sie sich halten. Aber stellt dann auch die Ansprüche darnach

an sie. „Das ist nichts für euch, das versteht ihr nicht“ ist ein ganz verkehrtes Gerede. Worauf sie das Leben stößt, wonach sie fragen, hast du ihnen verständlich zu machen, soweit sie es fassen können, was es auch sei, und die Nöte des Denkens bei den Kindern sind ebenso ernst zu nehmen, als die Zweifel der Erwachsnen. Für das, was ihr Interesse weckt, sind sie erwachsen, dann sprich aber mit ihnen auch wie mit Erwachsnen darüber. Die rechte Stellung des Erziehers ist die eines älteren Freundes. Hast du die gewonnen, so ist dein Einfluß gesichert. Also orientiere deinen ganzen Verkehr mit dem jungen Menschen hieran, so wird dein Verhalten geraten. Oder besser: werde sein reifer Freund, so wird er begeistert dem Mentor folgen, wo du ihn durch überlegne „pädagogische“ Behandlung mißtrauisch und widerspenstig machen würdest. Dann hört die Mühe auf, und die Lust geht an, die Lust am Werden der Jugend und ihrer reichen Entfaltung, wo jeder Tag neue Überraschungen, neue Freuden bringt. M.

Trunkenheit.

Das Trinken habe ich stets als gräuliches Laster bekämpft, aber auch nie ganz verstanden, wie ein vernünftiger Mensch einer solchen Posse zum Opfer fallen kann. Ich konnte mir die Leidenschaft des Trinkens nur erklären als erbliche Anlage oder als Macht der Gewohnheit von Leuten, die Beruf und Geselligkeit zum Trinken nötigt, und die dann am Trinken erkranken, so wie andere etwa an der Geschwätzigkeit erkranken. Zwar habe ich, wie alle akademisch gebildeten Leute, unvergleichlich schöne Stunden beim Becher verlebt, aber dann war's schön nicht der Tropfen wegen, sondern der Gesellschaft wegen. Manch ernstes, herzliches Wort würde nicht geredet werden, wenn der Becherklang es nicht hervorlockte. Aber aufrichtig gestanden, halte ich doch das Bier

für ein niederes und erniedrigendes Getränk und dem Wein habe ich nie sonderlich Geschmack abgewinnen können und ihn nur bei Tisch geliebt, weil ich stets die Ansicht vertreten habe, daß das Wasser dem Menschen wohl in erster Linie zum Waschen aber nicht zunächst zum Trinken gegeben sei. Es wäre also, wenn jemals die Versuchung zur ausgesprochenen Mäßigkeit ernstlich an mich herangetreten wäre, nicht unwahrscheinlich gewesen, daß ich ihr erlegen wäre. Warum auch nicht? Warum soll man nicht Menschen zustimmen, die gewiß nur Gutes wollen? —

Allein ich glaube nicht mehr, daß ich der Tugendhaftigkeit zum Opfer fallen werde.*) Ich lernte einmal einen belgischen Ingenieur kennen, mit dem der Zufall mich öfters zusammen führte, bei dem das Trinken eine ganz eigenartige Rolle spielte. Es war ein in seinem Fache hervorragend tüchtiger Mann, der trotz seiner 65 Jahre im Stande war, einen ganzen Tag schwierige Vermessungen im Sonnenbrande zu machen, ohne die geringste Erquickung zu sich zu nehmen, obgleich er sehr korpulent war, der auch ebenso verstand, Nächte hindurch schriftliche Arbeiten und Pläne auszuarbeiten. Aber wenn's an's Essen oder Trinken ging, offenbarte sich an ihm eine ganz eigenartige Künstlerschaft, die ich vorher an niemand bemerkt hatte. Er verstand so behaglich und gemütlich zu essen und zu trinken und darüber zu reden, daß unwillkürlich jedem der Appetit geweckt wurde, und wenn es ihm gelang, jemand zu einer behaglichen Sitzung bei einer guten Marke zu gewinnen, in der man erhaben war über Raum und Zeit, kam ein

*) Ich brauche wohl nicht erst ausdrücklich zu bemerken, daß die Aeußerungen des Verfassers über die Abstinenzbewegung, die den Kampf gegen den Alkohol führt, ganz privatpersönliche Geschmacksäußerungen sind, und kein sachliches Urteil aussprechen wollen. Dazu ist die Sache, um die es sich hier handelt, viel zu ernst, und die Not, der man begegnen will, viel zu groß, als daß der Verfasser daran denken könnte, daß solch seltene Erlebnisse von irgend welchem sachlichen Gewicht sein könnten. Wer etwas davon weiß, wie der Alkohol im allgemeinen das persönliche Leben lähmt, das geistige abstumpft und das körperliche vergiftet, dem können stark geistige und körperliche Erscheinungen, die das Gift vertragen, nur den Eindruck von Ausnahmen machen, die die Regel bestätigen. M.

Glanz über ihn, der ganz eigenartig berührte. Dabei war er keineswegs unmäßig. Im Gegenteile bevorzugt er Gesellschafter, die ihm Widerpart leisten konnten. Es war, als komme er erst über dem Trinken in seine richtige Verfassung, als schaffe er sich hier die rechte Kraft für seinen schweren, entsagungsvollen Beruf, der ihn gelegentlich für Wochen und Monate in eine Steppeneinsamkeit verbannte, die der Leser sich schwerlich vorstellen kann. So behauptete er, die Landessprache habe er in kürzester Frist gelernt an der Hand der Speisekarte und den Erläuterungen der Kellner, und sie sei überhaupt lebenslang sein liebstes Studium gewesen, die er stets aufs pünktlichste studierte, und über die er eine wahre Philosophie entwickeln konnte. Ich hatte öfters das Vergnügen, seiner Gesellschaft gewürdigt zu werden, und denke gern an die sonnige Heiterkeit zurück, die er auf lange in mir hinterließ.

Ich kann nicht sagen, daß ich mir sonderliche Gedanken über ihn und sein Wesen gemacht hätte. Vielleicht erklärte ich es mir damit, daß er berufsmäßig soviel Entbehrungen zu tragen hatte, und daß er außerdem hartnäckiger Junggeselle war. Allein vor einiger Zeit trat er mir in einer ganz neuen Gedankenverbindung entgegen.

Ein ernster Zufall führte mich in das gastliche Haus eines Mannes, der den Ruf genießt, augenblicklich der erste Weinkenner der Welt zu sein. Nachdem der Zweck meines Besuchs erfüllt, hätte ich mich schicklich empfehlen können, allein da der Hausherr so außerordentlich interessant von einer Reise zu erzählen begann und so köstlich frische Gedanken entwickelte, die die ganz eigenartige Persönlichkeit verrieten, folgte ich gern der selbstverständlichen Einladung, im engsten Familienkreise am Abendbrote teilzunehmen.

Es giebt in der Welt doch keinen größeren Genuß, als der Macht einer völlig unabhängigen Persönlichkeit inne zu werden. Der Fürst entwickelte so freimütige Gedankenverbindungen und wußte so lebendig und geistsprühend Menschen und Verhältnisse zu schildern, mit so rückhaltloser Offenheit, wie ich's noch selten so eigenartig gehört. „Mein Glück“, begann er plötzlich, als er mir

meine Verwunderung ablas, „besteht in meinem Reichtum. Ich bin unabhängig von aller Welt und kann mich daher entfalten, wie ich bin, und mein Geist arbeitet unausgesetzt. Auf einem Gebiete aber bin ich Autorität. Das ist der Wein."

Vor jedem Couvert stand eine wahre Batterie von Gläsern aller Formen. „Sie finden bei mir", erklärte der Fürst, „alle Weine der Welt, die den Namen Wein verdienen und meine Keller hier am Orte sind mehrere Kilometer lang." Ich wußte genau, daß er in letzterem nicht übertrieb. „Aber da Sie sich", fuhr er fort, „wie ich voraussetzen kann, für Honigweine interessieren, darf ich Ihnen wohl einige Sorten vorsetzen. Mein ältester ist 150 Jahre alt. Der Czar selbst hat davon getrunken bei Gelegenheit seiner feierlichen Krönung. Sie können sich aussuchen Honigweine von diesseits und jenseits des Ozeans." Ich überließ ihm vertrauensvoll die Auswahl und bekam bald Proben griechischen, kaukasischen und uralischen Honigweines, der sich den edelsten Traubenweinen zur Seite stellen konnte. Dabei übertraf der Fürst noch die Künste von Auerbachs Keller. Er brauchte kein Werkzeug und Tischbohrung. Er winkte nur dem Diener und befahl, dann erschien geräuschlos die gewünschte Marke.

„Warten Sie," begann er plötzlich nach einigem Nachdenken, „kosten Sie diesen Wein." Aus einer eigenartig geformten Flasche perlte ein rötlicher Dessertwein. „Es ist reiner Naturwein, hier am Orte gewachsen. Sie haben im Leben noch nie ähnliches getrunken. Darum erlauben Sie mir eine Bitte, die Sie nicht abschlagen wollen. Ich möchte, daß Sie ein Dutzend Flaschen dieses eigenartigen Weines in Ihre deutsche Heimat mitnehmen und sie dort mit Freunden trinken. Ich wünsche, daß man in Deutschland weiß, was für Weine bei mir lagern."

Ich wollte an diesem schönen Abende den Fürsten keine Fehlbitte thun lassen und erklärte mich gern bereit, den Auftrag auszuführen. Dann machte er den Vorschlag, den Rest des Abends mit verschiedenen Sorten Sekt zu verleben, und ich kann versichern, daß mir nie besserer oder nur ähnlicher begegnet ist.

Es war aber nicht der Wein, der den Abend so belebte. Auch seine Geschichte wirkte, die köstlichen Erinnerungen, die an jeder Sorte hingen, und die der Fürst freimütig und anmutig zum Besten gab, während seine edle Gemahlin mit dem Ausdruck inniger Verehrung zuhörte. Ich fühlte den ganzen Zauber dieser „Neuen Welt" und verstand den Lebensmut des greisen Zechers dort in dem Schloß am Meer. Das eigentliche Sein kann man doch nur erleben, nicht beschreiben.

„„Mein Fürst"", begann ich schließlich, „„auch ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Sollten je unsere Wege sich wieder kreuzen oder nahe an einander vorüber führen, so bitte ich für Einen Abend um die Gastfreundschaft dieses Hauses.""

„Gern gewährt," fiel die Fürstin ein. „Wenn Sie je unsere Grenzen überschreiten, kommen Sie direkt zu uns."

Dann erinnerte ich mich plötzlich, daß es außer dieser holden Wirklichkeit noch eine graue Alltäglichkeit gab, daß ich irgendwo im Parke noch bei Tageslicht meinen Wagen stehen gelassen hatte, und daß in der pechschwarzen Nacht mein Weg an Abgründen vorbeiführte, die senkrecht ins Meer leiteten. So trennten wir uns in herzlichem Abschied. Es war neun Uhr abends. Nicht mehr. Wie viel man doch in wenig Stunden erleben und erfahren kann. Wie angenehm, daß gerade die schönsten Stunden so langsam hingehen!

Ich langte in meinem Quartier in einem unbeschreiblichen Zustande an. Der Kopf war ganz klar, von der Nachtluft gekühlt, aber es schien als brandeten die Wogen der Begeisterung im Herzen. Ein erquicklicher Schlaf umfing mich die ganze Nacht, und am nächsten Morgen zog ich fröhlich meine Straße mit einem Gefühl der Erquickung und Erfrischung, wie man's selten im Leben hat.

Was hatte ich denn eigentlich erlebt? —

*　　*
*

Gegen Abstinenz werde ich nun wohl lebenslang genügend gefestigt sein. Aber was hatte ich erlebt? Was beschäftigte mich

lange aufs Nachdrücklichste. Mir war sehr ernst zu Mute, als sei ich unvermutet in ein fremdes Heiligtum getreten und habe einem unbekannten, aber nicht minder ernsten Kultus zugeschaut.

Zunächst erschienen mir die beiden erwähnten Genossen als die einzigen trinkbaren Männer, die ich je im Leben so getroffen, daß es sich gelohnt hätte, mit ihnen beim Weine zu sitzen. Alle andern guten Gesellschafter hätte man ebenso bei Thee oder Limonade genießen können. Beiden gemeinsam war aber, daß sie außerdem sehr tüchtige Arbeiter waren in ihrem Fache, und das Edle des Genusses hob sie beide turmhoch über die Masse der Trinker. Also jedenfalls keine gewöhnlichen Menschen!

Da kam's mir vor, als wenn ich mit einem Male verstünde, was mir lebenslang rätselhaft geblieben war, nämlich den wahren Sinn der Trinklieder. Wir haben sie ja seiner Zeit alle mitgesungen und sie ihrer grotesken Übertreibungen wegen für Jugendhumor oder dergleichen gehalten, haben wohl auch die Melodien für das einzig Wirkende gehalten. Denn daß das Trinken an sich etwas so ungemein Poetisches sei, daß man darüber Bände voll Gedichte schreibt, und daß die ersten Musiker sie komponieren, das ist doch schwer verständlich für nüchternes Nachdenken. Ich könnte mir auch denken, daß die meisten jungen Leute, ebenso wie ich seiner Zeit, diese Lieder singen, mehr, weil es so Brauch ist oder aus hervorquellender allgemeiner Jugendfreude als gerade um des Trinkens selbst willen. Es ist, als gehörten sie in einen gewissen Alters- und Bildungskreis und verstummten außerhalb von selbst.

Allein dem ist nicht so. Man bedenke, welche Fülle zartester, innigster Poesie in manchem köstlichen Trinklied liegt, als habe Einer seine ganze Seele hineingelegt. Quillt das bloß aus dem Jugendübermut heraus? Waltet da nicht ein weit tieferes Moment? Wie kommt's, daß unsere größten Geistesfürsten sich mit Trinkliedern befaßten? Und was für herrlichen und ergreifenden: „Es war ein König in Thule . . . . .“, „An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein . . . . .“ und viele! Ganz sicher haben Goethe, Lessing u. s. f., diese ernsten Denker, besondere Er-

lebnisse gehabt, die ihnen die Geheimnisse des Trinkens öffneten, und aus diesen heraus flossen ihre Lieder. Man kann dann darauf wetten, daß die weitaus meisten ihrer Sänger längst nicht auf der Höhe des inneren Verständnisses stehen. Es ist offenbar ein großer Unterschied im Trinken, und nur wenige gelangen zum eigentlichen Genuß, und diese bleiben nüchtern dabei! Auch die Dichter des Trinkens waren hervorragende Arbeiter und sehr fleißige Leute. Offenbar kommt der höhere Genuß nur Menschen, die die niederen Lebensumstände völlig beherrschen.

Es sind also nicht ganz gewöhnliche Leute. Darum haben sie auch eine gewisse Geschichte. Schon die griechische Lyrik kennt das Trinklied, und Lieder entfließen nicht dem Rausche, sondern dem ernsten Genusse. Ein Mensch, der sich berauscht, kann nicht dichten, und wenn er ernüchtert ist, hat er schwerlich genügend Lust und poetischen Schwung, gerade das zu besingen, was ihn so unendlich erniedrigt hat. Aber wer seine Lebensarbeit mit Ernst und Nachdenken betreibt und dann fähig ist, beim Weine mit ernsten Genossen zu feiern, der mag wohl dichten. Freude und Ernst bedingen den wahren Genuß.

Bei den Alten muß beides bewußt verbunden gewesen sein. Sie kannten sogar einen Gott des Trinkens! Wunderbarer, fremder Gedanke! Eine Gottheit des Trinkens! Da ist das Trinken weit entfernt Völlerei zu sein, es ist eine Religion geworden! Also das Heiligste im Menschen ist in Anspruch genommen für das tiefere Verständnis des Trinkens. Da ist eigentlich das Trinken selbst geheiligt und geweiht. Wollte man so der Völlerei vorbeugen, daß man das Trinken unter die Religion stellte, oder wollte man am Ende die Religion selbst beleben, indem man sinnreich den Genuß als Gottheit zuließ? —

Ich glaube, beides ist nicht der Fall. Wo jemals die Religion des Trinkens mächtig wurde, hat sie's einfach verboten, wie Muhammed kurz entschlossen that, oder sie sah scheel darauf und suchte es als Sittenverderbnis nach Kräften einzuschränken. Andrerseits dürfte der Kultus des Trinkens schwerlich dazu dienen, die Religion

zu heben. Wir hören aber nicht, daß die Alten am Trunke zu Grunde gegangen sind, ja es galt noch bis in die späten Römerzeiten für eine auffällige Schlemmerei, wenn jemand nur vollen Wein trank. Das Übliche war eine Mischung von zwei Dritteln im strengsten Falle von einem Drittel Wasser. Ich glaube, meinen edlen Fürsten würde ein Frösteln überkommen, wenn er dächte, daß seine köstlichen Weine verwässert genossen werden sollten!

Nein, es gab wirklich eine Religion des Trinkens. Wir finden im ganzen Altertume ihre Spuren. Als Joseph in Ägypten war, wo er als Schwiegersohn des Oberpriesters wahrscheinlich ein gut Teil der ägyptischen Religion angenommen hatte, gab er bekanntlich vor, sein jüngster Bruder habe ihm seinen silbernen Becher gestohlen und bereitete damit die bekannte Erkennungsscene vor. Dort wird der Becher genannt „das Gerät des Trinkens und des Weissagens.“ Das ist also die Religion des Trinkens im grauen Altertume. Auch das ganze Alte Testament kennt Trankopfer neben den Speiseopfern und das Trankopfer setzt doch voraus, daß dem Opfernden selbst neben der Spende für die Gottheit ein kräftiger Trunk wurde. Der Priester Eli wunderte sich nicht, ein trunkenes Weib sogar im Heiligtume zu sehen, wenn er's auch als unpassend rügte. Es gab also eine sehr ernste, religiös geleitete Feier des Trinkens.

Und bei den Griechen erst! Die wunderbaren Bacchusaufzüge sind nur verständlich, wenn das Volk durchdrungen war von einem Göttlichen, das geheimnisvoll im Trunke waltete. Die Bacchantinnen, die mit dem Rufe „Evoe Bacche“ die Straßen durchtobten, waren mehr berauscht von Freude, Freiheit, tiefempfundenem Gottheitswalten als direkt vom Weine selbst. Wir können uns heute nur schwer in die Bacchusfeste hineindenken, wie sie die alten Dichter beschreiben. Mir blieben die Schilderungen bisher stets unverständlich. Aber wenn man sich an der Hand ernster Trinkererlebnisse hineindenkt in die tiefinnerliche Stimmung des Weines, dann ahnt man ein geheimnisvolles Walten verborgener Kräfte. Es war nicht das Brüllen der Völlerei, das sich tierisch aus dem

Berauschten kundgab, sondern das Jauchzen der Freude, das auch in ernsten Menschen beglückenden Widerhall findet und sich kund gab als geheime Kraft der Empfindung, für die der Wein nur der zufällige Ausdruck war. Das Trinken war gleichsam die Verkörperung dieses inneren Geheimnisses und darum war's nicht so sehr Genuß als Religion, Dienst der Gottheit.

Mir war's, als öffnete sich mit einem Male der Blick in ein unbekanntes, ernstes und frohes Sein. Aber nun erhob sich erst recht die Frage nach diesem Geheimnis: Wie konnte das Trinken Religion werden? Daß es Religion wurde, bezeugt gemeinsam das ganze Altertum. Aber warum es Religion werden konnte — wer kann hier Auskunft geben? Und anderseits. Heute ist's nicht mehr Religion. Es setzt allenfalls ein hohes Dichtergemüt in Schwingen, es vermittelt die Begeisterung überschäumender Jugendlust, es erhebt schließlich auch einmal ein prosaisches Gelehrtengemüt — aber Religion ist's nicht mehr, und Bacchus ist eine Erinnerung, ein Begriff, ein Scherzwort, aber keine ernste Gottheit! Offenbar hat sich hier eine Geschichte vollzogen, etwas tief Innerliches, im Menschen gelegenes, ist zur Geltung gekommen, aber was? —

* * *

Der trinklustige, oberflächliche Leser kann nun hier abbrechen, denn weiter soll von der Lust am Trinken nicht die Rede sein. Wer aber doch weiter mitgehen will, möge gestatten, daß der Verständlichkeit halber zwei Fremdwörter eingeführt werden. Wir haben offenbar mit dieser Art des Trinkens ein Gebiet betreten, das hinter den gewöhnlichen, rein körperlichen Äußerungen und Zuständen liegt, und können es nennen das Gebiet der Seele oder Psyche.

Unverkennbar ist, daß kein gewöhnlicher Nervenreiz ausgelöst wird, sondern außer ihm eine psychische Einwirkung stattfindet, und damit wird die Materie des Weines zu dem feinen Instrument, das bis tief in das geheimste Sein des Menschen hineinreicht, wo

stoffliches und psychisches sich berühren. Es giebt also eine doppelte Trunkenheit, eine rein körperliche, stoffliche, die das Blut in Wallung bringt durch eingeführten Alkohol, die den Menschen erniedrigt, weil seine Gehirnfunktionen in Verwirrung geraten. Die Ärzte nennen sie akute Alkoholvergiftung.

Es giebt aber eine zweite, die ohne Alkoholvergiftung eintreten kann mit klarem Kopfe und überwallendem Herzen. Das ist die psychische. Bei ihr spielt der Wein nur eine Vermittlerrolle. Eigentlich wirksam ist die Psyche der Trinkenden, zwischen denen der Wein die stoffliche Verbindungsbrücke geschlagen. Die Materie scheidet für gewöhnlich das Sein des Einen vom Sein des Andern. Unser Körper ist gleichsam die Festung, hinter der wir verschanzt sind, wo allenfalls Gedankenblitze herüber und hinüber leuchten; aber hier ist eine Verbindung hergestellt, daß Seele auf Seele wirkt. Letztere ist die edlere aber auch gefährlichere. Denn Trunkenheit ist's doch. Der Mensch ist seiner nicht mehr allein mächtig, denn seine Psyche ist fremdem Einflusse preisgegeben.

Es ist doch ein eigenes Ding mit der Psyche. Sie ist offenbar da, aber kaum beweisbar, nicht meßbar, nicht wägbar und doch nicht undeutlich. Körperliches ist ganz deutlich. Wir unterscheiden auf den ersten Blick drei meßbare Bestandteile im Körper: Festes, Flüssiges, Gasförmiges, drei Formen der Materie, die physikalisch und chemisch deutlich sind. Nur ist eine beweglicher, als die andere, die dritte erhebt sich sogar schon in ein Gebiet des Unsichtbaren, wenn es auch noch meß- und wägbar ist. Aber die Psyche ist offenbar ein höheres Gebiet, einheitlich dem Körperlichen angegliedert, aber schon nicht mehr meß- und wägbar, vielleicht auch dreiteilig, aber für unser Erkennen sind diese Teile nicht mehr zu unterscheiden. Weil aber alles eine Einheit ist, kann Körperliches in Psychisches beeinflussend übergreifen. Die Grenzen sind wohl vorhanden, aber sie sind nicht unüberschreitbar. Darum kann auch das Trinken sich psychisch auswirken.

Es müßte sich jedes Thun unter Umständen psychisch auswirken können, z. B. auch das Essen. Für gewöhnlich ist's eine

notwendige, körperliche Funktion, in der Materie auf Materie wirkt und erst durch Vermittelung der geheimnisvollen Lebenskraft in höhere Gebiete übergeführt wird, vermöge verborgener Vorgänge, einer Art psychischer Chemie. Aber es muß auch möglich sein, das Essen direkt psychisch zu gestalten. Man erzählt das von einem der beiden Dumas. Er war selbst unübertroffener Meister der Kochkunst und muß bei seinen Diners etwa gewirkt haben wie mein edler Fürst bei seinem Becher, und die Tischgenossen kamen unter den Einfluß der Psyche im Essen. Es müssen das ganz eigenartige, unbeschreibliche Mahlzeiten gewesen sein, nicht von niedriger Eßlust beherrscht, auch nicht von geistsprühender Unterhaltung belebt und durchgeistigt, aber psychisch anregend und erhebend.

Und doch gefährlich. Es ist jedenfalls das Gleichgewicht im Menschen verschoben zu Gunsten der Psyche. Es kann auch verschoben werden zu Gunsten des Körpers. Dann liegt alles Gewicht auf der Sinnlichkeit, etwa des Essens oder Trinkens, und was für fatale Folgen das hat, kann jeder beobachten. Man sagt dann, der Mensch vertiert. Nicht ganz mit Unrecht. Alles höhere Regen wird erstickt in sinnlichen Reizen, und der Mensch macht den traurigen Eindruck atavistischen Rückschritts. Das ist gefährlich, ekelerregend. Viele Menschen schweben beständig in dieser Gefahr.

Aber nun die andere Seite — ist sie nicht minder gefährlich? Körperlich tritt ohne weiteres eine Verbildung in sinnlich massive Erkennbarkeit, aber psychisch ist die Verbildung jedenfalls nicht minder vorhanden, nur nicht sichtbar, meß- und wägbar.

Schon das muß auffallen und uns zum Nachdenken reizen, daß das Trinken Religion werden konnte. Ist's denn das Essen nicht auch schon gewesen? Waren die Opfermahlzeiten der Alten nicht auch die Religion des Essens? Die psychische Übersinnlichkeit wurde gehalten für das eigentlich Göttliche im Menschen, ihre Thätigkeit gleichsam für den Odem Gottes, und die Religion war fertig. Die Psyche des Trinkens wurde zum Gott des Trinkens.

Am Ende war die ganze Religion der Alten etwas Psychisches, das mit Göttlichem verwechselt wurde, und diese Verwechselung war das Grausame, Mörderische der Religion. In jedem Menschen lebt der göttliche Funke, die heimliche Sehnsucht nach Gott, und diese wurde psychisch ausgelöst, und das offenkundig höhere Gebiet, das jenseits der stofflichen Sinnlichkeit liegt, und sich als Freude, Anregung und Erhebung des Seins bekundet, für das eigentlich Göttliche gehalten, für den Boden, auf dem der Mensch Gottes inne wird. Da gab's dann freilich einen Gott des Trinkens und einen Gottesdienst im Trinken, Essen, Kriege führen, im Lieben, Handeln, Stehlen u. s. f. Jede Seite der Psyche ein Gott, und der ganze Götterolymp die Psyche selbst, die sich nicht verstand, die groteske Verbildung der menschlichen Seele, hervorgerufen durch die Verschiebung des Gleichgewichts zwischen sinnlichen und psychischen Zuständen.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Das psychische Gleichgewicht mußte, wenn es weiter gestört wurde, zur Hysterie führen. Hysterie ist eine Verschiebung des menschlichen Gleichgewichts zu Gunsten der Psyche, das sehr bald ein körperliches Organ findet und in Nervenzerrüttung ausläuft. Die alte Welt wimmelte von hysterischen Weibern. Das ist uns ja auch heute nichts Fremdes, aber während wir heute den Zustand als Krankheit ansehen und den Arzt zu Rate ziehen, brachte ihm das Altertum eine religiöse Verehrung dar. Natürlich. Das ganze Gotteswesen war ja rein psychisch, und psychische Extravaganzen mußten also als Hineinsteigern in Göttlichkeit angesehen werden. Darum galten Hysterische als heilig und wurden als Priesterinnen angesehen. Die Pythias, von denen die delphische die berühmteste war, die aber allerwärts Genossinnen hatte, waren hysterisch. Nun stelle man sich vor, was das für einen unheimlichen Einfluß auf das gesamte Leben der Völker haben mußte, wenn nervenkranke Personen maß- und ausschlaggebend wirken durften!

Darin war das ganze Altertum befangen. In Rom spielten die sibyllinischen Bücher Jahrhunderte hindurch eine fürchterliche Rolle. Selbst ein so aufgeklärter Denker wie Socrates, einer der

ersten Männer des griechischen Altertums, war in diesen Schlingen gefangen und hielt ein Orakel der Pythia, die ihn für den Weisesten erklärte, für die höchste Ehrung seines Lebens. Wie düstere Schatten sieht man doch da in dem vielfach so sonnigen Bilde der Antike. Ja, klingt nicht durch alle Bacchanalien hindurch klar vernehmbar ein sehr wehmütiger Ton, wie ein schriller Mißklang im Jauchzen der Freude? Ist nicht am Ende der ganze Bacchuslärm ein Überschreien des Geisteshungers nach lebenschaffender Nahrung, die vielen Geheimkulte des Altertums ein Tappen in Finsternis und Todesschatten, die sinnenfällige Auswirkung der Hysterie in der Religion? —

Auf dem Gebiete der Psyche muß man schließlich auch Wunder zugestehen, wenigstens unerklärte Erscheinungen und wohl auch Unerklärbares. Es ist ja hier aller Art von Gaunerei ein unglaublich ergiebiges Feld geöffnet, und man thut gut, einzelne, wenn auch noch so gut bezeugte Fälle einfach nicht zu glauben und überhaupt abzuweisen. Aber im Ganzen bleibt das fatale Gefühl nach, daß die nicht meß- und wägbare Psyche unter Umständen doch im Stande ist, klare Messungen zu verwirren. Das indische Fakirtum vollbringt doch Dinge, die man Wunder nennen kann im landläufigen Sinne des Worts, ebenso der Spiritismus, Somnambulismus und alle diese Gewächse der Finsternis. Das Wunder ist ja gerade ihre einzige Lebensmöglichkeit.

Solche Wunder, die der Naturgesetze spotteten, werden's am Ende nicht sein, sondern Ausnutzungen unbekannter Möglichkeiten der Kraftäußerung. Und warum auch nicht? Wenn es, um bei dem Beispiele zu bleiben, eine Trunkenheit geben kann, in der Stoffliches unvermittelt auf die Psyche wirkt, warum sollte nicht noch viel leichter umgekehrt die Psyche Wege finden, Stoffliches zu beeinflussen? Ob wir diese Wege nachrechnen und erklären können, ist doch dabei nebensächlich.

Übrigens spukt die Psyche bis ins Alte Testament hinein. Die bekannten Zauberer des Pharao gehören hierher, aber auch Leute wie Saul sind auf das Gebiet der Psyche gekommen. Die so-

genannten Prophetenschulen waren Pflegestätten der Psyche und der Hysterie. Selbst David flüchtete einmal unter den Schutz des psychischen Kultus und fing an vor dem Philisterkönige Achis, der sich glücklich schätzte, diesen gefährlichen Gegner endlich in seiner Gewalt zu haben, psychische Extravaganzen zu erheucheln und mit dem interessanten Erfolge, daß er Schutz und Duldung von ihm bekam. Gilt ja bis auf diesen Tag bei den Arabern Wahnsinn für heilig und der Wahnsinnige für unantastbar. Wahnsinn ist aber gesteigerte Hysterie.

Hier ist ein finsteres Gebiet, von dem wir uns mit Recht abwenden. Aber das Altertum saß tief in dieser Finsternis. Sie war seine Religion.

* * *

Es ist ganz undenkbar, wie aus dieser Finsternis heraus eine Lösung hätte kommen können. Bekanntlich hilft keinerlei Aufklärung und Beweis, wenn einmal jemand an solche Dinge gebunden ist. So wenig man einen Säufer durch eine Erklärung über Alkoholismus oder einen Geizigen durch Vernunftgründe von seinem Laster befreien kann, so wenig hilft es gegen die psychische Gebundenheit des Aberglaubens, das klare Denken in Anspruch zu nehmen. Er ist ja gerade in Folge seiner Gebundenheit selbst unklar geworden.

Es ist an sich mit religiösen Streitereien und Erörterungen noch nie etwas ausgerichtet worden, am allerwenigsten kann man aber aufkommen gegen Religionsgebilde, die auf einem solchen Boden der Wirklichkeit ruhen wie die psychische Gebundenheit der Alten. Gegen Verfinsterung in Unwissenheit helfen nur neue Entdeckungen, und auch ihre allgemeine Anerkennung ringt sich bekanntlich schwer durch. Aber hier handelt es sich um Wissen und Erfahrungen, die jeder innerlich machen kann, und die durch einen ganzen Kultus vertreten werden. Wie konnte es möglich werden, daß dieses Netz der Finsternis, in dem die ersten Geister verstrickt waren, zerrissen ist?

Und doch ist's geschehen. Natürlich nur auf dem Wege neuen Erlebens und überpsychischer Erfahrung, nicht auf dem Wege von Denkoperationen. Wir können ja anders keine Fortschritte machen. Und dieses Erleben war so groß, daß es als ein völlig Neues mit unerhörtem Glanze alle psychischen Religionsgeheimnisse überstrahlte, und in seiner eigenartigen Herrlichkeit allgemein verständlich wurde.

Es war ein denkwürdiger Tag als in der Hauptstadt Macedoniens, der Stadt des großen Philipp, die seinen Namen trug, zum ersten Male auf europäischem Boden eine Pythia selbst die Entdeckung machte, daß es etwas Überpsychisches gebe. Dieses unglückliche Weib, hysterisch, somnambulistisch zerrüttet, wurde von der abergläubischen Stadt als höheres Wesen verehrt und war ja auch Priesterin des antiken Psychekultus. Das hinderte aber nicht, daß sie zugleich Sklavin war und von ihren Eignern materiell ausgebeutet wurde, indem ihre Orakelsprüche gegen gutes Geld verkauft wurden. Diese machte eines Tages auf der Straße die erschreckende Entdeckung eines unendlich Höheren, dessen ihre flackernde Psyche an einigen ärmlich gekleideten Männern inne wurde, und in der zuchtlos dreisten Art solcher Weiber fing sie ohne weiteres an, ihre Entdeckung auszuschreien, und nannte ihre neue Erkenntnis „Gott der Allerhöchste". Wie ein Lichtblitz war es dem dämmernden Gemüt aufgegangen, daß mit diesen Männern eine unermeßlich höhere Kraft in die Erscheinung getreten war, als jemand nur ahnen konnte, ja sie wurde auch der ganzen Macht psychischer Gebundenheit inne, in der sie selbst und alles um sie versunken war und sah und schrie: Diese verkündigen euch den Weg der Rettung. Es war der jähe Schrecken der Extase vor dem riesigen Hereinragen des unbekannten Neuen, dem das unglückliche Weib Ausdruck lieh. Und da sie von dem Eindrucke nicht los konnte, sondern in ihrer Angst und erwachten Sehnsucht den Männern folgte und überall nachschrie, wandte sich einer von ihnen und rief: Das arme Weib ist krank, aber — setzte er hinzu und sah aufleuchtend das Weib an — gesund sollst du werden im Namen Jesu Christi.

Das war das erste Mal, daß jemand dem Griechentum bündig erklärte: Eure ganze Religion ist Krankheit, von der ihr erlöst werden müßt und könnt. Pythia zu sein war gewiß die heimliche Sehnsucht und das höchste Ziel so mancher geistlich angeregten Dame jener Zeit, die die Verehrung reizte, die man solchen Unglücklichen zu teil werden ließ. Jetzt hieß es plötzlich: Das ist alles krankhaft. Da war mit einem Schlage der ganze Zauber gebrochen und das ganze, ungeheure Gebiet, in das die Völker und Staaten verstrickt waren, als schädliche Krankheit offenbar worden, aber zugleich die Heilung angeboten und gleich im ersten Falle auch durchgesetzt, und zwar mit einer Kraftfülle, der man ohne weiteres anmerkte, daß es vor ihr kein Widerstehen geben werde. Diese Kraft überströmte mit neuem Leben das Weib, es wurde vernünftig, schamhaft, und sittig begann sie zu schweigen, ihre Nerven beruhigten sich, und die fremd lärmende Psyche war gebändigt, Leib und Seele im Gleichgewicht — durch ein Wort, das Kraft war.

Was war denn eigentlich von dem Weibe gesehen worden? Der freundliche Leser möge noch ein Fremdwort gestatten, der Deutlichkeit wegen. Das Weib war inne geworden an jenen Männern des Pneuma oder des Geistes.

Wenn man sich in die Geschichte des Menschen hineindenkt, so muß ursprünglich die Materie das Alleinbestimmende gewesen sein. Dann gelangte die Psyche zur Herrschaft, bis sie so stark wurde, daß sie die Materie aus dem Gleichgewicht zu bringen vermochte. Aber hier trat das unendlich höher stehende Pneuma in wirksame Erscheinung. Nicht daß es vorher schlechthin nicht vorhanden gewesen wäre. Es soll darüber keinerlei Aussage gemacht sein. Aber hier drängte es durch und schaffte Gesundung für Materie und Psyche. Wir nennen dieses das Göttliche im Menschen, obgleich Materie und Psyche nicht minder göttlich sind, aber damit soll dem Pneuma die eigentlich herrschende und bestimmende Rolle im Menschen zuerkannt sein. Wenn die Materie regiert, so vertiert der Mensch, und regiert die Psyche, so kommt er nicht minder

aus dem Gleichgewichte. Man sagt dann: er kommt „außer sich". Aber das Pneuma nimmt beides in Zucht, im Pneuma ist der Mensch stark, im Pneuma liegt seine wahre Gesundung. Das ist sein eigentlicher, verborgener Kraftmittelpunkt.

Das Pneuma hat sich je und je bemerklich gemacht und ist stets an einzelnen hervorragenden Männern gesehen und erkannt worden, aber erst seit jener denkwürdigen Zeit drängte es in allgemeine Erscheinung und trat mit dem Anspruche auf, Gemeingut aller Menschen zu werden. Früher gab's einzelne Größen, die man anstaunte als Männer des Pneuma. Es ist Jesu Christi unvergeßliche Gnade, alle Menschen für die Größe des Pneuma ausnahmslos in Anspruch zu nehmen. So hier das psychisch in Verwirrung geratene Weib, die arme Sklavin. Er kennt keinen Unterschied der Person oder des Geschlechts. Sie wurde zuerst geheilt, nicht weil sie der Heilung am würdigsten gewesen wäre, sondern aus dem völlig ausreichenden Grunde, weil sie in dem Augenblicke ihrer am bedürftigsten war. Aber das Pneuma kennt keine Grenze unter den Bedürftigen. Es ist das Recht und Eigentum aller.

Damit war wirklich in der unscheinbarsten und doch unverkennbarsten Weise eine neue Epoche der Menschheit angebrochen. Den alten Religionen, namentlich in ihrer psychischen Versunkenheit, war das Ende befreiend und siegreich angekündigt. Es ist ja langsam genug gegangen, daß diese unendlich hohe und befreiende Wahrheit sich durchrang. Aber soviel ist wenigstens geworden, daß das Trinken und Lieben nicht mehr Religion ist, daß man Hysterie Krankheit nennen und Hysterische an den Arzt weisen darf, statt sie auf dem Dreifuß orakeln lassen zu müssen. Ja, Gottlob! das Pneuma hat unter uns eine Geschichte, wenn sie auch verborgen genug ist. Es feiert ganz im Stillen Siege, die offenbar Großes vorbereiten. Großes und Allergrößtes will natürlich lange ausreifen. Es war lange entdeckt, daß die Erde sich um die Sonne bewege, aber viele Jahrhunderte hat es gewährt, bis es offiziell der Erde erlaubt wurde, wirklich ihren Lauf zu nehmen, und es wäre nicht unmöglich, daß das entdeckte Pneuma noch weit längerer

Zeit bedarf, ehe es zur Alleinherrschaft gelangt. Aber geschehen wird's.

Daher ist klar, daß wir heute noch in einer beständigen Gefahr leben. Man könnte sie nennen die Gefahr des psychischen Atavismus. In unserer Zeit giebt es noch massenhaft Erscheinungen, die dem religiösen Wesen des Altertums zum Verwechseln ähnlich sind. Ja, das Wesen vieler Religionen, die genwärtig noch Völker knechten, ist Herrschaft der Psyche, und sie wird den Untergang aller jener Völker herbeiführen als schwerste Last, die das Volksleben unterdrückt. Ebenso wissen heute noch ungezählte Menschen nicht, daß spiritistische Medien, wenn sie nicht schlaue Betrüger sind, von der Psyche regiert sind und außer Gleichgewicht geraten. Es giebt in Massen abergläubische, wahrsagende, wunderthätige Personen, an die sich weder die Polizei noch der Irrenarzt recht heranwagt.

Sogar im Christentume finden sich psychische Anwandlungen. Z. B. der ganze Heiligenkultus mit allen wunderthätigen Bilderanhängseln ist psychische Gebundenheit. Das Pneuma gehört allen, nicht den Heiligen und Ausnahmemenschen war Jesu neue Wahrheit. Wenn wir aber die Heiligen verehren, pflanzen wir selbst den Unterschied zwischen ihnen und uns und schließen uns selbst aus von der Anteilnahme am Heiligen. Die Heiligen, sonderlich die Schutzheiligen sind eigentlich nur umgetaufte olympische Heroen. Ebenso sind die stigmatisierten Frauenzimmer psychische Erscheinungen und die heilenden Wässer, Grotten, Röcke u. s. f. Tummelplätze zuchtloser Psyche.

Solche Heilungen sind keineswegs bloß vorgebliche. Die Psyche kann wirklich solche Kraftäußerungen hervorbringen, die heilend wirken sowohl mit Hülfe von Suggestion als auch direkt mit Inanspruchnahme der eigenen Willensentfaltung der zu Heilenden. Das soll gar nicht bezweifelt werden, ist aber möglicher Weise nur Reich der Psyche.

Viele Kulte sind in ihrer oft berückenden Pracht und Musikbegleitung psychische Vergiftungen. Ich wohnte einmal, einem Zufalle folgend, einem christlichen Gottesdienste in einer überaus

prächtig ausgestatteten Kirche bei, die mit Gold und den kostbarsten Mosaikarbeiten in überwältigender Pracht ausgestattet war. Da ertönte die Liturgie in ihren tief ergreifenden Weisen, und mich überkam plötzlich eine solche Ergriffenheit, daß ich verstand, wie jemand solchem Kultus alle Vernunft und Nachdenken zum Opfer bringen kann und trotz aufgeklärter Erziehung mit Begeisterung diese Religionsschattierung als einzig wahre ergreifen kann — psychische Gebundenheit!

Namentlich Musik wirkt außerordentlich auf die Psyche, von allen Künsten wohl am meisten. Daher kommt der moderne musikalische Fanatismus, diese in Musik aufgelöste Bildung des oberflächlichen Dutzendmenschen. Charakteristisch daran ist, daß eine möglichst angreifende, schwüle, berauschende, direkt auf die Nerven wirkende Musik die Mode regiert, nicht die einfach klassische durchsichtige, edel anregende. Ebenso fesselt in der Litteratur das Düstere, das Entsetzliche, das Zucht- und Fessellose, das bei rotem Ampellichte gelesen, in einem düsteren Nebenzimmer angehört werden muß.

Alles dieses und verwandte Erscheinungen ist Psychekultus in der Kunst. Man erkennt die Psyche gleich an dem Fanatismus, den sie in allen Beteiligten zeitigt. Denn jeglicher Fanatismus, wo und wie und in welcher Form er sich zeigen mag, steht außerhalb der Herrschaft des Pneuma in psychischer Verfinsterung.

Es giebt massenhaft sogenannte Bekehrungen, die nichts sind als psychische Berauschungen, und es können oft die nüchternsten Menschen, wenn sie in solche psychisch berauschte Gesellschaft geraten, angesteckt und verwirrt werden.

Dafür eine interessante, historisch gut bezeugte Geschichte. Eine christliche Prozession mit irgend einer wunderthätigen Mutter Gottes, Fahnen, Kreuzen u. s. f. bewegte sich durch die Stadt. Das Volk drängte sich um den Ehrendienst, zeitweilig Fahnen und Kreuze tragen zu dürfen. Einige halbwüchsige Judenknaben lugten von irgend einer Ecke her kopfschüttelnd auf das wunderliche Treiben und tauschten vorsichtig ihre Bemerkungen aus. Da rief der keckste

von ihnen: „Was gilt's, ich trage das Kreuz auch einmal." „„Wirst nicht,"" spotteten die Kameraden. „Wollen wir wetten, ich wag's", gab der Kecke zurück, und flugs mischte er sich unter die Haufen der Andächtigen, während seine Kameraden in beklommener Spannung zuschauten. Richtig. Es gelang ihm, sich eines Kreuzes zu bemächtigen, und einen triumphierenden Blick der Überlegenheit tauschte er mit den Kameraden. Allein plötzlich erbleichte er. Er trug das Kreuz weiter und weiter, und als die Prozession ihr Ziel erreicht hatte, kehrte er nicht zu den Genossen zurück. Er begehrte die christliche Taufe und ist später ein fanatischer Katholik geworden. Die Psyche der Prozessierenden hatte ihn gefangen genommen, und diese Psyche ist eben ihr Religionsgebiet.

Die Psyche regiert viele hervorragende Leute und breitet sich von ihnen aus über ganze Versammlungen und Unternehmungen, die sich in ihrem höheren Schwunge als von Gott geleitet und gesegnet und mit Freude erfüllt fühlen. Thatsächlich sind sie beherrscht von der Psyche, nicht vom Pneuma. Namentlich dort, wo man soviel redet vom „sichtbaren Segen des Herrn", ja, wo auch die Wogen der Begeisterung und Ergriffenheit auf alle Teilnehmer in unverkennbarer Weise fluten und wirklich ein bestimmtes, deutlich erkennbares Etwas da ist, das kein bloßer Wahn ist, sondern beglückende Wirklichkeit, darf man fast ausnahmslos auf wirksame Psyche schließen. Hierher gehören allerlei Gebetsversammlungen und Gebetskongresse, allerlei Zusammenkünfte, wo englische Weisen geblasen und gesungen und weiße Taschentücher dazu geschwenkt werden.

Darum ist alles das weit gefährlicher, als man ahnt, viel bedenklicher jedenfalls, als wenn man einmal mit Psychikern einen guten Tropfen trinkt. Dieser Rausch vergeht gewiß, jener bleibt möglicherweise, denn er wird mit göttlichem Feuer verwechselt, und es giebt Menschen, die sich immer künstlich hineinsteigern, Gesellschafts- und Religionsgemeinschaften, wo man geradezu methodisch angewiesen wird, sich in solches Wesen zu steigern. Auch einzelne Persönlichkeiten strömen psychische, oft überaus anziehende oder gar heilende und belebende Kräfte aus und bilden die Zugkraft für

allerlei Wallfahrten, wo man sich psychisch berauschen kann, und man meint in solcher religiös überschäumenden Psyche erst einen wahren Gottesdienst zu haben. Das ist ein schwerer, zerrüttender Irrtum, und wenn aus diesem psychischen Berauschtsein, in dem man Gott dem Allerhöchsten überaus ferne ist, ein Erwachen erfolgt, muß der Zustand des Ernüchterten ein geradezu entsetzlicher sein. Ein solcher ist dann meistens an allem irre geworden. Wer weiß, ob nicht viele Selbstmörder diese Ernüchterung erlebt haben und durch bloße Ernüchterung verfallen sind! Darum sollte man rechtzeitig ernüchtert werden. „Werdet doch recht nüchtern" mahnt unablässig die Bibel. In ihr regiert aber nicht die Psyche, sondern allein das Pneuma.

Merkwürdig. Der Alkoholismus wird bekämpft von Religions-, Staats- und Gesellschaftswegen — warum bietet niemand die Hand, in die Höhlen der Psychekulte zu dringen mit Wahrheit und Klarheit, wo das Verderben weit größer ist. Der Alkohol verdirbt immer nur Individuen, und diese kennen ihr Elend, aber die Psyche Menschenklassen und Geschlechter, und diese erscheinen dann womöglich noch mit göttlicher Glorie angethan. Aber freilich: wenn einer bloß ernüchtert wird, ist ihm noch nicht geholfen. Darum mag wohl dieser Zustand aus Barmherzigkeit vorläufig fortbestehen, bis das Pneuma neue, siegreiche Anläufe nimmt. Es ist das schwere, schwere Seufzen der Kreatur, das auf endliche Befreiung harrt, die Schafe, die keinen Hirten haben!

Man könnte dem modernen Menschen den freundschaftlichen Rat geben, überall aufzumerken auf die Psyche und weder Menschen noch Einrichtungen ohne psychisches Mißtrauen anzusehen, namentlich alles Hervorragende, Berückende und Bindende, mag es nun als Welt oder als Religion auftreten. Es ist beides psychische Wirkung, nur ist letztere die weitaus gefährlichere, weil sie mit Göttlichem verwechselt wird, wo sie oft nur psychische Trunkenheit ist. Pneuma erkennt man an Einfachheit und Gesundheit und Befreiungen aller Art. Aber das Pneuma ist heute überaus verborgen und muß es sein aus gewissen Gründen, die man nicht allgemein sagen kann.

Sehr interessant ist, daß die moderne Psychologie vom Pneuma nichts weiß und es nicht anerkennt. Sie hat Recht, denn sie bestrebt sich, eine exakte Wissenschaft zu sein und mit den vorhandenen Thatsachen zu rechnen. Das Pneuma ist aber heute keine herrschende Macht, und diejenigen seiner Äußerungen, die doch vorhanden sind, sind so verborgen und gering, daß man sie einstweilen für den wissenschaftlichen Gebrauch bei der Psyche rubrizieren kann. Daher giebt uns die Psychologie nur Rechenschaft über unsern gegenwärtigen Zustand und bezeugt, daß wir über die Alten hinaus noch verhältnismäßig geringe Fortschritte gemacht haben.

Das Bild würde sich indessen sofort ändern, sobald das Pneuma seine ihm eigenen Kräfte offenbart und zur Geltung bringt. Der kurze Anfang, der bereits geschehen, war bedeutend genug, eine gänzlich neue Zeit heraufzubringen. Wir müssen aber alles Folgende, was die Jahrhunderte ausgefüllt hat, mehr als Übergangszeit ansehen, wenn sie auch lang ist, und können sie beschreiben als Reaktion der Psyche gegen das Pneuma, und überall, wo das Pneuma zum Durchbruch kommen wollte, als alles beherrschende und regelnde und Gesundung schaffende Macht, bäumte sich die Psyche dagegen auf. Z. B. hat die neueste Zeit eine entschiedene Wendung zur Freiheit genommen schon seit Luther. Aus diesem gesunden Manne heraus bethätigte sich Pneuma und gab der Zeit diese charakteristische Wendung. Aber sofort machte ihm die Psyche das Sein streitig und versuchte in den münsterschen Schwärmern die neue Sache ins Psychische zu ziehen. Der Versuch mißlang ja er muß immer mißlingen, aber daß die Psyche noch immer eine ungeheure Macht ist, die eigentlich pneumatisch beherrscht sein sollte, braucht man dem Kinde unserer Tage nicht erst zu sagen.

Wie würde sich wohl das Pneuma im Leben äußern? Ich meine, es müßte in der Art Jesu alle Lebensverhältnisse in seine Herrschaft zu bringen trachten und alles mit Wahrheit, Gesundheit, Freude und Leben erfüllen. Sucht doch auch die Psyche sich im Stoffe zu bethätigen, wievielmehr erst das Pneuma, das Kräfte offenbaren würde, die wir jetzt kaum ahnen, und es würde keineswegs

naturwidrig sein, im Gegenteile erst die wahre Natur darstellen.

Wie also, um das Beispiel festzuhalten, die Psyche sich des Essens und Trinkes bemächtigt, so nahm es nicht minder Jesus für das Pneuma in Anspruch und versuchte an das Essen und Trinken Kraft- und Lebensentfaltungen zu knüpfen, die wir heute kaum mehr denken können, weil die Psyche leider religiöse Ceremonien daraus gemacht hat. Jesus wollte alle Gewalt in seine Hände bekommen, und in seinem Munde war das Wort „alle" keine Redensart, sondern über alles Erwarten umfangreich. Darum konnte er vor dem Essen und Trinken, dieser großen Herrschermacht, nicht Halt machen, sondern mußte sie für sich und seine Sache in Anspruch nehmen. Oder er legte vom Pneuma aus Beschlag auf das Bad der körperlichen Reinigung und sagte: Wasser und Pneuma, das muß neue Menschen schaffen. Wir würden das Wort heute noch nicht verstehen, wenn uns nicht die Geschichte einige Anhaltspunkte des Verstehens gäbe. Wir können und brauchen auch im allgemeinen erst zu verstehen, wenn uns die Anschauung und das Erleben zu Hülfe kommen. Nur soviel kann uns als Ahnung wohl aufdämmern und mag vorläufig gesagt sein. Wenn es dem Pneuma gelingt, alle Lebensbeziehungen zu regeln und zu beherrschen, dann muß eine ganz neue Zeit da sein, in der im Menschen alles ins Gleichgewicht gebracht ist. Wenn im Leibe, im Stofflichen, alle Fasern und Funktionen in Ordnung sind, so erfüllt den Menschen ein wohliges Gefühl der Gesundheit und des Lebens. Wenn nun die Psyche auch richtig geleitet ist und nicht mehr irrlichtelieren darf, sondern in der Zucht des Geistes steht, und dieser aus sich heraus immer neue Kräfte und Anstöße entfaltet — welche Fülle muß erst dann dem Menschen gegeben sein! Wir sagen, dann erst giebt's — wahre Menschen.

Lh.



Wer ist denn mein Nächster?

Das scheint keine Frage mehr zu sein, seitdem Jesus, als sie ihm gestellt wurde, die Geschichte von dem Menschen erzählte, der unter die Mörder fiel und endlich von dem Samariter gerettet wurde. Jeder Mensch ist mein Nächster — wird die gleichlautende Antwort sein — und in dem Worte: „du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" wird die allgemeine Menschenliebe gepredigt. Wirklich? Ich halte die Antwort für falsch, sowohl im Vordersatz wie im Nachsatz.

Jeder Mensch kann mein Nächster sein, aber er ist es nicht. Ob er es ist oder nicht ist, hängt allerdings nicht von seiner Würdigkeit oder meiner Neigung ab. Jesu Liebe war die Liebe ohne Wahl und Grenzen. Wohl aber von dem Leben, das uns zusammenführt. Jeder Mensch wird mein Nächster, wenn die Fügungen des Lebens ihn mir nahe bringen und auf mich, auf meine Hilfe, meine Liebe, mein Wesen und mein Vermögen anweisen, und er ist es in dem Grade, als er darauf angewiesen ist. Das sagt uns die Geschichte von dem barmherzigen Samariter. Der halbtote Mensch wäre zu Grunde gegangen, wenn sich niemand seiner angenommen hätte. Deshalb gab es für keinen, der vorüberging, in der ganzen Welt einen Menschen, der ihm näher gestanden hätte, als der hilflose Fremde. Er war der Nächste.

Dadurch gelangen wir unwillkürlich aus der Theorie auf den Boden des Lebens, aus einer allgemeinen sentimentalen Stimmung vor praktische Aufgaben, die sich vor uns erheben. Der Nächste ist keine bloße Idee mehr, sondern eine konkrete Erscheinung von Fleisch und Blut, der wir jeden Augenblick begegnen können, wenn sie nicht schon vor uns steht. An wie vielen mögen wir schon vorübergegangen sein, immer das Herz voll allgemeiner Menschenliebe! Wieviele mögen schon zu Grunde gegangen sein, weil wir im Hinblick auf alle den einen nicht sahen, der einzig auf uns angewiesen war, weil wir in unserm wallenden Em-

pfindungsnebel nicht sahen, wer uns nahe stand, und nicht erkannten, wie bitter notwendig er uns brauchte. Nein, nicht jeder ist mein Nächster, sondern es kann immer nur einer in einem bestimmten Moment mein Nächster sein, der mir näher als alle anderen steht, weil er mehr als alle andern in diesem Augenblick auf mich angewiesen ist. Der ist aber dann auch *mein* Nächster, mir gehört er und keinem andern. Ich allein habe das Recht ihm zu helfen, weil ich allein die Pflicht habe.

Dadurch kommt auf einmal Fluß und Bewegung in die träge Stagnation unsrer Beziehungen zu unsern Mitmenschen. Die Nächsten kommen und gehen. Es giebt nahe, näher und nächst Stehende, wie es die Flut unsers Lebens fügt. Wir werden zusammengeführt und gehen wieder auseinander, wenn wir der Pflicht der Stunde unsrer Nähe genug gethan haben, wie der Samariter. Er sagte nicht zu seinem Pflegling: besuche mich einmal, sondern zu dem Gastwirt: wenn du noch mehr brauchst, bezahle ich's. Er half vollkommen, und damit war das Erlebnis erledigt. Und der Gerettete zog seine Straße weiter, sobald er es konnte. Sie spannen nicht um die lebendige Berührung einer Stunde ein Gewebe dauernder Beziehungen. Was gethan ist, ist gethan. Schon wartet ein andrer Nächster, für den wir ganz da sein müssen, oder nahe Stehende, die für den Augenblick zurückstehen mußten, treten wieder in das erste Glied. Erst war es vielleicht ein Verzweifelter, der sich das Leben nehmen wollte. Jetzt ist es wieder deine Frau, deine Kinder, aber der Briefträger bringt vielleicht schon einen Hilferuf aus weiter Ferne, der einen Menschen, an den du gar nicht dachtest, dir in nächste Nähe rückt. Ahnt man etwas davon, wie lebendig und spannend, wie elastisch und energisch unser Leben wird, wie stark wir werden und wie jung wir bleiben, wenn wir dem Nächsten leben?

So entsteht aber auch ganz von selbst Ordnung in dem Chaos unsrer Beziehungen. Achte immer darauf, wer in jedem Moment ganz besonders auf dich angewiesen ist, und es wird von selbst offenbar werden, wie nahe und wie fern dir alle Menschen stehen,

mit denen du zusammen lebst und in Berührung kommst. Es wird dann nicht mehr möglich sein, daß du die für die „dir am nächsten Stehenden" hältst, die dich gar nicht brauchen oder von dir gar keine Förderung haben wollen, und wenn sie mit dir verwandt wären. So entstehen ganz klare Verhältnisse, die sich in jedem Momente des Lebens hier und da wandeln, denn immer neue treten dir nahe, aber trotzdem immer klar bleiben. Hier wird uns eins ganz deutlich: so allein kann überhaupt erst das Wirrsal der Menschen zu einem lebendigen harmonischen Organismus voll gemeinschaftlichen Lebens werden. Wir sind alle auf einander angewiesen in fortwährend veränderlicher Konstellation der Beziehungen zu einander. Aber niemand kann die rechte Ordnung und Stellung der Einzelnen zu einander, die in lebendigem Flusse ist, für jeden Moment konstruieren. Die können wir nur wie die Wahrheit, denn es ist ja die Wahrheit unsrer Stellung zu den Mitmenschen, durch das Leben finden, indem sich allenthalben in jedem Augenblick die Nächsten erfassen. Die Menschheit träumt von einem Reich des Friedens, das die Liebe schaffen soll, aber niemand weiß den Weg dazu. Jesus zeigt ihn: suche deinen Nächsten, um ihn zu lieben. So allein wird Heil durch Liebe.

So kommt schließlich auch Notwendigkeit in die Willkür unsers Lebens. Solange wir jeden Menschen für unsern Nächsten halten, wissen wir gar nicht, wo wir anfangen sollen und fahren dann willkürlich daher, packen irgend jemanden, der uns grade nicht braucht, wenn er überhaupt jemand braucht, weil uns zufällig einmal einfällt, daß wir den Nächsten lieben sollen, und unsre Liebe vergrößert nur den Wirrwarr. Aus dieser Willkür stammt die Zerfahrenheit und Zersplitterung deines Wesens durch alle möglichen Nächstenpflichten. Und hieraus folgt die Schwäche deiner Leistungen. Die Kraft unsers Lebens ruht in der Einheit unsers Lebens. Darum ist die Einsicht erlösend: einer ist immer der Nächste. Aus der Zerfahrenheit und Zersplitterung entsteht ferner die innere Unsicherheit, die uns der Entschiedenheit und Festigkeit im Leben beraubt. Darum ist die Erkenntnis befreiend, daß wir uns den Nächsten

nicht zu wählen haben, sondern Gott ihn uns durch das Leben zuführt. Es liegt also gar nicht in unsrer Hand, wer unser Nächster ist, er wird uns gewiesen, er erscheint vor uns: hier bin ich. Wie wir aber das Glück bei der Stirnlocke fassen müssen, wenn es uns entgegenkommt, so müssen wir den Nächsten erfassen, wenn er uns begegnet. Du brauchst dich nicht zu sorgen, wer er sein könnte, laß nur die Augen, die von der „Nächstenliebe" getrübt waren, sich für das Leben um dich klären, dann wirst du nicht an deinem Nächsten vorübergehen. Bereit sein ist alles. Dasselbe gilt natürlich auch für jeden, der Hilfe braucht. Er muß sich ernstlich fragen, auf wen er grade unter den obwaltenden Umständen angewiesen ist, und darf nicht denken, daß jeder für ihn da sei. Wenn du dich an irgend jemand wendest, ist es peinlich, ihn in Anspruch zu nehmen. Es fehlt das Gefühl des Rechts. Wenn du aber den ergreifst, auf den du angewiesen bist, giebt es weder Scheu noch Bedenken, denn du mußt dich nach höhrer Ordnung an ihn wenden, ja du darfst es mit frohem Sinn, denn du bist das Glück eines Lebensmoments, das ihm entgegenkommt. So werden unsre Lebensbeziehungen notwendige, und aus ihrer innern Notwendigkeit quillt die Ursprünglichkeit des gemeinschaftlichen Lebens.

Die „allgemeine Menschenliebe" begründet den Sozialismus, die Liebe meines Nächsten den Individualismus, als Ziel und Verfahren. Jene sucht für die Gesamtheit die gedeihlichen Lebensbedingungen zu schaffen, diese den jeweilig grade darauf Angewiesenen die ihm notwendige Lebensbedingung zu sein. Dort werden alle Menschen gleich, hier alle verschieden, dort sieht man nur das Allgemeine, hier das Besondere, dort wird man nur den Verhältnissen gerecht, hier aber den Menschen, dort sieht man von allem Persönlichen ab, hier verfährt man so persönlich wie möglich. Dort handelt es sich um Massenwirkungen durch die Masse auf die Masse, mag es nun auf dem Parteiwege oder auf dem Vereinswege geschehen. Überall wirkt ein Massenabstraktum, die Partei, der Verein, auf eine Massennot, Unpersönliches auf Unpersönliches. Kein Wunder, daß es entpersönlicht: die Helfer zu „Organen", die

Hilfsbedürftigen zu „Fällen". Hier aber handelt es sich um Lebenswirkungen von Person zu Person. Nicht der Not wird geholfen, sondern dem Menschen. Persönliches Leben wächst durch Wechselwirkungen auf einander. Dort schafft man Ordnung durch Organisation, hier durch die organische Entfaltung gemeinschaftlichen Lebens. Das eine Verfahren braucht das andere nicht auszuschließen. Aber jenes kann dieses nicht ersetzen, dieses aber wohl, je mehr es sich ausbreitet, jenes überflüssig machen. Jedenfalls ist aber jenes der Weltweg und dieses der Weg Jesu. Jenes kann die soziale Not eindämmen und mildern, aber nur dieses kann sie heben.

Vielleicht wird es nun auch begreiflich, daß es nicht schwer ist, seinen Nächsten zu lieben. Wer kann alle Menschen lieben, zumal wenn ich sie gar nicht kenne, wenn sie mich und ich sie gar nichts angehen! Die Menschheit als Ganzes lieben, ja das geht, aber alle Einzelnen, das ist unmöglich. Aber den Nächsten lieben, meinen Nächsten, der mir wirklich der Nächste ist, das ist selbstverständlich, das ist ganz einfach. Das kann jeder, der nicht im Egoismus versteinert ist. Ich muß ihn doch lieben, weil er mein ist, weil er mich braucht, weil es mich glücklich macht, ihm etwas sein zu können. Wie wäre es möglich, ihn nicht zu lieben, wenn ich mit meiner ganzen Person für ihn einstehe! Wie sehr ich ihn liebe, hängt natürlich davon ab, wie sehr ich persönlich bin, wie glühend ich lebe. Genau, was ich bin, bin ich ihm. Ist mein Wesen kühl, fad, träge, tot, so bin ich es auch ihm gegenüber. Aber jedenfalls liebe ich ihn wie mich selbst. Denn ich vergesse mich ja in dem Momente ganz selbst über ihn und seiner Not.

Darnach ist es doch wohl eine sehr dringliche Frage: wer ist denn mein Nächster? Die Pharisäer und Schriftgelehrten hätten die Frage wohl ebenso ausgezeichnet beantwortet wie unsre Predigten und Katechismen. Aber der Nächste ist kein Begriff, sondern ein Erlebnis. Darum erzählte Jesus eine Geschichte und sagte: Gehe hin und thue desgleichen. Der Ausgangspunkt aber war die Frage: was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Und auch hier

führt Jesus von der Idee zur Wirklichkeit. Er zeigt dem Frager das ewige Leben, das sofort beginnt, sobald wir unserm Nächsten das sind, was wir sein können. Wem also nach Leben verlangt, der gehe hin und thue desgleichen. M.

Das Frauenbuch.

Soeben ist im Buchhandel erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: Der Beruf und die Stellung der Frau, ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, alt und jung von Johannes Müller, mit Buchschmuck von Marianne Fiedler (Groß-Oktav, 160 Seiten, Preis 2 Mk.) im Verlag der Grünen Blätter in Leipzig.

Das Buch ruht natürlich auf meinen Frauenaufsätzen im 3. Band der Blätter. Die Behandlungsweise ist nicht ausführlicher, aber es ist in allen Teilen erheblich ergänzt worden. Es waren doch in den Aufsätzen aus Mangel an Raum so manche wichtige Fragen außer betracht gelassen oder eben nur flüchtig berührt worden, und manche Briefe zeigten deutlich, daß die mir so peinlichen Lücken auch sonst vielfach empfunden wurden. Nun ist es ein geschlossenes Ganze, das in gedrängter Kürze alles Hauptsächliche auf diesem Gebiete darlegt.

Aber nicht das litterarische, sondern das praktische Interesse hat mich veranlaßt, das Buch herauszugeben. Gleich nach dem Erscheinen der Frauenaufsätze kamen von allen Seiten dringende Anregungen, sie öffentlich erscheinen zu lassen, weil ein solches Buch ein allgemeines Bedürfnis sei. Und das ist es auch. Die Not, die auf dem Gebiete der Ehe, der Familie, der unverheirateten Existenz, und der Lebensbeziehungen zwischen dem männlichen und weiblichen Element herrscht, und das Verhängnis, das sie für das menschliche Wesen darstellt, ist geradezu furchtbar. Aber schrecklicher

noch ist die allgemeine Unwissenheit darüber, die immer wieder eine Generation nach der andern ihm verfallen läßt. Ja noch mehr: die Verkehrtheit aus bester Meinung, der Eifer, mit dem man das Verhängnis schürt. Alle suchen das Glück für sich oder für ihre Kinder, aber niemand weiß etwas von den unerläßlichen Vorbedingungen dazu. Kommt dann das Unheil mit unerbittlicher Konsequenz, so geht keinem ein Licht auf, daß man es selbst oder die Eltern geschaffen. Und es rollt eine Woge des Wehs fruchtlos über die andere.

Das Mitleiden unter diesem furchtbaren Jammer hat dieses Buch an die Öffentlichkeit getrieben und die Klarheit, daß alle Bemühungen um ein Vorwärts für das menschliche Leben aussichtslos sind, so lange nicht hier die gesunden Grundbedingungen einer Menschwerdung gelegt werden. Wer die Schicksalswende der Menschheit als eine bloße Herzensangelegenheit auffaßt, muß sie ins Jenseits verschieben. Im Diesseits tritt sie nur in dem Maße ein, als sie Lebenssache wird, als die naturgemäße Ordnung des Lebens Platz greift, in der allein der Mensch gedeihen kann. Dazu will das Buch helfen, indem es über die Thatsachen und Gesetze des Lebens aufklärt, die hier walten, und ausspricht, worauf es ankommt.

Aber was hilft es, wenn es nur ausgesprochen und nicht auch gelesen wird! Das Buch erreicht seinen Zweck nur in dem Maße, als es als Mittel zur Aufklärung verwandt wird. Deshalb bitte ich alle Leser der Blätter um der großen Not willen, die hier herrscht, mitzuhelfen, es zu verbreiten. Hier ist einmal eine Gelegenheit zu persönlicher Agitation, denn es handelt sich hier nicht um Empfindungen und Überzeugungen, sondern um ganz praktische Dinge des Lebens. Deshalb ist auch die Vorbedingung des Verständnisses überall vorhanden. Es richtet sich auch durchaus nicht bloß an die Frauenwelt, sondern ebenso sehr an die Männerwelt, nicht bloß an Verheiratete und zur Heirat sich Rüstende im Interesse ihrer Ehe und an Unverheiratete zum besten ihrer Stellung, sondern ebenso an Eltern und Erzieher um der kommenden Generation willen, der die Zukunft gehört. Also kann jeder

mithelfen, der Not zu steuern, soweit es durch Aufklärung geschehen kann, wenn er das Buch verbreiten hilft, überall unter Bekannten darauf aufmerksam macht, die Buchhandlungen dafür interessiert, daß sie es zur Ansicht aussenden, und was es sonst für Wege giebt, es möglichst vielen Menschen nahe zu bringen. Der Preis ist so billig wie möglich festgesetzt, damit es möglichst vielen zugänglich wird, und die Ausstattung so schön wie möglich besorgt, damit es möglichst anziehend und angenehm zum Lesen ist. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß wenn das Buch auch rein praktische Lebensfragen praktisch behandelt, es doch an allen Punkten auf das persönliche Leben als die Blüte unsers Daseins hinweist, ohne die es keine wirkliche Frucht giebt, daß es also auch vielleicht geeignet ist, indirekt Interesse an den Fragen, mit denen sich unsre Blätter beschäftigen, zu wecken.*) M.

An einen Zweifler.

Da der Zweifel, der Sie überschleicht, ein durchgängiger ist, halte ich ihn nur für eine Augenschwäche der übernatürlichen Welt gegenüber. Diese Schwäche wird vorübergehen. Aber nicht dadurch, daß Sie sich immerwährend anstrengen zu sehen — das würde die Schwäche nur erhöhen —, sondern dadurch, daß Sie auf

---

*) Inhalt des Buches:

Die Frauenfrage.

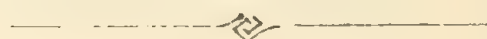
Die Frau in der Ehe: 1. Der Beruf — 2. Die Stellung — 3. Die gegenwärtige Lage.

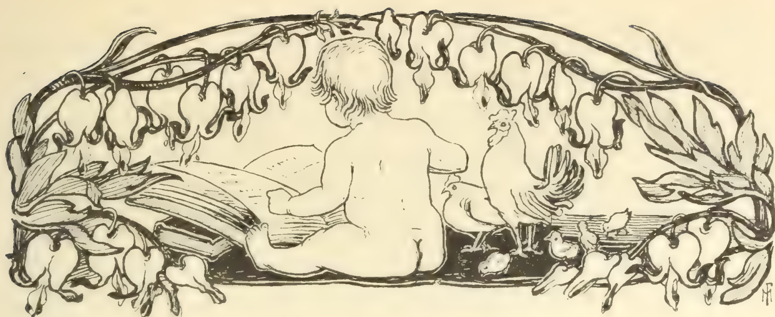
Die Frau außer der Ehe: 1. Das vorliegende Problem — 2. Der Beruf — 3. Die Stellung.

Die Frauenbewegung: 1. Die Frauenbewegung als solche — 2. Das Ziel persönlicher Reife — 3. Das Ziel wirklicher Bildung — 4. Das Ziel individueller Selbständigkeit — 5. Das Ziel menschenwürdiger Geschlechtsverhältnisse — 6. Das Ziel einer Zunahme der Eheschließungen.

eine Gesundung und Stärkung des ganzen organischen persönlichen Lebens hinarbeiten. Dann wird auch Ihr Verständnis für das Göttliche wachsen. Also stellen Sie sich recht in das Licht und unter den Einfluß Christi, der Person, wie sie Ihnen aus den Evangelien entgegentritt, ohne sich durch die Wundergeschichten irritieren und durch die dogmatische Beleuchtung blenden zu lassen, und leben Sie nach seiner Art, im Vertrauen, daß Gott für Sie sorgen wird, wenn Sie so für Ihre Seele sorgen. Glauben können ist nicht Wille des Menschen, sondern Gnade von Gott. Der müssen wir harren. Wenn das aber so ist, so wollen wir auch ruhig und getrost sein im Vertrauen auf unsern Vater im Himmel. Ob diese Empfindung dann unter Zweifeln zittert, das thut nichts, sondern sie ist nur ein Anstoß für das göttliche Erbarmen, wenn es dessen bedarf.

M.





Von Kindererziehung und Jugendunterricht.

III. Der Unterricht.

1. Die Bedeutung des Unterrichts und seine Vorbedingungen.

Was bedeutet der Unterricht im Leben des Kindes, für das Werden des Menschen? Wir müssen darüber klar werden, worum es sich handelt, um zu verstehen, worauf es ankommt. Zwei Anlässe sind es, aus denen er sich ergiebt, und zwei Ziele, die er verfolgt. Die Anlässe entspringen dem menschlichen Wesen, sobald es sich bis zu einem gewissen Grade entfaltet hat, und die Ziele liegen in seiner Bestimmung. Da diese sich aber nur aus der Eigentümlichkeit des menschlichen Wesens ergiebt, so bestimmt der treibende Anlaß und das anziehende Ziel die gleiche Richtung und denselben Weg, auf dem sich der Unterricht zu bewegen hat. Anlaß und Ziel tritt nicht in Widerspruch mit einander, wenn das Ziel abgeleitet und nicht willkürlich bestimmt wird.

Die beiden Anlässe des Unterrichts. Das Kind entwickelt sich einerseits in der Art, daß es je länger je mehr lebendige Fühlung mit seiner Umgebung gewinnt und im anregenden und bildenden Verkehr mit ihr sich entfaltet und leben lernt. Zunächst sind es nur seine Sinne, die auffassen, vernehmen und begreifen. Aber die Sinne sind nur die Fühlhörner des Geistes, der unter

ihrem Spiele erwacht, sich allmählich des ganzen Gebiets bemächtigt, das sie umspannen, und sich von seinen Verhältnissen Rechenschaft giebt. Doch nicht lange hält es ihn in den Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung. Bald drängt er mit Fragen darüber hinaus und verlangt, daß man ihn über das, was er wissen will, unterrichte. Das ist der entwicklungsgeschichtliche Ursprung des Unterrichts im Leben des Kindes nach der einen Seite.

Wenn das junge Geistesleben über die Grenzen seines nächsten Gesichtskreises hinaus drängt, tritt der Unterricht ein, um den Horizont des Kindes allmählich nach Maßgabe seines zunehmenden Fern- und Feingefühls, seines steigenden Interesses für die umgebende Welt und seiner wachsenden geistigen Sehkraft zu erweitern und es in Stand zu setzen, das erschlossene Gebiet geistig zu beherrschen und persönlich zu verwerten. Der Unterricht, wie ihn das menschliche Wesen fordert, erweitert also den Gesichtskreis und bereichert das geistige Leben mit der Fülle dessen, das er umspannt. So führt er von der Nähe Schritt für Schritt in die Ferne, aus der Gegenwart in die Vergangenheit, von der Oberfläche der Eindrücke in die Tiefe der Erscheinungen und in die Verborgenheit ihrer Vorgänge, von der Fülle der Erfahrungen zum Sinn des Lebens nach allen Richtungen, die das nächste Erleben des Kindes unwillkürlich weist. Diese allgemeine und einheitliche Aufgabe des Unterrichts umfaßt alles, was den Kindern nach Seiten des Inhalts gelehrt werden kann und darf; und alles, was ihnen gelehrt wird, muß eigentlich diesem Bedürfnis entspringen und an ihm orientiert werden. Es fehlt oft nur, daß die organische Beziehung erfaßt und hergestellt wird. Ist sie aber möglich und vorhanden, dann sind Fragen wie: was soll das dem Kinde? ausgeschlossen oder würden, wenn sie mit Recht gestellt werden könnten, ohne weiteres den Gegenstand ausschließen.

Andrerseits zeigt die Entwicklung des Kindes, wie sich aus mancherlei Trieben und Bedürfnissen heraus die verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Wesens bilden, die es zum Leben braucht. Sie treten allmählich zu Tage, zunächst die oberflächlichen,

dann die tiefer liegenden, zunächst die einfachen, dann die umständlichen, die unmittelbaren zuerst, sodann die notgedrungenen. Die geistigen folgen den sinnlichen, die artikulierten den unartikulierten, die reflektierten denen des Empfindens. So lernt das Kind von Natur sehen und hören, aufmerken und Eindrücke verbinden, vergleichen und wählen, abschätzen und berechnen, sprechen und zweckentsprechend handeln.

Diese Fähigkeiten nun, die dem Menschen von Natur gegeben sind und durch den Lebensaustausch erwachen, müssen geübt werden, in Zucht genommen und ausgebildet werden, damit das Vermögen nicht verwildert, sondern gründlich entfaltet und zu lebensgewandtem, vollmächtigem Können geführt wird. Aber diese einfachsten Handhaben des Lebens genügen nicht, wenn wir lebensfähig werden wollen. Sie müssen durch zweckmäßige Mittel und Werkzeuge des Geistes ergänzt werden, die wir für den gemeinschaftlichen Verkehr mit unseren Mitmenschen, der von Jahr zu Jahr weitergreift, für das ungeheure Gebiet, das uns der wachsende Gesichtskreis erschließt, und für das Unternehmen unsers Lebens brauchen, für das wir uns als Kinder rüsten. Wir müssen lesen, schreiben, rechnen, zeichnen, geistig auffassen und verarbeiten, denken und folgern, uns mitteilen und auseinandersetzen — auch über die Grenzen unsers Gleichen, unsers Volks und unsrer Zeit hinaus —, geistig fortschreiten und uns entwickeln lernen. Wir müssen es lernen und darin geschult und gebildet werden. Das alles zusammen ist der andere Anlaß des Unterrichts: Das Bedürfnis nach Ausbildung unsrer allgemeinmenschlichen Fähigkeiten.

Sowohl die Ausdehnung des Horizonts wie die Übung der Fähigkeiten erfolgt zunächst ganz von selbst durch die Lebenserfahrung und Lebensthätigkeit der Kinder, aber es geschieht ganz willkürlich, ungeregelt, unbeabsichtigt. Sache des Unterrichts ist es nun, die vorhandene Richtung der unmittelbaren Lebensbewegung bewußt aufzunehmen und in feste Bahnen zu leiten. Er verfolgt absichtlich, planmäßig und stetig, wozu die Natur ursprünglich drängt, und was das werdende Leben veranlaßt. Besteht aber dieser or-

ganische Zusammenhang, so ergeben sich aus ihm für den Unterricht ganz bestimmte unumgängliche Vorbedingungen:

1. Der Unterricht gehört zur Erziehung. Ob wir das Gebiet der Lebenserfahrungen nach allen Richtungen erweitern oder die nötigen Fähigkeiten entbinden und aufziehen, wenn es das ist, was es sein soll, und recht geschieht, ist es ein durchaus erzieherisches Werk und hat ausgesprochen erzieherische Wirkungen. Wenn wir lehren, lassen wir erleben und entfalten die Lebensfähigkeit der Kinder in ihren verschiedenen elementaren Weisen. So fördern wir sie zur Reife und Vollmacht mündiger Menschen. Sie lernen das Leben verstehen und bewältigen. Der Unterricht ist also ein Teil und Zweig der Erziehung. Er erschließt dem Kinde die Umwelt, in die es gestellt ist, und befähigt es, sie zu gebrauchen, im Austausch mit ihr zu leben.

Ist der Unterricht aber ein Zweig der Erziehung, so darf er nicht aus seinem organischen Zusammenhange gelöst werden und als etwas wesentlich Anderes auftreten, sonst verliert er die Wurzeln im Leben, entartet und wird unfruchtbar. Dann wird aus Erfahrung Wissen, aus Lebenselementen toter Stoff, aus Lebensweisheit Museumsgedächtnis, und an Stelle alles freien Könnens tritt eine artistische Fertigkeit und handwerksmäßige Geschicklichkeit, eine fabelhafte Fixigkeit des Lesens, Schreibens, Parlierens, die in Wahrheit weder lesen noch schreiben, weder sehen noch hören, weder die eigne noch fremde Sprachen kann. Wird die Verbindung mit dem persönlichen Werden nicht hergestellt, so ist das ganze Gebiet des Unterrichts ein Betrieb, eine Welt für sich, die den jungen Menschen nichts angeht, und alle Übungen eine Gymnastik des Geistes, für die er ebensowenig Interesse hat wie ein unmusikalisches Kind für seine regelrechten Fingerzuckungen auf dem Klavier. Dann bleiben aber alle Mühen des Lehrers wie des Schülers unfruchtbar, weil nichts innerlich Wurzel faßt und keine Kraft gewinnt, unfruchtbar für den Menschen wie für das Leben. Denn er hat persönlich nichts davon: es regt ihn nicht an und bildet ihn nicht, es klärt ihn nicht auf und befähigt ihn nicht. Und wird

das, was wir lernen, nicht persönlich lebendig, d. h. schöpferisch durchglüht, so welkt alles und schwindet bis auf einen erbärmlichen Rest dahin, der sich nur zu subalterner Verwendung in einem mechanischen Berufsbetriebe eignet. Das Leben mag die Illustration dazu geben, ich bin es müde zu schildern, und wozu brauche ich zu schildern, was uns fast erdrückt!

Das Kennenlernen und Könnenlernen, das der Unterricht erstrebt, darf also nicht Selbstzweck sein, sondern Mittel zum Zweck, und das Ziel ist nicht die Geläufigkeit eines Hans in allen Gassen auf den verschiedensten Wissensgebieten und auch nicht irgendwelche Leistungsfähigkeit für einen bestimmten Beruf (etwa Fertigkeit im Rechnen und Konstruieren oder stilistische und dialektische Gewandtheit oder Geschicklichkeit zu experimentieren oder doppelte Buchführung oder textkritische Übung), sondern das Werden und Wachsen, das Leben und Können des Menschen in Kraft und Klarheit einer selbständigen und eigenartigen Persönlichkeit. Hierauf muß aller Unterricht gerichtet sein. Er muß erzieherisch wirken, oder er wird nichts wirken. Denn was er sonst erreicht, hat keinen Lebenswert, und wenn der Schein auch noch so glänzend wäre.

2. Der Unterricht führt das ganz unmittelbare, ausgelassene Leben des Kindes zum absichtlichen, zielbewußten Leben und Streben. Er muß vom Trieb zum Willen, von der Willkür und Ungebundenheit zur Selbstbeherrschung und Sammlung, von der regellosen, stoßweisen Art zur Stetigkeit, von der Bethätigung zur Arbeit, von planloser Neugier zu gründlichem Wissensdrang, vom Kennenlernen zum Lernen kennen, vom Verlangen zum Erringen leiten. Und das vollbringt er als Unterricht, indem er Ziele steckt und Aufgaben stellt, den innern Drang sich darnach spannen und Schritt für Schritt ihm näher kommen läßt, indem er vom Vorhandenen zum Erstrebten weist und das Erworbene zur Grundlage neuen Erwerbens macht.

Wenn also der Unterricht in der Erziehung hervortritt, so vollzieht sich eine bedeutsame Wendung in der Entwicklung des Kindes. Das bewußte Leben wird grundsätzlich in Anspruch ge-

nommen und damit entbunden. Der Unterricht setzt jedoch diese Wendung nicht etwa voraus, sondern er führt sie herbei. Aber nicht als eine Umwälzung soll er in das Leben des Kindes hereintreten. Die Thätigkeit, die er verlangt, soll nicht als etwas ganz Anderes, Fremdes, Widriges den Kindern erscheinen, zu der sie zwangsweise gedrillt und gepreßt werden. Denn dadurch würde ja grade die Entfaltung des Selbst, um die es sich überall im letzten Grunde handelt, unterbunden. Sondern ein Fortschritt soll es sein. Unter dem zuträglichen Einfluß eines Unterrichts rechter Art soll sich das neue Verhalten aus dem alten entwickeln. Eine Reife soll es sein, die unter seiner Behandlung aus der kindlichen Blüte zeitig wird. Der Unterricht soll also dazu führen, nicht bloß es verlangen. Gelingt ihm das nicht, so fehlt die Ursprünglichkeit im Lernen des Kindes, und sein Selbst ist nicht wirklich dabei. Von welch verhängnisvollen Folgen das aber sein muß, brauche ich nicht erst zu sagen. Deshalb ist es von ausschlaggebender Bedeutung, daß er zum Lernen innerlich befähigt und für das Unternehmen, zu dem er die Kinder einladet, erzieht.

Das Leben des Kindes ist ein Spiel. Spielend lernen sie leben und leben sie sich aus: in ungebundenem, willkürlichem, täppischem Treiben. Da tritt ein Erwachsener unter sie, nimmt Teil an ihrem kleinen Leben, und indem er sich beteiligt, gewinnt das Spiel Sinn und Ziel, Ernst und Tiefe, Dauer und Energie, so daß die Kleinen nicht mehr loskommen: morgen weiter! Das ist der Unterricht, wie er ins Leben der Kinder treten sollte, und der Fortschritt im Leben, zu dem er unvermutet führen sollte. Damit gewinnt er die andere Grundlage seiner Fruchtbarkeit.

3. Um nicht in Widerspruch zu dem unmittelbaren Leben der Kinder zu treten, muß also das Lernen daraus erwachsen. Der Unterricht hat demnach den Drang, der vorhanden ist, zu entbinden, und die Interessen, die keimen, zu pflegen. Er muß von dem, was da ist, ausgehen, es gedeihlich behandeln und zur Entfaltung bringen, und darf nicht etwas Fernes und Fremdartiges zwangsweise beibringen. Je natürlicher er anknüpft und weiterführt, um so natür-

licher wird alles im Kinde werden, vom Kinde erlebt werden. So muß er also erst den Gesichtskreis, den es schon umspannt, gründlich und deutlich zum Bewußtsein bringen, ehe er dem Interesse weiterzudringen, das dann erwacht, Folge leistet. Dadurch vermindert er die verhängnisvollste Gefahr, die es giebt, daß der Welt des Kindes, in der es lebt, eine Welt des Unterrichts gegenübertritt, in der es fremd bleibt, so viel es auch darin lernt.

Begründet man den Unterricht im eigentlichsten Lebensgebiet des Kindes, so kann man es dann nach allen Richtungen führen. Denn für alle Gebiete des Wissens liegen Ansätze und Zugänge in ihm. Was man dabei nicht aus ihm entfalten kann, das muß man so einfügen, daß es in eine lebendige Verbindung mit dem Bisherigen tritt. Das ist gewiß manchmal nicht leicht; es will verstanden sein. Der Unterricht nicht als Drill, sondern als Erziehung ist eben eine Kunst, die Kunst durch psychologisch richtige Maßnahmen etwas werden, etwas erleben lassen.

Diese Vorbedingung gilt natürlich allgemein, nicht nur für den Anfang, sondern für alle Stufen des Unterrichts. Überall muß in dem, was den Kindern lebendig, gegenwärtig und heimisch geworden ist, die Grundlage für das Weitere gelegt werden. In das, was erreicht und gewonnen ist, muß das Samenkorn des Neuen geworfen werden, damit es in ihm und aus ihm aufgehe. Nur so kommt es zu einem Zusammenhang in der Aneignung und Übung, und ohne Zusammenhang giebt es keine Entwicklung.

4. Der Unterricht muß im Gleichgewicht und Ebenmaß mit der sonstigen Erziehung stehen. Er darf sie weder in den Hintergrund drängen noch entwerten, weder die Lebenskraft des Kindes übermäßig für sich in Anspruch nehmen, noch es einseitig der geistigen Aneignung fröhnen lassen. Wie oft werden aber alle möglichen bedenklichen Erscheinungen mit der Begründung übersehen: wenn er nur gut lernt, wie oft beruhigen gute Leistungen über schlechte Sitten! Wie oberflächlich und wie verhängnisvoll! Denn gute Zensuren besagen für die spätere Lebenstüchtigkeit und auch Berufstüchtigkeit nichts, die innere Gesundheit aber alles.

Ganz davon zu schweigen, daß Lehrer und Eltern streng darauf hielten und sorgsam verhüteten, daß die einheitliche gleichmäßige Entwicklung durch Vorwiegen des Lernen und geistigen Arbeitens gestört würde. Wie welkt heute die Blüte der Kinder unter der Einseitigkeit dahin! Und auf wie falschen Spuren sucht man dem Übel beizukommen, wenn man meint, die Ursache sei ein Zuviel. Nicht ein zuviel Wissen, sondern ein verkehrtes Lernen ist der Grund. Sie könnten es viel weiter bringen als zu der schäbigen Gymnasial- oder sonstigen „Bildung", wenn sie anders unterrichtet würden. Sie leiden nicht unter Überbürdung, sondern unter falscher Behandlung.

Der Unterricht hat vergessen, daß er Glied und Zweig der Erziehung ist und sein muß, daß die Entwicklung des jungen Menschen als solche den Horizont erweitern und die Fähigkeiten hervorbringen muß, während er nur die Anleitung und die Mittel dazu gewährt, daß also nur nach Maßgabe der gesamten Entwicklung gelehrt werden darf. Bei der Dressur liegt es natürlich anders, aber uns handelt es sich hier um Menschen und nicht um Tiere. Die Oberflächlichkeit unsrer Zeit denkt dabei natürlich nur an den Körper. Ich gewiß auch, aber doch nicht allein, sondern ich bitte sich hier alles vor Augen zu halten, was ich über Erziehung ausgeführt habe. Das Lernen muß in seinem Umfang und seiner Tiefe von dem Werden des Menschen abhängen und in jeder Beziehung von ihm bestimmt werden, sonst verkümmert es, und das Ergebnis ist ein gelehrter Homunkulus, der sein Leben lang ein Krüppel bleibt. Wenn trotz allem noch so wenig solcher verkümmerter Existenzen herumlaufen, so liegt das nur an der gesunden Natur der Jugend, die sich gegen das Übergewicht des Unterrichts in ihrer Entwicklung wehrt, so gut sie kann, indem sie so wenig und so oberflächlich wie möglich lernt, eben nur für das Examen. Wie unnatürlich muß aber der Unterricht sein, wenn er statt die Natur für sich zu gewinnen, sie in Gegensatz zu sich bringt und zur Notwehr und Selbsthilfe treibt!

Es gehört ohne Frage zu einer gesunden Menschenentwicklung,

daß die Entfaltung des Wissens in strengem Verhältnis zur persönlichen Stammbildung und zum persönlichen Säfteleben steht, d. h. zur Entwicklung des Charakters und des innern Fürsichlebens des Kindes. Sonst leidet der Mensch als solcher und seine gelehrte Bildung darunter. Bei allen Kindern beobachten wir zunächst ursprüngliches Denken, meist in großer Lebhaftigkeit und Eigenart, jedermann bekommt Eindrücke davon trotz ihrer Verschlossenheit und des geistigen Abstands. Das verkümmert aber unter dem vorgeschriebenen, vorgedachten Denken des Unterrichts heutzutage vollständig, weil die Schule diese Quelle zum besten ihrer Wasserleitungen zuschüttet. Das ist ein Gegenbeispiel zu der Forderung, daß der Unterricht auf die Gesamtentwicklung eingehen, sich auf sie gründen und ihr alles eingliedern muß, wenn der Mensch gedeihen soll.

Aber auch wenn er selbst gedeihen soll. Denn andernfalls ist sein Ergebnis äußerliche Gedächtnissache oder künstliche Treibhauskultur. Wenn er etwas Wirkliches, Wertvolles, Lebendiges leisten will, kann er die innere Reife des Menschen doch einfach gar nicht entbehren. Ob es sich um das Verständnis, den Genuß und die persönliche Verarbeitung der Klassiker, der deutschen wie der griechischen, oder um den deutschen Aufsatz oder um die innere Beziehung zur Welt der Natur und Geschichte oder um die Aneignung der christlichen Lehre handelt, wie können denn das Menschen lebendig erfassen und von sich geben ohne die persönliche Reife, die dazu gehört, ohne entsprechende, wenn auch noch kindliche Erfahrung, wo die Beobachtung in vielem das eigne Erlebnis ersetzt! Es läßt sich doch nun einmal nicht daran rütteln, daß wir alles nur auf Grund und nach Maßgabe eigner Erfahrung verstehen können. Deshalb bedarf der Unterricht auf allen Stufen die nötige Höhe der Entwicklung des Menschen unbedingt. Also muß er im Verhältnis zu ihr stehen und durch sie bestimmt werden. Freilich werden manche meinen, indem der Unterricht die innere Entwicklung in Anspruch nehme, zeitige er sie, geben sich doch unzählige der Täuschung hin, daß die Kinder z. B. durch den Religions-

unterricht erlebten, was sie im Katechismus lernten. Eigentlich sollte man eine solche Absurdität nur an den Pranger stellen, statt sie zu widerlegen. Aber es sei: Freilich soll der Unterricht für vieles Verständnis erwecken, was ganz neu ist, und er kann es, wenn er das Kind in lebendige Berührung mit dem Gegenstande bringt. Aber die Voraussetzung ist die Empfindung dafür, die vorhanden sein muß, und diese mancherlei Empfindung für etwas, die der Unterricht braucht, ist Ergebnis der Entwicklung des innern Lebens der Kinder. Darum kann er ihnen nur in Fühlung mit ihrer Lebensentwicklung Lebendiges bieten.

Ist aber diese organische Beziehung zum gesamten Werden des Kindes vorhanden, dann wird der Unterricht erst leistungsfähig, und zwar qualitativ wie quantitativ. Wenn alles, was er bietet, von der reifen Empfänglichkeit bis in die innersten Tiefen aufgenommen und in ursprünglichem Sinnen verarbeitet und angeeignet wird, dann lernt der Mensch spielend, und alle Schwierigkeiten sind nur Reize für das jugendliche Ungestüm. Dann ist das Lernen und Leisten eine Lust, und der Lehrer kann gar nicht genug Lebensfülle auf allen Gebieten ausbreiten, um den glühenden Drang nur einigermaßen zu befriedigen. Freilich in das Gleichmaß und in die Zeiträume, wie sie der Lehrplan absteckt, würde sich die Natur nicht fügen, wenn man sie gewähren ließe. Voraussichtlich würde dann noch nicht viel zu sehen sein, wenn in den Frühbeeten der Schulen schon alles grünt. Die geistige Entwicklung, die der Unterricht voraussetzen müßte, beginnt später, braucht im Anfang zu ihrer Begründung ziemlich lange Zeit, um dann um so mächtiger und schneller sich zu entfalten, vorausgesetzt daß man sie sich selbst entfalten läßt.

Die beiden Ziele des Unterrichts. Heutzutage kennt man eigentlich nur ein Ziel des Unterrichts von Seite der Schulen sowohl wie der Schüler und ihrer Eltern. Das „Klassenziel" und „Schulziel" besteht darin, daß das vorgeschriebene „Lehrpensum" nach dem genau festgestellten „Lehrplan" in dem vorgesehenen Zeitraum

mit Erfolg traktiert wird, mit Erfolg, d. h. so, daß das Examen, das man mit ihnen anstellt, durch ihre Antworten den Beweis liefert, daß sie den „Stoff" inne haben. Worin? Im Gedächtnis. Das Ziel des Unterrichts ist also, eine bestimmte Summe lückenhaften*) Wissens, das der Staat in seiner unergründlichen Weisheit als allgemeine Volksbildung oder als Fähigkeit zu einer bestimmten Karriere bescheinigt und anerkennt, für einen Tag zur Verfügung zu haben.

Dem entspricht das Ziel, das Eltern und Kinder vor Augen schwebt, Examina zu bestehen und Berechtigungen zu erwerben. Ihnen selbst ist das Wissen als solches gleichgültig, nur darauf kommt es an, daß sie im Examen möglichst viel von dem wissen, was verlangt wird, und ein gutes Zeugnis bekommen. Was gehen sie alle die Gebiete an, über die sie getrieben werden, sie wollen lediglich die verschiedenen Hindernisse nehmen, die der Staat vor den Laufbahnen, die er kontrolliert, aufgerichtet hat. Würde er statt Griechisch Chinesisch, statt des Katechismus den Koran, statt Naturwissenschaft Occultismus und statt Mathematik Schachspiel verlangen, so würde man eben diese Hindernisse nehmen.

Das eigentliche Ziel, das hinter den Prüfungen steht, ist also die Vorbereitung für einen bestimmten Beruf, die Befähigung zu einem ordentlichen Dienst und einer befriedigenden Stellung in der Gesamtheit, die Ausrüstung zum Kampf ums Dasein. Es ist schließlich ein und dasselbe, wie wir es auch ausdrücken. Das allgemeine Bewußtsein sieht hierin das Ziel des Unterrichts schlechthin. Etwas lernen ist dafür der bezeichnende Ausdruck geworden. Dieses Ziel ist zweifellos allgemeinmenschliche Bestimmung. Es gehört in allererster Linie zur Selbständigkeit und innern Befriedigung eines Menschen, daß er imstande ist, durch seine Leistungen sich und seiner Familie die nötigen Daseinsmittel zu verdienen, im sozialen Organismus eine nützliche Stellung einzunehmen und in fruchtbringender Weise sein Tagewerk zu thun. Dazu bedarf er

*) Ich sage lückenhaftes, denn wäre lückenloses Wissen das Ziel, so müßte jeder im Examen durchfallen, der eine Frage nicht wüßte.

mehr oder weniger Kenntnisse und Fähigkeiten. Darum ist es Sache der Erziehung, den jungen Menschen für einen Beruf tüchtig zu machen, damit er äußerlich ebenso lebensfähig wird wie innerlich. Und diese Aufgabe der Erziehung ist wesentlich Ziel des Unterrichts, der von der Mannigfaltigkeit der Berufe seine vielgestaltige Erscheinung in den verschiedensten Arten von Schulen erhält. Sein Ziel steht als solches in keinem Widerspruche zu seinen Anlässen. Er benutzt den Drang nach Erweiterung des Gesichtskreises und nach Übung der vorhandenen Fähigkeiten, um ihn für bestimmte Zwecke einzuspannen und praktisch nützlich zu verwerten, und ist damit recht gefaßt ein Mittel, um unfruchtbarer Zersplitterung und Spielerei vorzubeugen.

Das ist aber nur *ein* Ziel des Unterrichts und nicht einmal sein erstes. Näher als etwas zu leisten liegt der Jugend etwas zu werden. Alle Behandlung der Kinder hat in erster Linie das Ziel, den jungen Menschentrieb zur vollen Entfaltung, Blüte und Reife seines Wesens zu führen, sowohl nach Seite seiner Erscheinung wie seines Lebens. Meister des Lebens und Meisterwerk der Schöpfung zu werden, das ist die Bestimmung jedes Menschen, der geboren wird. Helden zu erziehen und Menschen zu bilden ist also die Aufgabe aller, denen Kinder anvertraut sind. Nur wer ein solch lebensmächtiges und lebendig vollkommenes Gebilde seiner selbst geworden ist, der ist gebildet. Deshalb kann man dieses Ziel der Erziehung als Bildung schlechthin bezeichnen, vorausgesetzt daß man mit dem Ausdruck den vollen Begriff nach Tiefe und Umfang verbindet.

Das muß auch das erste Ziel des Jugendunterrichts sein, wenn er nicht zu einer praktischen Anleitung zum Broterwerb herabsinken will, und muß sein einziges sein, solange er sich an Kinder wendet, die erst Menschen werden wollen. Das Bewußtsein davon ist auch ganz unausrottbar. Denn mag er noch so sehr zu Gedächtnisdrill und Übung geistiger Fertigkeiten veräußerlicht sein, er vermeint trotzdem noch Bildung zu vermitteln. Freilich hat er den Bildungsbegriff mit auf sein Niveau herabgezogen, aber seine Ideale weisen

auch noch in ihrer erbärmlichen Erniedrigung zu einer leuchtenden Höhe empor. Um so mehr wird es aber Aufgabe einer Zeit sein, in der wieder das Verständnis für wahrhaftige Bildung erwacht, den Unterricht in seiner Anlage und in seinem Betrieb daraufhin zu prüfen, ob er wirklich bildet oder bloß einen jämmerlichen gelehrten Schliff zustande bringt.

Denn der Unterricht ist als Bildungsmittel gar nicht zu entbehren. Wenn auch den Grund der Bildung, wie wir sahen, die häusliche und persönliche Erziehung durch Gehorsam und Gewöhnung, durch leben lassen und leben lehren legt, so führt sie doch im weitern Fortschreiten unvermeidlich zum Unterricht. Denn wenn wir dadurch bilden, daß wir werden und erleben lassen, so muß in planmäßiger Weise das Gebiet des Lebens über den unmittelbaren Gesichtskreis hinaus erweitert, zur Erfahrung gebracht und zur persönlichen Entwicklung verwertet werden, und die verschiedenen spezifisch menschlichen Fähigkeiten müssen kultiviert werden. Wir sehen, das Streben nach Bildung bewegt sich genau in derselben Richtung zur Forderung des Unterrichts wie der zweifache Drang der Natur, der seinen Anlaß bildet.

Wenn der Unterricht darum der rechte ist, entfaltet er eine bildende Kraft ohne Gleichen. Nicht durch das Wissen an sich, denn Gelehrsamkeit ist etwas andres als Bildung. Nicht Kenntnisse bilden, aber das Wirkliche, wovon wir lebendige Kenntnis nehmen, ob wir es nun im Gedächtnis behalten oder nicht. Denn nicht das Wissen davon, sondern die Wirkungen davon sind das, was beeinflußt und schöpferisch gestaltet, ob es nun Geschichts- oder Natureindrücke, Naturgesetze oder sittliche Ordnungen, die Klarheit mathematischer Verhältnisse oder die Schönheiten und Wahrheiten genialer Geistesschöpfungen sind, die ihre plastische Kraft durch unser Empfinden auf unser persönliches Werden entfalten. Das ist die unmittelbar bildende Wirkung des Unterrichts, zu der die mittelbare durch das Bewußtsein der Kinder hinzutritt, wenn er das Menschenbewußtsein erreicht und nicht im Schülerbewußtsein stecken bleibt. Alles was die Kinder im Unterricht erfahren, klärt sie auf und regt

ihr Denken, ihr für sich Leben an, führt sie von einem Erstaunen zum andern und treibt ihr Nachdenken in alle Tiefen, lehrt sie, sich Rechenschaft von dem Gehörten und Gesehenen zu geben und sich mit ihm auseinander zu setzen, und begründet so die Fähigkeit zu urteilen wie die Selbständigkeit im Urteil.

Aber indem der Unterricht so das selbst Denken nährt, lehrt er sich selbst zu nähren, denn er nötigt die Kinder, selbst das aufzunehmen, was er bietet, es innerlich zu verarbeiten und darin zu leben, zu wachsen, zu streben, zu arbeiten. Wie durch seinen Inhalt führt er so auch durch seine Behandlung zum bewußten Leben. Denn wenn er ansporn t, etwas zu leisten und Ziele zu verfolgen, absichtlich das Interesse an etwas fest zu halten und, so lange es nötig ist, seine Aufmerksamkeit zu konzentrieren, sich willkürlich von einem Gegenstand zum andern zu wenden und die Lust dem Willen zu unterwerfen, oder wenn er durch Gehorsam gegen die Meister und Gewöhnung an das Vorbildliche aus barbarischer Willkür zur Selbstzucht der wuchernden Eigenart führt, so ist er doch in jeder Beziehung eine Bildungstätte für persönliches Leben ohne Gleichen. Man muß nur Blick dafür gewinnen, wie sehr er bilden kann, wenn er darnach ist. Was für eine sprachliche Selbsterziehung ist z. B. der deutsche Aufsatz durch die Selbstzucht im Ausdruck, zu der er treibt! Wie sind irgend welche Aufgaben zu lösen, ohne Nötigung zur Klarheit und Einfachheit, z. B. in der Mathematik! Wie wird die Vorstellung, wenn ihre Bilder immer mehr an der Wirklichkeit gerichtet werden zum Gefühl für Maß, Verhältnis und Gleichgewicht geführt. Und das wirkt alles unmittelbar auf das werdende Gebilde des Menschen und fördert die schöne Erscheinung seiner eigentümlichen Gestalt.

Das ist nun freilich eine andere Bildung als der Schatz vergessener Kenntnisse, in dem man heute zumeist die Bildung sieht, die der Unterricht hervorbringt, weil er leider nur sie hervorbringt: das ist die Bildung zur Kraft und Kunst eigenmächtigen und eigenartigen Lebens, zu einer lebendigen und vollendeten Persönlichkeit, wie ich sie als erstes Ziel der Erziehung vor Augen stellte. Dieses

Ziel muß also auch der Unterricht verfolgen, weil es ohne ihn nicht erreicht werden kann. Wenn er es aber verfolgt, verliert er nicht das andere der Berufstüchtigkeit aus dem Auge. Denn die ruht auf der Tüchtigkeit des Menschen als solchen.

Aus der Richtung auf diese Ziele nun ergeben sich für den rechten Unterricht ganz bestimmte unumgängliche Vorbedingungen, die sich von selbst verstehen, wenn er sie überhaupt im Auge hat und behält:

1. Es hat beim Unterricht ebensowenig Wert, wie beim Reisen „überall ein einmal dagewesen zu sein", etwas gesehen zu haben und davon reden zu können. Etwas einmal gehabt haben, gewußt haben ist nur Zeitvergeudung. Die Natur löscht glücklicherweise dieses aufgelesene oder aufgedrungene Zeug, das keinen Lebenswert für uns hat, bald wieder aus, indem sie es uns vergessen läßt. Alles was der Unterricht bietet, muß er erleben lassen und zu Elementen unsers Seins, zu Faktoren unsrer Geschichte werden lassen. Nur was in die Tiefen dringt und sich hier auswirkt, hat bildende Kraft. Darum ist es besser die lebendigen Eindrücke walten schaffend und gestaltend in der persönlichen Erscheinung und das Wissen darüber vergeht, als daß die Kenntnisse dem Gedächtnis eingeprägt werden, aber der Mensch an sich selbst nichts davon hat, weil die Fühlung des Lebens zwischen ihm und den Dingen ausblieb und das Samenkorn nicht im Innern Wurzel schlug.

2. Es muß deshalb alles, was den Schülern geboten wird, persönlich bezogen und begründet werden, und was von ihnen verlangt wird, persönlich bedingt sein. Darum ist es entschieden zu vermeiden, ihnen etwas zu lehren, was sie gar nicht interessiert. Gelingt es nicht, ihr Interesse dadurch zu wecken, daß man sie in eine Beziehung zu dem Gegenstand bringt, die auf dem Wege der Erfahrung erreicht wird und die Art des Erlebens an sich trägt (also praktisch, anschaulich, nicht theoretisch, begrifflich), so ist jeder weitere Unterricht nur geeignet, ihnen die Sache zu verekeln. Wer nämlich glaubt, durch Gewöhnung interessieren zu können, verkennt

das Gesetz, daß jede gezwungene Beschäftigung mit etwas den Widerwillen dagegen nur steigert.

Ebenso verhängnisvoll ist es, den Schüler sich selbst bethätigen zu lassen, ohne daß, was er schafft, vom eigenen Interesse und persönlichen Leben getragen wird. Denken wir z. B. an den deutschen Aufsatz. Da sollen die Jungen und Mädchen alles Mögliche schreiben, ohne daß die Lust an der Sache sie treibt oder ohne daß sie nach ihrer Entwicklung überhaupt das Bedürfnis haben, sich auszudrücken, also ohne daß sie hier wie dort im Stande dazu sind. Man nennt das dann wohl sogar mit Bewußtsein „formale Bildung“. Doch nur der Inhalt schafft die Form, aber dazu muß er im Menschen lebendig sein, sonst kann er unmöglich Gestalt gewinnen. Wo das fehlt, giebt es nur „Stilübungen“. Aber Stilübungen üben nicht den Stil, sondern vernichten das Stilgefühl im Keim und erziehen höchstens zu einer Gewandheit im Schreiben, wo der Lebensnerv fehlt und an Stelle des Stilgefühls die Bequemlichkeit die Feder führt. Stilgefühl entsteht nicht durch Schreiben, sondern durch Hören und Lesen und — Warten bis zur geistigen Reife, die des Ausdrucks fähig wird.

Der Lehrer soll also nicht das Wissen und die Fertigkeit im Auge haben, sondern die Menschen. Denn er hat nicht Wissenschaft zu treiben, sondern Menschenkultur. Der Schüler ist nicht des Pensums wegen da, sondern das Pensum des Schülers wegen. Der Unterricht soll nicht etwas anlernen, sondern bilden. Weder ein Virtuose des Gedächtnisses, noch ein Artist im Rechnen oder Schreiben ist als solcher gebildet, er gehört auch gar nicht ins Leben, sondern auf die Schaubühne des Examens.

3. Damit hängt zusammen, daß dem Schüler ermöglicht wird, alles persönlich zu nehmen. Das rein sachliche, objektive Interesse bildet nicht, sondern macht unempfindlich gegen die plastische Kraft der Eindrücke und entpersönlicht, es liefert den Menschen an den Gegenstand aus und läßt ihn leer ausgehen. Das unpersönliche Interesse gehört in den Beruf der wissenschaftlichen Forschung, wo jeder Nebengedanke die rein aufnehmende Beobachtung stört und die

Selbstoffenbarung der Wirklichkeit hindert. Wissen um des Wissens willen ist also ein berechtigter Trieb für den Gelehrten, für den Menschen aber, der werden und leben will, ist es Neugier, die nicht nährt, Barbarei, die gierig im Stoffe wühlt und ihn nicht verwertet. Der junge Mensch muß sich als den Mittelpunkt aller Dinge ansehen und alles für sich inbetracht ziehen. Diese persönliche Stellung ist der Boden aller Kultur gewesen und wird es bleiben. Darum muß der Lehrer dem Schüler dazu helfen, daß das Leben, das er vor ihm weitet, sein Leben wird, daß die Geschichte, die er staunend hört, für ihn sich ereignet, und die Mathematik eine Welt der Verhältnisse offenbart, die er für sich entdeckt.

Je persönlicher wir aber etwas vernehmen, um so subjektiver fassen wir es auf. Heute können die Lehrer aber nicht einmal einen verschiedenen Ausdruck vertragen, sondern die Antworten müssen alle gleich lauten, geschweige denn eine ausgeprägt persönliche Auffassung. Es muß alles auf wissenschaftliche Höhe, zum reinen Begriff, zur Formel entmenscht werden. Je mehr aber das Subjekt dabei ist, wenn es auffaßt, um so subjektiver muß die Auffassung sein. Sie ist also ein Zeichen und Maßstab wirklicher Aneignung. Wie soll denn die Fühlung mit dem Leben anders hergestellt werden, als dadurch, daß es der Mensch mit seinen Sinnen erfaßt, aus seiner Natur und Geschichte versteht, nach seinem Denken begreift. Jetzt soll er aber auf einmal begreifen wie ein großer Theologe, verstehen wie ein Jude vergangener Zeiten und mit ganz fremden Augen etwas ansehen! Der Lehrer redet beim Dreieck von gedachten Linien, der Schüler stellt sich Baumstämme vor: seine „gedachten" Linien — welch ein Unverstand! Der Lehrer schildert die großen Männer in ihrer Menschlichkeit, er schwärmt für Heroen. Laßt ihn doch seine Welt sich gestalten, wie kann er denn ihrer mächtig werden, ohne ihr das Gepräge seiner Eigenart aufzudrücken! Wie soll denn seine Anschauung einheitlich werden, wenn er nicht alles von sich aus auffaßt! Wie wollt ihr denn die Ursprünglichkeit bewahren, wenn ihr die Eigentümlichkeit nicht pflegt, wo sie Farbe bekennt!

4. Es muß alles praktisch gewandt und in persönliches Leben umgesetzt werden. Zur Wahrnehmung muß die Bethätigung treten. Was sie von all den Eindrücken gewinnen, muß persönlich an und von ihnen zum Ausdruck kommen. Ich meine damit natürlich nicht das ganze Gebiet der Schularbeiten, denn die wollen nur das verarbeiten, was aufgenommen ist, soweit sie nicht selbst nur zur Aufnahme gehören, sondern den Drang und die Fähigkeit, alles, was durch den Unterricht gewonnen wird, ins eigene Leben umzusetzen. Denn das erst erweist die Bildung als eine wirkliche, als eine Bildung des Wesens, daß sie in jeder Bewegung des Lebens zum Ausdruck und zur Auswirkung kommt. Verhängnisvoll aber wäre es, die Wahrnehmung der Schule, die Bethätigung dem Hause zuzuschieben. Denn dadurch wird grade die Trennung und der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis angebahnt und begründet, der jede gesunde Entwicklung unmöglich macht und heute die allgemeine Ursache der Unmöglichkeit wirklicher Bildung ist. Denn die ruht auf der innern Einheit und dem Gleichgewicht zwischen Wahrnehmung und Auswirkung. Wie soll diese Grundlage der Bildung aber, die jedes Kind zunächst von Natur besitzt, erhalten werden, wenn nicht Schule sowohl wie Haus von ihr aus die jungen Menschen erziehen, wenn sie nicht angehalten und angeleitet werden, alles, was sie lernen, in persönliches Können umzusetzen, damit sie sich nicht in theoretische oder artistische Einseitigkeit verlieren. Wir kennen doch nachgrade die Todfeinde wahrer Bildung: Wissensträumereien und philosophische oder religiöse Gedankenspiele, Gelehrsamkeit als Inhalt, nicht als Werkzeug der Persönlichkeit, technische, industrielle oder kaufmännische Meisterschaft als Wesen, nicht als Fähigkeit des lebendigen Menschen. Deshalb müssen wir mit aller Macht vorbeugen und so früh als möglich. Denn alle spätere Aufklärung ist außer Stande, das rechte Gleichgewicht wiederherzustellen.

Jede vorwärts dringende Erfahrung auf dem Gebiete des Lebens, alles Erleben auf dem Gebiete der Natur und Geschichte, jede Steigerung und Entfaltung unsrer Fähigkeit erhöht ebenso wie der lebendige Verkehr mit Menschen, die es sind, die Gemeinschaft

mit der Natur und der Genuß wahrhaftiger Kunst die Energie unsers persönlichen Lebens. Unsre innere Kraft wird dadurch gesteigert und in Spannung versetzt. Werdelust und Thatendrang treibt uns zur lebensvollen Auswirkung dessen, was wir empfingen. Wird dadurch nun das Werden und Schaffen im Eigenen, die Ausgestaltung und Auswirkung des Selbst im Umkreis des persönlichen Lebens vorwärts getrieben, so wird der Mensch dadurch gebildet. Bleibt es aber ein bloßer Genuß, verpufft der Überschwang in Enthusiasmus, oder schlägt die verhaltene Erregung zurück in die Begierde nach mehr, so geht jede bildende Wirkung verloren. Was dann entsteht: der ungezügelte Wissensdurst, die sportmäßige Übertreibung einzelner Fähigkeiten, die unmäßige Genußsucht in gesteigertem Raffinement (in Wissenschaft, Natur, Kunst, Religion) und die Schwärmerei für „bedeutende" Menschen, ist alles unfruchtbares barbarisches Getriebe, das keinen Bildungswert hat, sondern Menschen verwüstet.

Darum ist es Aufgabe der Schule, durch geeignete Behandlung dafür zu sorgen, daß sich alles, was die Kinder lernen, in eignes Leben umwandelt, und die innere Spannung sich in persönlicher Leistung auslöst. Sie soll nicht nur lehren, sondern zum rechten Verdauen und Verarbeiten anleiten und darüber wachen. Das weite Gebiet der Empfindung und des Willens ist der Übungsplatz, der dazu zur Verfügung steht. Wissenschaft und Willenskraft, Stil und Mensch, feine Empfindung und Gesinnung, Klarheit des Bewußtseins und des Charakters, Beherrschung des Stoffs und Selbstbeherrschung, Reife des Urteils und vornehmes Wesen, Blick für das Verborgene und Freude am Unscheinbaren, Leistungsfähigkeit und Gradheit des Sinns: das sind so einige Beziehungslinien, die sich ganz von selbst ergeben für den, der versteht, worauf es ankommt. Man sage nicht: das kann die Schule nicht. Ich meine: das muß der Unterricht, wenn er Bildung treiben will und nicht Barbarei.

Aber freilich Lehrer gehören dazu, die es können. Zu allen den vier Vorbedingungen, daß der Unterricht bildend wirkt, gehören Lehrer, die selbst gebildet sind. Es ist das kein Vorwurf für

sie, wenn sie es nicht sind, denn wieviel wirklich Gebildete haben wir denn überhaupt heutzutage? Ich wenigstens habe bisher im besten Falle nur solche gefunden, die darunter leiden, daß sie es nicht sind, und darnach ringen, es zu werden. Die persönliche Kultur steht noch in den ersten Anfängen. Und dann, was thut denn der Staat, um seine Lehrer zu bilden? Er überlastet sie mit Wissen und übt sie in formaler Unterrichtsfertigkeit. Alles, was er mit ihnen anstellt, ist nur geeignet, sie für wahre Bildung unempfindlich und unfruchtbar zu machen. Gelehrte brauchen wir für den Fachunterricht, für den Jugendunterricht aber, der bilden soll, brauchen wir Künstler, Bildner auf dem Gebiete des persönlichen Lebens: anziehende, lebendige, begeisternde Persönlichkeiten, die von Liebe und Leidenschaft für die Jugend glühen und ihre Kunst verstehen.

2. Allgemeine Grundsätze für den Unterricht.

Wir haben gesehen, worauf es bei dem Unterricht der Kinder ankommt, und was geschehen muß, damit erreicht wird, worauf es ankommt. Wie sich nun darnach der Unterricht gestaltet, und wie er gegeben werden muß, ergiebt sich von dieser Grundanschauung aus ganz von selbst. Nicht als ob es ohne weiteres klar wäre und leicht zu machen. Im Gegenteil, vor dem Blick, den wir für die Aufgaben des Unterrichts gewonnen haben, erheben sich die schwersten praktischen Probleme, die man sich denken kann, und nur ein Genie könnte sie mit intuitiver Kraft des Geistes durchdringen und praktisch lösen, wenn sie überhaupt ohne weiteres zu lösen wären. Ich wenigstens glaube, daß wenn einmal das Ziel ganz klar geworden ist, es erst einer Fülle praktischer Versuche bedarf, ehe überall die rechten Wege gefunden und gebahnt werden können. Es bedarf einer Weiterentwicklung der Kunst des erzieherischen Unterrichts, die im vergangenen Jahrhundert zum Fabrikbetrieb entartet ist, einer Entwicklung, die durch die veränderten Verhältnisse gezwungen und durch höhere Ziele getrieben wird, über das frühere

Niveau dieser Kunst, auch wo sie blühte, hinauszugehen und neue Bahnen einzuschlagen.

Aber wohl meine ich, daß die Grundanschauung jeden sofort praktische Folgerungen ziehen läßt, der sich von ihnen durchdringen läßt und über ihre Ausführung nachsinnt, und daß sie jedem Spuren zur Verwirklichung zeigt, der unterrichtend zu suchen beginnt. Was mir dabei klar geworden ist, will ich so kurz wie möglich aussprechen, denn ich würde den Rahmen der Blätter überschreiten, wenn ich mich weiter darauf einließe, als es das Interesse an der Pflege persönlichen Lebens bei den Kindern erlaubt. Ich überlasse es ferner der notgedrungenen Kürze wegen dem Nachdenken der Leser, sich klar zu machen, wie sich die folgenden Grundsätze naturnotwendig aus dem, was wir bisher feststellten, ergeben. Und schließlich möchte ich von vornherein aussprechen, daß es nur als mein Beitrag zur Lösung des Problems gemeint ist, die selbst erst der gemeinschaftlichen praktischen Arbeit begabter Erziehungskünstler gelingen wird.

1. Der Unterricht muß getragen werden von der persönlichen Fühlung zwischen Lehrer und Schüler. Ohne den lebendigen Kontakt kommt er über eine äußerliche Einprägung und Anleitung nicht hinaus. Soll er tiefer gehen, so muß ihr Verhältnis im rein Menschlichen begründet werden und aus freiem Willen quellen. Lernen wollen und geben wollen muß an die Stelle des sauren Müssens treten, die peinliche Spannung gegenseitigen Mißtrauens und feindlicher Eifersucht auf Wahrung seiner Ansprüche, bez. Freiheiten, muß sich in das intime Behagen freundschaftlicher Beziehung voll Rücksicht und Vertrauen, Entgegenkommen und Liebe auslösen, aus Lehrer und Schüler muß Meister und Jünger werden. Jeder sieht, wie unser Schulzwang diese erste Grundforderung eines gedeihlichen Unterrichts erschwert, ja fast unmöglich macht, nicht bei den Lehrern, aber bei den Schülern. Sie kommen nicht suchend, fragend, bittend, sondern gezwungen, notgedrungen: der beste Boden für widerhaariges Wesen.

Ist der Schüler für den Lehrer persönlich unzugänglich, so fühlt sich der Lehrer innerlich gelähmt. Die Ursprünglichkeit des innern Dranges versauert im Pflichtbewußtsein. Die Lust wird zur Routine. Ist aber der Lehrer persönlich verschlossen und sein Lehren ein trockenes, kaltes, unlebendiges und schulmeisterliches Gebahren, so langweilt er die Schüler und stumpft ihr lebendiges Empfinden ab. Viel jugendliche Trägheit stammt aus der entsetzlichen innern Öde, unter der sie leiden. Unter der Qual der Langeweile, die sich aus den Schulstunden in die häusliche Arbeitszeit zieht, verdorrt ihr Eifer und ihre Wißbegierde.

Aufgeschlossene und überströmende Herzen lassen sich aber nicht durch routinierte Lebhaftigkeit und geübte Freundlichkeit ersetzen. Nur aus der Freude an den Kindern, die in allen die verborgene Herrlichkeit zu entdecken weiß, quillt die Liebe zu ihnen, und nur aus ihr erblüht das lebendige Verständnis für die fremde Art des Schülers, das Taktgefühl, das ihn recht behandelt, und das Vertrauen, das ihn erhebt und anspornt. Und ebensowenig ersetzt die gute Erziehung, das Pflichtbewußtsein und die Wißbegierde bei der Jugend die Begeisterung für den Lehrer, die seine anziehende, jugendfrische und lebensfreudige Persönlichkeit erweckt.

Nur unter diesen Voraussetzungen wird der Unterricht Erlebnis. Was er vor Augen stellt, dringt lebendig voll treibender und gestaltender Keimkraft in den Boden des geistigen Lebens der Kinder, wurzelt hier ein, geht auf und wächst in persönlicher Erscheinung zu Blüten und Früchten des Lebens. Andernfalls aber ist der Unterricht ein Handel mit gedörrten Früchten. Was sie lernen, ist toter Stoff, der sich im Gedächtnis anhäuft, um mit der Zeit zusammenzuschrumpfen, und bleibt ein totes Kapital, mit dem die Besitzer als Menschen nichts anzufangen wissen. Gewiß kann auch der Schüler toten Stoff von sich aus beleben, aber das setzt eine Vollmacht und einen Überschwang des persönlichen Lebens voraus, wie er in der Jugend ganz selten ist und erst in gesunder Entwicklung heranwachsen kann.

2. Ist so auf beiden Seiten die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenwirkens in der geeigneten persönlichen Verfassung vorhanden, so handelt es sich weiter darum, daß der Lehrer überall für ein gesundes organisches Werden und Wachsen durch rechte Mitteilung und Behandlung sorgt. Organisch nennen wir alles, was lebt, aber leben im tiefen, umfassenden Sinne gemeint: als ein andauerndes Werden und Wandeln, Aussondern und Erneuern, Treiben und Entfalten, das stetig seinen fruchtbaren Saft und seine gestaltende Kraft aus dem nährhaften Boden schöpft, in dem es wurzelt, in unlöslichem, durch treibende Bewegung verbundenen und vermittelten Zusammenhange seiner Elemente steht und in dauerndem Gleichgewicht und ebenmäßiger Gliederung mannigfaltigster Teile einheitlich verfaßt ist. Es läßt sich schwer ausdrücken, man bedarf der Anschauung, die man sofort gewinnt, wenn man das Leben einer Pflanze mit einer Schichtung toten Gesteins vergleicht.

Solcher Art soll das sein, was der Unterricht in den jungen Menschen hervorruft. Was er also bringt, muß einverleibt werden zu innerstem Eigentum, daß die Säfte des persönlichen Lebens es durchdringen, beleben und es sich in der Eigenart des Bodens, in den es gesetzt ist, entfalten lassen, und was er übt, muß er aus der Eigenart des Menschen hervorgehen und aus seiner Lebenskraft sich gestalten lassen. Das geht aber nicht, ohne daß bei der Aufnahme der Eindrücke wie bei der Anleitung der Fähigkeiten die Ordnungen des Lebens beobachtet werden, die unumgängliche Naturgesetze des Werdens sind, und für die Gesundheit alles dessen, was daraus entsteht, unausgesetzt gesorgt wird. Weder darf der Lehrer dulden, daß irgend etwas nur äußerlich, oberflächlich, unverstanden, zusammenhanglos angenommen wird, noch daß durch einseitige Wucherungen das Ebenmaß und Gleichgewicht in der Gliederung gestört wird. Dieser Grundsatz, daß der Unterricht Leben erzeuge, entfaltet sich von selbst in folgenden Forderungen:

a. Das Erste ist, das Interesse des Schülers für das zu erregen, was er aufnehmen soll, seine Empfänglichkeit dafür zu reizen, den Appetit zu wecken. Der Drang zur Aufnahme muß gesteigert und

konzentriert werden, das Fassungsvermögen in lebhafte Schwingung versetzt und die Aufmerksamkeit angespornt werden. Durch Befehle wie: aufpassen, mich ansehn! erreicht man das natürlich nicht, sondern durch die Haltung dessen, der mitteilt, durch das, was, und durch die Art, wie es mitgeteilt wird. Wenn sich der Lehrer nicht selbst in dem Momente für den Gegenstand ursprünglich, ungezwungen interessiert und davon erfüllt ist, wird er schwerlich die Kinder interessieren. Ferner soll die Sache selbst das Verlangen erwecken. Dazu muß sie aber als lebendige Wirklichkeit anschaulich vor Augen treten und so dargestellt werden, daß sie alle ihre Reize entfalten kann. Ehe man also zu lehren beginnt, d. h. methodisch ein bestimmtes Gebiet Schritt für Schritt bekannt macht, muß man die Kinder für das Gebiet als solches interessieren, daß sie es kennen lernen und in ihm Entdeckungen machen wollen. Statt also, wenn es sich um Naturgeschichte handelt, gleich anzufangen, eine bestimmte Tier- oder Pflanzenart „durchzunehmen“, wecke erst die innere Teilnahme an der Natur als solcher, als Ganzem, an ihren Vorgängen und Erscheinungen, daß die Lust und Wißbegierde hervorspringt und leuchtende Augen dir folgen, wohin du auch führst. Wie man das macht? Ja mein Lieber, das mußt du selbst wissen, suchen und finden, jedenfalls indem du sie die Natur erleben läßt, sie zu ihr führst. Der Wege und Weisen giebt es unzählige. Du kannst z. B. von der drückenden Schwüle im Schulzimmer ihre Gedanken zur frischen Luft in Wald und Feld und allem, was in ihr lebt, oder zum Kreislauf des Stoffs und der Erhaltung der Kraft führen. Aber können muß man's, und man kann es nur, wenn der Lehrstoff im Lehrer lebt (nicht der Lehrer im Stoff, wie immer verlangt wird), und er ihn belebt. Das gilt aber von allen Gebieten und ist auch überall möglich, auch im Mathematik- und Sprachunterricht.

b. Was so vor Augen gestellt und mitgeteilt wird, soll in lebendige Verbindung zu dem bisherigen Bestand der Lebenserfahrungen treten, worunter ich alles verstehe, was den Kindern in und außer der Schule nahegetreten, von ihnen aufgenommen, persönlich

durchdrungen worden und so Element ihres Lebens geworden ist. An Bekanntem anzuknüpfen genügt also nicht, sondern wir müssen es mit dem Verwandten verbinden, eingliedern und den jungen Geist sich seiner aus Eigenstem bemächtigen lassen. Was er erlebt, soll er nicht erleiden, es nicht eingeprägt bekommen, daß es „sitzt", sondern es erfassen und entdecken, verarbeiten und begreifen, daß es ihm gehört. Die heutige Methode des Vorkauens und Nachkauens führt Fremdstoffe künstlich in den geistigen Organismus ein und verhindert die eigentliche Aneignung. Der Verdauungsprozeß muß sich in den Schülern und nicht vor ihnen vollziehen, sonst geht die Kraft verloren und die ursprüngliche persönliche Belebung wird hintertrieben. Je mehr der Unterricht den Schüler anregt, sich mit dem, was er erfährt, für sich selbst innerlich zu beschäftigen, um so mehr führt er zu wirklicher Aneignung. Die häuslichen Wiederholungen, die aufgegeben werden, sind ein mißlicher und unfruchtbarer Notbehelf dafür, die der rechte Unterricht überflüssig macht, weil sich die Schüler aus eigenstem Interesse freiwillig für sich solange mit dem Neuen, das ihnen begegnete, beschäftigen werden, bis sie damit fertig sind.

c. Wir können wohl jemand zwingen, daß er sich etwas merkt und Auskunft geben kann, aber nicht, daß er sich etwas so aneignet, daß es mit ihm verwächst und Element seines Lebens wird. Ob, wie und in welchem Maße etwas lebendig erfaßt wird, Wurzel schlägt und sich entfaltet, hängt notwendigerweise von den Vorbedingungen ab, die wir nur zum Teil schaffen können. Man wird sich also von vornherein sagen müssen, daß es nicht in gleicher Weise und in gleichem Maße bei allen Schülern erfolgen kann, sondern nach Art und Geschichte des Einzelnen verschieden. Wir dürfen darum nicht auf gleichmäßige Aneignung dringen und nicht den gleichen Maßstab überall anlegen. Es kommt nur darauf an, daß sich jeder aneignet, was er kann und wie er es kann. Wir müssen sie also aufnehmen und abstoßen lassen, wie es ihnen gemäß ist. Welche Seite der Geschichte z. B. der Individualität des Schülers mehr entspricht, ob die Persönlichkeiten oder die

Haupt- und Staatsaktionen oder die Kulturentwicklung oder die Kriegsgeschichte, die wird bei seiner Aneignung vorwiegen und soll vorwiegen. Was dem Einzelnen nicht direkt liegt, wird sozusagen Hilfswissenschaft für ihn. Es wäre doch nun die größte Thorheit, die Fortschritte des Schülers nach dem Lehrbuch statt nach ihm selbst zu beurteilen! Die rechte Prüfung würde sich nur zu überzeugen haben, ob sich der Schüler ein Gebiet in seiner Weise gründlich angeeignet hat und es selbständig beherrscht. Also verhindre nicht, daß er alles eigentümlich verarbeit, durch rücksichtsloses Einprägen einer feststehenden gleichmäßigen Summe von Wissen, sondern laß ihm die Freiheit in der Aufnahme und das Recht seines Geschmacks zu maßvollem Gebrauch. Wohl aber soll der Lehrer die Ökonomie der Entwicklung durch geeignete Maßnahmen überwachen. Sein Einfluß kann verhüten, daß ein Interesse alles andere überwuchert, er kann Widersprechendes ausgleichen und für Gleichgewicht und Ebenmaß in der Entwicklung sorgen.

d. Zur rechten Verdauung gehört Zeit, Ruhe, Muße. Also hetzt nicht und überfüttert nicht. Wenig und gut ist besser als viel und schlecht. Mit den geringsten Mitteln viel Bildung zu erstreben schützt jedenfalls vor der Barbarei des Zuviel und beschwert nicht, sondern ernährt. Deshalb muß der Lehrer sich immer sorgsam überzeugen, wie der Schüler verdaut, und ob ihn das, was er verdaut, genügend und richtig nährt. Das ist nicht so schwierig, wie es aussieht. Langeweile und Zerstreutheit z. B. ist ein Zeichen schlechter Verdauung, Lesewut läßt auf ungenügende Ernährung schließen und ist selbst ungefähr das Schädlichste, was es für den Organismus giebt, denn sie hat gar keinen Nährwert, sie verschlingt nur, um zu vergessen, veroberflächlicht, verdirbt den Geschmack, macht blasiert und nervös. Andrerseits ist die private und freiwillige Beschäftigung mit der Sache ein Zeichen ursprünglichen Interesses, persönlicher Aufnahme und Verarbeitung. Zeit wird es vor allem überall am Anfang ausgiebig brauchen, bis man sich an das Fremde gewöhnt und darin heimisch geworden ist, bis die Grundlagen festgelegt und eingefügt sind. Ist der Bau einmal

über der Erde, so kann er dann sehr schnell fortschreiten. Das gleichmäßige Tempo ist also von Übel. Heute schreitet der Unterricht, wenn er etwas Neues eröffnet, zu schnell und später zu langsam. Infolgedessen wirkt er zuerst oberflächlich und dann langweilig.

e. Zur rechten Aneignung gehört aber auch Ordnung. Eins nach dem andern. Der Unterricht soll jederzeit eine Spitze, eine hervorragende Aufgabe, ein überwiegendes Interesse, ein Neues haben, zu dem er die Schüler führt und nicht Verschiedenes gleichzeitig anfangen. Sobald der Schüler damit innere Fühlung gewonnen und darin heimisch geworden ist, kann etwas Anderes in Angriff genommen werden. Altbekanntes kann natürlich daneben weiter verfolgt werden, aber erst muß das Neue begründet und eingewurzelt sein, ehe man sich zu etwas Anderem wendet. Das dauert nicht etwa immer ein Jahr oder ein halbes, sondern meist viel kürzer, so daß man nicht von einem zum andern zu drängen braucht, sondern das Neue ruhig sich erst festigen und mit Behagen genießen lassen kann, ehe man das Hauptinteresse des Schülers wieder auf eine Entdeckungsreise in ein neues fremdes Gebiet konzentriert. Inbezug auf Sprachen gewinnt dieser Grundsatz ausschließende Bedeutung. Hier ist man so lange nicht darin heimisch, bis man sie nicht wirklich kann: verstehen, sprechen, lesen, schreiben, denken. Deshalb darf der Unterricht in einer fremden Sprache nicht eher beginnen, bis man deutsch wirklich kann, und die zweite fremde Sprache nicht eher dazu genommen werden, als bis man sich die erste geläufig angeeignet hat. Man kann wohl eine und mehrere Sprachen, die man kann, nebenbei pflegen (durch Beschäftigung mit der Litteratur, Geschichte, Geographie, Kultur des betr. Volks in seiner Zunge), aber man kann nicht zwei und mehrere gleichzeitig lernen.

f. Handelt es sich um Entwicklung, so muß alles im Zusammenhange stehen, kein Glied darf übersprungen und keine Vorbedingung übergangen werden. Deshalb ist es falsch, etwas zu lehren, wonach durch lebendige Eindrücke kein Verlangen wach geworden ist.

Wofür kein Interesse oder keine Gabe vorhanden ist, das soll man lassen, vorläufig oder ganz. Solange die Grundlage nicht vollkommen liegt, darf man nicht aufbauen. Lieber kein Fortschritt, als ein unsolider. Ehe nicht ein lebendiger Gesamteindruck und klarer Überblick gewonnen ist, soll man sich nicht mit Einzelheiten beschäftigen. Solange ein neues Gebiet nicht aus dem bisherigen erschlossen und daran angeschlossen ist, darf man sich nicht darauf beschränken. Nur was im Zusammenhang steht, bleibt, alles andre entfällt, nur was aus dem Zusammenhange seine Bedeutung gewinnt, wird verstanden und hat Lebenswert. Nur was einheitlich erfaßt wird und dem einheitlichen Lebensbewußtsein eingegliedert wird, lebt und wächst. Das sind alles nicht Ideale, sondern Grundgesetze eines menschenwürdigen Unterrichts, und wenn man sich über sie hinwegsetzt, so handelt es sich nicht um Unvollkommenheiten, die man entschuldigen müßte, sondern um Bildungsverbrechen, die unverzeihlich sind.

3. Nicht das Wissen, sondern das Verständnis ist die Grundlage wirklicher Aneignung, und nicht das Wissen, sondern die gründliche Beschäftigung mit etwas macht sie aus. Nicht was wir wissen, sondern was wir erlebt haben, das besitzen wir, das klärt uns auf, das bildet uns, und nur was wir verstehen, befähigt uns. Das Wissen allein und als solches ist unfruchtbar, und weil es einen trügerischen Schein des Verständnisses giebt, verderblich. Das muß der dritte Grundsatz eines gedeihlichen Unterrichts sein.

Ich meine natürlich das lebendige unmittelbare Verständnis, das sich aus der Lebensbeziehung zu etwas ergiebt und durch keinen theoretischen Begriff oder eine Kenntnis vom Hörensagen ersetzt werden kann. Der Blick für die Natur und ihre Vorgänge, der Sinn für Geschichte und ihre Zusammenhänge, das Sprachgefühl, der mathematische Instinkt, die Kombinationsgabe, das musikalische Gehör, das Stilgefühl, die Empfänglichkeit für schöpferische Genialität in allen künstlerischen Gebilden, das Auge für Gott, das Staunen und die innere Verlegenheit über sich selbst und die Dinge,

die allenthalben Probleme sieht: alles das ist im Grunde genommen eine ursprüngliche Empfindung, die unter Berührung und Anschauung entweder von selbst erwacht oder durch eine geeignete Behandlung geweckt werden kann und durch Erfahrung und Beobachtung, Beschäftigung und Übung gewonnen, gepflegt und gebildet wird. Sie läßt sich direkt weder lehren noch lernen. Sie entsteht auch nicht, wenn wir uns Kenntnisse des betreffenden Gebiets aneignen und alles, was darüber gesagt werden kann, wissen. Die vollständige Kenntnis der Grammatik giebt z. B. an sich keine Spur Sprachgefühl, Fingerfertigkeit und Harmoniekenntnis keinen Sinn für die Welt der Töne, das umfassendste religiöse Wissen keine Empfindung für Gott, die pädagogische Gelehrsamkeit keine Ahnung vom geistigen Leben des Kindes. Sondern die Aneignung von Wissen und alles mechanische und theoretische Traktieren des Gegenstands hält das ursprüngliche Verständnis auf und verhindert es, denn das erwacht und lebt von Eindrücken. Wenn wir aber Kenntnisse einprägen und mechanisch üben, stören wir die Eindrücke und wenden uns von ihnen ab, weil die Einzelheiten, auf die die Aufmerksamkeit fixiert wird, eine Gesamtanschauung und ihre unmittelbare Wirkung auf uns unmöglich macht, und die lebendige Wirklichkeit hinter dem Lernstoff verschwindet (z. B. die Sprache hinter Vokabeln und Regeln).

Wenn nun die lebendige Beziehung gewonnen ist, gilt es, den Gegenstand, das ganze Gebiet gründlich kennen zu lernen, zu „studieren". Dann vertieft und erweitert sich das Verständnis in dem Maße, als die Anschauung sich ausbreitet und alles einheitlich erfaßt. Das erreichen wir aber wiederum nicht, wenn wir alle nur möglichen Daten uns einprägen, sondern wenn wir uns nach allen Seiten so bekannt machen, daß uns alles zugänglich wird, und wir uns überall auskennen und heimisch werden. Andrerseits weiß jeder, daß das gründlichste Studium uns noch lange kein gleichmäßiges und schlagfertiges Wissen giebt, denn alle Daten sind dabei etwas Unwesentliches und ihr Festhalten eine Sache des Gedächtnisses und nicht des Verstands. Unter der eindringenden Beschäftigung prägt

sich nur ein Bild des Ganzen in klarer Gliederung seiner Einzelheiten ein, das lebendig erfaßt und ganz zwanglos ein Bestandteil unsers Bewußtseins geworden ist.

Das Wissen darf also niemals das Ziel sein, sondern daß wir uns ganz klar über etwas werden und es umfassend beherrschen, daß wir uns Rechenschaft über die Zusammenhänge und Verhältnisse geben können und nicht bloß eine zutreffende Anschauung haben, wie etwas ist und war, sondern auch verstehen, wie etwas geworden ist: darauf kommt es an. Die Kenntnisse sind eine unwillkürliche Folge der erlebten Bekanntschaft und nur als solche von Wert, ohne sie aber sinnlos und menschenunwürdig. Es ist nicht nötig, daß man sie allzeit gegenwärtig hat. Das ist sogar überflüssig, wenn das betreffende Gebiet das Feld meines Berufs wäre. Welcher Chemiker kennt die Tausende von Formeln auswendig, welcher Historiker alle Namen, Daten und Quellorte! Dazu giebt es Nachschlagebücher. Ist aber nun gar der Gegenstand nur Mittel zum Zweck der Bildung, so genügt es, daß wir darin völlig heimisch sind und klar sind, wie es sich darin verhält, aber nicht alles, was darin ist, aufzuzählen und zu benennen wissen. Um ein Haus zu kennen, brauche ich nicht sein Inventar auswendig zu lernen.

Was von Einzelkenntnissen hängen bleibt, ist nebensächlich und kann dem Zufall überlassen werden. Bleibenden Wert hat nur, was ich an mir selbst durch den bildenden Einfluß gewonnen habe, den die eingehende Beschäftigung damit brachte: die Klarheit über die verschiedenen Gebiete. Wenden wir uns dann zu etwas anderm, so ist es natürlich und notwendig, daß das Bisherige für unser Bewußtsein zurücktritt nnd nur dann und in dem Maße für uns wieder lebendig wird, als wir unsre Aufmerksamkeit darauf richten. Dann taucht es allmählich wieder auf. Es fortwährend gegenwärtig zu behalten, ist unmöglich, wenn wir weiter gehen wollen. Daß viele Einzelheiten entschwinden, wenn etwas lange im Unterbewußtsein ruht, ist unvermeidlich. Aber das Wesentliche, die Grundzüge werden bleiben, ja mit der Zeit nur nackter und markanter hervortreten, wenn das Unwesentliche, das mit hängen

geblieben war, entfällt. Das ist also kein Fehler, sondern ganz in der Ordnung. Will man Neues aufnehmen, muß man vergessen können. Es kommt nur darauf an, daß man immer das Unwesentliche vergißt und das Charakteristische behält. Das wird aber ganz von selbst geschehen, wenn unsre Kenntnis lebendige Bekanntschaft war und auf ursprünglichem Verständnis beruhte. Denn es entfällt dann nur, was zum Verständnis überflüssig ist. Das sind alles Ordnungen, die uns die Natur unsers Geistes und persönlichen Lebens zeigt, wenn wir auf sie achten, und trotz aller Vergewaltigungen, die verkehrter Unterricht an ihr versucht, immerfort bezeugt.

Genau so steht es mit der Ausbildung unsrer Fähigkeiten. Nur das unmittelbare lebendige Verständnis befähigt und führt zum Können. Ich kann deshalb noch lange nicht etwas, wenn ich viel oder alles davon weiß. Die gründlichste Kenntnis der Grammatik einer Sprache löst mir nicht die Zunge dafür. Ohne Sprachgefühl kann ich nicht reden und ohne Stilgefühl nicht schreiben, sondern nur radebrechen und konstruieren. Die Sprache geht durch Ohr und Auge, nicht durch Gedächtnis, Reflexion und Logik. Oder wer kein Verständnis für Mathematik hat, sitzt im Besitze aller Formeln, Lehrsätze und Beweise hilflos vor jeder neuen Aufgabe. Wer aber Blick dafür gewonnen hat, sieht die Verhältnisse und spürt die Mittel und Wege, jede eingehende Betrachtung befähigt ihn, sich selbst von dem Rechenschaft zu geben, was andere auswendig lernen müssen, um es zu vergessen. Die Verkennung dieses Sachverhalts läßt heute Eltern und Schüler von einer fast mysteriösen Gabe für Mathematik fabeln, ohne die nichts zu machen sei. In Wahrheit ist dazu jeder fähig, dem der Sinn dafür geöffnet wird. Ich kenne Fälle, wo absolute Unfähigkeit im Handumdrehen zu spielender Leistungsfähigkeit einfach dadurch gewandt wurde, daß der Lehrer zunächst nichts lernen ließ, sondern sich darauf beschränkte, das Verständnis zu wecken, um was es sich handle. Als das gelungen, war für immer alles gewonnen. Das Wissen spielt also auch in der Schulung der Fähigkeiten eine ganz nebensächliche Rolle.

Übung, aber nicht das mechanische Traktieren, sondern das lebendige Bethätigen führt zur Kunst. Soweit Einzelkenntnisse als Mittel und Handhaben nötig sind, werden sie durch die Ausübung selbst in einfachster und natürlichster Weise gewonnen.

Diesen Naturgesetzen entspricht unser heutiger Unterricht durchaus nicht. Er ist nicht eine Sache des Lebens, sondern des Wissens, nicht des Verstehens als Empfindens, Begreifens und Könnens, sondern des Gedächtnisses und dressierter Fertigkeiten, nicht der Reife, sondern äußerlicher Gelehrtheit. Statt lebendige Eindrücke natürlich wirken zu lassen und naturgemäß zu bilden, prägt man den gesamten Wissensstoff dem Gedächtnis ein und drillt Geschicklichkeiten. Was organisch innerlich verarbeitet werden sollte, wird „auswendig" gelernt. Der Lehrer sieht in seinen Fragen auch gar nicht auf wirkliche Vertrautheit, sondern verlangt „präsentes Wissen", schlagfertige Antworten „ohne Besinnen". Die Überlegung wird in Aneignung und Wiedergabe ausgeschlossen. Damit wird das Kind zu einem besinnungslosen Gedächtnisautomaten entmenscht. Es handelt sich dabei auch keineswegs bloß um eine äußerliche Kontrolle dessen, was innerlich vorhanden ist. Denn um die Einzelheiten zu behalten, leitet man nicht zu innerer Beschäftigung mit der Sache an, und stellt die einheitliche Bekanntschaft mit ihr darüber, sondern die Schüler müssen sich anstreichen, was gewußt werden muß, und müssen sich das durch wiederholtes Vorhalten einprägen. Gelingt das dann nicht, so wird durch vielfaches Sagen und Schreiben, was noch nicht sitzt, vollends mechanisch eingehämmert.

Das Schlimmste aber ist, daß auch die Belehrung selbst als Auseinandersetzung und Erklärung nicht vermittelt, sondern einprägt. Sie ruht auf Vorsagen und Nachsagen, und zielt auf mechanisches Festhalten im Gedächtnis. In allen Fächern verlangt man heute wörtliches Auswendiglernen von Regeln und Lehrsätzen, Definitionen und Erklärungen, ganzen Abschnitten aus Lehrbüchern, von Fragen und Antworten aus Katechismuserklärungen. Jeder Mensch wird wissen, daß das gar keinen Wert hat, denn es muß vergessen werden, daß es aber auch gar kein Mittel ist, um etwas verständ-

lich zu machen, denn alles wörtliche Memorieren hindert das Verständnis. Der freie Ausdruck ist ein Zeichen des Verständnisses und die Fähigkeit, etwas frei, mit eigenem Ausdruck wiederzugeben, was man in sich aufgenommen hat, der beste Beweis, daß es inneres Eigentum geworden ist. Wenn wir darum wörtlich auswendig lernen lassen müssen, erweisen wir uns unfähig, es den Kindern verständlich zu machen und sie zur Aneignung anzuleiten. Der Unterricht also, der Regeln, Erklärungen, Antworten, Geschichten auswendig lernen und „aufsagen" läßt, erklärt sich bankerott.

Das durchgängige Auswendiglernen und die Überladung des Gedächtnisses mit einem wohlgeordneten und pädagogisch abgewogenen „Memorierstoff" lähmt also in allen Fächern das Verständnis als Anschauung und Fähigkeit. Infolgedessen bekommen die Schüler weder eine Ahnung noch lebendige Kenntnis, weder Urteil noch Reife in dem, was sie gelernt haben. Darum ist der heutige Unterricht nach Anlage und Betrieb verfehlt und muß ein andrer werden. Er muß sich auf die Naturgesetze des menschlichen Wesens gründen. Wie er werden und getrieben werden muß, wird nach den vorhergegangenen Auseinandersetzungen keinem Nachdenklichen mehr zweifelhaft sein. Zur Erläuterung wird deshalb ein Beispiel genügen.

Der Sprachunterricht soll weder damit beginnen, Erklärungen wie folgende wörtlich lernen zu lassen: „Der Halbvokal verbindet sich als flüchtiges erstes Glied mit einem darauffolgenden vollen Vokal, so daß beide zusammen einen steigenden Diphtong bilden (Beispiel aus der Praxis!!), noch Vokabeln aufgeben. Das Erste ist vielmehr, daß die Schüler die fremde Sprache im Zusammenhang sowohl als Wort für Wort hören und dann die entsprechenden Wortbilder sehen, Klänge und Bilder aufnehmen und mit einander verbinden, nachsprechen und nachlesen, Ohr, Auge und Zunge durch Nachahmung gewöhnen und üben. Je mehr die Geläufigkeit zunimmt, um so öfter wird der Lehrer beiläufig sagen, was häufig wiederkehrende Worte bedeuten. So wird ganz allmählich mit der Übung der Zunge, des Auges und Ohres das

Verständnis dafür kommen, was man hört und liest, ohne daß ausdrücklich übersetzt würde. Denn der Schüler soll ja nicht übersetzen lernen, sondern unmittelbar französisch oder lateinisch verstehen, sprechen und schreiben. Dazu giebt es aber nur den Weg des Hörens, Sprechens und Lesens, verbunden mit der notgedrungenen Aufklärung über alles, womit der Schüler keinen Sinn verbinden kann, bis die mündliche und schriftliche Wiedergabe dessen, was man las oder hörte, ganz von selbst zum freien Ausdruck im zusammenhängenden Reden und Schreiben führt. So lernt man die Sprache durch den Gebrauch kennen bis in ihre Feinheiten und Absonderlichkeiten. Dabei wächst das Sprachgefühl durch praktische Vertiefung, bis es jede Äußerung unmittelbar beherrscht, und die Ahnung für den Sinn, der in ihren Worten und Wendungen liegt, schärft sich bis zur vollen lebendigen Klarheit über den Begriff ihrer Ausdrücke und bis zur feinsten Empfindung aller Schattierungen. Die Grammatik als Lehre von den Gesetzen des Sprachausdrucks ist ganz überflüssig, wenn man sie unmittelbar kann und infolgedessen die Gesetze empfindet, ebenso überflüssig wie Ästhetik für den schaffenden Künstler. Und zum Können führt nur das Eindringen in ihr Leben, nicht die anatomische Kenntnis ihres Baues. Besitzt aber Grammatik an sich als Sprachwissenschaft bildende Kraft, dann genügt es, daß man die Grammatik e i n e r Sprache kennen lernt, für die übrigen überlasse man es den Philologen.

4. Der Unterricht soll daraufhin angelegt und die erzieherische Behandlung der Schüler darauf gerichtet werden, daß sie in steigendem Maße a u f s i c h s e l b s t g e s t e l l t w e r d e n, und er selbst immer mehr in eine bloße Hilfsstellung zurücktritt. Unter seiner Erziehung sollen die jungen Menschen doch wachsen und reifen und immer mehr befähigt werden, sich selbst zu helfen. Es ist darum verkehrt, sie von Anfang bis zu Ende in ihrer geistigen Entfaltung und Bethätigung als gleich unselbständig zu behandeln. Wie es sich in der eigentlichen Erziehung von selbst versteht, daß alles darauf angelegt wird, zur Selbstzucht zu führen, die der vielen Vor-

schriften und Überwachung, Anweisung und Warnung nicht mehr bedarf, so wird auch der rechte Unterricht suchen, sich immer mehr auf das Notwendigste zu beschränken. Er wird darin ein Zeichen sehen, daß es ihm gelingt, die jungen Menschen heranzubilden, wenn er ihnen den Abbau der Fundgruben, die er ihnen erschließt, immer mehr selbst überlassen kann. Und das Ziel müßte das sein, daß er sich ganz überflüssig macht, und jeder selbst seinen Weg nach allen Richtungen zu finden im Stande ist.

Darnach verlangt auch der Schüler, wenn er sich gedeihlich entwickelt. Genau so wie er es daheim in einem gewissen Alter nicht mehr ertragen kann, wenn alles ihm wie einem kleinen Kinde vorgeschrieben und kontrolliert wird, sondern das Vertrauen verlangt, daß er selbst weiß, was er zu thun hat, so will er auch in seiner geistigen Beschäftigung, wenn er überhaupt innerlich dabei ist, daß man ihm immer mehr Vollmacht und Freiheit der Bewegung giebt, daß man es ihm selbst überläßt, mit den Dingen fertig zu werden, aus eignem Antrieb und Verstand zu arbeiten und vorzudringen. Wie dort wirkt auch hier das Vertrauen und das Steigen der Ansprüche an sein Selbst als treibende Kraft.

Der Unterricht sollte also die Schüler so bald als möglich und je länger je mehr anregen und anleiten, daß sie sich selbständig der Gebiete bemächtigen, die ihnen erschlossen werden. Das gilt namentlich von allen höheren Schulen. Warum muß hier bis zum 20. Jahre vor den Zöglingen immer wieder alles, was ihnen nahe treten soll, erst in der Schule „durchgenommen" werden? Man wird sagen der gründlichen Aneignung wegen, aber was eignet gründlicher an, als wenn man sich seiner aus eigner Kraft bemächtigt, als wenn man veranlaßt ist, selbst über etwas nachzudenken und klar zu werden? Der Unterricht sollte einführen, Interesse und Verständnis wecken und danach zu selbständigem Weiterdringen überleiten, das der Lehrer dann nur zu überwachen, zu unterstützen und zu vertiefen hätte. Er lehrt ihnen das Laufen und führt sie ein. Sobald sie aber fest auf den Füßen sind und an seiner Hand sich in dem Neuen einigermaßen zurecht finden, soll

er sie frei und sich selbst bewegen lassen, damit sie selbst entdecken lernen und das ganze Gebiet selbständig durchforschen. Nichts ist so geeignet, das Interesse zu fesseln und mit etwas vertraut zu machen, als wenn die Initiative des Menschen in Anspruch genommen wird, als wenn er aufhört, sich bloß passiv und receptiv zu beteiligen, und zu aktiver und produktiver Teilnahme veranlaßt wird. Dann geht es sofort schneller und gründlicher.

Natürlich wird das in den verschiedenen Fächern in verschiedener Weise geschehen müssen. Der Lehrer sollte sich eben in jedem überlegen, wie er am besten das Selbst einspannen und zu eigner Arbeit antreiben kann, und alles, was er in den Stunden bietet, so geben, daß die Selbstthätigkeit nur angereizt, aber nicht erspart wird. Aber heute scheint fast der entgegengesetzte Zug zu herrschen, den Kindern alles in der Schule direkt beizubringen und die freie Bewegung des Selbst nur ja nicht in Anspruch zu nehmen. Allen produktiv und aktiv angelegten Naturen wird sie damit jedenfalls verleidet, und die andern werden in ihrer Unselbständigkeit erhalten.

Würde unser Grundsatz herrschend, so könnte die Stundenzahl des Unterrichts nach Maßgabe der Reife der Schüler zu gunsten eigner Arbeit beschränkt, und sie je länger je mehr zu privatem Studium veranlaßt werden. Der Schrecken aller Schulen, die Langeweile würde damit ausgeschlossen werden, die Lust und das Interesse aber wachsen.

5. Was man spielend können will, muß man spielend lernen. Der Unterricht hat nur dann Wert, wenn er das, was er vor hat, völlig lehrt. Die Halbbildung, die weder für die Entwicklung der Persönlichkeit noch für die Berufsarbeit etwas taugt, liegt nicht in der Beschränkung, sondern in der minderwertigen Beschaffenheit. Es kommt nicht darauf an, daß wir viel oder alles kennen, verstehen, wissen und können, sondern daß wir gründlich kennen, ganz verstehen, zuverlässig wissen, wirklich können, daß wir unser geistiges Reich, so klein es sei, vollständig beherrschen und in unsrer Kunst Meister sind. Dann ist aber nicht nur alles Oberflächliche,

Äußerliche, Scheinbare, Lückenhafte, Unklare, Nachgeredete, Unreife vom Übel, sondern auch alles Mühselige, Schwerfällige, Überanstrengte und Hervorgequälte. Man kennt nur das wirklich, worüber man frei verfügt, und man ist nur dessen mächtig, was man spielend kann. Die ächzende und schwitzende Schulbildung ist also nur eine gepreßte Unreife, ein aufgepeitschtes Unvermögen in Angst und Nöten. Wenn das an überspannten Zielen läge, so gäbe es nur eine Abhilfe, sie so lange zurückzustecken, bis es möglich wäre, sie mit den Schülern in natürlicher Reife und freier Kunst zu erreichen. Aber ich glaube, sie könnten viel weiter gesteckt werden, wenn man anders darnach liefe. Um etwas spielend zu können, muß man es spielend lernen.

Spielend heißt nicht, ohne sich anzustrengen und zusammenzunehmen. Tändeln ist nicht spielen, sondern Spielerei. Wenn gesunde Kinder spielen, sind sie ganz bei der Sache, sehen und hören nichts Anderes, halten bis zum Äußersten aus und setzen ihre ganze Kraft ein. Eruptive Energie verbindet sich mit erstaunlicher Zähigkeit und leidenschaftliches Interesse mit scharfem, umsichtigem Verstand. Aber sie überanstrengen sich nicht, sie keuchen nicht und seufzen nicht, sie „arbeiten" nicht teilnahmlos, widerwillig, träge und unter Aufregung zitternder Angst. Alles, was sie thun, ist sicher und frohgemut, elastisch und aus dem Handgelenk heraus, freiwillig und vollmächtig. Es ist Herrenart darin und nicht Sklavenart.

So meine ich nun, sollten sie lernen, daß der ganze Unterricht nichts ist als ein geordnetes, zielgemäßes Spiel. Was wäre er dann für eine Lust und ein Leben! Was könnte er leisten, und wie würden die Kinder dabei gedeihen! Welchen Wert hätte er dann für das Leben! Denn es kann doch gar nichts Größeres geben, als diese Kinderart für die ganze Lebensarbeit zu bewahren, in Zucht zu nehmen und zu stärken. Das wäre doch wichtiger als irgend ein Pensum vorschriftsmäßig zu erledigen. Würde nicht alles hundertfältig eingebracht werden, wenn man zunächst nur hierfür sorgte! Aber heute fühlen sich die Schüler in der Schule und bei

der Schularbeit als Sklaven und erst außer ihrem Bereich als Herren. Welch verderbliche Rückwirkung muß dieses Gefühl auf ihre innere Stellung zum Unterricht haben! Ich meine, es stört und lähmt alle Einwirkung.

Die spielende Art zu lernen ist die erste Vorbedingung für den Fortschritt und die Fruchtbarkeit des Unterrichts. Wenn die Kinder alles, was ihnen geboten wird, innerlich treiben wie ein beliebtes Spiel, wird es weder ihnen noch den Lehrern Mühe machen, so sehr sie sich auch anstrengen mögen. Jede Last trägt leicht der freie Wille, und die Lust zur Sache schützt vor Überanstrengung. Hier liegt ein Hauptgrund der heutigen „Überbürdung". Lernten sie spielend, so würde auch die anfängliche Unbegabtheit leicht durch rastlose Übung zur freien Kunst. Dann würde ein Kind, das für irgend etwas geistig unbeholfen ist, doch sehr bald ebenso der Sache mächtig werden, wie ein ungewandtes Kind ohne Strafen, Angst und Ächzen immerhin bald Radfahren lernt und binnen kurzem spielend kann. Alles zwangweise, qualvolle, gehetzte Arbeiten dagegen, das über die Kraft geht, ist ebenso außer Stande, etwas wirklich anzueignen, wie alles widerharige, teilnahmlose, zerstreute Arbeiten. Und wo bleibt der Genuß, den die geistige Nahrung doch ebenso bringen müßte wie die körperliche, wenn man es nicht spielend bewältigen kann, wie kommt man bei den Leistungen zu dem vollen Glücksgefühl, wenn es nur keuchend geht!

Oder meint ihr, daß es unmöglich wäre, die Kinder spielend lernen zu lassen? Müssen sie durchaus gequält werden, oder, um aus der Not eine Tugend zu machen, führt der Weg zur Herrschaft nur durch die Sklaverei? Ich glaube nicht: die sklavisch angeeignete Bildung wird immer die Sklavenhaltung und Sklavenmale an sich tragen, wenn sie nicht des Zwanges ledig in die Barbarei zurücksinkt. Es hilft schon nichts, man wird dafür sorgen müssen, daß sie spielend lernen, wenn es etwas Rechtes werden soll. Und es geht auch. Man banne zunächst einmal das Schreckensregiment aus der Schule: den gereizten Ton und das barsche Wesen, das Anfahren, Schelten, Drohen, betriebsmäßige Strafen, die schwüle

Luft, die steife Haltung, den schweren Ernst. Das scheucht allen frohen Mut und guten Willen, glühenden Eifer und gespanntes Interesse, Lust und Behagen hinaus. Man weiß doch, daß bei jeder geistigen Aufnahme die rechte Stimmung den Ausschlag giebt. Die ganze Art aber, wie heute zumeist der Unterricht aufgemacht wird, wendet alle nur möglichen Mittel an, um sie gründlich zu verderben. Alles was ganz natürlich eintritt, eintreten müßte, soll da absichtlich, künstlich hervorgerufen werden: Respekt, Aufmerksamkeit, Eifer, und die Folge ist ein persönliches Unbehagen: o wären wir weiter!

Dann weg mit allem Schulmeisterlichen! Spiele mit den Kindern. Faß die Sache leicht an, daß sie den Eindruck gewinnen, es geht ganz gut, und bringe sie ihnen lebendig nahe. Mach es interessant und abwechslungsreich und beteilige sie in aufmunternder, erfrischender Art. Vor allem gieb alles ganz einfach, klar und faßlich. Hier ist eiserne Selbstzucht nötig. Denn soll es ihnen leicht werden, so muß man es ihnen leicht machen. Die Kinder müssen auf jeden Fall sofort verstehen, was gemeint ist. Wenn sie Unverstandenes mitschleppen oder liegen lassen müssen, schwindet ihre Teilnahme sofort. Aller Anfang sei also leicht, bis Lust und Wille gewonnen ist. Dann heißt es geschickt weiter gehen. Keins darf aus dem Zügel gelassen werden. Aber lieber mit der Zunge schnalzen, als die Peitsche gebrauchen. Je temperamentvoller der Unterricht ist, um so besser folgen sie, um so weniger werden sie müde. Fröhlichkeit soll in ihm herrschen und muntrer Wellenschlag, heitrer Sinn und ernstes Wesen sich verbinden und die zuversichtliche sieghafte Stimmung des Lehrers sich den Schülern mitteilen. Wenn nun aber doch Ermüdung drohen sollte, so laß es auf keinen Fall dazu kommen, sondern springe lieber ab und erzähle eine passende Anekdote zur Erfrischung. Wenn sachliche Schwierigkeiten vorkommen, die nicht so leicht zu bewältigen sind und alle Fassungskraft beanspruchen, so markiere sie: jetzt kommt ein schweres Hindernis, das müssen wir nehmen . . . . sind alle herüber? Aber nun auch nicht auslassen, bis alle wirklich herüber sind. Denn wer drüben

bleibt, ist sonst verloren und für den ganzen weiteren Unterricht ein Hemmschuh. Wenn aber einer etwas nicht erfaßt hat — und der Unterricht muß so auf dem Boden der Wahrheit stehen und von der Stimmung des Vertrauens beseelt sein, daß das jeder unaufgefordert frank und frei sagt —, so hüte dich, es ihnen durch bloße Wiederholung klar machen zu wollen, sondern hole anders aus und faß es anders an. Daß er es nicht verstand, ist ja der Beweis dafür, daß man bei ihm andre Zugänge suchen muß. Und die andern, die es erfaßten, langweilst du dann nicht, sondern unterhältst sie. So liegt alles an der Art, wie es angefaßt wird. Wenn du es so weit bringst, daß das Lernen ihnen Sport und Gymnastik, Entdeckungsfahrt und Erlebnis wird, dann werden sie spielend lernen. Ich bestreite auch, daß es vieles giebt, was die Schüler zunächst langweilen müßte. Selbst die ganz einfachen lautlichen Sprechübungen in einer fremden Sprache sind unschwer kurzweilig zu gestalten.

Natürlich darf man aber auch nichts verlangen, was über ihre Kraft geht, noch ihnen etwas bieten, was sich ihnen nicht leicht verständlich machen läßt. Wenn sie spielend lernen sollen, muß alles natürlich werden und nichts gewaltsam oder künstlich erzwungen sein. Sie müssen alles vollkommen erfassen, um das Nächste leicht erfassen zu können, und was sie üben, sollen sie nicht eher überschreiten, bis sie es zu freister Handhabe und voller Geläufigkeit gebracht haben, weil ihnen dann das Nächste keine Schwierigkeit mehr machen wird. Wenn die Schüler auf allen Stufen z. B. immer Lektüre treiben, die sie mühsam übersetzen müssen, stilistisch nicht bewältigen und dem Sinn nach im Zusammenhange nicht verstehen können, wie sollen sie dann für ihr Sprachgefühl und seine Bildung etwas davon haben, wie können sie dann den Klassiker genießen, wie ist es dann möglich, spielend zu lernen! Darin sehe ich ein Hauptübel, daß immer Anforderungen an sie gestellt werden, die für sie zu schwer sind. Verlange nichts von ihnen, wofür sie nicht vollständig fähig sind. Dann brauchst du die Ansprüche nicht herabzusetzen, sondern kannst sie erhöhen. Ich habe zwei

Arten Klavierunterricht gehabt. In dem einen mußte ich jedesmal ein Stück mühsam zusammenfingern, die Übungen daheim waren natürlich dann eine endlose Qual und führten nur zu einer schwach bestellten und unreinen Geläufigkeit. In dem andern durfte ich nur spielen, was ich vom Blatte spielen konnte. Ich brauche nicht zu sagen, wo ich mehr lernte: dort wo ich spielend lernte. Welcher Sprachunterricht wird es weiter bringen: der immer solche Schriftsteller traktiert, wo 30 Zeilen zu Haus zu präparieren eine qualvolle Arbeit macht, oder der immer solche vorzieht, wo 30 Seiten daheim zu lesen Vergnügen und Erholung ist? So bedarf es nur der rechten Art von Unterricht, um der Jugend ihr Lernen zu Lust und Leidenschaft zu machen. Wie könnte es denn auch anders sein!

6. Der Unterricht muß auf individueller Behandlung ruhen. Jeder, der den bisherigen Ausführungen gefolgt ist, wird sich immer und immer wieder gesagt haben: das ist nur möglich, wenn man gründlich auf die Einzelnen eingehen, jeden besonders behandeln und eigentümlich bilden kann. Ich brauche deshalb nicht erst nachzuweisen, daß der individuelle Unterricht von den verschiedenen Grundsätzen vorausgesetzt wird und von den Vorbedingungen, die ich im vorigen Kapitel behandelte, untrennbar ist. Den Beweis der Erfahrung dafür bringt ja auch in schlagender Weise unser gegenwärtiges Unterrichtswesen, wo die massenweise und gleichförmige Behandlung einen mechanischen Fabrikbetrieb im Gefolge gehabt hat, der von einer Bildung unter diesen Vorbedingungen und nach diesen Grundsätzen nichts weiß, weil ihm das einfach nicht möglich ist. Jede weitläufige Begründung dieser ausschlaggebenden Forderung ist ja auch ganz überflüssig, weil die menschliche Natur als solche verlangt, daß der Unterricht individualisiert, denn die geistige Verfassung jedes Kindes ist eine eigentümliche und einzig in ihrer Art. Jede Behandlung, die in ihrem Verfahren darauf keine Rücksicht nimmt und in ihren Zielen sich nicht dadurch bestimmen läßt, ist deshalb unmenschlich, und jede Bildung, die nicht eigentümlich werden läßt und nur das ursprüng-

liche Gebilde zeitigt, das schon im Keime verborgen liegt, verpfuscht. Unter diesen Umständen darf überhaupt nicht gefragt werden, ob es möglich ist, sondern nur wie es möglich ist. Wenn die Natur etwas begründet und verlangt, giebt es keine Unmöglichkeit, sondern höchstens eine Unfähigkeit der Menschen, ihr gerecht zu werden.

Wenn man sagt, daß nur der Einzelunterricht individuell behandeln und die aufgestellten Grundsätze verwirklichen könne, so verkennt man, daß die Menschen nicht durchaus verschieden sind, sondern ihre besondere Art nur eine eigentümliche Gestalt des Gemeinsamen und eine sonderliche Erscheinung verschieden verbundener, abgewogener und verteilter Anlagen und Fähigkeiten auf dem gleichen Grunde des allgemein Menschlichen ist. Das Verschiedenartige ruht auf dem Gleichartigen und das Eigentümliche auf dem Gemeinschaftlichen. Beides muß also zu seinem Rechte kommen, wenn der Mensch gedeihen soll. Wie sich unser persönliches Leben nur im gemeinschaftlichen Leben in voller Kraft, Gesundheit und Schönheit entfaltet, einsam und vereinzelt aber verkümmert, so brauchen auch die Kinder für ihr Leben und Werden, für ihr Lernen und Arbeiten, für ihre Bildung und volle Entfaltung die Gemeinschaft von Ihresgleichen, grade wenn ihre besondere Art zur vollen Geltung und Reife kommen soll. Nichts ist so anregend und fördernd, so belebend und erfrischend, so mannigfaltig und abwechslungsreich, als das gemeinschaftliche Leben und Lernen von Kindern. Einzelunterricht ist Einzelhaft. Wie einsam, einförmig, einseitig! Ich bin deshalb ebenso entschieden gegen Einzelunterricht wie gegen Massenunterricht.

Das Leben der Gemeinschaft mit der Fülle seiner Reize und Eindrücke entfaltet sich aber natürlich nur, wenn die Einzelnen nicht gleichförmig behandelt werden, sondern jede Eigenart zur Geltung und Entwicklung kommt. Denn aus diesem Zusammenklingen und Aufeinanderwirken quillt es. Das Zusammensitzen, zusammen Lesen, Schreiben, Hören, Gefragt werden ist keine Gemeinschaft, sondern gleichmäßige Einförmigkeit. Erst wenn das Persönliche lebendig

wird, lebt die Gemeinschaft auf und entfaltet ihre Leben steigernde Macht, läßt die Lust anschwellen, belebt das Interesse, reißt den Willen mit fort und erhöht die Energie. Kann es z. B. eine größere Anregung für die Teilnehmer geben, als wenn jedes Kind unverschüchtert seine eigentümliche Auffassung kund giebt, seinen ursprünglichen Ausdruck gebraucht, seine besonderen Fragen stellt? Was für eine geistige Übung und sachliche Klärung für die andern! Wie nun erst, wenn sich jeder der Gebiete in eigentümlicher Weise bemächtigen darf und verschiedene Anschauungen und Urteile sich kreuzen! Dann würden sich auch die Schüler unter sich darüber unterhalten, denn sie hätten Anlaß dazu. Aber was sollen sie über etwas reden, was sie ganz gleich auffassen und ausdrücken! Ich kann mich doch auch mit niemand unterhalten, der mit mir überall gleicher Meinung ist. Was gäbe dann das Lernen für ein Leben!

Die individuelle Art der Behandlung ist also überhaupt nicht in erster Linie eine Frage der Anzahl der Schüler, sondern der Stellung des Lehrers zu ihrer Eigenart, ob er sie anerkennt, zur Geltung kommen und sich entfalten läßt und für den Unterricht fruchtbar macht. Man kann auch einen einzelnen Schüler, den man ganz allein hat, uniform behandeln und seine Eigenart unterdrücken! Aber allerdings legt sie gewisse Schranken auf. Der Einzelne darf nicht in der Masse untergehen. Der Lehrer muß mit den Einzelnen und nicht bloß mit der Klasse handeln können. Er muß jeden gründlich kennen lernen, im Auge haben, in seiner geistigen Aufnahme sorgfältig überwachen und sein persönliches Werden verfolgen können. Das kann er natürlich eher und bei einer größeren Zahl, wenn er sie immer um sich hat, als wenn er fortwährend aus einer Klasse in die andere springt. Das Fachlehrersystem ist also für die individuelle Behandlung ein außerordentliches Hindernis. Es ist ja auch nur dadurch entstanden, daß man mehr an die Wissenschaft als an die Menschenkultur dachte. Natürlich ist es nicht durchaus zu verwerfen, nur als Regel und in der Ausdehnung, die es heute gewonnen hat. Ich kann mir also denken, daß ein geübter Lehrer — ich meine ein in Menschenkenntnis und persön-

licher Behandlung, nicht bloß in Lehrgeschicklichkeit geübter — ungefähr fünfzehn Schüler gemeinsam individuell erziehen kann, wenn er sich ihnen ganz widmen kann.

Der andere Maßstab, der die Zahl zu bestimmen hat, ist die Beobachtung, innerhalb welcher Zahlen ein lebendiges gemeinschaftliches Leben möglich ist, bei dem jede Eigenart zu ihrem Rechte kommt und genügenden Spielraum zur Entfaltung hat. Dafür fehlt uns bis jetzt auf dem Gebiete des Unterrichts die praktische Erfahrung, weil diese Art noch ganz neu ist. Aber wir dürfen sie wohl von zwei andern Lebensgebieten erschließen. Welches ist das Mindestmaß und Höchstmaß von Teilnehmern bei den gemeinschaftlichen Spielen der Kinder? Ich glaube, es dürfen nicht unter fünf und nicht über zwölf sein, wenn sie sich gedeihlich entwickeln sollen. Sind es weniger, so erlahmen sie schnell, sind es mehr, so werden bald einige abfallen, die sich nicht genug beteiligt fühlen, oder es wird sich ein ganzer Teil absondern. Andererseits haben die Studentenverbindungen, die sich mit Absicht und Ernst der Selbsterziehung durch gemeinschaftliches Leben widmen und ein wesentliches Mittel in dem freien Aufeinanderwirken ganz verschiedner, zumal auch grade nicht sympathischer Individualitäten erblicken, die Erfahrung gemacht, daß es nicht wünschenswert ist, wenn sie unter neun und über fünfzehn sind. Ich meine, wenn wir das Mittel aus beiden Beobachtungen ziehen, so treffen wir das rechte Maß für das gemeinschaftliche Leben des Unterrichts: etwa 9—12 Schüler in einer Gemeinschaft.

Man wird nun finden, daß diese Berechnung der beste Beweis ist, wie undurchführbar unsre Forderung ist. Aber das scheint nur so. Gewiß geht es nicht sofort und mit einem Schlag, aber es könnte werden, wenn man es nur erst einmal erstrebte. Jedenfalls wäre es das kleinste Hindernis, wenn wir nur zu wenig Lehrer und zu wenig Geldmittel für individuellen Unterricht in gemeinschaftlichem Leben hätten. Beides würde sich sofort finden, sobald er die Kulturbedeutung gewönne, die wir ihm zuweisen, aber nicht nur in seinen Ansprüchen, sondern in seinen Leistungen. Viel schwerer

wäre es, die geeigneten Lehrer zu finden, die ursprünglichen Sinn für andere Art in kindlicher Form hätten und innerlich so frei und beweglich wären, um sie zu pflegen. Aber ich bin überzeugt, das würde von selbst kommen, wenn dieser Gesichtspunkt nur einmal erst unser Schulwesen beherrschte und seine Einrichtungen bestimmte. Allerdings wäre es nicht allein durchzuführen, sondern nur mit den Vorbedingungen und Grundsätzen zusammen, die wir uns vergegenwärtigt haben. Nach Seite des Verfahrens liegt das auf der Hand: es giebt keine individuelle Erziehung ohne lebendigen Kontakt mit dem Schüler, ohne organische Einverleibung der Bildungselemente, ohne Betonung des inneren Verständnisses, ohne Anleitung zu selbständigem Studium, ohne spielendes Lernen. Aber auch die Einrichtung hängt damit zusammen. Je mehr die Schüler darauf angewiesen werden, für sich zu studieren und selbständig zu arbeiten, um so weniger Unterrichtsstunden sind nötig, um so kleiner können die Klassen werden. Je mehr sie spielend lernen, um so weniger braucht wiederholt, abgefragt, kontrolliert zu werden mit demselben Ergebnis. Und so fort.

Dazu kommt noch eins. Individueller Unterricht ist nicht möglich ohne Auswahl der Schüler, die zusammenpassen. Die Eigenart soll so verschieden wie möglich sein, aber die Anlagen für den Unterricht sollen möglichst gleiche sein. Die Begabung ist hier generell verschieden, und jede verlangt eine besondere Methode der Unterweisung. Es giebt rezeptive und produktive, schwerfällig und leicht auffassende, sprachlich und mathematisch-begrifflich veranlagte Geister, die gemischt den Unterricht ganz außerordentlich erschweren und sich gegenseitig im Wege sind, worauf ich schon hingewiesen habe. Aber nicht nur nach der Erkenntnisanlage, sondern auch nach den geistigen Entwicklungsstufen muß die Auswahl getroffen werden. Die Klasseneinteilung von heute scheint das zu thun, in Wahrheit aber fragt sie gar nicht darnach, denn ihre Aufnahmeprüfung sieht nur auf die Vorkenntnisse, aber nicht auf die persönliche Reife der Bewerber. Für die Erziehung durch Verkehr mit Menschen gilt dieser Grundsatz natürlich nicht: da soll die

Jugend aller Stufen und Begabung in bunter Gemeinschaft miteinander leben, aber für den Unterricht als besonderes Unternehmen müssen solche, die für einander geeignet sind und zusammenpassen, sorgfältig ausgesucht werden, damit sich eine möglichst gleich tüchtige Rudermannschaft zusammenfindet. Denn darauf beruht das Gedeihen und der gleichmäßige Fortschritt ihres Studiums.

Heute gedeiht aus Mangel an Auswahl nur der Durchschnitt in der Schule, auf den alles angelegt ist. Die Frühreifen leiden ebenso wie die Spätreifen; alles was nicht Normalmaß hat, ist schlimm dran. Grade die ausgeprägten Begabungen können nicht gepflegt werden, denn sie brauchen besondere Behandlung. Wieviele geniale Menschen werden in den Schulen für dumm genommen, weil sie viel zu wuchtig oder zu verträumt oder zu gescheut waren, um den allgemeinen Trott mit zu treten, und infolgedessen entarteten! Aus wievielen ist nichts geworden, weil sie schon zu viel waren! Je mehr man nun die Schüler nach der Art ihrer intellektuellen Begabung zusammenschlösse und so die große Verschiedenheit und den weiten Abstand aufhöbe, um so mehr würde der Unterricht erleichtert und der Fortschritt beschleunigt, um so mehr könnte der Einzelne zur Geltung kommen und seine besondere Art Spielraum gewinnen. Wir haben doch jetzt schon fast überall Parallelklassen, warum teilt man sie nicht durch Querschnitte, statt durch Längsschnitte! Man würde dann in dem einen Fache zum besten eines andern Zeit sparen, und die Schnellen litten nicht mehr unter den Langsamen. Vom Lehrermangel aber für individuellen Unterricht kann doch jetzt schon in den höheren Schulen gar nicht die Rede sein, wenn durchschnittlich auf 15 Schüler ein Lehrer kommt. Aber auch in den Elementarschulen ließe sich viel erreichen, wenn man den Beginn der Schulzeit hinausschöbe und statt der großen Klassen bei der gegenwärtigen Unterrichtszeit kleine Klassen mit beschränkter Stundenzahl auf Grund sorgfältiger Auswahl einführte. Das würde leicht gehen, denn je kleiner die Klasse ist, um so schneller geht es vorwärts.

7. Jungen und Mädchen sollen ebenso gemeinschaftlich unterrichtet wie gemeinschaftlich erzogen werden. Ich habe an andrer Stelle ausgeführt, wie die Entwicklung und Bildung der Persönlichkeit und ihres geistigen Lebens in hervorragender Weise durch die Zweiseitigkeit und Wechselwirkung der Geschlechter auf einander bedingt wird*.) Das ist eine Naturordnung, die auch für die Jugend gilt und niemals hätte übertreten werden sollen. Grade die Gefahr, der damit begegnet werden sollte, hat man dadurch nur heraufbeschworen, da die Trennung der Geschlechter im Unterricht die Harmlosigkeit des gemeinschaftlichen Lebens störte und trübte, und die bewahrende Macht, die es allen sinnlichen Irrgängen der Phantasie gegenüber besitzt, aufhob**). Gleichzeitig ging damit natürlich auch sein anregender und mäßigender Einfluß für das Unterrichtsleben verloren, und da sich infolge der Bedeutung, die die Schule für die Jugend hat, die Trennung meist auch in dem sonstigen Verkehr durchsetzte, ist die erzieherische Wechselwirkung der Geschlechter bei uns bisher fast ganz ausgeschaltet gewesen. Welchen Verlust das bedeutet, sieht man am besten aus dem Vergleich unserer Jugend und des gesellschaftlichen Verkehrs unsrer Erwachsenen mit andern Ländern, wo gemeinsame Erziehung blüht. Die markanteste Folge war für die männliche Jugend die wuchernde Rohheit und ungeschlachtes Wesen, Dumpfheit und Unbildung, bei der weiblichen Sentimentalität und Befangenheit, Geziertheit und Forciertheit, für beide aber die sinnliche Entzündung ihres Verkehrs und die Unsicherheit gegenüber einander.

Wenn die Individualität des jungen Menschen am besten im gemeinschaftlichen Unterricht, wie ich ihn im Gegensatz zum Einzelunterricht und Massenunterricht nenne, gedeihen, zur Geltung kommen und gepflegt werden kann, so wird die wirksamste Gemeinschaft in dieser Beziehung die von Jungen und Mädchen sein. Denn da diese beiden Artungen des menschlichen Wesens sich so wunderbar entsprechen, so voller Reize in feinster Empfindung und

*) Vgl. Der Beruf und die Stellung der Frau S. 21 ff. — **) Vgl. ebenda S. 148.

Reflexfähigkeit für einander sind, sich so anziehen, ergänzen und erfüllen, wird grade durch ihre Auswirkung, wie sie die gemeinsame geistige Aufnahme und Aneignung, Äußerung und Arbeit mit sich bringt, die Eigentümlichkeit eines jeden am ursprünglichsten, gesundesten, reinsten und ebenmäßigsten herauskommen, und in ihrem unmittelbaren unbewußten Einfluß liegt die hohe Bürgschaft gegen alles gemachte und überspannte Wesen.

Nur dann wäre man berechtigt, die Geschlechter im Unterricht zu trennen, wenn es für Jungen und Mädchen eine verschiedene Art Bildung gäbe. Die giebt es aber von Natur und bei wirklicher Kultur nicht, solange es sich um Menschenbildung handelt. Eine Verschiedenheit des Unterrichts tritt überhaupt erst bei der Fachbildung ein, aber die teilt sich auch dann nicht nach den Geschlechtern, sondern nach den Berufen. Die erfreulichen Ansätze und Versuche einer Rückkehr zur „Coeducation", die gegenwärtig auch in Deutschland gemacht werden, haben sich bisher bewährt und werden sich noch vielmehr bewähren, wenn sie aufhören, etwas Außerordentliches zu sein. Darum darf man grade nach dieser Richtung am sichersten auf eine Änderung des Systems rechnen.

8. Der Unterricht, der Lebendiges wirken will, kann nur in Freiheit gedeihen. Freiheit meine ich natürlich im Gegensatz zu Willkür und Gebundenheit als innere Notwendigkeit, die des äußeren Zwanges nicht bedarf, weil sie in sich streng verfaßt ist, und weiten Spielraum verlangt, damit sie sich nach den Gesetzen, die sie in sich trägt, ungehemmt entfalten kann. Diese Freiheit soll man dem Schüler wie dem Lehrer geben.

Wir können aber den Schüler nur in Freiheit erziehen, wenn wir ihn zur Freiheit erziehen, und das ist unmöglich ohne Zucht. Zucht ist aber etwas anderes als Zwang. Wir sollen den Schüler nicht zwingen, sondern ihn für etwas gewinnen. Die rechte Zucht regt den inneren Drang an, entbindet, unterstützt und hält ihn fest, damit er Kraft und Ausdauer erlangt. Sie führt zur Selbstzucht und zur Selbstän-

digkeit. Sie gebietet auch, beugt Urteil, Willen und Neigung, aber nicht um das Eigene zu unterdrücken, sondern um es zu bilden. Ohne Respekt, Gehorsam und Gewöhnung kommen wir nie zur innern Notwendigkeit aus den Banden des Zufalls noch zur Reife aus unreifer Wildheit. Es geht also nicht ohne Unterordnung in allen Beziehungen, aber davon muß der Schüler innerlich überzeugt sein, damit die innere Stimme seines Selbst sie in jedem Falle anerkennt und mit Willen befolgt. Dann wird die Zucht zur Selbstzucht, und in der Abhängigkeit gedeiht die Freiheit.

Zur Freiheit aber erziehen wir nicht ausreichend, wenn wir sie immer das innerliche Ziel der Zucht sein lassen, sondern in dem Maße, als wir damit etwas erreichen, müssen wir sie sich auch entfalten lassen. So weit die Kinder sich selbst in Zucht zu halten verstehen, laß sie sich frei bewegen. Je reifer sie werden, um so mehr laß das Persönliche zur Geltung und zum Ausdruck kommen. Entbinde durch Vertrauen ihren Willen, appelliere an ihr Urteil, frage nach ihrem Geschmack, laß ihre Neigung entscheiden und tritt als bestimmende Macht leise zurück, wenn sich innere Notwendigkeit in ihnen regt. Wenn das junge Selbst in den Ordnungen, auf den Wegen und nach den Weisungen des Unterrichts seine Flügel regt, wollen wir sie nicht beschneiden oder es auf Käfigstangen hüpfen lassen. Der Schüler muß sich frei fühlen, unbefangen dem Lehrer gegenüber, der eigenen Meinung bewußt und tief durchdrungen, daß Vorbilder und Meister durchaus nur seinetwegen da sind. Nichts hemme die impulsive Unmittelbarkeit seiner Äußerung, er muß sich geistig frei bewegen dürfen. Wie soll er denn sonst lebendig sein, wie kann sonst, was er vornimmt, in ihm leben. Darum weg mit allem einförmigen, pedantischen, steifen Wesen. Wir brauchen freies Leben in den Unterricht, sonst läßt sich keiner unsrer Grundsätze durchführen.

Aber dazu muß auch der Lehrer frei sein. Es ist uns schon genügend im Laufe unsrer Betrachtungen klar geworden, daß ein Unterricht, der wirklich Interesse und Verständnis wecken, innerlich etwas wahrhaftig aneignen und spielend lernen lassen will, nicht

an einen bestimmten Lehrplan gebunden werden kann und darf. Ebensowenig wie die Erziehung des Körpers, Charakters und der Persönlichkeit eines Menschen. Da zerbricht jede Schablone, sobald wir nicht das Kind darunter leiden lassen, damit quälen wollen. So ist es denn auch ganz unmöglich, dem Lehrer, der recht unterrichten will, die Behandlung und Einteilung des Stoffes, das Tempo und den Plan seines Vorgehens vorzuschreiben. Den Lehrplan müssen die Schüler bestimmen, denn der Unterricht muß fortdauernd Rücksicht auf sie nehmen, wie sie dem hohen Ziele, das er verfolgt, zugeführt werden können, und muß der Lehrer bestimmen, denn er muß seine Wege gehen, die seine Eigenart zur vollen Entfaltung kommen lassen. Den Bureaukraten der Schule werden dabei die Haare zu Berge stehen, aber ich kann ihnen verraten, daß sich bisher schon jede lebendige Persönlichkeit unter den Lehrern, die sich ihrer Verantwortung bewußt war, souverän darüber hinweggesetzt hat. Man muß dem Geiste mehr gehorchen als dem Buchstaben, und man hat Menschen zu bilden und nicht das Pensum durchzunehmen.

Nur ein Beispiel. Derselbe Lehrer, der uns Gymnasiasten schon für die Unterrichtsprobleme interessierte und uns in unsern Privatstudien und Privatstunden, soweit wir welche gaben, zu Experimenten anregte, las mit uns eines Tags Cicero und wollte sich über sein Leben orientieren. Bereits die zweite Frage war: Wie denken Sie sich den kleinen Cicero? Was hatte er an, was frühstückte er? Und so ging es weiter. Die Stunde verflog, gelesen hatten wir nichts, aber das Leben der alten Römer war für uns lebendig geworden. Daraus entstand dann ein deutscher Aufsatz: „Ein Tag aus dem Leben eines Römers", wo unsre Phantasie die Anschauung, die wir uns angeregt durch die Stunde Lektüre privatim angeeignet hatten, zu einem einheitlichen Bilde befruchten durfte, und der Lehrer kontrollieren konnte, ob wir wirklich eine lebendige Vorstellung von dem Leben und Treiben jener Zeit hatten. Wie er sich mit seinen Vorgesetzten über solche „schauderhafte Willkür" auseinandergesetzt hat, weiß ich nicht. Aber daß er

durch sie seinen Schülern Leben war und brachte, Stockungen der geistigen Entwicklung sprengte und persönliches Leben weckte, zu außerordentlichen Fortschritten in den Wissenschaften befähigte und vielen nicht nur fürs Gymnasium, sondern fürs ganze Leben eine entscheidende Wendung wurde: das werden ihm viele mit mir zeitlebens danken.

Die rechte Methode ist die freie Kunst der Persönlichkeit. Jede geht ihren eigenen Weg, bewegt sich eigentümlich und spricht sich ursprünglich aus. Niemand kann dem Genius Spuren vorschreiben. Künstler kann man weder an die Schablone binden, noch zu gleichem Tritt kommandieren. Nirgends ist deshalb das militärische und bureaukratische System so verhängnisvoll wie im Unterricht. Die Lehrer brauchen Spielraum zu persönlicher Bewegung und Freiheit für das Notwendige. M.

Wie es kam.

Noch nicht Mittag. Aber die Sonne brannte schon erbarmungslos auf die Dächer der Steinhütten, die das Dorf bildeten. Die Bewohner hatten durch Anpflanzung von Feigenbäumen und Ölbäumen ein wenig Grün um ihre Häuser geschafft. Auch die edle Rebe spendete wohlthuenden Schatten. Sie ist der beste Schutz gegen die Sonnenglut und erquickt durch die Unmenge ihrer köstlichen Früchte. Hier und da sah man sogar einzelne Palmen hochragende Wedel gegen den wolkenlosen Himmel strecken. Dadurch wurde der Eindruck freundlicher, den das Dorf gewährte. An sich sah es ungepflegt genug aus.

Von alledem bemerkte man aber nichts in einem der besseren Häuser. Dort saß die Bäuerin thränenlos in dumpfem Schmerze am Lager ihres ältesten Kindes und einzigen Sohnes. Der zwölfjährige Knabe wand sich unter unsäglichen Schmerzen auf seinem

Lager, heiß brannte die Stirn, und die vertrocknenden Lippen netzte die Mutter von Zeit zu Zeit mit einem kühlenden Trunk. Der Tod schreitet schnell im Süden. Wen er so anfaßt, für den ist wenig Hoffnung. Eben war der Synagogenvorsteher bei der Mutter gewesen, ein freundlicher Pharisäer. Mit liebreichen, schonenden Worten hatte er sie getröstet und einige Linderungsmittel angegeben. „Bei Gott", hatte er gesagt, „ist keine Hülfe unmöglich; aber es könnte ja auch sein, daß der Ewige, gelobt sei sein Name, über dein Kind anders beschlossen hätte. Glaub mir, Weib, in Abrahams Schoß ist ein Kind oft besser aufgehoben, als hienieden in treuester Mutter Pflege. Wie Gott will, so muß es recht sein. Er hat's gegeben, er kann's nehmen, sein Name sei gelobt! sagt die Schrift." Dann war er still gegangen.

Draußen unter der Thür der Hütte traf ihn ein fragender Blick des Vaters des Knaben. Einige Sekunden sahen sie einander stumm an. Dann sagte der Pharisäer ernst: „Nach Menschengedanken sind's noch wenige Stunden". Dann verschwand er.

Aber das leise gesprochene Wort hatte die Mutter doch vernommen. Wenige Stunden! Was bedeutet das am Sterbelager eines lieben Kindes. Wenige Stunden noch einen einzigen Sohn zu eigen haben! Und dann wieder wenige Stunden, und es ist schon alles vorbei. Ein Grabhügel, ein Stein drauf und daheim keinen Sohn mehr, keinen Liebling! Alles in wenig Stunden. Noch nicht Mittag. Bis die Sonne sinkt, alles, alles vorbei. Jahre von Glück und Sorge und Liebe, für immer vorbei. Arme Mutter!

Schluchzend sank sie neben dem Kranken nieder und verbarg ihr Gesicht auf seinem Lager. Alles um sie her war vergessen. Lange lag sie so in unerhörtem Schmerz.

Da berührte sie plötzlich ihres Mannes Hand. Als sie auffah, standen zwei fremde Männer neben ihm. Sie waren ärmlich gekleidet, bestaubt vom Wege, erhitzt vom Sonnenbrand. Der eine beugte sich über das Kind und betrachtete es lange schweigend. Dann hob er den Blick und ließ ihn auf der Mutter ruhen. Endlich sagte er langsam: „Weib, dein Kind lebt".

„„Fremder Mann, wer du auch bist, schone meiner. Es sind ja nur wenige Stunden noch, dann ist alles vorbei.““

„Aber ich sage dir, dein Kind lebt — komm, schau her!“

Der Knabe lag ruhig und warf sich nicht mehr umher. Seine Augen waren geschlossen. Aber als die Mutter sorgsam über seine Stirn strich, schien es, als werde die Hand feucht von ausbrechendem Schweiß. „Dein Kind lebt“, bekräftigte der Fremde, „laß es nun schlafen und ruhen, in wenig Stunden ist alles vorbei — aber die Krankheit, nicht das Leben. Du aber geh, und gieb uns zu essen. Wir sind heute deine Gäste.“

Zweifelnd schauten die Eltern bald auf die Fremden, bald auf den Knaben. Seine Augen blieben geschlossen, aber seine Brust hob und senkte sich regelmäßig, jetzt sah man schon deutlich Schweißtropfen auf der Stirn und am Munde. Kein Zweifel, die Krankheit war gebrochen.

„Ihr Männer, wer seid ihr? Woher kommt ihr? Ihr seid Gottesmänner“, jauchzte das Weib auf.

„„Gieb uns zu essen und einen frischen Trunk,““ wiederholte der Sprecher. Dann setzte er sich nieder, zog die Sandalen ab, als sei es ganz selbstverständlich, daß er hier zu Hause sei, und als sei Besonderes überhaupt nicht geschehen.

Einen Blick warf die Mutter noch auf den schlafenden Knaben, dann ging sie das Verlangte zu bringen, während der Vater schweigend bei den Fremden saß.

* * *

Das einfache Mahl des ländlichen Haushalts war bald verzehrt. Da unterbrach der Sprecher von vorher die Stille: „Euer Kind wird vor Abend noch erwachen zu neuem Leben. Gebt ihm dann zu essen und laßt es zu seinen Gespielen gehen. Aber ihr sollt wissen, heute ist euch das Reich Gottes nahe gekommen.“

„„Hat nicht Gott uns diese schreckliche Krankheit gesandt, um uns zu strafen und zu züchtigen um unserer Sünde willen?““

„Glaubst du wirklich, liebes Weib, daß Gott solche Dinge

sendet, daß der Vater den Menschen ihre Kinder sterben läßt? Seht, ihr seid Mutter und Vater. Gewiß hat euer Kind in seinem Leben euch viel Sorge und Kummer bereitet, würdet ihr ihm wohl jemals mit kalter Berechnung etwas so Entsetzliches zufügen können, wie euch sein Sterben gewesen wäre? Und meinet ihr nicht, daß der Vater im Himmel noch viel mehr Liebe und Erbarmen in seinem Herzen trägt als ihr, die ihr arg seid. Kleingläubige seid ihr, wenn ihr solches dem Vater im Himmel zutraut."

„„So läßt Gott nicht Kinder sterben, die etwa auf Erden gefährdet sind, um sie in Abrahams Schoß ewig zu behüten?""

„Wie wäre wohl das möglich? Dem Vater ist alles bewußt vorher. Ihm ist auch die Gefahr der Erde wohl bewußt. Warum ließe er dann die Kinder geboren werden? Etwa um sie den Eltern wenige Jahre zu zeigen und ihr Herz zu erfreuen und dann plötzlich wegzuraffen und zugleich Elternherzen zu zerbrechen, weil er's so gut meinte und sie auf ewig bewahren wollte? Wer als Kind zur Erde geboren wird, der ist zu Großem berufen. Er soll ein Kämpfer für Gott sein in einer Welt voll Gefahren. Es mag sein, daß mancher dahingerafft wird, ehe er für Gott eintreten kann, aber dann hat's nicht der Vater gethan, sondern der Feind."

„„So brauchten Kinder überhaupt nicht zu sterben?""

„Von Gott aus — nein! Der Vater hat sie offenbar zum Leben berufen."

„„Aber woher wäre dann soviel Elend, soviel Krankheit, soviel Schrecken da, wie wir noch heute durchlebt haben?""

„Von Gott nicht. Gott ist die Quelle des Lebens, des Heils, der Freude. Ein Quell kann nicht zugleich bitter und süß quellen. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, aber nicht der Leute Verderben."

„„So schickt Gott wirklich den Menschen nichts Böses?""

„Aber Freunde, wie schreckliche Dinge redet und fragt ihr da! Jetzt verstehe ich die Krankheit eures Knaben. Ihr selbst habt sie herbeigeglaubt und herbeigefürchtet, weil ihr dem Vater im Himmel nicht traut. Furcht ist Trennung vom Vater, in dessen Gegenwart

wir alle leben. Ihr denket Böses in Gott hinein, und die Spuren eures falschen Denkens sind eure Krankheiten und Schrecken. Was ihr hineindenkt in den Allgütigen, kommt an eurem Leibe heraus".

„„Aber es steht doch geschrieben, daß Gott den Ägyptern schreckliche Plagen sandte. Selbst den Unsern hat Gott Plagen gesandt. Fluchte nicht der Prophet Elisa 42 Kindern, daß Bären sie zerrissen? Sprach nicht derselbe Prophet dem Gehasi den Aussatz des Syrers Naeman zu? Und wer hat unserem Volke alle Schrecken des Krieges, der Gefangenschaft von Assur und Babylon zugesagt, wenn nicht die Propheten Gottes? Willst du die Schrift meistern, Fremdling?""

„Liebe Freunde, alle diese Leute, die ihr genannt und viele mehr, stellten sich alle bewußt außer den Schutz unseres Gottes. Sie wollten nicht gehorsam sein, sie wollten seine heilige Gemeinschaft nicht, und weil sie versuchten, aus ihm herauszutreten, kamen sie in Gebiete des Todesschreckens. Wir stehen ja alle in Gottes Hand. Aber wenn wir Gott, unser Leben, verleugnen, dann muß das Sein wider Gott an unserm Leibe und Leben offenbar werden, so wahr Gott lebt. Alle Schrecken, von denen ihr redet, bezeugen die Gegenwart Gottes und stehen mit Gott in geheimnisvollem Zusammenhang, aber bereitet haben sie die Menschen selbst. Dann kann man ja sagen: Gott hat's gesandt, weil die Menschen sich außer den Bereich seiner Hülfe stellten. Oder meinet ihr, es wäre eine einzige Plage über die Ägypter gekommen, wenn sie unsere Väter hätten ziehen lassen? Die Plagen sind Beulen des Ungehorsams."

„„So könnte auf Erden alles Leid gehoben werden?""

„Im Glauben an Gott ja. Im Glauben kann euch das Leid gar nicht nahen. Denket an unsere Väter in Ägypten. Ihre Häuser und ihr Vieh sogar war entnommen allen Plagen, die die Ägypter trafen. Sie standen im Glauben und Gehorsam. Oder denket an ihren Auszug. 600 000 Mann zogen aus Ägypten, Weiber und Kinder ungerechnet, auf einen Tag. Müßten nicht unter gewöhnlichen Umständen viele gerade wegen Krankheit zurück-

geblieben sein, müßten nicht Eltern um kranker Kinder willen aufgehalten worden sein? Unter Hunderttausenden müßten doch Kranke gewesen sein. Aber wir hören nichts davon. Sie waren alle gesund, weil sie alle in Gott standen. Dagegen alle, die in der Wüste fielen, fielen aus Unglauben und Ungehorsam. Sie konnten alle lebendig bleiben in Gott, aber alle fielen aus dieser Gemeinschaft und starben folglich. Sie starben nicht wie die Erzväter alt und lebenssatt. Das ist ja kein Sterben. Sie starben alle am Ungehorsam. Der Unglaube ist unsere einzige Krankheit, nur hat diese Krankheit viele Formen und Abstufungen des Verderbens."

„„Sage, sonderbarer Fremdling, wie heißest du?""

„Simon nennt man mich, aber mein Name thut nichts zur Sache. Unser sind viele."

„„Die alle heilen?""

„Wir heilen niemand. Wir sind nur gesandt, den Leuten zu sagen, daß das Himmelreich nahe ist. Wo das Himmelreich nahe ist, kann doch niemand krank sein. Der Vater ist ja da, und in ihm leben alle. Ihr habt heute an uns die Kraft und Gegenwart des Vaters erlebt. Freuet euch unseres Gottes und denket nicht an uns, danket uns auch nicht."

„„Wer hat euch gesandt, Simon?""

„Unser Meister heißt Jesus, und er hat unser viele gesandt in alle Dörfer und Städte Israels, das Reich Gottes zu verkündigen. Ihr selbst habt es heute gesehen und erlebt."

„„Erzähle, Simon, von eurem Meister.""

„Gerne. Ihr habt doch gehört von Johannes, dem Täufer, in der Wüste?

„„Gewiß, wir waren selbst dort. Johannes hat auch uns getauft und viele von hier.""

„Nun seht, Johannes hat euch gewiß auch gesagt: Das Himmelreich ist nahe gekommen. Ja, ihr habt schon etwas Gutes aus dem Himmelreich erlebt. Euch sind ja alle Sünden abgewaschen worden durch das Erbarmen Gottes, aus reiner, unverdienter

Gnade, bloß deshalb, weil eine neue Zeit des Heils angebrochen. Ihr hättet nicht Ursache gehabt zu denken, daß Gott euch Böses schickt, nachdem er euch soviel Gutes gethan. Aber was Johannes als nahe verkündete, das ist in Jesus da. Alles Gute ist in ihm leibhaftig gegenwärtig, und uns hat er mit vielen andern ausgesandt, überall zu verkündigen die frohe Nachricht Gottes vom Kommen des Himmelreichs auf die Erde. Es ist kein Zweifel, daß bald eine unaussprechlich große Zeit der Erquickung anfängt für alles Volk, ja vielleicht für alles Fleisch. Es ist gar nicht auszudenken, wie alle Verhältnisse umgestaltet und neu werden, wenn sie erst durchdrungen sind vom Himmelreich. Seht, wie schön es bei euch heute geworden ist! Ist der kleine Schläfer dort nicht ein Bild von Gesundheit und Leben? Und ihr selbst werdet's in eurer Ehe merken als unendlichen Frieden und Freude. Euer ganzes Thun wird in Gelingen gestellt sein, wenn ihr nur lebet in diesem neuen Sein des Glaubens an den Vater."

„„Giebt es denn für jede Not Hülfe ohne Ausnahme?""

„Seit Jesus da ist, gewiß und ohne Ausnahme."

„„Könntet ihr denn nicht auch andern Leuten im Dorfe helfen?""

„Wir können niemand helfen. Aber Gott wird durch uns helfen jedem, der seiner Hülfe bedarf und sie begehrt."

„„Aber wir haben auch Aussätzige, die ausgeschlossen sind aus den Reihen der Lebendigen.""

„Rufet sie her und fürchtet euch nicht. Euch kann der Aussatz nicht antasten. Wenn ihr im Glauben steht, lebt ihr in Gott. Da giebt's keinen Aussatz. Und die Kranken selbst werden rein werden, wie euer Knabe geheilt ist, sobald sie in die Gemeinschaft des Vaters eintreten wollen. Glauben müssen sie freilich, aber sie werden gewiß, denn wir kommen im Auftrag und Kraft unsers Meisters."

Es währte nicht lang, so hatte sich der Raum gefüllt mit Neugierigen und Hülfsbedürftigen. Sie alle vernahmen die neue Gottesnachricht und erlebten die Hülfe, deren sie bedurften. Es

war, als wenn neue Lebenskräfte die Kranken erfaßten und durchzögen, und wer zweifeln wollte, durch jahrelange Gewohnheit des Leidens gebunden, sah an den andern die Gesundung und empfand etwas wie Ansteckung durch Mut, Kraft und Genesung. Wie die Furcht ansteckt und damit die Seuche, so überkam sie hier vor den zwei Himmelreichsboten das Heil bis ins innerste Leibesleben hinein.

Zuletzt erschienen auch die Aussätzigen. Sie zögerten einzutreten, der Bann lag auf ihnen, aber die Boten ermutigten sie. Schauerlicher Anblick! Manchen der Anwesenden wollte Furcht und Ekel beschleichen. Aber Simon sah sich um: „Ihr fürchtet euch, wo der Vater so großes Heil ausbreiten läßt? O ihr Kleingläubigen! Dann ging an die Elenden die Botschaft des Himmelreichs und der Genesung. Und alle wurden rein, als fiele Krankes herunter und bräche dahinter eine verborgene Gesundheit hervor, die sie überströmte und heilte.

Bis an den Abend hatten die beiden zu thun, Fragen zu beantworten, zu erklären, zu raten, zu heilen. So kam das Himmelreich nahe. Dann rief Simon: „Freunde, so großes Heil wirkt unter euch die Gegenwart des Vaters. So laßt uns ihm danken und ihn loben und merket jetzt auf die Worte meines Gebets, das ich in euer aller Namen spreche."

Dann sagte er schlicht, als verstehe sich alles von selbst: „Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel. Gieb uns immerdar unser täglich Brot, und vergieb uns unsere Sünden, denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Amen."

Im Morgengrauen des nächsten Tages zogen die Wanderer fröhlich ihre Straße.

* * *

Wieder war's noch nicht Mittag, da trat der Pharisäer wiederum in das Haus der beseligten Eltern. „Herr", rief ihm fröhlich die Mutter entgegen, „du hast recht geredet: Bei Gott ist nichts

unmöglich. Siehe, unser Kind lebt, aus dem Todesrachen ist's herausgerissen."

„„Gelobt sei der Ewige! Aber erzähle, wie die Krankheit sich wandte.""

„Gestern, kurz nachdem du von uns gegangen, kamen zwei Männer — Simon hieß der eine — und verkündigten uns, jetzt sei das Himmelreich gekommen, und jetzt müßten alle Krankheiten weichen von allen, die Glauben haben. Sie sahen auch unser Kind an, und es fiel in einen gesunden Schlaf, aus dem es zum Leben erwachte. Sie haben vielen geholfen und ihnen Leben verkündigt, auch Leben geschafft."

„„Wer waren die Männer, von wo kamen sie?""

„Sie erzählten von Johannes, dem Täufer, und sagten, ihr Meister Jesus habe sie gesandt, das Himmelreich zu verkündigen, und allen zu helfen, weil Gott mit ihnen sei. Sie haben auch allen geholfen, die der Hülfe begehrten.

„„Und ich sage euch, sie haben nicht geholfen. Unglücklich seid ihr, wenn ihr euch mit Johannes und Jesus einlaßt. Durch solche Leute begehrt ihr Hülfe? Habe ich euch nicht erzählt von Johannes, daß er sich gegen die geistliche Obrigkeit aufgelehnt hat, die Oberen seines Volkes mit rohen Schimpfworten belegt — Otterngezüchte und Schlangenbrut hat er sie geheißen. Und mit solch einem Empörer soll Gott sein? Welches Recht hatte Johannes zu taufen? Steht auch etwas davon in der heiligen Schrift? Das sind Menschen, die sich über das untrügliche und geoffenbarte Wort Gottes stellen, die Neues hinzufügen, und von denen begehrt ihr Hülfe?! O Freunde, wahrhaftig, euer Kind wäre besser aufgehoben in Abrahams Schoß, als daß es mit solcher unreinen Hülfe lebt!"

Aber unser Kind, sieh es doch an, Herr, wie es lebt, wie Freude und Seligkeit eingekehrt ist in unserem Hause! Ein Klagehaus wär's heute, und wir selbst unseres Herzens Wonne beraubt, wenn jene Männer nicht gekommen wären."

„„Und ich sage, euch ist gar nicht geholfen, und euch werden

schreckliche Gerichte von Gott widerfahren. Wißt ihr, woher das stammt? Ich sage, vom Teufel stammts. Unglückselige Menschen ihr, euch hat der Teufel geholfen, aber nicht Gott. Das wissen alle Oberen im Volke, alle geistlichen Behörden, daß Jesus hilft durch Beelzebub, das ist — schrecklich zu sagen — der Oberste der Teufel. O ihr Unglücklichen! Gott hat euch in seiner Gnade ein Leid geschickt und euch prüfen und heimsuchen wollen, und ihr seid mit Beelzebubs Hülfe entronnen, das wird euch schwere Gerichte eintragen!""

„Aber redet denn auch Beelzebub vom Reiche Gottes? Siehe, die Männer haben hier gebetet zu Gott und gesprochen: Lieber Vater im Himmel. Kann denn soviel Gutes, Leben und Heil vom Teufel stammen und solche wunderbaren Gottesworte? Herr, auch den Aussätzigen haben sie geholfen und sie hier vor unsern Augen rein dargestellt."

„„Aussätzige — hier? Wie kamen die Aussätzigen hierher?""

„Die Männer befahlen sie zu rufen und sagten, wir stünden in Gottes Hand, uns könne kein Aussatz treffen. Da gehorchten wir."

„„Da seht doch einmal! Da gehorchtet ihr und merktet nicht das Werk des Satans? Wißt ihr nicht, daß ihr selbst verunreinigt seid, und euer ganzes Haus nun unrein ist? Seht ihr die arge List und das Thun wider Gottes Gebot? Gott hat geboten, wie ausdrücklich in der heiligen Schrift zu lesen ist, daß die Aussätzigen sollen ausgestoßen sein und nicht eher wieder unter die Gesunden gehen, bis der Priester sie für rein befunden und über ihnen das Opfer der Reinigung dargebracht. Welcher Priester hat euch erlaubt, sie bei euch aufzunehmen? Meinet ihr, daß Gott Gebote giebt und sie selbst wieder übertreten heißt? Wer solches thut, der ist vom Satan, nicht von Gott.""

„Aber sie sind rein geworden. Wir sind selbst Zeugen."

„„Das wird sich zeigen, ob sie wahrhaft rein sind, wenn sie vor dem heiligen Priester stehen, und wenn ihnen Gott gnädig ist, würde er ihnen bald die Krankheit von neuem senden, da sie ohne Gott der Strafe entschlüpft sind. Ich glaube nicht, daß einer der Geheilten wahrhaft geheilt ist. Auch euch wird Gott schwere

Strafen senden. In alter Zeit hätte man alle gesteinigt, die mit solchen Dingen umgehen. Schreckliche Zeiten des Abfalls und der Gottlosigkeit sind hereingebrochen.““

„Was sollen wir aber thun, Herr?“

„„Buße sollt ihr thun und alles ablehnen, was von jener Seite herkommt, aber ich werde Schritte thun, daß solche unerhörten Eingriffe obrigkeitlich thunlichst gehindert werden. Bisher trieben jene Leute in der Wüste ihr Wesen, jetzt beginnen sie schon die Gemeinden zu verwüsten.““

Damit wandte sich der geistliche Herr. Das Ehepaar blieb in ratloser Verzweiflung zurück. Das alles sollte Teufelswerk sein, das Heilen, das Lehren, das Beten, die ganze frohe Nachricht vom Himmelreich Werk des Satans!? Und ihr Kind, ihr einziger Sohn vom Tode errettet wider Gott? Nein, das konnte nicht sein.

„Weißt du“, begann endlich die Mutter, „unser Kind lebt jedenfalls, und wir haben seine Rettung entgegengenommen als aus Gottes Hand. Wie sagten doch die Männer „„angefürchtet sei die Krankheit gewesen, weil wir dem Vater Böses zutrauten?““ Wäre es nicht möglich, daß, wenn die Geheilten jetzt anfangen, sich vor ihrer Heilung als einem Teufelswerk zu fürchten, schon dadurch die Krankheit zurückkehrt? Aber unser Kind soll leben, ich will's, und ich glaube an den Vater im Himmel, daß sein Reich kommen wird, dann muß alles klar werden. Mögen heute die Oberen sich streiten über Gott und Beelzebub, unsere Sache ist's nicht, dort einzugreifen. Werden sie uns für unrein erklären, so wollen wir alle vorgeschriebenen Opfer erfüllen. Aber eines ist gewiß, unser Sohn lebt, und im Namen des Vaters wollen wir daran froh werden und dankbar sein als über ein Geschenk Gottes. Es muß sich ohnehin bald genug zeigen, ob etwas von dem, was die Männer sagten, in Erfüllung geht, ob ihr Meister Jesus wirklich neue Zeiten herbeibringt, Zeiten des Lebens und der Erquickung, oder ob alles nur ein leerer Traum ist. Gottlob aber, daß unser Kind lebt!“

⁂

Inzwischen waren die Boten zu ihrem Meister zurückgekehrt voll Jubel und Freude über ihr großes Gelingen. Solche Botschaft lohnt erst und beglückt zugleich ihre Träger. Hätten sie irgendwelche Lehren hinausgetragen, so hätten sie viele Jahre angestrengtester Arbeit bedurft, ja es wäre beinah unmöglich gewesen. Überall hätten ihnen die Lehrsysteme der redegewandten Pharisäer entgegengestanden, und schließlich wären sie eine neue Sekte gewesen, die hier und da etwa kleine Häuflein sammelt, diese noch zusammengesetzt aus den eigensinnigsten Geistern der alten Lehrrichtungen und in beständiger Gefahr, aufs neue zu zersplittern. Um wirklich mit Erfolg lehren zu können und verstanden zu werden, bedarf's auch einer ganzen Summe von Begriffen. Und dem einfachen, ungeschulten Denken des Volkes Begriffe beizubringen, das kostet unsägliche Mühe. Ohne regelrechte Schulung ist's eigentlich überhaupt nicht auszuführen. Lehren ohne Erlebnisse sind für das Volk leere Worte, für die Gebildeten Gebiete des Streitens. Schließlich ist's ja herzlich gleichgiltig, was einer für Ansichten hat. Er wird davon allein weder besser noch schlechter.

Jesu Boten führten sich einfach mit Kräften ein. Ihr Eintritt in ein Haus bedeutete Friede, Gesundheit, Hülfe, Heil: Dinge, die jeder begreift und jeder bedarf. Je tiefer jemand in der Not sitzt, desto schärfer sind seine Sinne für eine mögliche Wendung der Not. Die Boten konnten an einem Tage mit Kräften mehr ausrichten, wie mit jahrelangem Lehren. Ja selbst wenn es gelingen sollte, die Leute zur Verleugnung des erfahrenen Heiles zu vermögen, die Erlebnisse des Heils konnten doch nicht aus ihrem Gedächtnis gestrichen werden. Sie waren für die Betroffenen Bestandteil ihres Lebens geworden, gleichviel welche Stellung sie nachträglich dazu einnahmen. Ein Aussätziger wußte ganz genau für immer, daß er einmal rein gewesen war, selbst wenn es pharisäischen Einschüchterungen gelingen sollte, ihn sein altes Elend wieder anfürchten zu machen.

Für viele Menschen mußte demnach eine einmalige Verkündigung des Himmelreichs vollauf genügen. Wer das dargebotene Neue

voll erfaßt hatte, dem mußten sich aus dem Glauben heraus immer neue Erlebnisse ergeben, die ihn in der neu erschienenen Wahrheit festhielten und weiter förderten. Den oberflächlichen Gemütern, die etwa bloß gesund geworden waren und weiteres vorläufig gar nicht begehrten, lag dieses Erlebnis immerhin in der Erinnerung wie ein Same, der jederzeit noch keimen, ein Gedenken, an das immer wieder angeknüpft werden konnte.

Daher die reine, köstliche Freude der Boten, aus der heraus sie ihren Bericht dem Meister erstatteten. Diese wurde ihnen auch nicht getrübt. „Ich habe euch", redete sie der Meister an, „Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Skorpionen, und über alle Gewalt des Feindes; nichts wird euch beschädigen."

Wunderbare Gewalt! Unverständliches Wort! Entweder das Wort „nichts" ist in einem sehr beschränkten Umfange zu verstehen, oder es giebt wirklich eine natürliche Möglichkeit menschlichen Seins, in der man über allem steht, was unter allgemein angenommenen Verhältnissen schädlich ist. Denn die zwölf und siebenzig Boten, diese 82 ausgesandten Juden, dürfen wir uns nicht als übernatürliche Heilige denken, die etwa eine wunderbare Ausnahmestellung über den Naturgesetzen für sich beansprucht hätten. Wir wissen aus unsern Quellen ganz genau, daß sie, wenn vielleicht auch bester Auslese, immer noch gewöhnliche Sterbliche waren, mit mancherlei Unvollkommenheiten behaftet.

Giebt es aber wirklich eine Möglichkeit, über dem Schädlichen zu stehen, dann kann sie nur im Geiste des Menschen liegen, dem tiefsten Sein, dem Pneuma (vgl. S. 128 ff.). Die wahre Natur des Menschen ist das Sein in Gott. Für Gott giebt's nichts Schädliches. Würde also der Mensch durchdrungen sein von seiner wahren Natur, so müßte er auch vom Schädlichen so wenig berührt werden können wie Gott. Er trüge sein Lebensgesetz in sich selbst, das Leib und Seele durch das Pneuma regierte. Was also an den Boten durch Jesu Einfluß offenbar geworden, war ihre wahre Natur: die Kraft, ihr eigenes Sein in Gott zu behaupten, war in ihnen zur Herrschaft gekommen. Die Flucht vor dem Schädlichen

ist also nicht das wahre Sein des Menschen. Das äußert sich im Gegenteil in bedingungsloser Herrschaft über das Schädliche.

Diese war den Himmelreichsboten geworden. Offenbar nicht nur für sich, sondern zum Ausbreiten in der Welt. Himmelreich wäre dann der Zustand menschlicher und göttlicher Wahrheit, in den an Jesus und den Seinen Menschen übertreten konnten aus dem Wandel in Furcht und Unwahrheit. Beglückendes Erleben, wenn man sich selbst in Gott findet, wenn das Reden vom Ebenbild Gottes kein Gedanke, kein Bibelspruch, kein Glaubenssatz mehr ist, sondern selige Wirklichkeit einer neu anbrechenden Gotteszeit!

Aber Jesus heißt sie nicht, sich darüber zu freuen. Er kennt noch Größeres als das, und wo es Größeres giebt, darf die Freude nicht im Kleineren ausruhen. „Freuet euch", fährt er fort, „daß eure Namen im Himmel geschrieben sind." Was im Himmel geschrieben ist, hat Ewigkeitsdauer und Bestand. Nur das Bleibende ist das eigentlich Wertvolle. Das bisherige Erleben der Gesandten war ein Vorüberrauschen wie all unser zeitliches Erleben, hier lag die Wurzel ihrer Kraft und die Gewähr des Bleibens. Die Kräfte, die bisher an ihnen erschienen, waren Himmelreichsspuren, gleichsam ein Wiederschein des Meisters, aber was er ihnen nun eröffnete, war, daß ihr ganzes Sein so überkommen und verklärt war von Himmlischem, daß ihre Namen unlöschlich in dem neuen Geistwesen ruhen konnten.

Dadurch wurde es auch offenbar nicht als etwas Fremdes, sondern als ihr Eigenes, indem ihr eigenes Wesen sich auf dem Boden des Himmelreichs erst in voller Wahrheit entfalten und zur Geltung bringen konnte. Ihre Namen gingen nicht unter im Himmlischen, sondern waren nun erst recht fest geschrieben als ihre Eigenart und damit sicher gestellt zu ewigem Leben. Wir ahnen alle gar nicht, wie sehr wir auch in unserem ganzen Denken mit Todwesen verstrickt sind, so sehr, daß die weitaus Meisten den Begriff Himmelreich sich gar nicht vorstellen können ohne Tod und Begräbnis. Aber damit hat das, was Jesus brachte, nicht das Leiseste zu thun. Es ist ein neues Sein, die wahre Natur, die

verborgen in jedem schon schlummert, der zu ihrem Recht und zu ihrer Entfaltung verholfen wird. Das wahre Sein des Menschen ist göttlich und hat ewigen Bestand in immer neuer Werdelust, es steht über jedem Todesregiment und heißt darum Himmelreich.

Wer auf diesen Boden der Entwickelung unerschütterlich gestellt ist, ja der kann sich wohl freuen, mehr als über dieses und jenes freundliche Gelingen. Damals freute sich auch Jesus. Es sind wenige Stunden seines mühevollen Lebens, in denen von Freude berichtet wird. Aber diese Stunde war eine Freudenstunde. Er freute sich, daß solches verborgen war den Weisen und Klugen und offenbart den Unmündigen. Das Himmelreich, der neue Erdenzustand, der von ihm aus begonnen hatte, konnte nicht auf dem Wege von Denkoperationen gewonnen werden. Bei uns ruht ja alles Geistige, alles was sich einigermaßen über die rohe Sinnlichkeit erhebt, auf Leistungen im Denken. Jede Erfindung, jede Kunst und Wissenschaft ist ein Erdachtes und darum nur Denkfähigen zugänglich, den Weisen und Klugen. Darum befriedigt es freilich meist nur den Verstand, während das Gemüt des Menschen oft dabei verhungert. Wir haben aber alle die klare Empfindung, daß unser Sein und unsere volle Natur nicht aufgeht in unserem Denken, sondern daß unser wahres Wesen viel umfassender ist.

Die Himmelreichskräfte der Boten waren die Proben auf die Aufgabe. Sie hatten ihr neues Glück nicht durch Denkübungen oder irgendwelche Leistungen des Verstandes überkommen. Dazu waren sie viel zu ungebildet. Sie waren Unmündige. Ihre neue beglückende Wirklichkeit, mit der sie offenbar auf alle Verhältnisse umgestaltend zu wirken vermochten, war ihnen vielmehr geworden durch einfaches Erleben. Lebensstrahlen waren vom Meister auf sie übergegangen, hatten in ihnen neues Leben geweckt und sie nun selbst zu Lebensmittelpunkten gemacht. Das waren nicht die Ergebnisse von Schlußfolgerungen — sie verstanden möglicherweise gar nicht den vollen Umfang und Zusammenhang des Neuen — sondern schlichtes Sein, nicht Gedanken, sondern Kräfte. Aber auch nicht Gedankenlosigkeit und Unbildung. Im Gegenteil die köstliche

Grundlage, auf der sich neues Denken und wahre Bildung erst aufbauen konnte. Kein Wissen, sondern eine Macht, kein Philosophieren, sondern ein neues Sein. Dazu kann man jeden berufen, weil jeder an ihm in seine eigentliche wahre Natur hinein wachsen kann. Das wird aber gerade denen, die gewohnt sind, in Gedankengängen aufzugehen, schwieriger sein als solchen, die noch nicht durch falsche Einseitigkeit verbildet sind. Was also den Klugen und Weisen vorläufig verborgen war, konnte den Unmündigen offenbar sein. Und sie standen dort alle im Erleben solchen Offenbarwerdens. Das war das Himmelreich.

Das Himmelreich aber war nicht nur eine neue Macht, sondern alle Macht überhaupt. Dieses Wesen mußte jedes andere in sich aufsaugen und aus sich heraus neu gebären. Das war für Jesus das Ergebnis der Reise seiner Boten. Wie sie selbst in Himmlisches unabänderlich hineingetreten waren und es frei verwalteten, so war damit ein Anfang gegeben, daß das Neue fortwirkend und die ganze Welt umgestaltend weiterlaufen konnte. Es waren vorerst ja nur Werdekeime, aber solche, die die Vollendung in sich bargen. Darum gipfelt seine Freude weiter in dem ausgesprochenen Bewußtsein: Alles ist mir übergeben von meinem Vater. Alle Macht in Händen zu haben und alle Macht zum Heile aller zu verwenden, die Vollendung nicht mehr als Frage der Macht, sondern nur der Zeit zu wissen, das war die große, überströmende Erlöserfreude.

Diese Freude floß zurück auf die Boten: Selig sind eure Augen, die das sehen. Viele Propheten und Könige hätten's gern gesehen und hätten's gern gehört, was ihr sehet und höret, aber sie haben's nicht erlebt. Also hier ist schon fertige Seligkeit. Euer ganzes Sein ruht jetzt schon in Seligkeit, und eure Augen sehen, wie diese Seligkeit hinausströmt. Darum sind sie auch selig.

Der Evangelist Lukas, dem der vorstehende Bericht, wie der Leser wohl gemerkt hat, entnommen ist, fügt daran mit feinem Humor, der aus allen seinen Schriften herausleuchtet, eine köstliche kleine Geschichte. Er erzählt, es sei plötzlich ein schriftgelehrter

Mann zu Jesus getreten mit der bekannten Religionsfrage: Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Also während allen Beteiligten die ganze Wonne des Seligseins zum klaren Bewußtsein und jauchzender Freude kam, tritt der geistliche Herr auf, der offenbar erst selig werden will, natürlich nach dem Tode. Er will ja erben. Das beleuchtete, wie das Himmelreich den Weisen und Klugen verborgen war und den Unmündigen offenbar.

Matthäus dagegen schließt an die Worte Jesu die königliche Einladung: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Es hat nie jemand ein größeres Wort geredet, alle eingeladen, die beladen sind, um alle ohne Ausnahme zu erquicken. Das eröffnet also den Blick in die herrliche Zukunft, die das Himmelreich auf Erden haben soll und wird. Wer ist denn nicht mühselig und beladen, nnd wer würde wohl nicht mit Freuden kommen, wenn nur die Kräfte des Neuen ohne Maß und Einschränkung zur Erscheinung treten würden? Für Ansichten des Himmelreichs wird die Welt natürlich nicht zu haben sein. Um Befreiung vom Mühseligen und Drückenden wird nicht einer zurückbleiben. Alle sind ja bedrückt, wenn durch nichts anderes, so durch das Unwahre ihres Seins. Das ist also die Zukunft des Himmelreichs.

Endlich Markus giebt auch die Geschichte kurz und knapp wieder, wie es seine Art ist und knüpft dran eine Erzählung der frostigen Wirklichkeit, die das wundervolle Aufleuchten des Himmelreichs umgab. Markus erzählt im Anschluß daran vom — König Herodes.

* * *

Besondere Leute waren diese Herodier. Wollte man einmal einen unmöglichen Wunsch aussprechen, so könnte man eigentlich einem Menschen wünschen, er möchte nicht zu einer Zeit auf einem Throne sitzen, in der das Himmelreich versucht, sich auf Erden zur Geltung zu bringen. Es mag an sich schwer sein zu regieren, aber

in solchen Zeiten muß es eine wahre Qual und Strafe sein. Und die Herodier hatten dieses Unglück.

Sie waren übrigens keineswegs unbedeutend. Einer von ihnen führt sogar den stolzen Beinamen der Große. Sie waren auch religiös. Ein Herodes war es, der den Tempel in Jerusalem mit verschwenderischer Pracht erneuerte. Der Herodes vom bethlehemitischen Kindermord handelte ja erst auf Grund sorgfältigen Studiums der heiligen Schrift und eingehender Beratung mit den Weisen und Schriftgelehrten des jüdischen Volks. Sie meinten's in ihrer Art ernst, wenn sie auch vor schrecklichen Gräueln nicht zurückbebten.

Aber in Himmelreichszeiten erscheint jedes Streben machtlos gegenüber dem, was unmittelbar von Gott kommt.

Also an Herodis Hof war die Nachricht von der Botenaussendung und der wunderbaren Kraftentfaltung des Himmelreichs gekommen. Man kann sich etwa denken, welches Bild man dort bekommen hat, wenn viele solche Berichte einliefen, wie sie jener biedere Dorfpharisäer etwa gegeben haben mochte. Aber die ganze unglückliche Politik der Herodier wurde zugleich offenbar. Ihre Staatsweisheit war, jede gefährliche Regung möglichst im Keime zu ersticken. Darum hatten seiner Zeit Herodis Schergen dem neugeborenen König der Juden nachgestellt, und sobald die Johannesbewegung so mächtig wurde, daß Herodes auf sie aufmerksam wurde, war auch Johannes bekanntlich eingekerkert und auf die bekannten weiblichen Einflüsse hin dann enthauptet worden.

Allein statt damit die erwünschte Ruhe zu geben, erhob die Bewegung nur um so mächtiger das Haupt. Nicht nur war dem Johannes ein offenbar weit mächtigerer und gefährlicherer Nachfolger erstanden. Er machte sogar Schule und sandte Jünger aus in alle Märkte, Städte und Dörfer Israels. Es war klar, daß er nichts Geringeres im Sinn hatte, als überhaupt das gesamte Volk in die neue Bewegung hineinzuziehen. Man kann sich denken, daß Herodes geradezu bestürzt war. Wenn es ihm auch im Herzen nicht so um die Religion zu thun war, so wußte er doch genau,

wenn die Religion ins Schwanken kam, schwankte auch der Thron. Auf Thronen hat man noch allewege in der Religion des Volkes seine beste Stütze gesehen. Mit Recht. Aber das Himmelreich hatte weder damals noch je die Art, bestehenden Verhältnissen dienstbar zu sein.

Dazu kam noch erschwerend hinzu, daß Jesus sogar in höheren Kreisen Anhänger und Förderer gefunden hatte. Es war sicher nicht verborgen geblieben, daß ein höherer Beamter in der Todesnot seines Sohnes statt bei den Ärzten ordnungsmäßig Hülfe zu suchen, sich an Jesus gewandt hatte, und dieser hatte auch den Sohn des Königischen, der freilich ohne diese Hülfe gestorben wäre, mit einem Worte aus der Ferne behandelt und ihm auch geholfen. Sogar vornehme Damen hatten sich der Sache angenommen, ohne nur ein Geheimnis daraus zu machen. Allgemein bekannt war Frau Johanna, die Gemahlin eines gewissen Chusa, der den stolzen Titel „Pfleger Herodis" führte, also zu den höchsten Ständen zählte. Diese opferten im Vereine mit Gesinnungsgenossinnen nicht unbeträchtliche Summen zur Erhaltung des Meisters und der Bewegung, die von ihm ausging.

In diesem Falle waren also polizeiliche Maßnahmen offenbar machtlos. Das hatte man an Johannes gesehen. Es giebt kaum eine Gewalt, die Neuem gegenüber beschränkter ist als die polizeiliche. Es mußte also nach anderer Hülfe ausgeschaut werden, und die fand sich in der Geistlichkeit. Aber hier erhob sich eine Schwierigkeit.

In Israel gab es zwei geistliche Strömungen. Die eine ging vom Tempel aus und verband sich etwa mit dem Namen der Sadducäerpartei. Das war die priesterliche, die in Judäa die herrschende war. Die andere, das Pharisäertum, war eine predigende Richtung. Priester und Prediger haben wenig mit einander gemein. Die einen vertreten Religionsübungen, die andern eine gewisse religiöse Aufklärung. Beides verträgt sich schlecht mit einander. Darum bestand seit alten Zeiten ein innerer Gegensatz zwischen ihnen, der ja auch im Neuen Testament oft genug zum Ausdruck kommt.

Im vorliegenden Falle waren die Prediger eine wertvollere Hülfe. Sie hatten überall unmittelbar mit dem Volke Fühlung, waren auch über das ganze Land zerstreut, während das Priestertum schwerfällig in Jerusalem saß. Sie waren folglich für Herodes, der Galiläa beherrschte, die nützlicheren Bundesgenossen. Daß sie in Anspruch genommen wurden, sehen wir schon daraus, daß auf einmal von Herodes und seiner Umgebung gesprochen wurde von der Auferstehung von den Toten. Die Sadducäer wollten von diesem Lehrstück überhaupt nichts wissen, aber plötzlich hieß es: Johannes der Täufer ist von den Toten auferstanden. Der bleiche Schrecken vor dem Neuen, das Jesus brachte, bewirkte das. Die Auferstehungsfrage wurde die brennende Tagesfrage.

Nur die Meinungen gingen ein wenig auseinander. Etliche sagten, Elias ist gekommen, andere ein Prophet — Jeremias wurde z. B. genannt — aber darin waren alle einig, daß etwas Überirdisches, ein Auferstandener sein Wesen treibe, und das mag sowohl dem Herodes, dessen Gewissen zu schlagen begann, ebenso wie dem weiblichen Teile der Familie eine Schreckenskunde gewesen sein.

Dagegen konnte nur eines helfen. Wenn polizeiliche Maßnahmen versagten, mußten die Pharisäer gewonnen werden, ihren ganzen Einfluß auf das Volk aufzubieten, der neuen Bewegung nach Kräften entgegenzuarbeiten. Wie sehr das im eigensten Wunsche dieser Partei lag, braucht kaum angeführt zu werden.

Wenn zwei Strömungen auf die Massen einzuwirken versuchen, eine mit Predigten, die andre mit Lebenskräften, braucht man nicht Prophet zu sein, um vorauszusagen, welche mehr Eingang finden wird. So standen sich beide Bewegungen gegenüber. Herodes mit der Staatsgewalt und dem Pharisäerbündnis auf der einen Seite, Jesus mit den Himmelreichsboten auf der andern. Das war ungefähr das Bild, das der Norden Israels, das Land Galiläa, gewährte, nachdem der große Vorstoß von Jesus gemacht war. Daß es in Judäa bald zu einem ähnlichen Gegensatz kam, ist aus den Evangelisten weit klarer zu ersehen. Dort hieß es aber Sad-

ducäertum und Pharisäerbündnis gegen Jesum. In beiden Landesteilen aber bedeutete das den großen Gegensatz von Religion und Himmelreich — wer wird wohl stärker sein?

* * *

Wenn man sich in die Verhältnisse hineindenkt, wird es immer eines der größten Geschichtsrätsel bleiben, warum thatsächlich Jesus unterlag, in einem Wettbewerb, der gar nicht anders ausfallen konnte als zu seinen Gunsten. Er fiel bekanntlich nicht durch Herodis Hand, sondern durch die noch grimmigere Priesterpartei in Jerusalem. Dieses Rätsel ganz zu begreifen, dazu bedarf's Himmelreichsverständnis, nur das wissen wir gewiß, daß der Verzicht Jesu auf den Sieg ein freiwilliger und ein vorläufiger war. Er sagte bald darauf seinen Ausgang in Jerusalem voraus, aber wie wenig er diesen als wirkliche Niederlage ansah, beweist eine erneute Aussendung von Himmelreichsboten in denkbar größter Siegesgewißheit.

Nach Israels Dörfern und Städten hatte er 82 Boten gesandt, später schickte er Boten in alle Welt und hielt zu diesem Auftrage zwölf für ausreichend. Aber diese mußten natürlich nicht Lehren, sondern Himmelreich hinaustragen, Kräfte, die sie selbst und alle, die ihnen zuhören und glauben würden, jenseits von allem Schädigenden sicher stellten, ausgerüstet mit der Macht und dem Besitze bedingungsloser, göttlicher Herrschaft über sich selbst, über den Stoff, über alles, was des Menschen wahrer Natur unterthan sein muß.

Aber Herodes und den Pharisäern, später auch den Sadducäern gegenüber gab sich der Meister als unterlegen. Sie durften sich vorläufig als Sieger betrachten. Das war ihre Strafe. Was bedeutete für sie dieser Sieg? Nun, weiter nichts, als daß alte Zustände in ihrer Mühseligkeit und Beladenheit bleibend wurden, daß geistliche Langeweile und Unfähigkeit in frostiger Unbehaglichkeit weiter regierten, daß ihre Verhältnisse, ihr Geistesleben und Leibesleben nicht neu wurde, daß sie selbst verrauschten und verwehten,

nur mit der traurigen Herodesberühmtheit belastet, das Himmelreich für sich und viele Geschlechter aufgehalten zu haben. Fürwahr ein kostspieliger Sieg!

Das Himmelreich kommt wie ein freundliches Anerbieten leis und still in die Zeiten hereingetreten. Unvermerkt ist's da, mit mildem Lichte alles beleuchtend, beglückend, heilend und erlösend. Sobald es die Menschen auslöschen wollen, denkt's, ich kann auch wieder gehen und zu gelegener Zeit wiederkommen; wollen sie es in feste Formen bannen und ihm vorschreiben, wie es sich himmelreichsmäßig zu verhalten habe, so spricht's: ei, Formen könnt ihr machen, so viele ihr wollt, nur ich werde nicht dabei sein. Ich möchte euch formen, aber ihr sollt und könnt nicht mich formen. Ich kann zu gelegener Zeit wiederkommen.

Das Himmelreich ist ja die freundliche Erlösung von unserer Unwahrheit und Not, es kommt ja nur, um zu geben, und ist kenntlich an Barmherzigkeit, Friede und Freude. Das will benutzt sein, aber nicht gemeistert. Käme es mit Feuer und Schwert, Donnern und Blitzen, dann könnte es sich leicht mit Gewalt durchsetzen. Aber dann würde es viele zertreten. Aber das Himmelreich will kein glimmendes Licht auslöschen und kein zerstoßenes Rohr vollends zerbrechen, es will heilen, aber nicht vernichten. Darum verlangt's für sich größtes Aufmerken und Gewährenlassen, dann wird es immer neue Herrlichkeit offenbaren. Wer aber dreinschlagen will, der darf. Nur ist er damit schon gestraft, denn er bleibt ohne Himmelreich. Das Himmelreich ist sich selbst vollauf genug, aber du bist dir nicht selbst genug. Du brauchst's, denn es ist dein wahres Leben, aber dich braucht es nur, um seine Güte und Freundlichkeit auszuwirken und zu verbreiten.

So kam's, daß Herodes und die Religionsleute Sieger blieben. Sie werden immer Sieger bleiben, so lange sie wollen. Denn ihr Sieg ist ihre bitterste Niederlage. Sie bleiben ja im Alten, und das ist unerfreulich genug und wird immer frostiger und unerfreulicher. Es dauerte übrigens ihr Sieg nicht lange, dann kam's wieder mit viel größerer Herrlichkeit und Siegeszuversicht, als habe

es sich irgendwo im Unsichtbaren neue Lebenskräfte geholt und wolle mit noch größerer Liebe den alten Haß umschmelzen. Es gelang ihm auch, Tausende und Millionen zu erlösen, der Welt ein anderes Aussehen, der Zeit einen neuen Inhalt zu geben. Aber dann dachten sie wieder, sie könnten damit etwas für sich gewinnen und mit dem Himmelreich zu Ehre, Macht und Reichtum gelangen. Dann faßten sie es in ihre Formen, Begriffe und Lehrnormen und stellten's dar wie der Apotheker eine lebensvolle Pflanze darstellt. Er denkt, die Pflanze kann ich nicht brauchen, die paßt nicht in mein sauberes Lokal, wo alles so systematisch geordnet ist. Sie ist wild und unschön. Dann nimmt er sie her, präpariert und destilliert sie so lange, bis eine Flüssigkeit draus geworden. Die kann er gut verkorken, dann schreibt er seine Firma drauf, stellt's in seinen Schrank und verkauft's tropfenweise — Himmelreichsextrakt. Aber das Leben ist längst entflohen, das Himmelreich ist ganz wo anders und grundanders. Ihm schadet die vermeintliche Bearbeitung nicht, nur denen schadet's, die das Kunsterzeugnis schlucken müssen, und denen, die es bereiten. Denn bei ihnen bleibt alles im Alten. Das ist die Strafe des Himmelreichs.

Wo jemals die Fragen so gestellt werden, wie damals: Religion oder Himmelreich, da räumt meistens das Himmelreich gutwillig das Feld. Es ist ja in sich Sieg. Da braucht's ja nicht um den Sieg zu streiten. Wo aber Mühselige und Beladene seufzen um Erlösung, da kommt's gerne und macht sie zu Lebensmittelpunkten, die Kräfte weiter tragen können. Es kommt so leis und still in die Zeiten herein, daß niemand seiner gewahr wird und den Augenblick angeben kann, wenn es kam, oder auf die Thüre weisen kann, durch die es kam. Es ist plötzlich da. Niemand kann auch sagen, wie es aussieht und was für ein Gewand es hat. Nur ein einziges Kennzeichen hat's, das ist aber untrüglich. Man kennt's an seinen Früchten. Es schafft immer Freude, Friede, Heilung, Heiligung, und es hat immer ein Streben, möglichst viel Gutes allen mitzuteilen aus unerschöpflichem Reichtum und immer weiter sich auszubreiten, bis es die ganze Welt umspannt. Überall

läßt es die Eigenart der Leute stehen, aber verklärt und vertieft sie, nirgends nimmt es weg, außer das, was der Mensch gerne wegwirft, das Drückende.

Ist's aber einmal verscheucht, dann kann's wohl lange dauern, bis es wieder kommt. Es kommt gewiß nicht eher wieder, als bis es die Menschen vermissen und nach Erlösung jammern. Aber wenn es dann kommt in seiner linden, leisen Art, dann bringt es viel mehr Kräfte mit, als es damals hatte, da man's zum letztenmale verscheuchte oder formen wollte.

Es wird ganz gewiß zu uns wiederkommen mit unverkennbarer Kraft und Siegesgewißheit. Es wird eines Tages dastehen und die Menschen werden sich verwundert die Augen reiben und sagen: Das ist's! Das hätte ich doch nie gedacht. Und andere werden sprechen: Ganz unbiblisch, irreligiös, freigeistig. Dann wird das Himmelreich seine ganze Freundlichkeit und Heilkraft auf die Massen entfalten und versuchen, auch den stärksten Widerstand dahin zu bringen, daß er sich für besiegt erklärt. Es wird noch viel umfassender und weltgrößer kommen als damals, es wird sich auch durch die ersten Widerstände nicht beirren lassen, nur noch mehr Liebe und Geduld beweisen, bis es alles Leid verzehrt und getilgt hat. Aber schade, daß es damals so kam. Es könnte heute die Welt anders aussehen, wenn's nicht so kam, wie's kam.

Aber jedem Auge möchte man sagen: Merk auf, daß du's nicht übersiehst. Es kommt ganz unerwartet und unscheinbar. Aber nicht wahr? Du wirst's ja nicht übersehen. Du weißt ja, wie's kam.

Lh.



Leihen und Lesen.

Wir saßen in München im Konzertsaal und warteten auf den Beginn. Hinter uns unterhielten sich zwei Damen auf das Lebhafteste über mein Frauenbuch, das eben erschienen war. Sie brannten darauf, es zu lesen, aber dachten nicht daran, es zu kaufen. „Emma" würde es sich schon anschaffen, damit trösteten sie sich zuletzt, und es ihnen leihen.

Das gab mir allerlei zu denken. Der Platz im Konzert kostete 2,50 Mark, das Buch 2 Mark. Für das Konzert hatte man Geld, für ein Buch nicht, und doch ist jenes etwas Verrauschendes, dieses ein bleibender Besitz, jenes ein Genuß, gewiß ein herrlicher, erhebender, anregender, aber immer nur ein einmaliger Genuß, dessen Lebenswert gering ist, dieses aber eine Hilfe am Werden, eine Aufklärung über das Leben und ein Wegweiser nach vorwärts für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit. An sich mag das Konzert mehr wert gewesen sein als das Buch, aber für das menschliche Gedeihen sind zweifellos die Gedanken, die hier ausgesprochen werden, von größerer Bedeutung als die Empfindungen, die dort ausströmten. Man wird einwenden: das konnten die beiden nicht wissen. Aber ich bezweifle das nach dem Interesse, das sie daran hatten, und bin jedenfalls der Meinung, daß sie auch dann gewartet haben würden, ob es eine Freundin sich kaufe und ihnen leihe. Denn ich kenne die Verhältnisse.

Für alles hat man Geld, nur nicht für Bücher. Der allergrößte Teil unserer „Gebildeten", ich schätze 95 Prozent, kauft sich niemals ein Buch, außer wenn er es für seinen Beruf braucht, oder um ein Geschenk zu machen, oder als Eisenbahnlektüre. Paul de Lagarde sagt einmal, wenn die Gelehrten nur 5 Prozent ihres Einkommens für Bücher anwenden würden, wäre selbst die gelehrte Schriftstellerei eine sehr einträgliche Sache. Aber diese Kreise sind doch noch die reinen Büchernarren gegen die übrigen unsrer gebildeten Welt! In alten Schlössern findet man oft ganz respek-

table Bibliotheken. Aber wo wächst heute in den Häusern eine Familienbücherei, die von der geistigen Entwicklung des Geschlechts Kunde gäbe und der heranwachsenden Generation eine Quelle geistiger Anregung böte? Ich will gewiß keine unbilligen Forderungen stellen. Wenn nur jedermann einmal soviel Geld für Bücher anwenden wollte, als er für Handschuhe und Krawatten ausgiebt, würden alle Schriftsteller und Buchhändler jubeln.

Aber Bücher sind nicht zum Kaufen, sondern zum Leihen da. Jedermann würde sich genieren Kleider, Schmuck, Bilder u. s. w. zu leihen, aber Bücher beansprucht man als selbstverständlich. Ich will gewiß nicht durchaus dagegen sprechen, sondern sehe es als einen Vorzug der Bücher an, daß man sie verleihen kann. Ja ich verleihe selbst sehr gern, eifrig und entgegenkommend, aber allerdings nur an solche gern, die sie sich nicht erwerben können. Ihnen gegenüber fühle ich mich sogar dazu verpflichtet. Sie brauchen mich gar nicht darum zu bitten, ich biete sie ihnen an. Aber ich halte es für unanständig, mir ein Buch zu leihen, das ich mir kaufen kann, und weigre mich deshalb, ein Buch zu entlehnen, das mir angeboten wird, wenn ich es nach Maßgabe seines Werts, meines Bedürfnisses und meiner Verhältnisse kaufen kann, zu kaufen habe. Das wäre ja nun bloß eine Geschmackssache, genau wie das mit fremden Federn sich Schmücken oder die Füße unter fremde Tische Stecken, die allerdings immerhin ein Bildungssymptom bliebe, wenn nicht vom Leihen auch das Lesen abhinge, für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit.

Von einem geliehenen Buche hat man viel weniger als von einem eignen. Denn man kann es nicht so lesen, wie das eigne, nicht so zur rechten Zeit, nicht so mit Behagen und guter Weile, nicht so langsam und gründlich, wiederholt und nachdenklich, sondern man muß es lesen, wenn und wie man es erwischt, zur Zeit und zur Unzeit, muß es möglichst eilends durchlesen, um es bald zurückgeben zu können. Man wird also dann viel eher nur an der Oberfläche haften bleiben. Aber bei allem, was nicht oberflächlich ist, gewinnt man nichts, wenn man nicht in die Tiefe dringt. Wer

allerdings der heutigen litterarischen Oberflächlichkeit huldigt, die nur ungefähre Kenntnis davon nehmen will, was drin steht, worauf es hinaus will, die nur hineinschaut und überfliegt, um sich einigermaßen über die neuen Erscheinungen zu orientieren, die nicht darin leben, sondern nur darüber reden will, der kann es getrost beim Leihen bewenden lassen. Wer aber ausschöpfen, in sich aufnehmen, verarbeiten, ins Leben umsetzen will, der wird darunter leiden, wenn er leihen muß. Was du dir aneignen willst, mußt du dir erwerben.

Unter diesen Umständen hängt es natürlich sehr von dem Inhalt und der Art der Bücher ab, ob es wert und nötig ist, sie zu besitzen oder nur vorübergehen zu lassen. Das wird gradweise sehr verschieden sein. Eine Bibel leiht sich wohl niemand, den gedruckten Zeitvertreib jedoch wird man sich möglichst ohne Unkosten zu verschaffen suchen. Es wird das aber dann nicht nur von der Art der Bücher, sondern auch von der Stellung abhängen, die die Leser zu ihnen einnehmen. Es fragt sich, was wir von einem Buche haben wollen. Wenn jemand sich z. B. für die Grünen Blätter nur als für ein Symptom des modernen geistigen Lebens interessiert, so genügt es, wenn er sie hier und da bei Bekannten einsieht. Wenn sie ihm ein aparter geistiger Genuß sind, so kann er ihn schon haben, wenn er sich die einzelnen Hefte zu guter Stunde leiht. Nur kann er sie dann bloß einmal durchlesen, während sich der Besitzer dies und das immer wieder vergegenwärtigen kann, was ihm zusagte. Es wird auch hier darauf ankommen, ob man Vielleser ist oder den vollen Genuß erst in der Wiederholung findet. Allerdings kennt man den Wert der Wiederholung als Steigerung des Genusses in der Litteratur nicht wie in der Musik, wo das selbstverständlich ist. Wer in den Grünen Blättern Belehrung sucht, wird nötigenfalls auch mit geliehenen Heften auskommen können, wenn er ein gutes Gedächtnis hat oder sich Notizen macht. Wenn sie ihm aber Blätter zur Pflege persönlichen Lebens sind, wird er sie für sich brauchen und selbst anschaffen müssen.

Wenn ich jemals in meinem Leben zu einem Buche Lebens-

beziehungen gewann, wenn mir aus ihm Wahrheit wurde und Leben, wenn es mir eine lebendige, ursprüngliche Anregung brachte, die ins Innerste drang und vorwärts half, habe ich nie geruht, bis ich es besaß, auch wenn ich es schon durchgelesen hatte, denn ich mußte es wieder lesen. Wer das in solchem Falle versäumt, bringt sich um die Hauptsache. Denn es giebt Bücher, die Lebenserscheinungen sind, deren Verständnis Erleben ist und seine Geschichte hat. Sie setzen schon eine ganz besondere Disposition, d. h. nicht Stimmung, sondern innere Lebenslage voraus. Ist sie vorhanden, dann werden sie lebendig, und wir empfangen einen starken unmittelbaren Eindruck. Es geht uns etwas auf, was bisher verschlossen war, es wird in uns etwas frei, was bisher gebunden war. Da genügt aber dann das Lesen nicht, sondern das innere Verweilen erst, das sich hinein versenkt, ist imstande, das Neue aufzunehmen und in steigendem Maße zu erfassen, in seine Tiefe zu dringen und den ganzen Umfang zu umspannen. Aber auch das ist nur der Anfang. In dem Maße, als sein Inhalt in uns Leben wird, erschließt sich uns erst sein Gehalt. Wir kehren wieder zu ihm zurück, und eine ganz neue Klarheit bricht aus denselben Ausführungen hervor. Verborgne Quellen springen auf, so oft wir uns vertiefen, und das Buch erscheint uns unerschöpflich wie das Leben.

Die gleiche Erfahrung haben manche Leser mit den Grünen Blättern gemacht, wie ich aus vielen Briefen und Gesprächen weiß, manche, nicht alle, ich kann auch gleich sagen welche: alle die irgendwie sich in einer gleichartigen inneren Lebenslage befanden wie die Verfasser. Ihnen waren sie ein außerordentliches Erlebnis aber sie kamen erst allmählich dahinter, was es zu bedeuten hatte. Es gab Aufsätze, mit denen sie zunächst nichts anzufangen wußten. Einige Schritte weiter auf dem Lebensweg, als sie einmal wieder dazu zurückkehrten, ging es ihnen auf, oder sie sahen dann Dinge, die ihnen vorher verborgen geblieben waren. Vielleicht erhielten sie auch zunächst nur einen starken Antrieb, und erst wenn sie ihm folgten, wurde ihnen von denselben Ausführungen eine Klarheit, von der sie zunächst gar keine Ahnung hatten.

Ich mache damit nichts Besonders aus den Blättern. Denn ihre Aufsätze sind nun einmal Lebenserscheinungen: sie sind nichts Ausgedachtes, sondern etwas Erlebtes. So schwach sie also auch sein mögen, sie tragen ihre Art an sich in ihrer Wirkung und wollen als solche aufgenommen sein. Der Beweis dafür sind nicht nur die erwähnten Bestätigungen aus dem Leserkreis, sondern ebenso die Beobachtung, daß mit vielen Aufsätzen manche gar nichts anzufangen wissen, während andere ganz außer sich darüber sind. Deshalb gehören sie zu den Büchern, mit denen man leben und verkehren muß, wo die Wirkung auf Gegenseitigkeit beruht. Wem die Grünen Blätter also das werden, was ihr Titel sagt: Blätter zur Pflege persönlichen Lebens, der wird mit dem Leihen nicht mehr auskommen.

Schließlich ist es aber auch für die Allgemeinheit nicht gleichgültig, ob wir uns Bücher von persönlicher Bedeutung nur leihen, statt sie zu erwerben. Das ist ein einfaches planimetrisches Exempel. Jeder Besitzer eines Buches ist von einem Kreis von Menschen umgeben, die von ihm aus auf das Buch aufmerksam werden. Jedes Exemplar hat also durch seinen Besitzer einen bestimmten Wirkungskreis. Wird es in ihm nur gelesen, so wächst er nicht, wird es aber von einem, der es sah oder las, gekauft, so entsteht ein neuer Kreis, und geschieht das mehrfach oder allgemein, so verbreitet es sich durch immer neue Kreise über viele Flächen. Ferner, je mehr es gekauft wird, um so weniger braucht es verliehen zu werden, um so mehr steht es also dem Besitzer zur Verfügung, oder um so länger kann er es dann auch dem Entleiher überlassen, daß der es dann gründlich lesen kann. Das sind alles Dinge, die unbestreitbar sind, und deshalb thut es mir leid, daß die beiden Damen das Frauenbuch nur leihen und nicht kaufen wollten, denn grade das sollte in alle Hände kommen. M.



Zum Nachdenken.

Dankbarkeit ist ein gefährliches Laster, wenn sie den Menschen einer inneren Freiheit beraubt.

* * *

Irreligiosität ist keine Befreiung von Religion, sondern eine Knechtung anderer Färbung, die gewöhnlich dem Aberglauben verfällt.

* * *

Wer mir eine Wahrheit aus der Bibel beweisen will, ist entweder beschränkt oder unaufrichtig. Mit der Bibel kann man nur erkannte Wahrheit erläutern, aber nicht beweisen.

Lh.

* * *

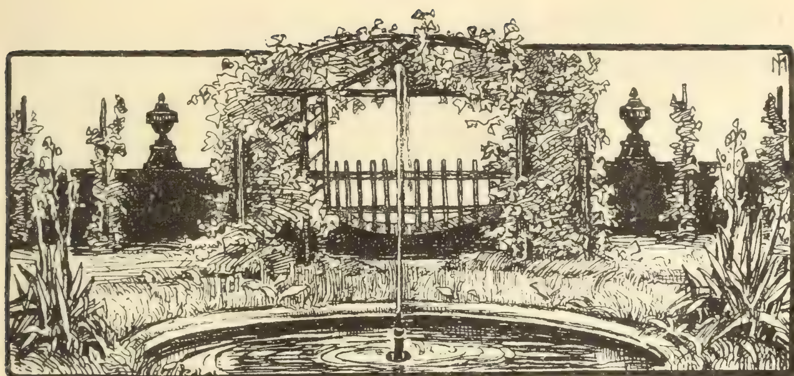
Die eingebildeten Pflichten sind unsre ärgsten Tyrannen.

* * *

Hypothetische Vermögen und Erbschaften (wenn ich hätte . . . !) werden immer vorzüglich angewendet.

M.





Tschingis-Khan.

Es war ein trüber, feuchter Frühlingsmorgen. Graue Nebelschleier lagerten über der Steppe und schienen unverkennbar anzudeuten, daß der Weg sich heute über die Räder rollen werde statt umgekehrt. Steppenwege lieben das im Frühjahr zu thun. Wenn der Boden aufgeweicht ist, zeigen sie die rührendste Anhänglichkeit, und der Fuhrmann sagt brummend, wenn er spät nach Hause kommt: Heute hat wieder alles mitgewollt.

Ich war auch in keiner freundlichen Stimmung, als ich übernächtig im Morgengrauen dem Zuge entstieg und nun auf dem einsamen Steppenbahnhofe die unerfreuliche Entdeckung machte, daß mein Kutscher nicht gekommen war, mich abzuholen. Also saß er entweder irgendwo fest, oder die Post hatte vergessen, meinen Brief zur rechten Zeit zu besorgen. Man thut in der Steppe immer gut, zuerst an diese Möglichkeit zu denken.

Während ich nun überlegend auf und ab ging, was zu thun sei, kam eines jener traurigen Fuhrwerke an, wie sie die Steppe durchziehen. Kleine struppige, nie geputzte Pferdchen, ein schmutziger Wagenkasten, ein Bund Stroh drin und darauf ein breites, gelbes,

schlitzäugiges Tatarengesicht. „Herr“, rief er erfreut anhaltend, „du brauchst gewiß einen Wagen. Ich habe ausgezeichnete Pferde, ich werde dich in kürzester Frist nach Hause bringen. Du brauchst nur einzusteigen. Ich bin fertig.“

Wenig erfreuliche Aussicht. Aber besser ist immer noch langsam zu fahren, als lange zu warten. Wir wurden also handelseinig, und bald saß ich auf dem Stroh neben ihm.

Mein Fuhrmann war ein Stelzfuß. Er fing bald an, in gebrochenem Russisch seine Leidensgeschichte zu erzählen, dann rühmte er seinen Holzfuß, ein deutscher Stellmacher habe ihn gemacht, ein sehr geschickter Mann, und er passe ausgezeichnet. Dann erzählte er kleine Anekdoten, wie die Tataren es lieben, und endlich waren wir dort angelangt, wo auch einen Stelzfuß noch der Schuh drückt, bei der allgemeinen Not und Armseligkeit.

„Herr“, begann er plötzlich eifrig, „siehst du, dieses ganze Land war einmal unser Eigentum. Uns fehlte nichts, es ging uns gut. Dann kamen die Deutschen und kauften uns das Land ab. Billig haben sie es gekauft, sie haben's auch ehrlich bezahlt, wir wissen es, aber wo das Geld geblieben ist, wissen wir nicht. Wir haben's bekommen, aber dann ist's verschwunden, niemand weiß wohin? Nun sieh, die Deutschen sind alle sehr reich geworden auf unserm Lande, und wir, wir sind so, wie du uns siehst, arme, arme Leute.“

„„Also reich seid ihr gewesen?““ warf ich ein, um den traurigen Gedanken zu unterbrechen.

„O Herr,“ rief er aufleuchtend, „wir waren sehr reich. Uns hat einmal dieses ganze Land gehört und noch viel mehr, und meine Familie, o ich stamme von einer großen Familie.“

„„So!““ rief ich aufmerksam werdend. „„Erzähle mir doch von deiner Familie.““

„Ich stamme in gerader Linie ab von dem großen Tschingis-Khan — vielleicht hast du von ihm gehört? Ihm hat einmal dieses ganze Land gehorcht.“

Aber gewiß hatte ich gehört. Das war also der letzte Sproß des großen Tschingis-Khan, der Stelzfuß auf dem Strohhaufen,

den ich eben für zwei Rubel gemietet hatte, mich zwanzig Werst weit zu fahren. Historischer Mietfuhrmann! Vor seinem Ahn hatte Europa gezittert. In welchen Flüssen hatte er doch die Rosse seiner Horden getränkt! Und jetzt waren die zwei armseligen Klepper da übrig geblieben von der ganzen Herrlichkeit. O schreckliches Epigonentum!

Ich war ernst geworden für den Rest unsrer Fahrt, während mein Nachbar mit breitem Behagen erzählte. Schließlich konnte ich mich nicht enthalten, dem Ahnengewaltigen ein reichliches Trinkgeld zu schenken. Nicht jeder kann dem Tschingis-Khan ein Trinkgeld geben!

Ich habe ihn später noch einmal gesehen. Ein reicher Bauer war gestorben, den ich im Leben gut gekannt hatte. So war ich beim Leichenbegängnis zugegen und saß später auf dem Hofe, wo das Leichenmahl im Freien unter einem schattigen Dache angerichtet war. Da sah ich von weitem den Nachkommen Tschingis-Khans unter der Stallthüre bei den Knechten stehen. Ich konnte mich nicht enthalten, zu ihm zu gehen. Ich begrüßte ihn tatarisch, indem ich mich verneigte und die rechte Hand ans Herz legte. Dann schüttelten wir uns die Hände. Er fühlte sich sichtlich geehrt und erfreut.

„Kennen Sie denn den Menschen?“ fragten einige Bauern, die mir verwundert zugesehen.

„„Ja, wir kennen uns sehr gut. Ich ehre in ihm den großen Tschingis-Khan.““

Verständnislos hörten die Bauern zu. Aber für einen Gelehrten haben sie immer eine Regung von Mitleiden und verzeihen ihm darum alle Wunderlichkeiten, die gegen die bäurische Etikette gehen.

* * *

Also gesehen haben wir uns nicht mehr, aber gedacht habe ich oft an Tschingis-Khan, den Stelzfuß. So nenne ich ihn. Seinen gewöhnlichen Namen habe ich vergessen.

Warum soll ich ihn nicht Tschingis-Khan nennen? Er ist's ja doch. Er ist das, was aus seinen großen Ahnen geworden, ein armer Steppenfuhrknecht. Ein großes Geschlecht ist wie ein Menschenleib. Dieser ist zusammengesetzt aus zahllosen lebendigen Zellen, die zusammen zur Einheit des lebendigen Leibes vergesellschaftet sind. Die Summe der zahllosen Leben bildet das eine Leibesleben. Ein Geschlecht wieder ist die Summe vieler Einzelleben, die sich zu ihm verhalten, wie die Zellen zum Leibe und in ihrer Gesamtheit die Geschlechtspersönlichkeit bilden.

So giebt es also Menschenseelen, aber es giebt auch Geschlechterseelen. Von jedem Menschen aufwärts kann man eine Linie ziehen, die ununterbrochen bis zu einem letzten Ahn führt, und die allerletzten Ahnen müßten Brüder, Kinder eines Vaters und einer Mutter sein. Die großen Geschlechter sind Einheitsseelen, die sich nur aus vielen Individuen zusammensetzen.

Wie der Seele des Einzelnen, so geht's der Geschlechtsseele. Sie wird aus kleinen Anfängen und erwächst zum vollen Bewußtsein, erreicht das Höchste, was sie erreichen kann, und dann geht's abwärts, bis sie in Greisenalter und Tod versinkt. So ging's Tschingis-Khan. Sein Ururahne war ein Roßknecht in der Mongolei irgendwo vor grauen Jahrhunderten, wahrscheinlich hieß er Tsching, war chinesischer Abstammung und Geburt. Aber es war Leben und Rasse in ihm. Er kam vorwärts. In seinen Kindern und Enkeln noch mehr. Zuerst wurde er vielleicht entlaufener Sklave und Pferdedieb, dann reich und Herdenbesitzer, Eigner vieler geraubter Sklaven. In einem Geschlecht wurde er Hordenführer. Als solcher nahm er schon den Ehrentitel Khan an. Schließlich wurde er der geschichtliche Tschingis-Khan, der oberste und Vereiniger aller Hordenführer, der in die sarmatische Tiefebene mit seinen wilden Scharen einbrach, der das ungeheure Mongolenreich gründete und eine Welt erbeben machte, dem die Krim eigen war mit ihrer wundervollen Residenz Bachtschi-Sarai, Tschingis-Khans „Gartenpalast". Das war der Höhepunkt, den die Geschlechtsseele erreichte. Dann ging's bergab. Die Einzelseelen wurden Fürsten,

dann Vasallen, dann adlige Grundbesitzer, dann Gutsbesitzer, Bauern. Diese verloren ihr Land, das Geld auch, und schließlich war der letzte Tschingis ein Steppenfuhrknecht. Da fehlte ihm schon ein Bein. Wie lange wird's dauern, und Tschingis-Khan ist ganz im Tode, nur noch ein Hauch, ein Name, eine Erinnerung in Büchern und Gelehrtenköpfen, aber keine lebende Seele mehr!

Armer Tsching! Dazu hast du dich durch die Jahrhunderte gequält, daß du in dein Nichts zurück sankst, aus dem du aufgetaucht! Nun, er war wenigstens einmal Tschingis-Khan und wird für ein paar weitere Jahrhunderte in der Weltgeschichte genannt werden. Lange ja auch nicht, denn die Weltgeschichte wird auch verrauschen; sie ist ja nur im besten Falle nicht älter als einmal 6000 Jahre. Und davon ist das meiste dunkel. Wird man nach 6000 Jahren noch Tschingis-Khan kennen?

Aber, freundlicher Leser, wer bist eigentlich du? Wer warst du, was wirst du in deinen Epigonen sein? Bist du selbst schon einer, oder steigst du noch aufwärts? Vielleicht bist du heute auf deiner größten Höhe und bist dann weiter nichts — als du? Noch lange kein Tschingis-Khan, weder weltlich noch geistig. Und dann wird's sachte, sachte bergab gehen, vielleicht wird nicht einmal ein Steppenfuhrknecht aus dir, vielleicht ein kahler Landstreicher, der irgendwo hinter einem Zaune oder in einem See sein Geschlecht ganz zu Grabe bringt. Es muß doch Rasse im alten Tsching gewesen sein, daß er nach Jahrhunderten immer noch ein so wackerer Fuhrmann sein konnte.

Manchmal ist's ganz gut, daß wir die Zukunft nicht wissen. Die Vergangenheit kennen wir ja auch nicht. Es hat sich einmal jemand den Scherz gemacht, in einer großen gebildeten Gesellschaft die Anwesenden zu fragen, ob jemand wisse, welchen Mädchennamen seine eigene Urgroßmutter geführt habe. Keiner wußte es. Wir sehen nur einen winzig kleinen Ausschnitt vom Leben der Geschlechtsseele. Über uns keine 100 Jahre und unter uns im besten Falle das zweite Geschlecht. Eintagsmenschen sind wir im Grunde.

Aber ob wir wissen oder nicht, ein Zweck muß doch darin walten. Seit ich weiß, daß in meinem Leben ein planvolles, verborgenes Führen waltet, das den Zufall regiert, seitdem glaube ich, daß dasselbe im Leben der Geschlechtsseele vorhanden sein muß. Aber welcher Zweck mag das wohl sein?

Ich denke mir, der Zweck muß auf zwei Pole gerichtet sein. Diese Pole müssen heißen Gerechtigkeit und Wahrheit. Es muß jedem Geschlechte volle Gerechtigkeit widerfahren, es muß aber auch jedes Geschlechtes Wahrheit herauskommen. Die Gerechtigkeit wird geboten in der vollen Entfaltungsmöglichkeit des Geschlechts. Also der uralte Tsching, der Rosseknecht, war gewiß eigen als Sklave eines urmongolischen Herdenbesitzers. Sein Leben war ihm durch eherne Normen unüberschreitbar festgesetzt. Er konnte nicht werden, was er wollte. Also bohrte das Geschlecht weiter in die Zeiten und wurde immer freier in der Selbstbestimmung, bis es Tschingis-Khan wurde. Da hatte es seine größte Freiherrlichkeit erreicht und es war ihm Gelegenheit gegeben, alles Große des Urtsching und seiner Geschlechtsnachfolger zur Geltung zu bringen. Und siehe, da wurde eben nichts weiter als ein riesiger Steppenheros daraus, eine gewaltige Höhe ohne inneren Gehalt. An dieser kam nun die Wahrheit der Tschings heraus, äußerlich und innerlich. Ihre Wahrheit war Roßknecht, nicht mehr. Als Roßknechte werden sie wieder versinken.

Deine Wahrheit, freundlicher Leser, kommt auch einmal heraus — welche wird's wohl sein? —

*   *   *

Unsere heutige Menschheit und Zeitgenossenschaft ist ein Querschnitt der ganzen Menschheit. Der allermindeste Teil der Menschen ist heute am Leben, wenn man die Menschen als Einzelwesen ansieht. Achtet man auf die Geschlechtsseelen, so ist jeder Einzelne ein zeitlicher Querschnitt des Geschlechtsseins. Als solche sind wir entweder Steiger oder Faller. Unsere Kinder kommen entweder höher als wir, oder sie fallen hinunter, vielleicht geschieht beides

ganz unmerklich, aber nach 100 Jahren wird man's schon sehen, wenn man dann von unserem Geschlecht überhaupt noch etwas sieht.

Auf den Namen des Geschlechts darf man übrigens nicht sehen, wenn man sein Geschlecht verfolgen will. Das Wunderlichste ist, daß alle Geschlechter namenlos sind. Die Geschlechtsseele wird schon schließlich einen Namen, d. h. ein Wesenswort haben. Aber niemand kennt es. Es giebt zwar einzelne Geschlechter, die den kindlich naiven Versuch machen über ihr Geschlecht eine Stammtafel zu führen — aber — wer lacht da? Die Stammtäfelchen sind alle von gestern und werden morgen beim Trödler wertlos sein. Die ältesten Adelsgeschlechter können noch nicht einmal ein Jahrtausend ihres Bestehens nachweisen, der geringste Tagelöhner aber hat ein Geschlecht, das mindestens 6000 Jahre zurückreicht. Was ist da dran gelegen, ob er's einige Jahrhunderte hindurch schriftlich hat? Das Geschlecht steht über der Schrift und ihren Zeichen.

Also wir sind Faller oder Steiger. Es ist ganz gleich, was wir sind: wir wandeln in jedem Falle zwischen Gerechtigkeit und Wahrheit. Die Faller waren Steiger, und die Steiger werden Faller sein. Ersteres ist gewiß, letzteres höchst wahrscheinlich. Wir zwei im Steppenwagenkasten standen uns ganz gleich, obgleich wir verschiedene Familienquerschnitte darstellten. Wer weiß, wer der Vornehmere war, der das Trinkgeld gab, oder der's bekam?

Ein Mensch, der ein wenig nachdenkt, bringt's eigentlich nicht fertig, sich über den andern zu erheben. Hochmut ist immer ein Ausdruck von Dummheit und Gedankenlosigkeit. Es ist kein Laster, sondern eine Strafe.

Es wird also jedem Geschlecht die Gelegenheit geboten, seine größtmögliche Höhe zu erreichen, und jedes entfaltet auch seine Wahrheit. Aber schade ist's doch, wenn die Wahrheit eines Geschlechts herauskommt als Roßknecht, Vagabund und schließlich doch als Tod. Da bleibt als Gewissensstimme in der Geschlechtsseele das schmerzliche Gefühl zurück: Das ist keine Wahrheit. Das war nur unsere traurige Wirklichkeit. Unsere Wahrheit muß höher liegen. Man könnte sich denken, daß die alten Tschingis alle, die

über die Erde geschritten sind, wenn sie meinen Fuhrmann mit dem Stelzfuß heute von ihrem Todsein aus sehen, sich sagen: und wir sind doch mehr. Das ist unsere Strafwahrheit, aber nicht unsere Wesenswahrheit. Unsere Schuld ist, daß wir bloß Tschingis-Khan wurden. Tschingis-Khan ist nichts Bleibendes. Das ist nicht einmal etwas Organisches. Das ganze Mongolenreich war etwas wie ein Riesenpferdediebstahl ohne sittliche Wahrheit und Gehalt. Nur das Ideal, das den Tschingis vorschwebte, ihre vermeintliche Wahrheit, aber nicht ihre echte.

Das echte Sein der Wahrheit muß bleibend sein können, muß auch ein Geschlecht bleibend gestalten können. Die Geschichte der Geschlechter ist nur der Versuch der Wahrheit, ist nur ihre Wahrheit, die ihnen in ihren bittern Folgen in Gestalt von entarteten Nachkömmlingen vorgeführt und vorgelebt wird und in ihnen das traurige Bewußtsein erzeugt: unser Streben war Irrtum, das eigentliche Sein liegt höher, wir haben's nur nicht erreicht. Aber das ist kein befriedigender Abschluß eines Geschlechtes und seiner Geschichte. Das Sein einer Geschlechtsseele kann unmöglich darin aufgehen, eine Darstellung von Irrtum zu sein. Das wäre entsetzlich. Schon schlimm genug, wenn ein Menschenleben ein einziger großer Irrtum ist, aber wenn ein solcher sich durch die Jahrhunderte wälzt und tausende von blutsverwandten Menschen unglücklich macht und schließlich bloß Selbstzweck sein soll — das ist unmöglich. Strafe genug, daß wir ererbte Irrtümer weiter schleppen, aber beinah ein Jahrtausend hindurch Irrtumsseele zu sein und ewig hoffnungslos, das wäre mehr als Hölle.

Gerechtigkeit und Wahrheit. Mag immerhin das Roßwesen der Familienirrtum der Tschingis sein. Ihre Wahrheit liegt höher, ihre Wahrheit steht noch aus.

* * *

Ich denke, hier wäre der Punkt, an dem die Geschlechterseelen sich nach Vereinigung sehnen. Ihre Rolle haben die Tschingis z. B. ausgespielt. Ihre Sehnsucht nach der Wahrheit brennt weiter,

auch wenn sie im Irrtum schlafen gegangen sind. Alle Geschlechter sind blutsverwandt und, was noch mehr sagen will, geistverwandt. Das Blut ist die Erscheinung, der Geist das Wesen.

Was nun das Geschlecht nicht erreicht, das gelingt möglicherweise der Geschlechtersumme, dem Volke. Geschlechter legen sich schlafen. Auf Erden sagt man, sie sterben aus, aber sie bestehen ja trotz des Sterbens noch fort. Sie leben in der Volksseele.

Und siehe! hier dasselbe eigentümliche Spiel. Lebenswahrheiten! Jedes Volk erhebt sich ja geradeso wie das Geschlecht, wie der Einzelne. Ein Wachsen aus der Urroheit heraus, ein Aufblühen, ein Volksideal, eine Volkshöhe und dann ein Abwärts, Verfall und schließlich zertretene Volkssplitter, die irgendwo untere Klassen werden und in Roheit verkommen — Entartungsformen. Auch die heutigen Völker sind alle entweder Steiger oder Faller. Die Faller stellen den großen Volksirrtum dar im verkommenden Volksleibe, und den Steigern steht noch die Möglichkeit aus, ihn zu vermeiden. Aber im Grunde ist's ganz gleich. Auch die Völker sind alle gleichwertig.

Die Naturgeschichte der Volksseelen ist übrigens verblüffend, demütigend einfach. Jedes Volk hat eine Freiheitsmöglichkeit gehabt und auf der Selbstbestimmungshöhe gestanden; die es noch nicht hatten, werden jedenfalls diesen Punkt erreichen. Die Völker haben auf Erden im Laufe der geringen 6000 Jahre, von denen wir einiges wenige wissen, kaleidoskopartig gewechselt. Welches sind wohl die Volksirrtümer und Wahrheiten? Von einem Volke ist uns näher bekannt, daß es zu Grunde gegangen ist am Weisheitsirrtum, ein liebes Volk, dem man gern ein ander Loos bereitet wünschte, auch nach Kräften bereitet hat. Das sind die Griechen. Im Grunde leben sie noch in ihren Hinterlassenschaften. Sie wer- aber wohl nicht mehr lange leben. Dahin mögen auch die Inder und Chinesen gehören. Von denen wissen wir schon sehr wenig. Sie sterben jetzt an ihrer selbstzufriedenen Weisheit. Alle andern sind zu Grunde gegangen am Geld- und Länderirrtum.

So bringt die Geschichte die Wahrheit der Völker heraus.

Das ist aber ihre Strafwahrheit, ihre strafbare Wirklichkeit, nicht ihr wahres Wesen. Sie stehen also zumeist auf dem Pferdediebstahlsstandpunkte der Tschingis. Ägypter, Assyrer, Babylonier — nicht einmal die Griechen waren ganz frei — Römer, Hunnen, Mongolen, Spanier, Engl— halt! nicht weiter. Die Geschichte wird's aussprechen, nicht ich. Alle landverhungert.

Nur eines lebt und lebt und kann nicht ersterben. Es wird auch niemals sterben. Das ist der Wurm unter den Völkern, der nicht stirbt. Das leidet am Religionsirrtum.

Wunderliches Völkergesetz. Je geistiger sein Irrtum ist, desto langlebiger ist ein Volk. Am kurzlebigsten ist die Ländergier. Länger lebt ein Volk, wenn der Landhunger wenigstens in Kultur gekleidet ist. Die Römer haben ihr Leben doch beinah auf 1000 Jahre gebracht. Ganze Tausend Jahre — der wievielmillionste Teil eines Sonnenbahnumlaufs mag das wohl sein? — Weisheit erhält noch länger. Die Griechen leben schon volle 3000 Jahre. Die Inder, Chinesen noch viel länger. Die Juden sind am Ende der Adel der Völker. Sie haben's auf 5000 Jahre gebracht und werden's in voller Kraft noch viel weiter bringen. Sie leben vom Religionsirrtum — trotz allen Schacherns. Heute bricht er wieder einmal durch im Zionismus.

Auch jedes Volk ist also geleitet zwischen Gerechtigkeit und Wahrheit. Nur hat jedes Volk in seiner entscheidenden Stunde noch immer nicht „die" Wahrheit gewählt, und sein Fallen offenbart seinen Volksirrtum.

Was würde wohl geschehen, wenn sie recht wählten? Was müßten sie wählen, und welches wäre dann wohl ihre Zukunft?

Wählen müßten sie, was von der sinnlichen Erscheinung am fernsten und dem wahren Wesen am nächsten liegt. Also müßten sie für sich erwählen Geist, Gott. Die Griechen erwählten Verstand, die Juden Religion. Scheinbar kamen sie recht nahe. Aber nur scheinbar. Und auch davon nur der Wiederschein war Langlebigkeit.

Aber wenn ein Volk wirklich Geist und Gott erreichen würde? —

Das hätte das Fallen und das Sterben überwunden. Von dem Volke aus müßten Lebenswellen zurückfluten auf alles, was im Irrtum und Tode schmachtet seit Jahrtausenden. Alle Völker würden herzueilen und aufgehen in diesem Volke der Völker. Vergessen wäre ihr Nationalismus und Partikularismus und Jingoismus, und wie diese ismen, diese Volksirrtümer, heißen. Es würde alles ein großes Israel Gottes werden.

Das würde sich auswirken auch zeitlich vorwärts und rückwärts. Das zeitliche Nacheinander ist ja nur ein Zufall, eine Anschauungsform. Hätte Tschingis-Khan den Israel Gottes erwählt und erreicht, so wäre der Urtsching, der Pferdedieb, mit davon berührt und geheiligt worden. Hätten's Abrahams Nachkommen erreicht, so wären sie Israel geblieben und nicht religiöse Schacherjuden geworden.

Aber es hat's kein Volk erreicht und die, die jetzt noch steigende sind, haben wenig Aussicht dazu. Namentlich die modernen können sich gar nicht denken ohne Länderschacher.

Da müßte eine noch höhere Einheit gesucht werden. Nicht mehr die Volksseele, die Menschheitsseele. Die Menschheit ist doch auch eine Einheit, die aus Vielheiten besteht, eine Einheit von Völkern, Geschlechtern, Persönlichkeiten, von Zeiten und Zeitgenossenschaften. In allen Personen, Geschlechtern und Völkern, die jeweilig auf ihrem Höhepunkte stehen, trachtet die Menschheit danach, ihre Wahrheit zu erlangen. Die jeweilig höchsten sind die ausgestreckten Glieder der Menschheit nach Wahrheit. Wenn sie den Irrtum ergreifen, so leidet in ihnen und ihren Nachkommen die Menschheit die Strafe der Wahrheit, die Strafe für Mißachten der Wahrheit.

Wenn nun Einer unter allen Menschen die Verbindung von Geist und Gott herstellt, dann ist offenbar der Menschheit geholfen. In Einem hat dann die Menschheit ihr Ziel erreicht. Er würde zuerst sein Geschlecht, dann sein Volk und schließlich die Menschheit beeinflussen müssen. Der Eine würde nie vergehen, sondern ewig bestehen und ewig leben. Der Eine wäre der zweite Mensch. Von

dem ersten Menschen hätte sie das Leben und den Tod, vom zweiten das ewige Leben und die Erlösung. Von dem Einen Menschen aus, der den Geist Gottes gewinnt, würden nur Geistesfäden gezogen werden müssen zu allen Völkern, Geschlechtern, Zeiten und Einzelnen, und wo nur immer der Lebenszusammenschluß mit dem Einen erfolgte, wäre die Rettung gegeben und der Tod aufgehoben. Es würde in dem Einen eine neue Menschheit erstehen, die ewig ist in Gott und die Geist ist.

So ungefähr denkt sich die Bibel die Bedeutung des Einen Menschen Jesus, der eine Menschheitsgenossenschaft begonnen hat, weil alle anderen Genossenschaften versagten.

Die Sache ist nur noch nicht fertig. Zu dem Einen Menschen muß noch eine Zeitgenossenschaft kommen, die als Ganzes sich in ihm ihrer Wahrheit bewußt wird. Von dieser Zeitgenossenschaft aus würde sich dann rückwärts das Leben in alle Geschlechter hinein ausbreiten und Geistesgemeinschaft wirken müssen. Dadurch könnte Auferstehung und Leben geschafft werden in alle Geschlechter, die von ihren Irrtümern überwältigt und übermüdet schlafen gegangen sind. Dann findet auch Tschingis-Khan, die große Geschlechtsseele, ihre Wahrheit und ihr Leben. Lh.

Nachwort zu den Aufsätzen über Erziehung und Unterricht.

Meine Aufsätze über Erziehung und Unterricht haben in vielen Lesern die Frage wachgerufen: Was sollen, was können wir denn thun? Wie kann es anders werden? Denn wer nicht vom gegenwärtigen Schulbetrieb befangen ohne weiteres als selbstverständlich annimmt, daß dieser geschichtlich gewordene Bildungsapparat das einzig Mögliche sein muß, sondern ihn unbefangen nach seinem Lebenswert und Bildungswert im Interesse des menschlichen

Wesens prüft, der kommt bald dahinter, daß unser ganzes Unterrichtswesen im Argen liegt und als solches, wie es ist, einfach nicht zu gebrauchen ist. Aber die Möglichkeit einer Änderung scheint den meisten von vornherein ausgeschlossen, ja es ist mir schon zum Vorwurf gemacht worden, diese Ziele überhaupt aufgestellt zu haben, da sie doch nicht erreichbar wären.

Und in der That, die Lage im Unterricht erscheint hoffnungslos, weil das Bildungswesen vom Staate beherrscht wird. Er hat das Unterrichtsmonopol und zwingt seine Unterthanen, sich seinem patentierten Verfahren zu unterwerfen. Er läßt durchaus keinen Spielraum zu freier Entfaltung: für das Elementarschulwesen überhaupt nicht, denn das beherrscht er auch, soweit es noch private Wege gehen darf, vollständig, und die höhere Schulung, die nicht seine Uniform trägt, beeinflußt und chikaniert er durch die Berechtigungen, die er nur seinen Anstalten giebt. So zwingt er alle, die sich außerhalb seiner bevorrechteten Anstalten ihre Bildung aneigneten, sich seinen Prüfungen zu unterwerfen, die auf sein Stopfsystem zugeschnitten sind. Das Mißtrauen, das seine Schulmeister gegen jeden besondern und freien Bildungsgang erfüllt, steigert ganz von selbst die Rücksichtslosigkeit gegen jeden Auswärtigen, der es wagt, nach einem höheren Ziel auf eignen Wegen zu gehen, sodaß kaum eine Privatanstalt anders als nach den vorgeschriebenen Lehrplänen und der herkömmlichen Lehrweise unterrichten kann. Man sieht, dieses streng durchgeführte Monopol ist wirksamer als eine Unfehlbarkeitserklärung, sie verbaut jeden neuen Weg und macht jeden andern Versuch unmöglich.

Gewiß ist es heute unverdächtigen Dorfpfarrern möglich, ihre Kinder nach ihrem Ermessen und auf ihre Weise zu unterrichten — und es wäre zu wünschen, sie nützten es recht aus zu Versuchen einer nach Ziel und Methode menschenwürdigen Geistesbildung, sie könnten sich damit ein ungeheures Verdienst als Vorkämpfer für die Kultur erwerben —, weil sie selbst Lokalschulinspektoren sind, und die Schulinstanzen ihnen für ihre eignen Kinder durch die Finger sehen. Aber sobald sonst jemand seine Kinder im Hause

erziehen will, wird ein staatlich gebildeter und geprüfter Lehrer verlangt, auf den Lehrplan verpflichtet und im regelrechten Betriebe kontrolliert. In ostpreußischen Einöden mag die Beaufsichtigung noch ziemlich harmlos sein, aber im allgemeinen ist die Schulinspektion streng wie die Polizei. Der einzige Fall, den ich kenne, wo jemand seine Kinder in ganz freier, vorschriftswidriger Weise gebildet hat, war nur dadurch möglich, daß die Familie allemal, wenn der passive Widerstand gegen die Schulpolizei nicht mehr möglich war, auf längere Zeit ins Ausland ging. Wir haben es herrlich weit gebracht mit dem Menschenrechte der persönlichen Freiheit, daß wir nicht einmal unsere Kinder frei nach bestem Wissen und Gewissen erziehen dürfen.

Würde aber ein Lehrer auftreten, um Kinder etwa nach unsern Grundsätzen zu unterrichten oder eine Anstalt zu diesem Zwecke begründet werden, so würde ihr von vornherein die staatliche Genehmigung, die dazu nötig ist, versagt werden, denn die giebt es nur auf Grund des staatlich approbierten Reglements. Außerhalb der Schulpflicht, für Kinder vom 14. Jahre an, ist man natürlich frei, sie zu lehren, wie und was man will. Aber bis dahin sind sie ja schon in ihrer ganzen geistigen Entwicklung geschädigt und für unsere Wege vielfach verdorben. Der menschenwürdige Unterricht kann also gegenüber dem öffentlichen Schulwesen, in Deutschland wenigstens, nicht aufkommen, denn er wird durch den Staat im Keime erstickt. Aber auch eine Wendung zum Bessern im staatlichen Schulbetriebe selbst scheint ausgeschlossen, weil die freie Konkurrenz fehlt. Das Schulwesen bietet uns ein gutes Bild, wie es im Zukunftsstaate auf allen Gebieten aussehen würde. Nur der Wettkampf treibt zu dauernder Selbstprüfung und zu immer neuen Versuchen, woraus allein das einzig Richtige, Wahre und Praktische geboren wird. Gewiß herrscht nun Wetteifer zwischen den verschiedenen Anstalten, aber sie sind alle in der Richtung festgelegt und an das gleiche Arbeitsreglement gebunden. Wie soll es da anders werden?

Dazu kommt noch eins. Auf allen Gebieten herrscht ein rast-

loses Ringen aller auftauchenden Probleme Herr zu werden. Keins gilt als unlösbar, so aussichtslos auch alle Versuche durch Jahrzehnte sich erweisen. Alle Mißerfolge stacheln nur zu neuen Versuchen an, bis die Aufgabe bezwungen wird, und es ist selbstverständlich, daß der Staat eine Fülle von Versuchsanstalten auf allen Gebieten mit reichen Mitteln unterhält, die lediglich den Zweck haben, neue Wege, bessere Möglichkeiten zu entdecken, und daß er alle freiwillige Arbeit nachdrücklich unterstützt. Die Öffentlichkeit verfolgt jeden Versuch und neuen Schritt mit fieberhaftem Interesse, und jede Umwälzung, die durch eine neue Einsicht auf irgend einem Gebiete hervorgerufen wird, wird mit hellem Jubel begrüßt und mit eiserner Energie durchgeführt, koste es was es wolle. Und nun schauen wir, wenn wir dieses Bild voll Lebensdrang und Werdelust, voll zähem Ringen mit den Problemen und äußerster Spannung aller Kräfte nach Vollkommenheit in uns aufgenommen, auf das Unterrichtswesen: keine Spur von alledem auf dem Gebiete der Kultur des menschlichen Wesens.

Gewiß wird hier gearbeitet und wissenschaftliche Ergebnisse eifrig für den Lehrstoff verwertet, gewiß bildet man hier die Unterrichtstechnik weiter aus und zieht alle psychologischen Forschungen dafür inbetracht, aber wo lebt, zittert und pocht hier überhaupt das Problem, um das es sich handelt, wo wird hier das Bildungsziel immer neu und immer herrlicher aus dem rastlosen Werdedrange der Menschen geboren, die Bildungswege daran gerichtet und rastlos nach zielgemäßen und zielsichern gesucht, wo empfindet man auch nur diesen ganzen jämmerlichen Notbehelf unsrer Schule und die hahnebüchenen Unzulänglichkeiten ihrer sogenannten Bildung, dieser zugestutzten und mit Flitter behängten Barbarei, einfach als unerträglich, wo läßt man hier fallen, was unhaltbar ist, und versucht unermüdlich, wie man einen wirklichen Erfolg ermöglichen kann? Ich sehe nichts davon, sondern vielmehr wie Schulmänner, Presse und das Volk der Eltern und Unterrichteten, die öffentliche Meinung und die pädagogische Wissenschaft einmütig sind, daß unsere Schule die einzig wahre ist. „Die thörichte Selbstgefälligkeit unseres Jahr-

hunderts tritt einem gerade hier, wo die Gegenwart fast nur sündigt, besonders häßlich entgegen (Treitschke, Politik I 353). So erklärt sich, daß die Einrichtung und Art des Unterrichts nirgends in Frage gestellt wird, sondern für unantastbar und der ganze Betrieb für sakrosankt gilt, obgleich alle Ergebnisse selbst den dürftigsten Idealen fortwährend ins Gesicht schlagen, und unsere geistige und persönliche Kultur weit unter dem Nullpunkt liegt. Die Empfindungslosigkeit den Bildungsnotwendigkeiten gegenüber ist hier im Staat und Volk so groß, daß man aus der Anerkennung, daß unser Unterricht, wie er ist, gar nicht die Aufgabe wahrhafter Bildung erfüllen kann, nicht etwa den Schluß zieht: der Unterricht muß auf jeden Fall anders werden, sondern vielmehr: die Ziele müssen fallen, weil sie unser Unterricht nicht erreichen kann. Das ist das Echo, das mir meine Aufsätze vielfach eingebracht haben. Dürfen wir uns dann wundern, daß man an Versuche andrer Möglichkeiten auf diesem Gebiete auch nicht einmal denkt, daß man sie, wenn Männer auf eigne Faust sie unternehmen wollen, hindert statt sie zu fördern? Wahrlich auf allen Gebieten ist der Staat Kulturstaat, aber auf dem Felde der eigentlichsten Kultur ist er — katholische Kirche, rückständig aus Prinzip. Hier gilt das geschichtlich Gewordene von vornherein für unfehlbar: wohl ist es verbesserungsfähig, aber in seinen Grundzügen einzig wahr und einzig möglich.

Darnach scheint eine grundsätzliche Änderung der ganzen Einrichtung und des Betriebs unsers Unterrichtswesens, der gegenüber die Verschiebung in der Verteilung des Stoffes und in den gewährten Berechtigungen, wie sie die Schulreform betrieben hat, gar nichts bedeutet, unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich. Das heißt, so lange wir es uns gefallen lassen, wir, die wir uns nicht als gebundene Knechte der Verhältnisse fühlen, sondern sie nach unserm Willen und Zielen zu gestalten gesonnen sind.

Aber dieser neue Unterricht kann nicht gemacht, sondern nur geboren werden. Eine Reorganisation vom grünen Tische aus wäre, selbst einem erzieherischen Genie und geborenen Organisator un-

möglich, weil der rechte Unterricht eine durchaus persönliche Sache ist und nicht reglementiert werden kann. Also darf man auch vom Staate nicht die Initiative dazu erwarten, zumal „er auf diesem Gebiete des feineren geistigen Lebens sehr wenig produktiv ist, nur schützen und äußere Hilfsmittel bieten kann.“ (Treitschke). Er wird aber geboren werden mit der neuen Kultur, der Kultur des menschlichen Wesens, deren Wehen jetzt durch das ganze geistige Leben unserer Zeit zittern. In dem Maße als der Sinn für persönliche Kultur erwacht und nach diesem Ziele gerungen wird, muß unser Unterricht als menschenunwürdiger Drill und unnatürliche Behandlung des geistigen Lebens der Kinder offenbar werden. Vorläufig bewegt man sich noch auf der Oberfläche (z. B. „die Kunst im Leben des Kindes“), weil man dem Problem der Kultur des menschlichen Wesens selbst noch nicht auf den Grund gekommen ist, sondern nur daran herumtastet. Aber das wird ja anders werden.

Die Umsturzbewegung wird dann in erster Linie von den Lehrern selbst ausgehen. Denn die nicht subalternen Naturen unter ihnen, die von ihrer Kunst erfüllt sind und wirklich Bildungsziele verfolgen, werden es auf die Dauer nicht ertragen können, durch Aufopferung ihres Innersten unsern lebenswidrigen Schulbetrieb lebendig zu erhalten und zu einem Scheine des Rechts zu verhelfen, sondern gemeinschaftlich eine naturgerechte und kulturmäßige Einrichtung der Schule verlangen, an der sich nicht ihre persönliche Kraft immer und immer wieder fruchtlos erschöpft. Denn man täusche sich doch nicht: das genügt nicht, wirklich lebendige Persönlichkeiten in den regelrecht funktionierenden Apparat hinein, sondern gerade die ganze Anlage, die Einrichtung, die Lehrpläne, die Methode, der Betrieb muß von Grund aus umgewandelt werden, sonst bleiben die besten unter ihnen, wie mir einer schrieb, gepeinigte Peiniger. Erhebt sich aber gerade die Elite der Lehrerschaft in den Elementarschulen und höheren Anstalten einmütig gegen unsere rückständige Jugendquälerei, so wird selbst die vertrocknetste Bureaukratie Bedenken tragen, die Bewegung niederzumaßregeln, sondern von dem Strome des Lebens mit fortgerissen werden.

Dazu gehört aber zweitens, daß die Eltern und die gebildete Laienwelt aus ihrer empörenden Gleichgiltigkeit aufgerüttelt wird und sich nicht mehr in das Unvermeidliche fügt. Diesem Aufstande kann keine Schulhierarchie widerstehen, denn sie ist abhängig vom Parlament. Dazu muß aber vor allem den Menschen erst das Verständnis für Bildung aufgehen, das heute überall dort am allerwenigsten vorhanden ist, wo man das Wort fortwährend im Munde führt. So lange wir aber noch das tragikomische Schauspiel genießen, daß Tausende unserer gebildeten Frauen und Männer mit den höheren Schulen, in denen unsere männliche Jugend verkümmert und bildungsstumpf wird, durchaus auch die Mädchenwelt beglücken wollen, ist wenig zu hoffen. Unsere Zeitgenossen müssen erst einmal nüchtern und klar darüber werden, worum es sich eigentlich beim Unterrichte handelt, was für ihre Kinder und die Zukunft der Nation dabei auf dem Spiele steht, daß Bildung Schicksal ist. Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft, und wie die Jugend erzogen und gebildet wird, so ist Schicksal und Kultur eines Volks in der Zukunft. Hier handelt es sich um viel tiefer liegende Probleme als in den Überbürdungs- und Berechtigungsfragen. Um sie nur zu begreifen, muß man zu sich selbst gekommen und unter seiner eigenen früh verpfuschten Bildung gelitten haben, und um für sie mit der ganzen Kraft seiner Person eintreten zu können, muß man für das Ziel einer Menschenwerdung von allem, was den kostbaren Keim eines menschlichen Wesens in sich trägt, erglühen. Also hier, meine Freunde, hier zeigt es, was ihr wollt, was ihr seid, was ihr könnt!

Aber, wirft man mir vor, was hilft das uns und unsern Kindern, die jetzt in die Schule müssen. Darauf antworte ich zunächst: Wenn wir nur an uns denken und was uns im Augenblicke nützt, dann bleibt uns nur die Politik der Notbehelfe. So nötig die sind, so heben sie doch keine Not von Grund aus. Darum mögen andere es über sich gewinnen, ich bin außer Stande, mich damit zu begnügen, und habe die Leser der Blätter immer so eingeschätzt, daß sie mit uns nach dem neuen großen Ziele für

alle ringen, gleichgültig wie nahe wir ihm zeit unsers Lebens kommen, geschweige was wir dadurch für uns speziell herausschlagen können. Fehlt mir diese andauernde Spannung aufs Höchste und auf das Heil für die Gesamtheit, wie soll ich die Öde, Schlaffheit und Erbärmlichkeit der Gegenwart ertragen? Nein, die Erquickung meiner Mühen liegt im Glücke der Enkel und Urenkel, zu dem wir den Grund legen wollen.

Dann aber sage ich allen, die für sich Rat begehren: Thut für eure Kinder, was jetzt schon schließlich möglich ist. Wenn ihr merkt, daß euren Kindern die Schule nicht bekommt — ich wiederhole, daß eine große Anzahl Kinder zwar nichts wirklich Wertvolles von dem gegenwärtigen Unterricht haben, aber so angelegt sind, das sie wenigstens nicht unter ihm leiden — ei, so nehmt sie doch heraus, laßt sie privatim oder noch besser, indem ihr euch mit mehreren Familien gleichen Schicksals verbindet, gemeinschaftlich von einem tüchtigen Erzieher unterrichten. Natürlich müßt ihr den suchen und wie einen Künstler halten und honorieren. Das ist allerdings teurer als Schulgeld zahlen. Wer kann das? Das können Tausende und Abertausende in unserem Volke, wenn sie nur 20 Prozent ihres Einkommens dafür hergeben. Und langt das nicht, nun so gebt doch das Vermögen hin, das eure Kinder einmal erben sollen, es ist so besser angelegt, oder opfert euren Schmuck, euer Silber, eure Diners und eure Toiletten. Wenn nur erst einmal alle, die es können, so handelten, so würde damit schon auf den Staat ein solcher Druck ausgeübt, daß er Wandlung schaffen müßte, und es auch denen zu Gute käme, die das nicht können. Handeln ist besser als Agitieren. Wenn auf diese Weise grade alle Tüchtigsten dem Staatsschulwesen entzogen würden — und die sind alle zu haben, wenn sie die materielle und gesellschaftliche Stellung bekommen, die Erziehern gebührt (m. E. gebührt Erziehern, die es im Vollsinne des Wortes sind, ungefähr die erste Stelle in einem Volk) —, so würden die maßgebenden Instanzen bald zur Einsicht kommen, daß der gegenwärtige Zustand nicht länger mehr aufrechterhalten werden kann. Wo sind aber solche

Erzieher? Sucht nur beizeiten, so werdet ihr finden. Auch hier regelt die Nachfrage das Angebot. Freilich Kandidaten zwischen dem ersten und zweiten Examen, die selbst noch im allgemeinen unfertig und ungebildet sind, die weder sich, noch Kinder, noch Ziele des Werdens kennen, meine ich nicht.

Natürlich bleibt das bestehen, daß es dann Reibungen mit den Behörden geben würde, in dem Maße als anders unterrichtet würde. Aber die jährlichen Lehrziele könnten ja nebenbei und auf andere Weise mit erreicht werden, so weit das nicht zu umgehen ist, trotzdem der Schwerpunkt auf was ganz anderes fiele. Und wären die Erzieher die Persönlichkeiten darnach, so würde man sie schließlich schon gewähren lassen. Vom 14. Jahre aber sind die Kinder frei. Aber die Examina mit den Berechtigungen! Die würden menschenwürdig Gebildete früher, besser und spielend bestehen. Das liegt in der Natur der Sache.

Schließlich hoffe ich, wenn die Erkenntnis dieser Not wächst, daß viele Privatleute, wie sie für irgendwelche wissenschaftliche Zwecke Riesensummen opfern, auch einmal Mittel hergeben und geeignete Persönlichkeiten in Stand setzen, diese neuen Bildungswege praktisch auszuproben und festzustellen und in Musteranstalten den praktischen Beweis für die Fruchtbarkeit unserer Grundsätze zu liefern. Sie würden den staatlichen Organen den Anschauungsunterricht bieten, wie es werden soll, und die Möglichkeiten ermitteln, wie es in öffentlichen Schulen verwirklicht werden kann. Kein Kultusminister, glaube ich, würde solchen Männern und einem solchen Unternehmen die volle Freiheit der Bewegung beschränken, wenn er darein eingeweiht würde, worum es sich handelt. Eine solche Erziehergenossenschaft wäre dann der gegebene Mittelpunkt für Angebot und Nachfrage nach Erziehern, ja für die ganze Bewegung zu einer grundsätzlichen Umgestaltung unsers gesamten Bildungswesen.

Ein Großer unsers Volks früherer Zeit soll gesagt haben: „Der Deutsche braucht hundert Jahre, um eine Dummheit einzusehen, und hundert Jahre, sie wieder gut zu machen.“ Ich glaube, es geht heute schneller.

M.

Fragen und Antworten.

Der kleine Knabe kam voller Entrüstung nach Hause. Seine Mutter hatte ihm Geld gegeben und ihn weggeschickt, sich das zottige Haar schneiden zu lassen, weil es nun einmal in seiner natürlichen Widerspenstigkeit nicht gehorchen wollte, und nun kam er tief gekränkt zurück, der Mann, der die Operation vorgenommen, habe ihn nach allem ausgefragt, wo er gelebt und gelernt hätte, wer seine Geschwister und seine Eltern seien und zuletzt als wichtigste, interessanteste Frage, der Höhepunkt des Barbierinteresses, die hochbedeutsame Frage der Fragen: Hat dein Papa viel Geld? Da hatte nun der kleine Mann weiter keine Auskunft gewußt, aber das bohrende, zudringliche Fragen hatte er als Qual und beinah als Kränkung empfunden, als sei ihm und mehr noch seinen Eltern ein Unrecht geschehen, und doch konnte er sich darüber noch nicht genau Rechenschaft geben.

Der kleine Knabe wußte noch nicht, daß man mit Barbieren nur ein sehr kurzes Verfahren anwendet, und seine Mutter tröstete ihn, er brauche nie mehr in jenen Laden zu gehen und solle künftig auch nicht mehr allein gehen an Orte, wo er wehrlos der Geschwätzigkeit fremder Menschen preisgegeben sei.

Ob die Mutter nicht zuviel versprochen? Dem kleinen Knaben kann man jedenfalls ein schweres Leben voraussagen, wenn er in jungen Jahren schon so zartfühlend ist. Es ist nun leider einmal so. Wer in's Leben tritt, tritt in eine ungeheure Barbierstube. Da schnattert und fragt und klatscht es durcheinander, wie wenn Scheeren fühllos klappern, und ruht nicht, bis alles gleichmäßig durchgeschoren ist.

Solche Leute sind müßig und leer, und weil sie selbst gar keinen Inhalt und höheres Interesse haben, belästigen sie auch ihre Nebenmenschen und suchen ihren mangelnden Inhalt durch Herumwühlen in fremden Angelegenheiten zu ersetzen. Es sind die dreisten

Bettler, die mit zudringlicher Armseligkeit an den Straßen des Lebens lagern und die Vorüberziehenden frech beschnüffeln. Wehe dem Lande, das mehr Bettler wie Besitzende hat!

Das sind dieselben Leute, die tagtäglich ihre Unbedeutendheit in die Zeitungen rücken, weil sie wünschen, daß die Welt ihre Verhältnisse beklatschen möchte, und uns durch die hochwichtigen Nachrichten erfreuen, daß sie sich verlobt oder verheiratet haben oder furchtbar gern verheiraten möchten — Vermögen erwünscht —, oder daß sie hocherfreut sind, Kinder bekommen zu haben, oder statt besonderer Meldung tiefbetrübt, daß sie gestorben. Weil sie im Leben die großen tiefen Gefühle nicht mehr zuweg bringen, suchen sie sie dadurch zu ersetzen, daß sie in der Zeitung hocherfreut oder tiefbetrübt sind. Wären sie's in der Wahrheit, so würden sie ihr Empfinden keusch verhüllen. Was an Tiefe mangelt, wird barbierstubenmäßig durch Breite ersetzt. Aber für die Öffentlichkeit sind ihre Verhältnisse furchtbar gleichgültig, und daß uns etwas genommen wird, wenn Menschen darüber reden, merken sie nicht. Ach sie haben nichts mehr, das ihnen genommen werden könnte!

Ich kannte einen jungen Menschen, der brachte es nicht fertig, die Namen der Leute, die er liebte, nur zu nennen, weil er's nicht hören zu können glaubte, daß andre Leute die Namen, die ihm teuer waren, gleichgültig nannten oder gar etwas Geringwertiges von ihnen erzählten. Ihm war, als geschähe seinen Freunden ein stilles Unrecht, wenn gewisse dritte Leute sich auch nur vorübergehend mit ihnen beschäftigten. Und es giebt ja Menschen, die haben in allem, was sie äußern, etwas Hartes, Wehthuendes, Unbarmherziges, das zarter Angelegten auf die Nerven fällt.

Wenn solche Leute fragen, darf man natürlich nicht antworten. Denn wenn sie etwas nicht verstehen, bringen sie's auf ihre Weise weiter, und dann ist des Berichtigens und Erklärens kein Ende. Und sie mißverstehen alles. Schon aus Grundsatz und Angewöhnung, damit die Sachen so weitläufig und flach wie möglich werden. Hier nützt das Antworten nichts, darum muß es unterbleiben.

In der Wirklichkeit sind solche Menschen, die Helden der Barbierstube, nicht allzuschwierig. Wenn der kleine Knabe groß sein wird, wird er dem ihn mit Fragen Mißhandelnden flugs eine unbedeutende Geschichte erzählen, wie's gekommen ist, daß das neueste Stück im Theater durchgefallen, und warum die X-straße neu gepflastert werden muß, und daß die Garderegimenter sicherem Vernehmen nach einen neuen Knopf bekommen sollen. Solche welterschütternde Ereignisse werden das Interesse aller Barbiere dermaßen aufsaugen, daß man unbehelligt weiter ziehen kann. Wenn es aber doch nicht ganz verschlagen und die dreiste Wißbegierde besänftigen sollte, giebt es ein unfehlbares Mittel. Das sind Gegenfragen. Sind Sie verheiratet? Haben Sie viele Kinder? Sind sie mehr blond oder dunkel? Gehen sie schon in die Schule? Gedenken Sie ihren Kindern eine reale oder gymnasiale Ausbildung zu geben? Erstere ist doch heutzutage viel ratsamer. Finden Sie nicht auch?

Solche und ähnliche Fragen wirken nicht nur ablenkend, sondern verleihen dem Frager noch den Strahlenglanz des Teilnehmenden und werden eine solche Fülle von Antworten hervorlocken und die Wollust des Erzählens derart anregen, daß man mit der Geduld des Zuhörens seine Freiheit billig erlangt hat. Sogar den angenehmsten Eindruck wird man hinterlassen.

Hier wäre Antworten unnötig und unrecht.



Nicht alle Frager sind so harmlos. Die Ersten fragen aus Gewohnheit oder Neugierde. Es giebt aber andere, die fragen uns nur deshalb, weil sie schon eine Antwort haben, und weil sie voraussetzen, daß unsere Antwort anders lauten werde. Das sind die eigentlich schweren Frager. Sie kommen ganz harmlos, fragen dies und das und locken den arglosen Menschen heraus, und wenn sie dann seine Seele herausgefragt haben, überfallen sie sie und suchen sie zu vernichten. Sie fragten nur, weil sie besser wußten, und wollten nicht fremde Weisheit hören, sondern die eigene leuchten

lassen, um die fremde zu vernichten. Ein alter Weiser sagt einmal von solchen Leuten: „Sie haben mir ohne Ursach gestellt ihr Netz zum Verderben und haben ohne Ursache meiner Seele Gruben zugerichtet."

Was soll man mit solchen Leuten thun? Ich sage: hier ist Antworten Selbstmord. An sich ist's doch etwas Unmögliches, einem Menschen etwas zu sagen, der es besser weiß wie ich. Das Ergebnis kann gar kein anderes sein als fruchtloses Streiten und Wortgefechte und eine nachbleibende Verbitterung. Zwischen dem Fragenden und Antwortenden liegt eine Unwahrheit, die muß mit Naturnotwendigkeit für Beide bittere Folgen haben. Durch sie werden beide Teile geschädigt. Denn zwei Menschen, die streiten, bezeugen, daß sie beide Unrecht haben. Und in solche Nöte ist man nur hineingekommen durch unzeitiges Antworten.

In solchen Fällen ist jede Antwort rundweg zu verweigern, und es wäre jedem zu raten, jeden Frager sorgfältig zu prüfen, ob er der Antwort wert sei. Man kann seine Weigerung sehr höflich anbringen. Man sage: Das fragen Sie mich? Das wissen Sie doch selbst viel besser als ich. — Gerade darüber Ihre erfahrene Meinung zu hören, wird mir ein besonderer Genuß sein. Oder: Ich habe wohl bisher etwas anders als Sie gedacht, möchte aber sehr gern eines Besseren belehrt werden. — Solche Haltung wird in den meisten Fällen genügen, um einem eine große Belehrung zu teil werden zu lassen, und die lasse man sich in aller Ruhe gefallen.

Es ist unmöglich, einen andern Menschen, der schon feste Meinungen hat, mit Worten zu ihrer Änderung zu bestimmen. Umstimmen kann man einen Menschen nur durch die Gewohnheit des Sagens, so wie der Tropfen den Stein höhlt, oder durch gegenteiliges Erleben. Wenn man das Erste verschmäht und das Zweite nicht hervorrufen kann, lasse man doch jedem seine Meinungen, auch wenn er uns damit aufdringlich lästig wird. Es kommt ja gar nichts darauf an, was jemand für Ansichten hat. Die Wahrheit ist wichtig, aber nicht das, was dafür gehalten wird. Weißt

du nicht ganz genau, daß du mit deiner Wahrheit durchdringen wirst, so ist Schweigen heiligste Pflicht.

Die gewöhnlichen Tagesschwätzer fragen nur nach deinen Verhältnissen, aber diese nach deinem Sein. Sie wollen dein Heiligstes und Tiefstes herausholen, um es dann wegzuwerfen und zu besudeln. Das sind die Perlen, die man nicht vorsichtig genug hüten kann. Wer sich da jedem Frager preisgiebt, womöglich gar noch in der rührenden Vorstellung, er könne ihm damit nützen, dürfte es bald bitter bereuen.

Die Sache wird noch deutlicher, wenn wir's einmal in Geld umrechnen. Das Geld ist bekanntlich das Wertvollste, was viele Menschen besitzen. Wie würde man sich wohl verhalten, wenn jemand fragte: Wieviel Einkünfte haben Sie jährlich? Wieviel Kapitalien besitzen Sie, und was tragen diese jährlich ein? Wenn's nicht gerade ein Steuerbeamter wäre, würde man ihn wohl schwerlich einer Antwort würdigen. Nun giebt's aber noch wertvollere Dinge als Geld und Geldeswert. Wer nun dergleichen Schätze hat, sollte der sie ohne weiteres jedem zugänglich machen, der alles ohnehin besser weiß? Wenn man nicht einmal jeden Neugierigen in seinen Geldschrank sehen läßt, wieviel weniger in unser verborgenes Sein!

Ein alter jüdischer König bekam einmal eine Gesandtschaft aus Babylon, die ihm viel Artiges sagte und sich freundschaftlichst nach seinen Verhältnissen erkundigte. Der König war über diese Ehrung seines mächtigen Nachbarvolkes tief gerührt und führte die Gesandten herein und zeigte ihnen alle Schätze seines Hauses, und blieb nichts übrig, was er ihnen nicht gezeigt hätte. Als aber die Gesandten abgezogen waren, erschien vor dem vertrauensseligen Könige ein Prophet und kündigte ihm an: Alles was du den Männern gezeigt hast, das soll alles fortgeschleppt werden nach Babel. — Ein strenges, aber gerechtes Gericht. Schätze hat man zum Verwahren, und Schatzkammern müssen verschlossen gehalten werden.

So soll man also die Wahrheit zurückhalten und nicht frei

vor jedermann bekennen? — Ich sage, das ist ein schlechter Kaufmann, der jeder Zeit seinen ganzen Besitz rollen läßt und gar keinen Rücklagebestand hält, und der größte aller Menschen hat etwa gesagt, man solle keine brennenden Lampen tragen, wenn man nicht eine gefüllte Ölkanne mit sich hat. Die Wahrheit ist in den meisten Menschen, die sie lieb haben, eine werdende und wachsende, und so gewiß man werdende Keime nicht ausgraben und herumzeigen darf, wenn man sie nicht hoffnungslos zerstören will, so gewiß darf man auch wachsende Wahrheit nicht unbefugten Nachstellungen preisgeben. Ist sie dann so stark geworden, daß ihre Siegeskraft unwiderstehlich durchdringt, dann findet sich auch von selbst der Beruf, mit ihr in die Öffentlichkeit zu treten, wo es not thut; aber zudringliche Frager sind noch lange keine Öffentlichkeit, in der man mit seiner Wahrheit einen Nutzen stiften könnte.

Die Stunde der Wahrheit kommt einmal ganz gewiß, und am besten kann man ihr nützen, wenn man heute im Stillen wächst und zunimmt und sich immer tiefer gründet. Wer aber übelwollenden Fragern antwortet, der giebt sein wahres Sein preis, ehe es stark genug ist und begeht einen Selbstmord.

Hier sind viele Menschen gescheitert. Sie haben sich so lange ausfragen lassen, bis sie wirklich ausgefragt waren, und nichts mehr drin war, was des Interesses wert gewesen wäre. Das war der Tod ihres Seins. Und dann fingen sie an, über das zurückgebliebene Nichts zu reden und sich auszubreiten, wie es hätte sein können. Sie gewöhnten sich, alle ihre Gedanken jederzeit zu veröffentlichen, und dachten nur der Öffentlichkeit zu lieb, und weil sie nicht genug Gedanken hatten, um darüber zu reden, so redeten sie über die Gedanken anderer, und ihre eigene Leere wurde über dem Gerede immer öder. Je weniger sie zu sagen hatten, desto mehr redeten sie. Das ist die Verwesung des Seins.

Man kann des Verwesungsgeruchs, des unerträglichen, an vielen inne werden, die scheinbar eine große Rolle spielen, und man kann regelmäßig sagen: soweit wär's nicht mit euch gekommen, wenn ihr zur rechten Zeit geschwiegen hättet, zu der Zeit, wo die

Werdekeime in euch noch wachsen konnten, und die Wahrheit trachtete, in die Tiefe zu dringen und sich auszuwachsen und zu offenbaren in herrlichen Früchten.

Schweigen ist die Gesundheitspflege des Werdens. Das soll kein geschwätziger Frager stören.

* * *

Fragen und Antworten hat nur in einem Falle ein heiliges Recht. Der Frager muß sich als Schüler wissen und in herzlichem Vertrauen aufrichtig dem Gefragten unterstellen, nachdem in ihm die Überzeugung ausgereift, daß von ihm her Gutes kommen kann. Der Gefragte muß sich als Weiser, Lehrer und Führer wissen, der väterlich dem Frager mitteilt, wieviel er etwa vertragen kann.

Beide müssen innerlich über einander klar sein, ehe sie den Mund öffnen. Wer fragt, ohne vorher gedacht zu haben, ist der Antwort nicht wert, und wer antwortet, ohne überlegt zu haben, wieviel er sagen darf, ist der Frage nicht wert. Fragen und Antworten muß aus gegenseitigem Vertrauen fließen. Das Fragen ist mehr als ein Nehmen und das Antworten mehr als ein Geben. Es ist eine zarte Gegenseitigkeit, in der zwei Geister sich einander mitteilen und dadurch beide eine Bereicherung und Stärkung erfahren.

Wenn jemand so fragen lernt, der hat schon eine lange innere Geschichte hinter sich, eine Wahrheitsknospe ist in ihm gewachsen, und in der Frage öffnet sie sich der Befruchtung; und wer wahrhaftigen Reichtum austeilen kann, wird dadurch reicher und klarer, daß er giebt. Das Nehmen ist selig, das Geben seliger.

Im Fragen und Antworten kommt eine Seite des wahren Seins der Menschen zum Ausdruck. Wir sind angelegt auf Gemeinschaft und Ergänzung. Die ganze Menschheit ist eine ungeheure lebensvolle Einheit und jedes Geschlecht eine Zeitgenossenschaft, die auf einander angewiesen ist und ohne einander nicht gedeihen kann. Wie wir äußerlich auf die Hülfe von andern Menschen angewiesen sind und von Geburt ab ihrer zu keiner Zeit völlig entbehren

können, so auch innerlich. Das findet seinen Ausdruck im Fragen und Antworten, das den gegenwärtigen geistigen Bestand darstellt.

Wenn die Zustände unter uns auf Wahrheit beruhen, kann nur der antworten, der wirklich einen geistigen Besitz so reichlich hat, daß er austeilen kann. Wer das nicht hat, sollte nicht antworten oder zusammen mit dem suchenden Frager nach Besitz trachten. Er ist sonst der Blinde, der so schlecht ist, einem andern Blinden sein Gebrechen zu verhehlen und ihn mit hineinreißt in sein Verderben.

Wer fragen will, mag wohl zusehen, wen er fragt. Manche Leute fragen kritiklos hier und da und überall, und da naturgemäß jede Antwort anders lautet je nach dem Geistesstand des Antwortenden, so sind sie wie Wetterfahnen, die jedem Wind gehorchen und in ihrer Haltlosigkeit trostlos klappern.

Das dürfte man wohl thun, wenn man unsicher ist. Man dürfte verschieden gerichtete Geister nach der Wahrheit fragen und die Antworten vergleichen und dann — das ist überall die Hauptsache — still denken und selbst innerlich eine Stellung zu gewinnen trachten, das Unwahre abstoßen und das Wahre behalten. So verarbeitet man Fremdes zu eigenem wertvollem Besitz. Ich habe viel im Leben mit Leuten verkehrt, die des Lesens und Schreibens unkundig waren. Wenn die Briefe bekamen, ließen sie sie von verschiedenen Leuten vorlesen. Dann verglichen sie das Gehörte und stellten so fest, daß ihre Vorleser auch wirklich das Richtige gelesen hatten. So dürften unsichere Wahrheitsucher wohl fragen, aber über die gehörten Antworten sehr viel nachdenken.

Das Antworten ist eine Kunst, das Fragen auch. Am vielen Fragen erkennt man den Narren, und das Antworten offenbart ebenso die Leere wie die Fülle eines Menschen. Die meisten Fragen sind überflüssig, denn man kann vorher schon gut wissen, was der andere zu antworten hat, und die meisten Antworten sind unnötig, denn sie fördern nicht. Sagen sie etwas, so wird's nicht vertragen und verstanden, und sagen sie nichts, kann man sie auch nicht brauchen.

Und doch bedingt das Fragen und Antworten den Fortschritt der Menschheit. Sie sind die beiden Pole des wahren Seins, zwischen denen der kraftvolle Lebensstrom unsichtbar strömt, wenn die Leitung angeschlossen ist an den Urgrund des Seins und der Wahrheit. Zwischen ihnen muß die Lebenskraft fließen und sich steigern, aber es gelingt nur, wenn beide angeschlossen sind. Das Fragen entspricht dem negativen Pol, das Antworten dem positiven, aber ohne einander können sie nicht sein, sonst verlieren beide die Kraft und den Inhalt.

Fragen und Antworten muß, wenn es recht geschieht, bereichern und stärken und eine selige Gemeinschaft zwischen gleichgearteten, aber verschieden ausgeprägten Geistern aufrichten. Es ist der geistige Stoffwechsel, der die Gesundheit des ganzen Gefüges bezeugt und erhält. Geschieht Fragen und Antworten nicht so, so muß es entleeren, und beiden wird genommen, was sie etwa haben. So bereichernd und beglückend für den Menschen das Wort ist, so ist doch nichts für die Gesundheit des Geistes so gefährlich, wie Worte machen.

Lh.

Ein Brief an den Herausgeber.

Berlin, am 4. Juli 1902.

Lieber Freund!

Den Brief der Dame, die durch meinen Aufsatz „Wie es kam" in „innere Notlage geraten ist", kann ich nicht beantworten. Ich wüßte gar nicht, wie ich mich verteidigen sollte. Denn darauf läuft's hinaus. Zu erklären ist nichts dabei, und wenn es der Fall wäre, könnte die geehrte Leserin ja mein Buch lesen, das nun endlich die Presse verläßt. Dort würde sie Erklärendes genug finden. Aber sie hat auch ohne das Buch alles gut verstanden.

Sie fühlt sich von dem Verstandenen innerlich angefochten zugleich mit „nicht wenigen andern".

Das glaube ich gern. Ich halte selbst meine Schriften für viele für gefährlich und habe es dem ermordeten russischen Minister Szipjagin nie verargt, daß er um meiner Aufsätze willen die Grünen Blätter in Rußland verboten hat. Ich habe auch selbst niemals etwas dazu gethan, sie zu verbreiten. Ich traf kürzlich in der Elektrischen eine Dame, in deren Hause ich viele Jahre verkehrt habe, einmal sogar mehrere Wochen dort gewohnt. Sie wunderte sich, mich hier wieder zu treffen, erzählte dann begeistert von einer großen christlichen Wohlthätigkeitsarbeit in Berlin, der sie sich angeschlossen, und fragte plötzlich ziemlich unvermittelt: „Haben Sie einmal einen Vortrag von Dr. Müller gehört oder kennen Sie den Mann?" Ich mußte das Erste verneinen und bezüglich des Zweiten sagte ich ungefähr, daß ihr Interesse sich nicht auf Dr. Müllers Schriften zu erstrecken scheine, sonst wäre die Frage überflüssig. Da erfuhr sie erst etwas von den Grünen Blättern. Ein geistig sehr angeregter junger Mann hat einmal sechs Monate in meinem Hause gelebt, ohne nur ein Wort von den Blättern zu hören. Dann schenkte ihm einmal meine Frau einen Band, und seitdem liest er sie.

Ja, ich halte sie für gefährlich. Sie wenden sich ausschließlich an denkende Menschen. Denkende sind Werdende, Gedanken sind Werdespuren. Ich würde wohl überhaupt aufgehört haben, zu schreiben, wenn es nicht heute so ungeheuer viel Denkende in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft gäbe. Denen schaden die Schriften nicht. Was können Denkenden Gedanken schaden? Sie können nur anregen zum weiter Denken, zum anders Denken, zum Nachdenken, aber jedenfalls zum Denken. Gedanken sind auch nichts Festes, Fertiges. Fällt mir gar nicht ein, andere auf meine Gedanken festlegen zu wollen oder nur mich selbst drauf festnageln zu lassen. Auch ich nehme mir die Freiheit, morgen anders zu denken als heute, und ich versichere Dich, daß ich im Leben von niemandem so viel gelernt habe als von anders Denkenden — nicht anders Redenden, sondern Denkenden.

Und sieh, hier liegt das Gefährliche. Viele Leute begehren etwas Fertiges, an das sie sich anklammern können, und sie haben etwas, woran sie sich heute krampfhaft festhalten. Sie sind keine Werdenden, sondern Gewordene. Solchen nützt nur das, was sie im Alten bestärkt und festigt, aber Gedanken schaden ihnen, denn sie lockern den Grund, auf dem sie feststehen wollen und müssen, wenn nicht alles in's Wanken kommen soll. Sie dürfen gar nicht denken, denn sie wollen nicht werden und wollen in ihrem Besitze froh sein und darauf ausruhen. Daß freilich die ganze Welt in beständigem Werden und Bewegen ist, sehen sie nicht. Sie wollen der ganzen Natur entgegen unverändert feststehen. Diese unbewegliche Gleichmäßigkeit ist auch ihr Himmelreich. Aber ich halte es mit dem ewig Leben, das ist ein ewiges Vorwärts. Nur darin finden wir wahrhaft Gewisses, daß wir uns treiben lassen von der Kraft, die alle Welt bewegt und vorwärts bringt. Das ist Geist, und die Äußerungen des Geistes sind Gedanken.

Ich kann mich gut hineinversetzen in Menschen, die anderen Gedanken ausweichen. Ich habe selbst einmal einen Stillstand auf gut bezeugten Wahrheiten für das einzige Heil angesehen, und mir war's, als müßte ich selbst in Stücke zerreißen, als ich anfing zu werden. Ich weiß auch noch gut, wie's gekommen ist, und ich denke, Du erinnerst Dich selbst noch dran.

Du weißt, daß ich nach meiner Studentenzeit einige Jahre in der südrussischen Steppe als Bauer gelebt habe, und in meiner Hütte hatte ich außer einer Bibel und einer russischen Grammatik nichts Gedrucktes, weder Bücher noch Zeitungen. Wollte ich also das Lesen nicht verlernen über der harten, körperlichen Arbeit, so mußte ich übel oder wohl die Bibel lesen und zwar nicht im Urtext, sondern ganz einfach im Deutschen, als Gedrucktes. Als ich sie einige Male durch hatte, fing sie an, mich zu interessieren. Früher hatte mich nur der Urtext und die daran geschlossene Gelehrsamkeit interessiert. Aber nun fing sie selbst an, lebendig zu werden, und die Gedanken regten sich bei mir und flogen hinüber und herüber. Seitdem sind ihrer immer mehr geworden, und als

später bei mir wieder Bücher und Zeitungen einzogen, kamen auch diese in das Bereich des Denkens, und jetzt ist's mir ein solches Lebensbedürfnis geworden, daß ich zuweilen wünsche, es möchte nie mehr stille stehen.

Ich habe auch meiner Lebtag mich nie entschließen können, feste, fertige Lehren vorzutragen oder gar von anderen verlangt, sie sollten etwa mir etwas nachsprechen. Ich habe nie etwas anderes versucht, als andere zum Denken zu ermutigen. Zuerst ganz unbewußt, später immer klarer und bewußter. Denn Denken ist Leben. Die Wonne des Lebens auszubreiten, das hielt ich für köstliche Pflicht. Das allein tröstet mich auch ein wenig über den Inhalt der Grünen Blätter, in denen, als in einer größeren Öffentlichkeit, doch eigentlich recht wenig gesagt werden kann. Aber wenn das Wenige Denken erregen könnte, meinetwegen ganz anderes, gegensätzliches Denken, dann hätte es doch zu einem gewissen Leben geholfen.

Wenn mir nun jemand kommt und wenn viele kommen und sagen, sie fühlen sich durch die Blätter angefochten, so könnte ich ja aufhören zu schreiben, damit andere nicht geärgert werden. Aber das geht nicht. Man kann niemandem befehlen: Schreib! aber auch nicht: Hör auf! Hier vollzieht sich auch ein inneres Müssen, daß sich unter allen Umständen auf irgend eine Weise auswirkt. Darum kann ich einem solchen höchstens sagen: Lies diese Sachen nicht. Gehe zu deinem Buchhändler, sage ihm, was du denkst, und beauftrage ihn, dir nur solche Sachen zu schicken, die du schon selbst weißt und immer festgehalten hast: er wird glücklich sein und, magst du nun angehören, welcher Richtung und Schattierung du willst, dich mit ganzen Fluten von Schriften überschwemmen, in denen allen nichts anderes steht als in dir selbst. Ich warne ernstlich jeden Gewordenen namentlich vor meinen Schriften. Denn wer anfangen will zu denken und zu leben, der mag wohl zusehen, ob er auch hat, es hinauszuführen. Das Leben erfordert ganze Persönlichkeiten, die am Denken werden, aber auch über dem Denken und Werden in Tiefen hineingeführt wer-

den, vor denen ihnen gelegentlich grauen kann. Wer da nicht alle Kraft des Geistes aufwenden will, der möge lieber zurückbleiben. Die Früchte des Lebenssieges werden ihm deshalb nicht vorenthalten bleiben, wenn er erst errungen ist. Lh.

Der Kuhhirt.

Wenn er doch wenigstens Schafhirte gewesen wäre! Den Schäfer hat die Poesie mit einer Schalmei ausgestattet und läßt ihn still und ernst auf weiter Flur den Tag des Herrn feiern, und die Geschichte erzählt uns, daß sehr bedeutsame Menschen von den Schafen hergekommen sind und den ganzen Stand der Schäfer geadelt haben. Aber ein Kuhhirte!

Er ist auch tief verachtet vom Roßhirten. Dieser ist ein äußerst gewandter Mann, halb Sportsmann, und versteht mit den Herren von Vollblut und Halbblut zu wälschen. Seine bekannten und leider sehr nahen Beziehungen zu allen Räubern und Pferdedieben des Gebiets geben ihm etwas von heldenhaftem Gepräge. Er ist ein Mensch, den man nicht gern zum Feinde hat, wenn man seinen Pferdebesitz ungefährdet zu erhalten wünscht. Aber ein Kuhhirt führt wirklich ein poesieloses und gequältes Dasein, ohne Ansehen und Ehre. Nicht der Hirte giebt der Herde, sondern die Herde giebt dem Hirten das Gepräge.

Ich sehe ihn ordentlich vor mir, wie er im Morgengrauen durch die Dorfstraße schürft, die Füße in selbstgefertigten Sandalen von ungegerbter Kuhhaut, mit Bindfaden über dem Fuße verschnürt, den derben Leinenkittel von einem Riemen zusammengehalten, über die Schultern den groben Mantel, halb Decke, halb Kleidungsstück, schwer zu sagen, ob Decke oder Kuhhaut, in der Rechten die lange Rindviehpeitsche nachschleifend und unter dem Arm das rohe Gabelholz, sein eigentliches Wahrzeichen, an dem eiserne Ringe klappern, das Vieh zu schrecken, wohl auch zu werfen, wenn's gar

zu schwerfällig ist. Ein Strick um die Schultern befestigt das furchtbarste Tongerät, das einen der unerfreulichsten Töne der Welt hervorbringt, das Kuhhorn, nur bestimmt, im Morgengrauen verschlafene Mägde aufzuschrecken und an ihre Pflicht zu gemahnen.

Für den Kuhhirten giebt's keinen Sonntag, Feiertag oder Sabbath. Das Vieh will alle Tage geweidet und besorgt sein. Erst der Schnee erlöst ihn von seinen Pflichten, und der läßt im Süden oft lange auf sich warten und schafft überaus kurze Winterruhe, und der kärgliche Lohn ist bald verzehrt.

In diesem Rahmen verlief sein Leben. Aber unser Kuhhirte bekam gerade in seiner Eingezogenheit mit einem Male große Gedanken, keineswegs der Überhebung — ein Kuhhirte kann sich gar nicht überheben, ohne sich hoffnungslos lächerlich zu machen! — vielmehr Gedanken über seine ganze Zeit, über Völker und Städte, politisches Recht und Unrecht, über kommende Zeiten und hereinbrechende Not.

Diese Gedanken, Offenbarungen der Stille und Einsamkeit, drängten nach Aussprache und Mitteilung. So begann der Unterste von allen zu reden. Er sprach ganz einfach, aber wuchtig und unmißverständlich. Sein Beruf brachte das mit sich. Er sprach ohne jede Bildung und Kunst der Vorbereitung, aber mit unerhörter Leidenschaft und hinreißender Glut. Er sprach selten, wie die großen Gedanken zur Aussprache nötigten, aber dann war's jedesmal ein Donnerwort, den Hörern unauslöschlich eingeprägt.

Er redete, was sonst Redner und Zeitungsschreiber nicht zu thun pflegen — ungeschminkte Wahrheit. Er nannte das Unrecht unrecht, nicht nur bei den Fremden, sondern auch bei den Eigenen. Er redete wider die Bedrückung und Wollust der Reichen und Großen. Er redete wider den Religionsbetrieb und zeigte das Verkehrte des ganzen geistlichen Wesens in der Gegenwart ebenso wie in der Vergangenheit, ja er schonte nicht einmal das Königshaus mit seinem herben Tadel. Es war, als ob große Gedanken in die Zeit hineingedrängt hätten und nirgends einen Sprecher gefunden und schließlich immer tiefer gesucht, bis sie bei dem Untersten an-

kamen, dem Kuhhirten, der sich dafür hergab und sie nun grob und kuhhirtenmäßig herauspolterte.

Es war auch eine schlimme Zeit des Unrechts und der Heuchelei. Die berufenen und verordneten Prediger standen unter strenger Beschränkung der Redefreiheit. Der sie beschränkte, war der Oberpriester Amazjah, der wirklich meinte, man könne mittelst Rundschreiben und Verfügungen hereinbrechende Offenbarungswahrheiten wegverfügen. Der Herr wußte noch nicht, daß zuweilen Kuhhirten reden können, und daß es, falls auch sie schweigen sollten, noch Steine genug zum Schreien gäbe.

Es ist wunderbar, wie es zuweilen mit einem Worte geht. Manchmal ist ein ganzes Volk wie von einem Taumel erfaßt, der alle berauscht und im Banne hält. Es wird zuweilen ein Krieg der Roheit und grausamen Gewalt geführt. Ein Schrei der Empörung geht durch die ganze Welt, aber das Volk, das ihn führt, merkt gar nichts von der schändlichen Ungerechtigkeit. Alle öffentlichen Äußerungen, alle Politiker, alle Kirchengebete treten ein für den „gerechtesten aller Kriege", wie man dann sagt. Sie sind schlechthin unvermögend, das Unrecht zu sehen, vom Taumel gebannt. Und lange dauert's nicht, so gehen andere Völker, die laut über jenes Unrecht geschrieen, die gleichen Wege, wieder berauscht vom allgemeinen Übereifer. O, da sehnt man sich nach einem rücksichtslosen Kuhhirten, der kräftig ins Horn stößt!

Aber dann geht's auch merkwürdig. Ein rechtes Wort zur rechten Zeit vermag oft den ganzen Rausch und Taumel mit einem Schlage zu verjagen und den Bann der Lüge zu lösen.

Der Kuhhirt sagte: Es ist nicht recht! und das Wort erschütterte ein ganzes Volk. Es flog von Mund zu Munde, die Erregten umlagerten die Kuhherde und ihren seltsamen Hirten und hörten's und glaubten's und sahen's: Ja, es ist nicht recht! und die befreite Wahrheit schrie auf im ganzen Volke. Man hörte sie bis an den Hof, sogar bis in den Tempel hinein. O Wahrheit, wie bist du doch unbezwinglich, wenn du dich offenbaren willst!

So wurde der Kuhhirt staatsgefährlich und religionsgefährlich,

und der Oberpriester Amazjah fühlte sich berufen, den Kuhhirten erstlich bei der Staatsgewalt anzuzeigen und außerdem den Empörer zu sich vorzuladen. War doch seinem Oberhirtenstabe das geistliche Wohl und Wehe in Israel vertraut.

Es war ein denkwürdiger Augenblick, als der Kuhhirt auf dem vornehmen Teppich des Oberpriesters stand. Zwei Hirten standen einander gegenüber. Der Oberhirte des Volkes und der Kuhhirt, der in diesem Zeitpunkte der wahrhafte Hirte seines Volkes war.

Der geistliche Herr trug sein Amt durch Jahrhunderte alte Weihe als göttliches Hirtenamt, der Kuhhirt berief sich auf neue, unvermittelte Offenbarung Gottes. Wer von beiden war wohl besser dran? Ob Amazjah etwas von dem Ernst des Augenblickes sah? Vielleicht hätte es ihn fast erheiternd angemutet, das Bild von den zwei Hirten!

Amazjah saß am Fenster und beobachtete streng sein Gegenüber. Als er den Halbzerlumpten betrachtete, durchzuckte ihn der unbehagliche Gedanke: Hier hast du dich am Ende gräulich bloßgestellt, diesen Kerl überhaupt beachtet und empfangen zu haben! Nachlässig und hochfahrend begann er endlich: Du bist also der berühmte Gottesmann?

Der andere schwieg. Da änderte der Frager den Ton und fuhr launig fort: Höre, Freundchen, einen guten Rat will ich dir nur geben. Dein Prophetentum ist hier zu Lande sehr übel angebracht und außerdem für dich nicht ganz ungefährlich. Aber weißt du was? Du könntest ja über die Grenze gehen, dich dort irgendwo vermieten — es giebt viel Rindvieh dort! — und dann kannst du nach Herzenslust weissagen und predigen. Aber hier — ich rede ganz im Guten und als Freund — hier verbitte ich mir dergleichen Redereien ganz ernstlich, widrigenfalls dich dein Prophetentum teuer zu stehen kommen könnte.

Hochwürdiger Herr, entgegnete der also Angeredete, ich bin überhaupt kein Prophet und bin nicht geistlicher Abkunft. Ich bin Kuhhirte und nichts mehr. Aber was ich gesagt habe, das hatte ich zu sagen, und dir hab ich auch etwas zu sagen, an dem du

merken kannst, daß ich die Wahrheit rede. Höre also: Dein Weib soll der Schande verfallen, deine Söhne und Töchter dem Schwert, dein Vermögen dem Raube, deine Person und dein ganzes Volk fremder Knechtschaft! — —

Der grobe Sprecher war hinter dem Vorhange verschwunden, der das Gemach abschloß. Entsetzt starrte der Oberpriester ihm nach. Der Schreck lähmte ihn. Er fühlte in dem Augenblicke die ganze Wucht der Wahrheit, die aus dem Kuhhirten redete. —

Die beiden Hirten sind zwei Urgestalten der biblischen Geschichte, die sich von Anfang bis Ende gegenüberstehen. Ihr Widerstreit ist eine Grundfrage der Bibel. Es wird erzählt, der Oberpriester sei seiner Zeit gerade dazu eingesetzt gewesen, die Wahrheit Gottes zu vermitteln und habe zu dem Zwecke ein goldenes Brustschildlein bekommen, um Wahrheit offenbaren zu können. Aber kaum einer hat davon Gebrauch gemacht. Konnten sie nicht? — Wollten sie nicht? — Eigneten sie sich nicht dazu? —

Doch. Einer der Herren hat einmal wirklich geweissagt, aber unbewußt. Denn was er sagen wollte, war eine unerhörte Schlechtigkeit, war der Rat zum schlimmsten Justizmord, den je die Welt gesehen. Ein Oberpriester hat dazu geraten.

Dagegen redeten wohl alle, die unmittelbar die Wahrheit Gottes vertraten, ohne Brustschildlein und meistens widersprachen sie jenen. Die Geschichte Israels ist zugleich die Geschichte der herbsten Verurteilung, die Gott der jüdischen Religion widerfahren ließ, indem er das Judentum unweigerlich ablehnte. Reich Gottes und Judentum ist der nie ruhende Gegensatz, der die Geschichte der Bibel durchzieht. Damals waren seine Vertreter Amazjah und der Kuhhirt. Später hießen sie auch einmal Kaiphas und der Zimmermann.

Es hat sich jemand die Mühe genommen, die Reden des Kuhhirten zu sammeln und herauszugeben. Die Mühe war nicht groß. Der Reden sind wenige. Wer die Wahrheit zu verkündigen hat, braucht gar nicht viel zu reden. Fast alle ihre Vertreter waren Schweiger.

Es giebt auch einige treffliche deutsche Übersetzungen der Reden des Kuhhirten. Eine davon findet sich auf deinem Bücherbrett. Der Name des Kuhhirten ist Amos. Lh.

Vom Danken.

Sie danken mir, mein Freund? — Ach, wie haben Sie mich mißverstanden! Daß ich Ihnen helfen durfte, war mir eine so reine und hohe Wonne, daß ich beinah wünschen möchte, Ihre Verlegenheit möchte sich wiederholen, aber mit Ihrem plumpen Danken zerstören sie fast die zarten Beziehungen, die zwischen uns gewoben sind.

Ich glaube, das Danken ist eine Unart, die wir unsern Kindern erst künstlich anerziehen. Ich bin aber selbst ein solcher Thor, meine eigenen Kinder zum Danken anzuhalten. Ich muß das thun, damit sie von anderen nicht gar zu sehr abstechen, und ich rechne im Stillen darauf, daß es ihnen nicht allzutief gehen möchte, wenn sie bei jeder Gelegenheit „danke!" sagen. Äußerliche Formen, an die man sich gewöhnt wie an das Tragen von Handschuhen, das man schließlich unbewußt thut, woran das Ich keinen Teil hat. Denn das wäre entsetzlich, wenn ein Kind wirklich für alles, was wir Eltern ihm thun, innerlich eine Dankesverpflichtung fühlen sollte. Von dem Augenblicke an wäre es nicht mehr unser Kind, und seine holde, entzückende Harmlosigkeit, mit der es alles, alles von uns als selbstverständlich hinnimmt, wäre für immer zerstört. Es hat etwa zwei Jahrzehnte, die bedeutungsvollsten seines Lebens, nichts, das wir ihm nicht darreichen. Und in diesen wichtigsten Jahren und womöglich noch viel länger das Bewußtsein einer unerhörten Dankesschuld und Dankeslast herumschleppen müssen, das wäre verhängnisvoll, geradezu ertötend für das arme Wesen. Es wäre für immer unfrei. Es mag also meinetwegen Fremden danken, wenn sie ihm einmal Konfekt schenken, aber für das, was wir Eltern ihm

thun dürfen, liegt der Dank auf unserer Seite. Und wir werden uns wohl hüten, seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es könnte sonst wirklich danken lernen. Dann möchte ich nicht mehr Vater sein.

Wenn vom Danken die Rede ist, muß ich immer an unseren alten Pfarrer denken. Wir haben uns manchmal über ihn geärgert, daß er immer und überall mit dabei war. Aber er hatte auch etwas Rührendes an sich und sah sich mit selbstverständlicher Natürlichkeit als Vater seiner ganzen Gemeinde an. Ein Menschenalter und drüber saß er in seinem Dorfe, hatte aller Menschen Mütter getraut, oft auch konfirmiert und getauft und kannte jeden einzelnen und alle seine Verhältnisse, wie nur ein Vater kann. Er war zugleich homöopathischer Arzt für alle, machte den Bauern die Testamente und sorgte für gerechte und zufriedenstellende Teilung der Hinterlassenschaften, er sagte ihnen, wen sie zu wählen hätten, lehrte sie Obstbäume pflanzen, führte alle schwierigen Korrespondenzen der Ortsvorsteher, vermittelte den Verkehr mit den im Kriegsdienste stehenden Söhnen, uns Jungens brachte er die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen bei, kurz er war in einem Umfange Vater, wie ich's seither nicht gesehen habe. Das alles that er mit unentgeltlicher Selbstverständlichkeit, daß man sich's gar nicht anders denken konnte. Ein Orginal aus einer nunmehr wohl ganz abgeschlossenen Zeit. Dieser alte Herr pflegte zu mir zu sagen: Höre, ich habe vieles im Leben gesehen, aber eines noch nicht, wovon man so viel schreibt und redet. Ich habe noch nie undankbare Menschen gesehen.

Ich weiß nun nicht, ob seine Gemeinde ihm wirklich so ungeheuer dankbar war, wie viele nach diesen Worten erwarten werden. Einige konnten ihn schlechthin nicht vertragen, die meisten nahmen seine grenzenlose Dienstfertigkeit als etwas ganz Selbstverständliches hin, über das sie sich nicht einmal Rechenschaft gaben. Oft aber hatte er an kleinen Zügen Gelegenheit wahrzunehmen, daß ein halb unbewußtes Empfinden stillen Dankens viele beherrschte. Aber solche Züge beschämten ihn fast. Sein ganzes Vergnügen bestand eben darin, überall helfen zu dürfen, und die wahre Dank-

barkeit der Menschen sah er darin, daß sie sich seine Hülfsbereitschaft immer auf's Neue gefallen ließen. Er empfand ganz einfach väterlich, ohne daß er sich dessen in voller Klarheit bewußt war. Ich meine aber, der alte Herr hatte Recht.

Freilich sagt man: Undank ist der Welt Lohn. Aber von wem stammt das Sprüchwort? Von den Wohlthätigkeitsphilistern, die's einem nicht vergessen können und ewig nachtragen, wenn man einmal in der schauderhaften Lage gewesen ist, von ihnen eine Gefälligkeit ertragen zu müssen. Solcher giebt's viele. Diese haben dann ihre gemeinsamen, menschenfeindlichen Erfahrungen in dieser Spruchweisheit niedergelegt, mit der sie für ihre Zunft Schule zu machen suchen, was ihnen leider nur in allzugroßem Umfange auch gelingt. Ich finde, das Sprüchwort beweist nur, wieviel gesunder Sinn in der vielgeschmähten „Welt" liegt, daß sie sich ihre persönliche Freiheit durch solche Kleinlichkeiten nicht beeinträchtigen läßt. Wir würden ja erdrückt werden von der Last der Dankbarkeit, die eine Minorität, die Zufall und Laune zu unsern Wohlthätern macht, auf uns legen würde.

Ich finde, daß ein viel schlimmeres Zeichen als der Undank der Welt die Gesinnung ist, die heute ungezählte Mengen beherrscht, daß sie sich unter keinen Umständen irgend etwas Gutes von ihren Nebenmenschen gefallen lassen wollen, sondern alles, was nur entfernt nach Wohlthun oder Freundlichkeit aussieht, grundsätzlich ablehnen. Da ist ein so grenzenloses, beleidigendes Mißtrauen, daß man nicht weiß, ob dieser Schaden, der in Wahrheit die Menschen trennt, je wieder verbessert werden kann. Und das verdanken wir den jämmerlichen Gesellen, die ihre Wohlthätigkeitserfahrungen in dem geizigen Sprüchwort niederlegten. Ich gehöre selbst zu den Mißtrauischen. Bittere Lebenserfahrungen haben mich verdorben, aber ich weiß auch, wie weh solches Mißtrauen andern Menschen thun kann. Alles Thörichte, das wir an uns haben, äußert sich gewöhnlich noch darin, daß wir's auch noch an falscher Stelle zur Erscheinung bringen.

Aber die Dankesfrage verdient doch eine grundsätzliche Über-

legung. In uns allen lebt ein Bewußtsein der Dankespflicht, auch ohne daß wir's etwa Kindern künstlich anerziehen. Dieses Bewußtsein steht offenbar im Zusammenhange mit der tiefsten Wahrheit unseres Seins und nötigt uns zu danken. Die Sache muß richtig sein. Das Falsche ist nur die Form. Darüber ein kurzes Wort.

Darin wird mir jeder zartfühlende Mensch zustimmen, daß Gutesthun ein solches Glück im Leben ist, das durch eine Belohnung, wie sie im Danke liegt, nur entweiht würde. Wer irgend etwas Gutes thut — und wer thäte das nicht? — gehorcht einem Gesetz inneren Müssens. Das ist ihm ein Bedürfnis wie das Atmen und Essen. Dafür, daß wir so gut sind zu leben, gebührt uns kein Dank. Der Dank liegt bei denen, denen Gelegenheit geboten wird, ihr wahres Sein zur vollen Geltung und Entfaltung zu bringen. Wer uns dankt, biegt unser Gutes zurück, daß wir gleichsam auf uns selbst beschränkt bleiben. Als Lebendige aber haben wir den unbezwinglichen Lebenstrieb, das brennende Bedürfnis, uns auszubreiten, nicht beschränkt, sondern erweitert zu werden.

Das kann nur geschehen, wenn unser Gutes in andern auch die wahre Lebensflamme anfacht und sie zum gleichen Thun veranlaßt, wenn sie mit andern Worten nicht unser Gutes auf uns zurücklenken durch stumpfsinniges Danken, sondern es weiterstrahlen und das Gute, was sie selbst haben, irgendwohin auch zur Geltung bringen, nicht zu uns zurück, sondern vorwärts, in die Menschheit hinein, und immer fortzeugend Gutes zuwege bringen, damit ein Strom von Freundlichkeit ins Fließen komme, gespeist aus tausend Bächlein und Quellen, der aber unaufhaltsam vorwärts dringt.

Es geht mit dem Danken wie mit der Liebe. Man kann auch die Liebe zurückbiegen und die Glut der Gegenliebe auf den Liebenden zurücklenken. Dann wird sie die eigensüchtige, eifersüchtige, schwüle Leidenschaft, die ebenso dem Gebenden wie dem sie Erleidenden zur schweren, drückenden Last wird. Liebe muß weitergestrahlt werden, daß ihr Kreis immer größer werde. Dann wirkt sie befreiend, beglückend und göttlich umfassend. Zurückgebogen ist sie eine verzehrende, unheimlich lodernde Glut. Sie ist

eine so starke Kraft, die stärkste Kraft überhaupt, daß sie Raum braucht, unbegrenzten Raum, um sich auszuwirken. Falsch gerichtete Kräfte sind ebenso schädlich, wie richtig gewandte nützlich. Liebe ist ein Geben, das nur durch immerwährendes, grenzenloses Geben reich macht. Das darf nicht philisterhaft auf abgewogenes, abgegrenztes Rückerstatten beschränkt sein. Das ist erst die eigentliche Wonne, sein Gutes in's Unendliche auswachsen zu dürfen, Anstöße zu geben zu einem Leben, das irgendwohin mit unbezwinglicher Gewalt zur Erscheinung drängt.

Ich habe oft Leute gefragt: Was meinet ihr wohl, ist stärker, das Böse oder das Gute? Dann bekommt man keine Antwort. Sie schämen sich auszusprechen, daß das allgemeine Dogma ist, das Böse sei die eigentliche wahre Kraft. Man kann das Dogma überall hören. Es ist die offizielle Menschheitslehre. Aber es ist grundfalsch. Wo Gutes ist, ist's allemal die stärkere Macht, nur ist das, was wir Gutes nennen, nicht immer gut. Kraft ist die Probe des Guten, Unendlichkeit ist sein Bestand.

Wenn wir unser wahres Sein zum Guten auswirken, haben wir die Probe der Ächtheit darin, daß es das schlummernde Leben bei andern auslöst, daß es auch nach Bethätigung verlangt. Diese Bethätigung des wahren Seins, ist die Dankespflicht, die wir empfinden, und wenn wir ihre Kraft vorwärts lenken auf noch schlummerndes Leben und das auch zu erwecken trachten, dann haben wir ihr Genüge geleistet.

Die Sache ist ganz einfach. Warum überhäufen wir denn unsere Kinder mit allem Guten, was wir irgend besitzen oder ersinnen können in unauslöschlichem Bethätigungstrieb? Damit sie uns im Alter versorgen? Damit sie uns einmal Prozente zurückzahlen? — Gott behüte jeden davor, in die Hände und auf die Taschen seiner Kinder zu fallen. Nein! Es fällt keinem ein, darüber irgend eine Rechnung anzustellen. Wollen wir aber eine klare, wahre Antwort geben, so muß sie lauten: Damit sie die Lebenskraft des Guten weiter tragen in die neue Zeit hinein, in neue Geschlechter, die wir vielleicht nicht mehr sehen. Unser Name

vergeht, unser Gedächtnis verweht, aber unser Gutes lebt noch und wächst noch, und das ist heute schon die stille unbewußte Wonne unseres Seins.

Wenn es aber so ist, wäre es thöricht, den Kreis unsers Wirkens auf unsere Kinder zu beschränken. Sie mißraten vielleicht. Aber seine Zelte immer weiter machen, weit über die Grenzen des Blutes hinaus, das erst ist die wahre Freude. Und der Dank? Ach der ist ein neues Sein, das wir entzünden. Wenn wir nur ein Thun zuwege bringen oder gar darauf abzielen, sind wir Philister. Edle Menschen seufzen darüber und können's schier nicht ertragen. Aber neues Sein, das ist der wahre Dank, das ist die wahre Auslösung des Werdetriebs. Lh.

Gedanken über das Eigentum.

Wo die Neuordnung der Dinge eintritt, die Jesus brachte, hört das Eigentum auf. Das ist eine Eigentümlichkeit der ablaufenden Weltepoche, die künftige, die jetzt schon kommt und wird, kennt es nicht mehr. Was bisher Eigentum war, wird anvertrautes Gut. Es gehört nicht mehr uns, aber auch nicht etwa der Allgemeinheit, sondern Gott. Wir haben es nur zu verwalten und zwar in seinem Sinne. Wir sind aber auch nicht Erbpächter, sondern Haushalter, die seinem Gedinge vorstehen, Beauftragte und Vertreter seines Willens und vor allem Kinder, die genießen und verwalten, was des Vaters ist. Wir sind ihm verantwortlich und müssen Rechenschaft ablegen, was wir mit dem anvertrauten Gute angefangen haben.

Es liegt auf der Hand, daß Gottes Reich so lange nicht werden kann, als sich nicht auch diese Umwälzung, die so gründlich wie möglich ist, vollzieht. Denn wo es noch Eigentum giebt, ist Gott nicht, so viel man da auch Gottesdienst treiben mag. Dort

ist ein ihm fremdes Gebiet, das einem andern gehört. Da kann er nicht herrschen, dort ist der unrechtmäßige Besitzer Herr, und wenn der den eigentlichen Eigentümer religiös verehrt, so fügt er dem Raube nur noch den Hohn hinzu. Wo Gott aber nicht herrschen kann, dort kann er sich auch nicht offenbaren. Denn wie können sie ihn vernehmen, wenn sie nicht einmal dafür eine Empfindung haben, daß ihm alles gehört! Sie leugnen ihn ja, indem sie besitzen. Natürlich kann er da auch nichts in Ordnung bringen, denn jeder Eigentümer ordnet seine Verhältnisse selbst. Wo er aber seine Ordnung nicht schafft, da kann auch sein Friede nicht werden. Das gilt für einen wie für alle.

So lange es noch Eigentum giebt, ist die Welt eine Fülle kleinster Raubstaaten, unter denen das Faustrecht herrscht, denn alles ist angemaßt. Wenn sie auch durch gegenseitige Anerkennung ihres Besitzes ihre Unabhängigkeit gegenüber dem wirklichen Eigentümer festgestellt haben, um für ihr Gewissen einen Rechtsgrund zu gewinnen, und sich gegenüber den Ansprüchen der Besitzlosen das alleinige Anrecht auf das, was jeder gerade hat, und die Sicherheit ihres Gutes gewährleisten, so daß es wie ein geordnetes Ganzes aussieht: in Wahrheit herrscht doch unter allen Menschen, die Eigentum haben oder haben wollen, ein unausgesetzter Krieg aller gegen alle. Sie nennen ihn den Kampf ums Dasein, thatsächlich aber ist es ein Kampf ums Haben. Das weite Gebiet Gottes mit der Fülle seiner Gaben, das er den Menschen anvertraut hat, ist so durchaus in anarchistischem Aufruhr, da alle davon so viel wie möglich für sich mit Beschlag zu belegen suchen. Natürlich nur auf „rechtlichem“ Wege und in „ehrlicher“ Weise, aber ihr ganzes Unterfangen ist an sich verkehrt: unrechtmäßig und unehrlich. Und ihren Raub, mögen sie ihn erarbeitet, ererbt oder erheiratet haben, nennen sie Eigentum. Natürlich kann hier Gott gar nichts machen, so lange die Menschheit nicht ihr unrechtes Gut herausgiebt, und es ihm zur Verfügung stellt, dem es gehört.

Das Eigentum soll also grundsätzlich und durchgängig aufgegeben werden. Ob es dem Einzelnen oder einer Gesellschaft, allen und

jedem, wer es grade braucht, oder einer Institution, etwa dem Staate oder der Kirche gehört, ist dabei ganz gleichgiltig. Die Neuordnung der Dinge, der wir entgegen gehen, richtet sich gegen den Individualismus des Besitzes genau so wie gegen den Kommunismus und Kollektivismus, gegen die tote Hand wie gegen lebendige Hände. Denn sie hebt das Eigentum als solches auf und stellt es seinem ursprünglichen Besitzer zurück zu alleiniger Verfügung.

Sie richtet sich also auch nicht gegen die ungleiche Verteilung, die immer als Unrecht empfunden wird, sondern gegen die unerhörte Anmaßung der Menschen, die rechtswidrig für sich in Anspruch nehmen, was ihnen gar nicht gehört. Die Empfindung der ungleichen Verteilung als Unrecht und das Übel, das gegenwärtig der Ungleichheit des Besitzes entspringt, stammt vielmehr erst aus dem falschen Eigentumsgefühl. Wenn alles dem Vater gehört, ist es gleichgültig, wieviel man unter sich hat. Das eigentliche Übel aber wird nicht gehoben, wenn man etwas beseitigt, das nur als sein Ausfluß zum Mißstand wird, und ein Unrecht wird damit nicht aus der Welt geschafft, daß es sich, die es begehen, in seinen Verhältnissen möglichst erträglich machen. Das Widergöttliche liegt nicht in irgendwelchem Maß des Eigentums, sondern im Eigentum als solchen. Wir sollen nicht haben, sondern sein, nicht uns etwas erwerben, sondern etwas werden. Was uns eigentümlich ist, das ist allein die Wahrheit unsers Seins.

Deshalb wäre es auch das größte Mißverständnis, wenn wir das, was uns zugefallen ist, wegwürfen. Denn damit behandelten wir es ja als unser Eigentum, über das wir frei verfügen könnten. Aber das ist es eben nicht, sondern ein anvertrautes Gut, das wir für den Besitzer zu bewahren und zu verwalten haben. Nur dann dürften wir es in andere Hände geben und müßten es, wenn wir trotz besten Willens unfähig wären, den Pflichten, die damit verbunden sind, gerecht zu werden. Diese Möglichkeit wird in der Zeit des Überganges wohl eintreten können, weil das, was wir vorläufig haben, vielfach uns in Wirklichkeit gar nicht anvertraut wurde, sondern von uns geraubt worden ist. Nur müßte es dann

in die rechten Hände kommen. Wenn dagegen die Neuordnung Gottes durchgedrungen sein wird, dann wird bis ins Kleinste die Verwaltung einheitlich geordnet sein und jeder nur das zu besorgen haben, was er zu leisten vermag.

Die verschiedene Verteilung an sich ist durchaus in der Ordnung. Denn sie entspricht der Verschiedenheit der Menschen. Sie ist eine verschiedene „Begabung", die unter geordneten Verhältnissen in der Eigenart des Menschen begründet sein würde. Gott hat für die ungeheure Mannigfaltigkeit und Menge von Gütern, die unsere Welt in sich schließt, eine auserlesene Fülle von Menschen, die alle untereinander verschieden sind, damit jeder nach seiner besondern Bestimmung das verwalte und ausrichte, was ihm anvertraut wird. So lange darum die ganze Schöpfung nicht auf der Gleichheit, sondern auf der Verschiedenheit ruht und in ihr lebt, wird es Unnatur und Untergang sein, statt den mannigfaltigen Organismus der einheitlichen göttlichen Verfassung der Menschheit zu erstreben, das Chaos der Gegenwart in einer gleichmäßigen Einförmigkeit zu ersticken.

Das Leben ruht auf der Verschiedenheit, aber ebenso auf der Persönlichkeit. Seine Höhenlage und Stärke hängt davon ab, wie weit das Selbst in Anspruch genommen wird und sich bethätigen kann. Deshalb müssen die göttlichen Güter persönlich verwaltet werden. Jeder unpersönliche Betrieb hat etwas Tötliches. Es fehlt ihm das Schöpferische, das eigenartigen Aufgaben gewachsen ist, und das Lebendige, das jeden Augenblick auf die unendlich wandelbare Wirklichkeit eingehen kann. Er kennt keine Wandlung nach Umständen und keine Entwicklung nach Zielen. Er bearbeitet nach dem Schema das statistische Material und funktioniert mechanisch wie ein Apparat. Deshalb sucht man bei allen unpersönlichen Betrieben möglichst Menschen persönlich zu beteiligen, um sie zu beleben. Darum wäre es ein tötliches Verhängnis, wenn die Güter den Persönlichkeiten entzogen und von einer staatlichen Organisation zum Besten der Masse verwaltet würden.

Der Haushalt Gottes ist auf persönliche Verwaltung angelegt.

Jeder hat sein Vermögen, mit dem er nach den Absichten des Hausherrn wuchern, das er für seine Zwecke verwenden soll. Mit seinem persönlichen Leben soll er es durchglühen und beleben, damit es Kraft gewinnen und Frucht bringen kann. So hört es auf Materie zu sein und wird Geist und Leben, mit persönlicher Kraft erfüllt, ein fruchtbarer Boden, auf dem das Sein gedeihen kann. In dem neuen Reich ist die Wirtschaft persönlich, denn die Verfassung ist persönlich. Der eine Geist waltet mannigfaltig persönlich verfaßt, und der eine Wille schafft mannigfaltig persönlich vermittelt, und ein Vermögen dient dem Ganzen mannigfaltig persönlich verteilt, verwaltet und zur Verwendung geführt.

Die Neuordnung der Dinge bringt also das Ende des Eigentums, aber den Gegensatz des Zukunftsstaates, wie er unsern heutigen Eigentumsgegnern vor Augen steht. Sie bringt eine Umwälzung in der inneren Stellung zu den Gütern, die sich in der äußeren Verwendung ebenso frei wie nachdrücklich auswirken wird. Sie geht auch hier wie überall von innen nach außen, und ihr Absehen ist auch hier nicht: neue Menschen als Produkte neuer Verhältnisse, sondern neue Menschen als Schöpfer neuer Verhältnisse.

* * *

Unsere innere Stellung zum Eigentum wird eine andere, und die andere Stellung bedingt ein anderes Verfahren. Ist unser Vermögen ein Gut, das uns anvertraut ist, also nicht gehört, so entsteht ein innerer Abstand zwischen uns und ihm. Es macht in keiner Weise unser Wesen aus, sondern ist von ihm gelöst als etwas für sich, das uns wohl viel angeht, aber uns nicht bedingt. Es gehört nicht zu unserm Sein, sondern zu unserm Leben. Haben wir diese Stellung eingenommen, so ist es unmöglich, daß unser Schwergewicht darauf fällt. Wir stehen ihm aufrecht gegenüber und hängen uns nicht mehr daran. Erst jetzt können wir es wirklich ins Auge fassen und erkennen, wie es wirklich ist. Der Dunstkreis unsers Seins vergrößert und verfärbt es nicht mehr. Wir können ihm gerecht werden, es respektieren und sachlich behandeln. Wir

gewinnen Haltung und Würde ihm gegenüber. So wie es uns jetzt entgegentritt, vermag es uns in keiner Weise mehr zu beunruhigen: es läßt unser Herz nicht klopfen und steigt uns nicht zu Kopf. Es ist kein Gegenstand unserer Leidenschaft mehr. Dem Vater ja, der es uns gegeben, kann unser Herz daran überströmen für seine Gabe und Gnade. Aber es selbst, wie könnten wir es vergöttern! Wie könnten wir uns seiner rühmen und damit hoch her fahren! Wie könnten wir uns darum sorgen! Was und wie es uns zufällt, ob es uns bleibt oder genommen wird, welchen Wert es gewinnt und welchen Nutzkreis es haben kann, das ist die Sorge und Sache dessen, dem es gehört. Es hat keinen Sinn, sich darüber aufzuregen.

Ist er uns anvertraut, so verpflichtet der Besitz, ob er ein körperliches oder ein geistiges Vermögen ist. Wir meinen nicht mehr dadurch etwas zu sein, sondern müssen daran etwas werden; wir fühlen uns nicht mehr dadurch gehoben, sondern sehen uns vor hohe Aufgaben gestellt. Je größer er ist, um so demütiger werden wir sein. Wir werden die Last, die uns aufgelegt ward, mit Ernst und Freudigkeit auf uns nehmen. Die Rechte, die wir daran haben, sind Pflichten, die unumgänglich zu erfüllen sind, und die Vorzüge, die es uns gewährt, müssen in Tugenden umgesetzt werden. Nachlässigkeit ist Untreue, und nur die Reinheit des Herzens kann vor Mißbrauch bewahren. Wir dürfen uns nicht daran vergreifen und nicht willkürlich damit verfahren, wie es uns grade paßt, sondern müssen uns selbst und andern gegenüber die Rechte des Eigentümers wahren und es in seinem Sinne verwerten und verwalten.

Die Herrlichkeit des Vaters liegt auf allem, was er Menschen anvertraut, und seine Liebe verkörpert sich darin. Was wir mit ihm thun, ob wir es genießen oder für andere verwerten, das thun wir ihm, zu Freude oder Leid, zu Ehre oder Schimpf. Deshalb sollen wir an ihm den Vater heilig halten und durch den wahren Gebrauch ihm danksagen. Das ist rechter Gottesdienst. Es will göttlich verwaltet sein. Er soll sich darin offenbaren und kund werden in seinem Willen und in seiner Art. Darum muß es durch

uns lebendig werden in der Wahrheit und Freiheit der Kinder Gottes, die wissen, daß sie in dem sind, was des Vaters ist.

Merkt ihr, wie wir so Menschen bleiben und werden können gegenüber und an dem Eigentum, wie es alles Dämonische verliert und uns nicht mehr schaden kann, wie die Herrlichkeit des Vaters durchbricht durch die Menschen und durch die Güter?

Jeder weiß, daß zwischen dem, was wir haben, und dem, was wir sind, zwischen dem Vermögen, das wir tragen, und dem Leben, das wir führen, tiefgehende und weittragende Beziehungen gegenseitiger Bedingung und Bestimmung bestehen. Die Last kann unser eigentliches Wesen erdrücken, oder wir können darunter erstarken. Entweder wir beleben es, oder es belebt uns, wir gebrauchen, führen, verwerten es, oder es mißbraucht uns, beherrscht uns und nutzt uns aus. Ist unser Eigentum uns aber anvertrautes Gut und unsere Fähigkeiten Gaben, so liegt ihre wahre Bedeutung klar vor Augen.

Alle Daseinsmittel sind Mittel zum Sein. Ihre Aufgabe ist, dem Leben zu dienen. Sie sind der Menschen wegen da, nicht aber der Mensch ihretwegen. Er soll innerlich unabhängig davon darüber stehen und überlegen damit schalten. Es sind Elemente seines Lebens, die er bewältigen, dienstbar machen und gestalten muß. Darum ist es eine verkehrte Welt, wenn sie irgendwie selbständige Bedeutung gewinnen, wenn Gelderwerb oder die Ausbildung eines Talents Lebenszweck wird, wenn die Sucht zu haben oder zu leisten das Sein beherrscht und das Werden bestimmt. Das verrückt das Grundverhältnis und wirkt verhängnisvoll, denn das heißt: das Sein wird unterdrückt, und das Werden verkümmert. Wenn der Mensch nichts als Geldmacher, nichts als Gelehrter, nichts als Virtuos ist, wird er unpersönlich. Wenn uns das klar wird, merken wir, das wir gegenwärtig in einer verkehrten Welt leben. Denn die Besitzer sind fast ausnahmlos Besessene. Der Gelderwerb bestimmt durchgängig die Lebensbahn. Etwas werden heißt etwas verdienen. In dem Maße, als das gelingt, ist man etwas geworden. Der Besitz oder eine Fähigkeit macht in erster

Linie jedenfalls einen Menschen aus und bestimmt seinen Wert. Das Vermögen dient nicht dem Menschen, sondern der Mensch dem Vermögen. Er kann verbraucht werden, wenn es nur wächst. Daß man dem Erwerb, der Forschung, der Kunst sein persönliches Leben, sein geistiges Leben, sein Familienleben opfert, gilt als unvermeidlich, ja als heroisch. Der Heroismus der Prostitution. Ja man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es anders sein könnte, sein müßte. Das Vermögen beherrscht das Denken, befruchtet die Phantasie, bestimmt das Urteil und lenkt den Willen. So ist man entseelt und besessen. Ich bitte dabei nicht an andere zu denken, sondern an sich selbst. Denn diese Epidemie grassiert auch in mancherlei Gestalt unter den Lesern der Blätter.

In dieser verkehrten Welt kann der Mensch unmöglich gedeihen. Deshalb sollten die Menschen aufhören sich zu wundern, wenn sie nicht vorwärts kommen, nicht mehr werden. Das Haben hat das Sein vollständig überwuchert und erstickt, und wo es erwacht und werden will, wird es immer wieder durch das Leben nach dem Laufe der Welt lebendig begraben. Da ist auch mit einer grundsätzlichen Einsicht nichts gethan, sondern man muß ganz umkehren und gründlich umdenken lernen. Und das ist nicht leicht, denn der Bann des Besitzes, der auf uns liegt und unsere Sinne belebt, ist ein allgemein menschliches Bewußtsein, das alles erfüllt, und eine Auflehnung dagegen erscheint nicht als ein Durchbruch des Natürlichen gegenüber der Widernatur, sondern als Verrücktheit gegenüber dem, was recht ist.

Aber wenn uns das Auge für die Neuordnung der Dinge aufgeht, nach der alles Eigentum nur anvertrautes Gut ist, dann sehen wir, wie es wirklich ist, und die Verwirrung unsers Urteils klärt sich auf. Wir empfinden anders. Der Kampf ums Haben hat jetzt keinen Sinn mehr, denn es ist ja alles in fester Hand. Meine Aufgabe ist allein, den Kampf ums Sein zu führen und alles dafür einzusetzen. Wenn diese Klarheit nicht bloß blitzartig zuweilen in mir aufleuchtet, sondern als heller Tag über meinem Leben aufzieht, dann erst bin ich vom Banne des Eigentums erlöst.

Diese Freiheit wird aber nur dann keine bloß theoretische, sondern eine lebendige sein, wenn ich das, was ich habe, in einer Weise gebrauche, die landläufig unbegreiflich ist und für unverantwortlich gilt. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jede Verwendung, die am Herkommen gemessen unbegreiflich und unverantwortlich erscheint, die rechte wäre, sondern sie muß in der Ordnung, in der neuen Ordnung sein.

* * *

Wozu sollen, wozu dürfen wir nun aber verwenden, was uns anvertraut ist? Dafür giebt es keine neue Gesetzestafel, auf der im Einzelnen verzeichnet steht, was ich darf und nicht darf, sondern es folgen aus unserm rechten Verhältnis zum Eigentum gewisse Grundordnungen, die uns, sobald wir einmal den Boden der Wahrheit gewonnen haben, innerlich notwendig erscheinen. Aber ihre Anwendung ist persönlich und damit individuell verschieden bedingt. Also: Freiheit in Wahrheit.

Alles, was wir haben, ist uns zweifellos zu unserm Besten anvertraut: es ist Mittel für unser Sein. Wir sind aber Menschen für uns und Glieder der Menschheit. Deshalb sollen wir es für uns und für die andern verwenden. Der eigne Gebrauch steht in erster Linie, nicht nur weil von Natur jedem das Seine zukommt, sondern auch weil wir damit den andern schon nützen, wenn wir es für uns selbst recht gebrauchen. Der Eigennutz in des Wortes eigentlicher Bedeutung ist also ganz in der Ordnung, so lange er das rechte Maß hält und nicht umschlägt in Eigenschaden. Andrerseits giebt uns die Neigung, grundsätzlich das anvertraute Gut vor allen Dingen andern zu Gute kommen zu lassen und sich selbst zu vergessen, noch lange keine Bürgschaft rechter Verwendung, sondern ist ebenso verfehlt, als nur an sich selbst zu denken.

Wie jeder Mensch Boden unter seine Füße braucht, um darauf stehen zu können, so braucht jeder Mensch zum Leben und jede Persönlichkeit für ihre Selbständigkeit eine ausreichende materielle Grundlage, und wie für jeden Menschen unendlich mehr Grund

und Boden vorhanden ist, als seine Sohlen bedecken, so ist uns allen nach ursprünglicher Bestimmung unendlich viel mehr gegeben, als wir zu unsrer bloßen Existenz bedürfen. Wir sind alle Nutznießer der Welt und der Fülle dessen, was sie in sich birgt. Was ich davon brauche, darauf habe ich ein Naturrecht, und es mir zu erwerben, habe ich die sittliche Pflicht. Was ich aber so durch Arbeit verdiene, ist deshalb nicht weniger anvertrautes Gut, weil ich es durch eigne Leistungen gewinne, denn ich habe damit ja nur meine Gaben umgesetzt in nutzbares Gut. Aber zweifellos ist es dadurch in eine besondere Beziehung zu mir getreten. Was aus der Vereinigung von persönlicher Kraft und verliehener Fähigkeit oder anvertrautem Rohgut an fruchtbarem Eigentum geboren wurde, gehört zu mir und untersteht meiner Verwendung. Die Aneignung durch persönliche Leistung macht es eigentümlich. Ich darf mich als berechtigten Nutznießer fühlen. So bekommt alles Eigentum persönliches Gepräge und wird dadurch auf eine menschenwürdige Höhe gehoben. Andrerseits muß ich mir die Daseinsmittel selbst verschaffen und frei darüber verfügen können, weil ich allein zu beurteilen vermag, was ich brauche, und wie ich es zu verwenden habe.

Hieraus ergiebt sich, daß ein Zustand, wo die Güter zum Leben nicht persönlich hervorgebracht und angeeignet werden, und der Erwerb nicht mehr in persönlichen Bedürfnissen für sich und andre begründet ist und dadurch gerechtfertigt wird, menschenwidrig ist und Leben hemmend wirkt. Dann zeigt sich also der Kapitalismus im Erbgang als ebenso unnatürlich wie der kollektivistische Sozialismus. Wird dann noch das direkte Erwerbsrecht genommen und das Verfügungsrecht damit gebunden wie in dem Zukunftsstaat, wo jedem die bestimmte gleiche Portion Daseinsmittel zugeteilt werden soll, so wird der Mensch vollständig entmündigt und persönliches Leben und eigenartige Bildung ganz unmöglich. —

Der Mensch braucht notwendig Eigentum in dem zukünftigen Sinne, um davon zu leben, sich darin auszuprägen und damit sich auszuwirken. Gegenüber der Kraft und Klarheit persönlichen Waltens als innerem Lebensvermögen stellt es das äußere

dar, das wir für uns direkt gebrauchen oder durch Arbeit und Austausch nutzbar machen. Es enthält die Lebensmittel für unsere körperliche und geistige Existenz zur Befriedigung der mannigfaltigen Bedürfnisse unsers äußern und innern Lebens. Wir brauchen sie aber nicht bloß, um uns am Leben zu erhalten, sondern um am Leben zu gedeihen, um zu werden und zu wachsen, um unser Leben zu bauen und unsre Lebensaufgaben zu verwirklichen, zu unsrer Bildung, Schönheit und Fruchtbarkeit. Die Menschen sind doch nicht bloß da, um eine kümmerliche Existenz zu fristen, sondern um die Krone der Schöpfung in ihrer Herrlichkeit zu werden. Dazu ist ihnen ihre unendliche Fülle zur Verfügung gestellt. Um unsere Bestimmung zu verwirklichen, brauchen wir also persönlich zugehörige Lebensmittel: Eigentum. Allein thuts das natürlich nicht. Man muß es zu gebrauchen wissen. Wenn sie der Mensch nicht schöpferisch umzusetzen versteht in sein eignes Sein, so erstickt er in der Fülle dessen, wovon er leben soll. Wenn wir unsere Eigenart in unsern Häusern und Kleidern, in unsrer Haushaltung und Wirtschaft nicht auszuprägen verstehen, wird sie verwüstet und verwaschen von den selbstherrlichen Lebenselementen und ihrem zufälligen oder modischen Getriebe. Und wenn wir uns nicht mit unserm Eigentum fruchtbar auswirken und einen Lebenskreis um uns bilden, zieht es uns hinein in ein allgemeines unpersönliches Geschiebe, in dem wir verwirtschaftet werden. Das ist die Nemesis für alle, die ihren Gütern nicht gewachsen sind.

Für diese Ausnützung der Güter, die uns anvertraut sind, in unserm eignen Interesse sind keine äußern Schranken und Grenzen gesteckt. Alles ist euer. Was wir gebrauchen können, das dürfen wir gebrauchen, wenn wir es haben. Wir wollen uns darin nicht durch saure Asketengesichter irre machen lassen, die alles für überflüssig erklären, was über die äußerste Notdurft hinausgeht, und bei jedem Aufwand, der ihrer Lebensgewohnheit fremd ist, fragen: warum verkauft man das nicht und giebt es den Armen? Und ebensowenig wollen wir uns den philiströsen Maßstab einer äußerlich gefaßten Nützlichkeit an den Niesbrauch unsers anvertrauten

Gutes legen lassen. Denn Gottes Wille ist, daß wir in und aus seinem Überflusse leben, der aus der Welt uns zuströmt. Das zeigt uns jeder Blick in die Natur. Durch die Schöpfung geht kein hungriger Zug, sondern sie ist aus der Fülle gegeben und lebt in der Fülle. Die Armut haben erst die Menschen erfunden. Wie sie innerlich arm werden, so wurden sie es auch äußerlich. Damit hängt zusammen, daß nirgends in der Natur alles durch Nützlichkeitsrücksichten bestimmt ist, sondern über dem Gesetze der Nützlichkeit waltet der Wille zur Schönheit und zur Lust. Sonst wäre das gewöhnlichste Gras nicht in Blütenpracht getaucht und uns die Freude versagt.

Das Recht zum eignen Genuß der anvertrauten Güter liegt darin, daß wir sie zum Leben brauchen. Soweit wir sie dazu brauchen, stehen sie uns zur eigenen Verfügung. Dieser Rechtsgrund ist aber als solcher der Prüfstein für unsern Gebrauch, der darüber entscheidet, was wir dürfen, und unsrer Freiheit Grenzen zieht, die persönlich und sachlich begründet sind. Wir dürfen die Güter nur soweit für uns gebrauchen, als sie uns wirklich zum Leben dienen. Denn sie sind uns gegeben, um Leben zu erhalten und zu vermehren, aber nicht um es zu vermindern und zu zerstören. Soweit also unsre Nutznießung Leben nährend, steigernd, stärkend, bildend, verherrlichend, soweit sie befruchtend und fruchtschaffend wirkt, soweit ist sie recht und im Sinne des Vaters, der seinen Kindern alles ohne Schranken geben will, was sie wirklich brauchen, was ihnen gesund ist und bekommt, ihnen förderlich und dienlich ist. Der Mißbrauch des Eigentums beginnt sofort, wo diese positive Lebenswirkung ausbleibt oder überhaupt nicht zu erwarten ist, wo wir irgendwie etwas sinnlos verthuen oder zu unserm Schaden verwenden. Dabei giebt nicht den Ausschlag, ob eine Verwendung nach der allgemeinen Anschauung Sinn hat, sondern ob sie im Interesse des Lebens Sinn hat, und nicht ob sie uns sofort äußerlich und erkennbar schadet, sondern ob sie unser Leben irgendwo, irgendwie, irgendwann beeinträchtigt.

Es ist ganz unerläßlich, daß ein jeder hierüber für sich prak-

tisch-persönlich nachdenkt, um darüber klar zu werden, inwieweit er den Rechtsgrund bei dem Genuß und Gebrauch seines anvertrauten Gutes verloren hat. Denn es läßt sich hier unmöglich der Grundsatz durch Beispiele anschaulich machen, weil, was dem einen recht ist, dem andern unrecht sein kann. Ich kann doch beispielsweise gar nicht beurteilen, ob es zum Besten des Lebens bei jemand Sinn hat, Ringe und Ketten zu tragen. Nur in seltenen Fällen wird meines Erachtens dadurch Schönheit erhöht und niemals dadurch ersetzt. Aber ich wage das nicht zu beurteilen. Darüber muß jeder für sich klar werden. Pferde und Wagen sich zu halten kann dem einen sehr förderlich, dem andern, wenn es nur der Eitelkeit und Trägheit dient, sehr schädlich sein. Eine schöne Umgebung sich zu schaffen, hat zweifellos der ein Recht, dem sie in Wahrheit ein Lebensbedürfnis ist. Wer aber in diesem vermeintlichen Bestreben sich ein häßliches Gehäuse bauen läßt und kostbare Widerwärtigkeiten um sich häuft, mißbraucht, was ihm anvertraut ist. Schöne Kleider uns zu verschaffen, rein, einfach, echt und passend, nicht nur dem Maß nach, sondern unsrer ganzen persönlichen Erscheinung angemessen, ist zweifellos unser gutes Recht. Aber aller Putz ist sinnlos. Was wir dafür verwenden, veruntreuen wir. Alles, was bloß Luxus ist, was in unsern Häusern und Kleidern überladen ist und die Grenze überschreitet, Folie für unsere Persönlichkeit zu sein, haben wir uns unrechtmäßig angeeignet. Alle geistigen Genüsse, die wir uns verschaffen, ohne sie wirklich zu verdauen und ihren Nährwert umzusetzen in persönliches Leben, sind Zeugnisse unsrer Verschwendung. Ungeheuer viel, was Menschen, denen Güter anvertraut werden, sich zu Gute thun, ist in Wahrheit zu ihrem Schaden und deshalb Mißbrauch. Wer verträgt den Glanz, wenn er selbst ihn nicht überstrahlt, den schönen Schein, wenn er an sich nicht schön ist, Dienerschaft, wenn er nicht wert ist, daß man ihn entlastet, Muße und Freiheit des Lebens, wenn er sie nicht zu gebrauchen versteht. Hat das alles aber für uns keinen Lebenswert, so vergeuden wir das Gut, das wir dafür verwenden, womit wir es uns verschaffen.

Aber solche Verschwender giebt es unter Armen und Reichen. Die Armen haben nur weniger Gelegenheit. Aber wie viele unter ihnen, wenn sie einmal etwas über die bitterste Notdurft hinaus haben, verwenden dann den seltenen Überschuß unsinnig! Sie wollen sich auch einmal etwas zu Gute thun, und kaum gedacht thun sie sich etwas zum Schaden. Oder sie wollen die Freiheit, sich irgend etwas leisten zu können, genießen, und bringen ein schäbiges Prunkstück, das gar keinen Lebenswert hat, mit nach Hause. Die Wollust der Willkür sollte uns aber immer zeigen, daß wir auf unrechten Wegen sind. Sobald die innere Notwendigkeit im Gebrauche unsers Eigentums für uns fehlt, fehlt uns das Recht dazu. Wir verwenden dann verkehrt für uns, was gut für uns gemeint war, oder mehr für uns, als uns erlaubt ist, und entziehen es damit seiner eigentlichen Bestimmung. Unser Eigentum wird in dem Maße, als das geschieht, Diebstahl.

* * *

Was wir nicht für uns „notwendig" brauchen, ist für andere bestimmt. Wir sind damit betraut, es ihnen zu übermitteln und zu ihrem Besten zu verwalten. Sie sind auf uns angewiesen wie wir auf sie. Wir sind Glieder. Jedes Glied verwendet sein Vermögen für das Ganze, zu dem es gehört, und macht es für die andern Teile so gut nutzbar, als es irgend kann. Was wir so den andern geben, oder für sie thun, sind keine Wohlthaten, sondern Pflichten, erfüllte Aufträge, notwendige Maßnahmen, wie wenn wir unsern Hunger stillen. Es ist nicht eine Sache der Barmherzigkeit, sondern der Redlichkeit. „Wohlthaten" kann man nicht mit anvertrautem Gute thun. Das wäre Mißbrauch. Das hat man einfach seiner Bestimmung zuzuführen. Barmherzig können wir nur mit dem Herzen sein. Infolgedessen kommt uns auch kein Dank für die Verwaltung unsrer Güter zum Besten der andern zu, wenn wir recht verwalten, was uns anvertraut wurde, sondern allein dem, der durch unsre Hand mitteilt, was ihm gehört.

So erhebt die rechte Stellung zum Eigentum den Austausch

dessen, was wir haben, auf ein Niveau, wo er überhaupt erst Menschen würdig und möglich ist. So lange wir es als etwas betrachten, dessen unbeschränkte Besitzer wir sind, kommt er gar nicht in Fluß, weil jeder mehr oder weniger hält, was er hat. Da fehlt die freie, lebendige Bewegung und Wechselwirkung. Geben wie Nehmen kostet Überwindung. Das Geben erhebt, und das Nehmen bedrückt, und beides ist vom Übel. Jede Hilfe oder gemeinnützige Schöpfung ist etwas Außerordentliches, wovon man ein besonderes Wesen macht, statt daß es etwas ganz Einfaches und Gewöhnliches wäre, das sich von selbst versteht und ebensowenig Aufhebens bedarf, wie wenn ich irgend einen Auftrag ausführe. Infolgedessen haben wir jetzt in jeder Beziehung noch gar keine Ahnung von dem gemeinschaftlichen Leben aus der Fülle des Vaters, wie es sein Wille ist. Das ist aber kein Wunder, denn es fehlt uns ja noch das gemeinschaftliche persönliche Leben, auf dem das wirtschaftliche ruhen und begründet sein muß, wenn es sich in allen seinen Vorgängen mit innerer Notwendigkeit entfalten soll.

Erst dann wird man auch sehen, daß man für die andern, soweit sie auf uns angewiesen sind, reichlich sorgen kann, ohne selbst darben zu müssen, daß wir uns nichts, was wir irgendwie zum Leben brauchen, versagen müssen, um andern zu helfen, daß gemeinschaftliches Leben aus Gottes Vermögen nicht arm, sondern reich macht. Vorläufig kann man das nur behaupten, aber nicht beweisen. Aber es ist doch augenscheinlich, daß wenn die Menschen nur das von ihrem Vermögen für sich verwenden, was sie „notwendig" brauchen, eine ungeheure Fülle zu anderweitigem Gebrauche übrig bleibt, und daß wir heute mit dem, was wir erübrigen können, für die andern nur deshalb nicht ausreichen, weil nur ganz vereinzelt die rechte Stellung zum Eigentum vorhanden ist, und die allermeisten die ihnen anvertrauten Güter nicht ihrer eigentlichen Bestimmung zuführen. Infolgedessen stehen die Ausnahmen in der Gefahr, über ihre Kräfte zu gehen, was ebensowenig in der Ordnung ist wie jede Überanstrengung.

Natürlich ist die Verwendung für andere ebensowenig Sache

der Willkür wie der eigne Gebrauch. Auch hier liegen Lebensgesetze zu Grunde, die das Verhalten bestimmen müssen. Das eine sprach ich schon aus: Nur das ist für andere bestimmt, was wir nicht notwendig für uns brauchen. Darben für andere ist ein Notstand der Übergangszeit, der mit der Neuordnung der Dinge verschwinden muß. Gleichgültig ist auch nicht, für wen ich mit meinem Gut eintreten soll. Hier gilt das Gesetz des Nächsten. Wer das ist, ergiebt sich vor allem ganz klar aus den sozialen Zusammenhängen, in denen wir stehen. Nächst unsern Kindern sind es für uns vor allem unsre Dienstboten, die auf uns angewiesen sind, für den Geschäftsmann sein Personal, für den Fabrikanten seine Arbeiter, für den Meister seine Gesellen, für den Gutsbesitzer sein Gesinde und seine Tagelöhner, für den Schiffseigner seine Matrosen, für den Bauunternehmer seine Maurer. In dem Maße als jemand in seiner ganzen Existenz von uns abhängt, haben wir ihm die Mittel zu gewähren, die er zu einem auskömmlichen und menschenwürdigen Dasein braucht, soweit uns das möglich ist. Dieser Gesichtspunkt wird in der neuen Zeit die Lohnfrage regeln. Außer diesem sozialen Gefüge bringt uns der Lauf des Lebens noch genug Menschen nahe, die durch die Umstände auf uns angewiesen werden. So führt dir Gott durch das Leben die zu, für die bestimmt ist, was er dir anvertraut hat. Also achte auf seine Fügungen, denn es sind seine Winke.

Ebensowenig kann darüber Unsicherheit herrschen, was und wieviel du ihnen geben sollst: was sie notwendig zum Leben brauchen. Und hier wird wieder im praktischen Falle ganz von selbst klar, was sie sofort in dieser Beziehung bedürfen. Das sollst du ihnen geben, nicht mehr und nicht weniger. Geben wir ihnen weniger, so enthalten wir ihnen vor, worauf sie berechtigte Ansprüche haben, geben wir ihnen mehr, so wirtschaften wir schlecht und entziehen es andern. Gewiß sollen wir reichlich geben, aber nicht zuviel. Denn unsere Verpflichtung mitzuteilen hebt nicht die Aufgabe auf, die jeder Mensch hat, sich durch Arbeit selbst zu verschaffen, was er braucht. Das Zuviel hemmt die Lebensenergie

des Empfängers, entmündigt ihn und macht ihn abhängig, entwürdigt und schädigt ihn. Vielmehr wird der treue Haushalter sorgfältig darauf achten, ob das, was er im Sinne seines Herrn ausgiebt, auch zum Leben verwandt wird, und nichts dadurch umkommen lassen, daß es der andere zu seinem Schaden gebraucht oder sinnlos vergeudet. Denn der Wille Gottes ist, den Menschen zum Leben zu verhelfen. Ihm soll alles dienen.

Schließlich wird die Anlage und Lebensführung jedes Menschen die nötige Aufklärung darüber geben, wie er seine Güter im Interesse des Ganzen, dem sie dienen sollen, zu verwenden hat. Das darf nicht Sache der Laune sein. Es enthüllt sich im persönlichen Leben und Schicksal der Sinn und Zweck unsers Daseins und bestimmt die Verwendung unsers Eigentums. Man soll doch nicht meinen, daß sie darin aufginge, Bedrückten und Unglücklichen aus der Not zu helfen. Nur zum geringsten Teile. Sobald nur einigermaßen unsre Zustände und Menschen in Ordnung und zur Vernunft kommen, wird es wenig Not geben, mit der der Einzelne nicht selbst fertig würde. Das Mitleiden mit dem Elend, das uns umgiebt, darf uns nicht für die großen Aufgaben zum Besten des Ganzen abstumpfen, die auf allen Gebieten darauf warten, daß sich die hinzufinden, denen Güter und Gaben dafür anvertraut sind. Jeder thue da das, wofür ihm der Sinn aufgeht, wofür ihm Gott das Auge öffnet. Es dient alles dem großen Unternehmen Gottes, die Menschheit zur Herrlichkeit und zum Ziele zu führen, ob jemand wissenschaftliche Forschungen ermöglicht oder als uneigennütziger Mäcen die Künste fördert, ob er dringende technische Probleme zur Lösung führt oder wirklicher Bildung Mittel zuführt, ob er verlassene Kinder heranzieht oder ringenden Menschen eine Freistätte persönlichen Lebens schafft, Einöden kultiviert oder die Wohnungsnot praktisch löst, gesunde Lebensweise verbreitet und ermöglicht oder Kolonien gründet. Für die ungeheure Fülle von Aufgaben, die sich für die Menschheit ergeben, wenn sie weiter will, giebt es eine Fülle von Vermögen in der Welt, die unendlich mannigfaltig beanlagten und eigentümlich geführten Menschen unterstehen. Einem

jeden zeigt Gott, wenn er nur aufmerken lernt, unmißverständlich, wie er das anvertraute Gut in seinem Sinne verwalten soll.

Wem der Sinn für diese Neuordnung der Dinge aufgeht, die kommen wird, und wer von ihm erleuchtet Blicke in das gelobte Land thut, in das wir ziehen, dem vergeht gründlich der Geschmack an jeder gleichen Verteilung der Güter oder ihrer grundsätzlichen Enteignung zum Besten des Staats, mag er noch so sehr unter der heutigen kapitalistischen Mißwirtschaft leiden. Unter allen unpersönlichen Lösungen können wir nicht gedeihen, weil wir Menschen sind. Sie sind ja auch alle, wie man sie sich im Einzelnen ausdenken mag, künstliche Gemächte klügelnden Verstands und keine natürlichen Gewächse unsrer Art. Darum können sie den Bedürfnissen des menschlichen Wesens und den Forderungen seiner Zukunft niemals gerecht werden. Die gleiche Verteilung wäre die schwerste Schädigung der persönlichen Eigenart und ihrer Bildung, die uns von außen treffen könnte. Sie würde die Lebensenergie, die sich zunächst beim Menschen immer im Kampf um's Haben äußert, durchaus lähmen, aber auch den Drang zu werden hemmen, da der gleiche Besitz den Leuten vorspiegeln würde, damit das gleiche zu sein. Das Gewebe gemeinschaftlichen Lebens würde aber gar nicht entstehen, wenn man nicht aufeinander angewiesen wäre. Gewiß bleiben die inneren Bedürfnisse. Aber erst das äußere Empfinden führt uns zum innern. Nehmt die äußere Not weg, so seid ihr stumpf gegen die innere. Eine staatliche Verwaltung aller Güter endlich wäre gar nicht möglich ohne eine allgemeine Kuratel, der sich jeder fügen müßte. Alle würden entmündigt, bevormundet, angewiesen und versorgt. Beamte würden alle einzelnen Bedürfnisse sachlich prüfen und befriedigen. Wenn alles glückt, ginge es vorzüglich wie in einer sorgfältig betriebenen Herdenwirtschaft, aber Menschen gäbe es nicht mehr.

* * *

Wir sollen das Gut, das uns anvertraut ist, verwerten, aber nicht vermehren. Das ist Sorge und Sache des Besitzers. Wenn wir aber, die wir mit ihm wirtschaften sollen, es benutzen, um mehr

Eigentum zu gewinnen, so gleichen wir dem Vormund, der mit Mündelgeldern für sich Geschäfte macht. Wir mißbrauchen es und entziehen es seiner Bestimmung. Wenn es uns unter der Arbeit unsrer Hände wächst, so wollen wir uns darüber freuen. Aber unser Absehen soll nicht darauf gerichtet sein. Denn sobald unser Ziel wird, mehr zu gewinnen, wird unser Vermögen uns Zweck, es gewinnt an sich Wert und selbständige Bedeutung, auch wenn wir uns sagen, wir wollten es nur zu größerer Verwertung vermehren. Es kommt aber alles darauf an, daß es nur Mittel zum Zweck und an sich wertlos bleibt. Das allein ist Wahrheit.

Die Aufgabe eines Kaufmanns ist nicht Geld zu verdienen, sondern durch sein Tauschgeschäft seinen Mitmenschen zu dienen. Sache des Fabrikanten ist nicht Schätze zu sammeln, sondern aus Rohmaterial Lebensmaterial zu schaffen. Und so überall. Was ihnen dabei zufällt, ist anvertrautes Gut, das sie ehrlicherweise nur annehmen dürfen, wenn sie alles, was sie nicht notwendig für sich brauchen, für die andern verwenden, wie es ihnen gewiesen wird. Ich meine, das liegt ganz klar auf der Hand, wenn wir unsre Gedanken nur einmal etwas von den landläufigen Bahnen entwöhnt haben. Sobald Geld, Vermögen, Güter Ziel unsrer Arbeit wird, geraten wir in Abhängigkeit davon. Wir fühlen uns als Besitzer und werden Besessene, sind nicht mehr im Stande, es recht zu gebrauchen, sondern werden von ihm gebraucht, verbraucht.

Daher ist mit allen, die reich werden wollen, nichts anzufangen. Die sind gebunden, befangen, geblendet. Mit denen dagegen, die, obwohl das Ziel ihres Lebensdranges nicht in der Linie ihres Habens, sondern ihres Seins lag, reich geworden sind und die rechte innere Stellung zu ihren Gütern einnehmen, ist sehr viel anzufangen, und um so mehr, je feiner ihr Spürsinn für die göttliche Bestimmung ihres Vermögens ist. Die Schärfe und Klarheit dieses Blicks setzt voraus, daß der Mensch ganz unbefangen und überlegen dem Gelde gegenüber steht. Sowie es ihn einnimmt, trübt er sich bis zu voller Blindheit, die nicht mehr die Welt der Wirklichkeit sieht, sondern nur die Welt des goldnen Scheins sich einbildet.

Alles Vermögen, das nicht verwertet wird, ist totes Kapital. Es wird nicht lebendig und schafft nicht Leben. Ein Vermögen also, das sich nur verzinst, um sich zu vermehren, ist totes Kapital und liegt brach. Es wird seiner eigentlichen Bestimmung vorenthalten. Ein Vermögen dagegen, das zur Verwertung verbraucht wird, ist lebendiges Kapital und bleibt es. Ihm gilt die Inschrift: inserviendo consumor. Aus seiner Asche steigt eine Schöpfung auf, und in Menschen lebt es fort. Es geht also nicht verloren, sondern wird in Lebendiges verwandelt. Damit ist es seiner Bestimmung zugeführt, wenn anders es unsre Aufgabe war, damit etwas zu schaffen, zu leisten, wofür wir in besondrer Weise Sinn und Verständnis hatten, wozu wir ausdrücklich geführt wurden. Hat es erreicht, was es sollte, so sind wir möglicherweise unsrer Verpflichtung ledig. Andre sind für die neuen Formen, in denen es jetzt erscheint, verantwortlich. Das ergiebt sich jedesmal ganz klar aus den Verhältnissen.

Dürfen wir überhaupt nicht Schätze sammeln, so dürfen wir es auch nicht für unsre Nachkommen. Daß jeder Mann die Zukunft seiner Frau und die Erziehung seiner Kinder mit dem, was ihm anvertraut wird, sicher zu stellen sucht, ist gewiß ganz in der Ordnung. Denn es ist uns nicht bloß gegeben, daß wir davon leben sollen, sondern auch unsre Familie. Ja die erst recht, denn sie gehört nicht nur zu uns, sondern ist auch in erster Linie auf uns angewiesen. Das mag jeder so reichlich thun, wie alles nach Gottes Willen geschehen soll. Aber der Zweck unsrer Güter und des wachsenden Vermögens ist nicht, die Kinder mit reichem Erbe auszustatten. Das ist eine verhängnisvolle Wirkung der verkehrten Stellung zum Eigentum, deren Verwüstungen offen zu Tage liegen. Ohne sie wäre die Ehe niemals zu dem schmählichen Geldgeschäft erniedrigt worden und hätte nicht ihre erhebende und bildende Bedeutung eingebüßt. Ohne sie hätte die Verweichlichung, Rückgratschwäche und Lebensfeigheit in der sogenannten gebildeten Männerwelt niemals diese Ausdehnung gewonnen, denn jeder wäre gezwungen gewesen, auf eigne Füße zu treten und sich selbst eine

Position zu schaffen. Ohne sie gäbe es nicht das verheerende Ungeheuer des schrankenlosen Kapitalismus.

Das Erbrecht hört aber damit nicht auf, wenn die rechte Stellung zum Eigentum gewonnen wird, sondern es wandelt sich nur. Jeder, dem Güter anvertraut sind, hat die heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie auch nach seinem Tode im Sinne des rechtmäßigen Eigentümers verwertet werden, und wenn er Verständnis für die persönliche Wirtschaft im Reiche Gottes gewonnen hat, wird er sich hüten, die Verwaltung irgend einer unpersönlichen Institution, sei es dem Staat oder der Kirche anzuvertrauen, sondern er wird sich einen Nachfolger suchen, auf dessen Einsicht und Treue er sich verlassen kann. Das natürliche wäre es, daß das die Kinder sind. Denn sie sind im Geiste des Hauses aufgewachsen und haben Verständnis für die rechte Verwaltung durch jahrelange Teilnahme gewonnen. Aber wenn das nicht der Fall ist, wenn ihre Stellung zum Eigentum eine andre ist, kann es kein Mensch verantworten, ihnen auch nur einen Pfennig von dem zu übergeben, was ihm anvertraut wurde. Das wäre treulos und unredlich. Dann muß er sich jemand suchen, der ihm gleichgesinnt ist. Für die Erbfolge ist also nicht die Blutsverwandtschaft, sondern die Gesinnungsverwandtschaft entscheidend.

* * *

Nur Gedanken über das Eigentum wollte ich den Lesern mitteilen, nicht eine umfassende und abschließende Behandlung des Problems. Dazu ist die Sache noch zu sehr zukünftig. Es sind nur einzelne Gesichtspunkte, um anzuregen, umdenken zu lernen, und das, was uns anvertraut wurde, neu, recht, wahr aufzufassen und zu behandeln. Man könnte sich in Gedanken darüber verlieren, so umwälzend ist die neue Richtlinie, die wir Jesus verdanken. Aber es ist besser, daß wir uns nicht darin verlieren oder es systematisch ausdenken, sondern jeder für uns die rechte innere Stellung zum Eigentum zu gewinnen suchen. Wenn wir sie ganz frei, ungezwungen, unwillkürlich einnehmen, werden wir uns auch recht

verhalten. Sie darf nicht bloß eine Anschauung sein, der wir huldigen, sondern ein unmittelbares eingebornes Bewußtsein, das wir haben. Wir huldigen ja so vielem, was wir nicht haben. Dann ergiebt sich alles für uns von selbst, was wir zu thun und zu lassen haben, sogar für die gegenwärtige schwere Übergangszeit, in der wir leben.

Es giebt heute so viele wohlhabende Menschen feinen Empfindens, die eigentlich beim Gebrauch ihrer Güter immer ein unruhiges Gewissen haben, weil sie nicht das Gleichgewicht und die innere Sicherheit in der Verwendung für sich und für andere finden. Ihnen sollen diese Gedanken zur Klarheit verhelfen und zur Ruhe innerer Gewißheit. Andre dagegen, die gleichmütig ihr Eigentum nach Maßgabe der Wahrheit und des Lebens mißbrauchen und vergeuden, ohne zu ahnen, was sie thun, sollen dadurch aus ihrer Ruhe aufgestört werden, damit sie zur Besinnung kommen.

Veranlaßt aber hat mich zum Schreiben darüber noch ein Nebengedanke, den ich doch ausdrücklich aussprechen möchte, obgleich er schon deutlich genug aus dem Eingang spricht. Es giebt so viele Menschen, die mit bewundernswerter Naivität und Illusionsfähigkeit des Glaubens leben, daß sie Jünger Christi seien, Glieder des Reiches Gottes, Erlöste, oder wie sie sich ausdrücken. Die möchte ich gern durch die Frage beunruhigen, ob bei ihnen denn etwas von der Neuordnung der Dinge zu spüren ist, die Jesus bringen will, z. B. in der Stellung zum Eigentum und seiner Verwendung. Ich habe keine Sprüche zitiert, aber einen will ich ihnen doch ins Stammbuch schreiben: So ihr in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer will euch das Wahrhaftige anvertrauen? Und so ihr in dem Fremden nicht treu seid, wer will euch geben das, was euer ist?

M.



